ARCHIV

für

das Studium der

NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

III. Programmenschau.

IV. Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Vorwort.

Indem das Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen in seinen zweiten Jahrgang tritt, fühlen sich die Herausgeber vor Allem gedrungen, den vielen tüchtigen Männern, die zur Ausführung des Unternehmens ihre Hand geboten, den herzlichsten Dank darzubringen. Ueberraschend groß war schon die Anzahl derer, die beim Beginne der Zeitschrift ihre Hülfe zusagten und fortwährend mehrte sich diese Zahl, so daß wir uns jetzt von mehr als hundert Mitarbeitern aus dem In- und Auslande, von Universitäts- und Gymnasiallehrern, wie von Realschulmännern unterstützt sehen. Diese so reichlich zugesagte und theilweise schon bethätigte Hülfe, und die erfreuliche Aufnahme, welche die Zeitschrift bei dem Publikum gefunden, glauben wir als ein Zeichen ansehen zu dürfen, daß unser Unternehmen einem wohlbegründeten und anerkannten Bedürfnisse entspricht. Ueber Aufgabe, Zweck und Plan des Ganzen ist in der Einleitung des ersten Heftes und in einem besonders versandten Prospektus das Nöthige gesagt worden; auch können die zwei bereits erschienenen Hefte vom dem, was die Zeitschrift will und erstrebt, eine ungefähre Anschauung geben, wenn es gleich nicht möglich war, schon im ersten Bande die verschiedenen Seiten derselben gleichmäßig hervortreten zu lassen. So weit wir die Stimmen darüber vernehmen konnten, haben Plan und Gebietsumfassung der Zeitschrift im Ganzen Billigung

gefunden; nur sähe man von manchen Seiten das Italienische gern mehr berücksichtigt, — ein Wunsch, dem wir in spätern Heften möglichst zu entsprechen bemüht sein werden. Die höchst dankenswerthen, auf die Organisation des Archivs bezüglichen Vorschläge des Herrn Dr. Mager (Pädag. Revue, Novemberheft 1846) erhielten wir zu spät, um darnach noch die Gestalt des vorliegenden Heftes modificiren zu können. Wir werden sie, so wie mehrere andere Beurtheilungen, womit die Zeitschrift bereits beehrt worden, in gewissenhafte Erwägung ziehen, und Alles was uns davon zweckdienlich und förderlich scheint, wenn auch nur stufenweise, zu verwirklichen suchen.

Die Herausgeber.

Nekrolog.

Johann Heinrich Foelsing *).

Wer die bescheidene Laufbahn des Jugendlehrers erwählt, dessen Leben ist selten ein vielbewegtes und durch äußere Schicksale anziehendes. Die Wirksamkeit des Schulmannes ist still und geräuschlos, so fließt auch sein Leben still und geräuschlos dahin. Auch das Leben des Mannes, an welchen die nachfolgenden Zeilen erinnern sollen, floß still und geräuschlos dahin. Wenn es aber doch dabei in einer für den Schulmann ungewöhnlichen Weise bewegt war, so liegt der Grund davon nicht etwa in irgend einer Außerordentlichkeit der Stellung, sondern in dem immer strebsamen Geiste, der den Verstorbenen beseelte.

Johann Heinrich Foelsing wurde zu Berlin am 18. Februar 1812 geboren. Seit seinem elften Lebensjahre besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium. Die Klassen von Quarta bis Secunda durchlief er in dem gewöhnlichen Zeitmaße. In Prima aber ging seine geistige Entwickelung mit einer solchen Schnelligkeit vor sich, daß er schon nach einem nur einjährigen Aufenthalte in dieser Klasse Michaelis 1830 als reif zur Universität entlassen werden konnte.

---

*) Viele haben gewiß mit uns den schmerzlichen Verlust beklagt, den die Wissenschaft durch den Tod des trefflichen Foelsing erlitten hat und obgleich sein Leben und seine Wirksamkeit bereits an mehreren Orten (S. Violet's rührende Schilderung in der Vorrede zur dritten Aufl. von Foelsing's Gram. zweiter Theil; ferner die Rede des Director Kraner im Progr. des franz. Gymnasiums in Berlin 1846; die Todesanzeige, welche der akadem. Rath und das Lehrer-Collegium des franz. Gym. am 17. Juli in der Berliner Vossischen Zeitung erließen.) in gebührender Weise Anerkennung gefunden hat, so glaubten wir es doch unseren Lesern und uns selbst schuldig zu sein, auch unsererseits unserem hochverehrten Mitarbeiter ein Lebewohl zuzurufen. Herr Dr. Holzapfel, der langjährige Freund unseres Foelsing, war so gütig auf unsern inständigen Wunsch eine Characteristik des Dahingeschiedenen zu entwerfen und aufrichtig sagen wir ihm dafür unseren herzlichen Dank. Die Red.

Schon auf dem Gymnasium war die Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaft mit großer Entschiedenheit in ihm hervorgetreten, namentlich für die Mathematik und die neueren Sprachen. Durch seine Herkunft mütterlicher Seits der in Berlin ansässigen französischen Colonie angehörig, sprach und liebte er das Französische als seine zweite Muttersprache. Durch Eigenthümlichkeit seines Geistes mehr der modernen als der antiken Welt zugekehrt und durch Verwandte, Männer des praktischen Lebens, auf die Nothwendigkeit neuere Sprachen zu erlernen hingewiesen, beschäftigte er sich in seinen Privatstudien auch mit dem Englischen und Italienischen noch so weit, daß er bei seinem Abiturienten-Examen die damals noch üblichen historischen Ausarbeitungen in der französischen, englischen und italienischen Sprache anfertigen konnte.

Während seiner akademischen Lehrjahre auf der Universität Berlin machte er die Mathematik zum Mittelpunkte seiner Studien. — Wie bei den meisten Menschen von einiger Bedeutung entwickelte sich auch bei ihm während der Universitätszeit die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Characters mit der größten Entschiedenheit. Einerseits hingegeben der abstraktesten aller Wissenschaften, die nur die Kräfte des kalten Verstandes in Bewegung setzt, die weil sie nie und nimmer mit Herz und Gemüth in Berührung tritt, sehr häufig prosaische Naturen zu ihren Jüngern zählt, kannte er andrerseits keinen höheren Genuß, als den der Poesie, der warmen glühenden Poesie Schillers. Einerseits in den höchsten Sphären des Gedankens, in der Ideenwelt sich bewegend, hatte er andrerseits den offensten Sinn für die Wirklichkeit des Lebens. Er wußte, daß das Leben in seiner Vielgestaltigkeit nicht ergriffen und begriffen wird im Staube der Bücher, sondern durch die Unmittelbarkeit der Anschauung. Einerseits begeistert für sein Vaterland, begeistert für das Große, Edle und Schöne in deutscher Nationalität, begeistert für das tiefe Gemüth des Deutschen, hatte er andrerseits inneren Drang nach Frankreich hin, eine Empfänglichkeit für französische Sitte, für französisches Sein und Wollen.

So kam es, daß er nach vollendeten Universitätsstudien sich nach Paris begab, um dort an sprudelnder Quelle das Leben zu begreifen, die französische Nationalität zu erkennen.

Während seines zweijährigen Aufenthalts in Paris setzte er seine mathemathischen und sprachlichen Studien mit großem Eifer fort und suchte, bevor er in sein Vaterland zurückging, durch eine Reise nach England auch vom brittischen Wesen in lebendiger Anschauung ein begründetes Urtheil zu gewinnen.

Nach Berlin heimgekehrt, erwarb er sich im Jahre 1836 an der dortigen Universität durch Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation De integralibus definitis die philosophische Doctorwürde. Seine Studien hatten ihn zur pädagogischen Laufbahn geführt. Nach wohlbestandenem Oberlehrerexamen begann er dieselbe am Kölnischen Realgymnasium zu Berlin Ostern 1836, wurde noch in demselben Jahre an das Friedrich-Werder'sche Gymnasium ebendaselbst als Lehrer der Mathematik und des Englischen angestellt, Ostern 1838 vom Kölnischen Gymnasium wieder gewonnen, Michaelis 1839 aber an das französische Gymnasium zu Berlin berufen. Dieser Anstalt gehörte er bis zu seinem Tode an. Zugleich aber wirkte er zu verschiedenen Zeiten noch an anderen Schulen, besonders als Lehrer der englischen Sprache.

Seine Wirksamkeit als Lehrer auf diesen Anstalten war außerordentlich fruchtbringend. Von Seiten des Staates wurde sie dadurch anerkannt, daß

Hoffnung des Jünglings, den Boden des herrlichen Landes zu betreten, durch die günstige Lage der Lebensverhältnisse im Mannesalter entgegenreift.

Auch in Foelsing erwachte schon in früheren Jahren die Sehnsucht nach Italien. Aber dieser Sehnsucht nach Italien, dem Ausdrucke seiner poetischen Natur, trat die Sehnsucht nach Frankreich als der Ausdruck seiner praktischen Natur gegenüber und errang in der oben erwähnten Reise nach Paris den Sieg. Während nun bei der Mehrzahl das poetische Feuer bald erlischt, spätere Reisen mehr praktische Lebenszwecke verfolgen, Wanderungen aber, wie sie die Jugend im poetischen Drange unternimmt oder zu unternehmen sich sehnt, bei Seite gelassen werden, finden wir bei unserem Freunde fast das umgekehrte Verhältniß.

Etwa ein Decennium war seit seiner praktischen Reise verflossen, da begann er seine poetische Wanderung. Er nahm seinen Weg von Berlin über Paris, lebte dort der Erinnerung einige Wochen und ging dann in den Süden, um von Marseille aus den schnellsten und kürzesten Weg nach Rom einzuschlagen.

Wie er aber in Marseille die deutlichen Spuren naher und schneller Verbindung mit dem afrikanischen Leben wahrnahm, da ergriff es ihn mächtig, erst einen schnellen Blick zu thun in die fabelhafte Natur dieses glühenden Südens. Und so fuhr er hinüber nach Afrika, sah die leuchtende Piratenstadt, sah die dunklen Söhne Afrika's, die frei schwärmenden Kinder der Natur gebändigt, wie sie mit stiller Wuth ihr Joch trugen, sah das bunte Gemisch der Völker: Araber, Neger, Juden, Franzosen, Italiener, Deutsche, sah den Triumph der Civilisation über die rohe gewaltige Natur.

Von Algier hätte er unmittelbar nach Italien gemacht, aber dahin geht keine geregelte Seeverbindung. Ueber Marseille ging sein Weg nach Rom und Neapel. Er verlebte den Winter 18⁴⁴/₄₅ in Italien.

Aber in Italien wie in Afrika war es wiederum das Leben, das ihn vorzugsweise anzog. Die eigenthümliche Gestaltung des oft so phantastischen Lebens hier wie dort beschäftigte seine Einbildungskraft mehr als was Afrika an Natur, Italien an Kunst und Natur darbietet. Der poetische Duft, von dem hier die Erscheinungen aller Lebensformen erfüllt sind, der war es was ihn entzückte.

Kunst, Natur und Leben — sie alle drei haben ihre Poesie. Foelsings Gemüth war minder geöffnet für die Poesie der Kunst und der Natur als für die Poesie des Lebens. Dies hatte zum Theil einen physischen Grund, den, daß er an dem Genusse der bildenden Kunst wie an dem Genusse der Naturschönheit durch Schwäche und Kurzsichtigkeit seines Auges gehindert wurde. Das war ein Grund, aber es war nicht der einzige. Der andere und wesentliche war die Eigenthümlichkeit seiner Natur, wie sie schon oben näher bezeichnet ist. Die verschiedenen Zweige der Kunst standen ihm nahe oder fern je nachdem sie die Wirklichkeit des bewegten Lebens als die Möglichkeit ihrer Existenz setzen. Während ihn daher die Dichtkunst, besonders die dramatische, als derjenige Kunstzweig, der die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse zu seiner nothwendigen Grundlage hat, zur höchsten Begeisterung zu erheben vermochte, stand er in einem fast feindlichen Verhältnisse zur Musik, d. h. zu der Kunst, die ihrem innersten Wesen nach nichts zu thun hat mit der Wirklichkeit des bewegten Lebens, die ihrem Inhalte nach gedacht werden kann ganz ohne das Substrat des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft. Er hat nie Freude an der Musik gehabt, nie durch sie sich erhoben gefühlt.

Aber er war darum nicht ungerecht gegen die Verehrer dieser Kunst. Er erkannte sich als einen Ungeweihten auf diesem Gebiete und beschied sich eines weiteren Urtheils. Wie denn das überhaupt eine der schönsten und charakteristischen Seiten seiner Natur war, daß er immer nach einem gerechten, unbestochenen Urtheil strebte. Wo er seine Ansicht als eine irrthümliche erkannte, da war er gern und freudig bereit, sie auch als solche zu bekennen. Nichts lag ihm ferner als aus falscher Schaam seine einmal aufgestellte Behauptung gegen bessere Ueberzeugung hartnäckig zu behaupten, oder vorschnell und unüberlegt ein Urtheil über Dinge oder gar über Personen zu fällen. Hat er je mit Entschiedenheit und in strenger, selbst verletzender Weise seinen Unwillen ausgesprochen, so war es gegen ein solches vorschnelles Aburtheilen.

Daher war es so wohlthuend, mit ihm einen Ideenaustausch zu pflegen in leichter Unterhaltung wie in wissenschaftlicher Disputation, daher war er so gern gesehen im geselligen Verkehr. In den zahlreichen Kreisen, die sich ihm öffneten, war er gar häufig der Mittelpunkt der Gesellschaft; seine liebenswürdige Laune, seine unverwüstliche Heiterkeit wirkten elektrisch auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft und selten verließ man einen solchen Kreis, ohne die angenehmsten Erinnerungen an ihn mitzunehmen.

Und doch konnte er verkannt werden. Wer ihm nicht näher stand, der hielt ihn wohl für kalt und berechnet wo er besonnen war, für kalt und theilnahmlos wo er ruhig war. Er kalt und theilnahmlos! Ihm fehlte, bei aller Gewandtheit, die er sonst besaß, das gefällige einschmeichelnde Trosteswort in leichtem wie in schwerem Mißgeschick und Ungemach, aber in seinem Innern nagte auch ihm der Seelenschmerz des Freundes. Daß er die Forderungen des Lebens sich klar machte und nicht in jugendlicher Schwärmerei die Welt sich anders träumte als sie ist — darum galt er als berechnet. Er fühlte zart und innig, tief und herzlich. Aber die Tiefe seines Gemüthes hat sich nur wenigen ganz erschlossen. Sie sollte sich einem geliebten weiblichen Wesen noch erschließen — es war sein fester Wille, nur zuvor sollten die kräftigenden Fluthen der Ostsee ein körperlich verstimmendes Mißbehagen hinwegspülen – die Fluthen der Ostsee rissen ihn selbst hinweg den Freund, den Geliebten!*)

Ὃν θεοὶ φιλοῦσιν ἀποθνήσκει νέος.

Berlin.

R. Holzapfel.

*) Er starb im Seebade Colberg am 8. Juli 1846 während des ersten Bades vom Schlagfluß getroffen.

er im Jahre 1843 den Professortitel erhielt. Sie ist von einem seiner vieljährigen Freunde, der in früheren Jahren als sein Kollege, in späteren als sein Direktor mannichfache Gelegenheit hatte, ihn in seiner praktischen Lehrthätigkeit zu beobachten, in kurzen Zügen treffend folgendermaßen geschildert *).

„Die ihm anvertraute Jugend nach Maaß der Kräfte, die ihm der Herr verliehen, zu fördern sowohl durch gründliche Unterweisung in den ihm übertragenen Fächern, als durch Leitung und Ausbildung ihres ganzen Wesens, war ihm die aus inniger Liebe zu seinem Berufe erwachsene Hauptaufgabe seines Lebens: er war Jugendlehrer in vollem Sinne des Wortes. Daher kam die strenge Gewissenhaftigkeit in der Ausübung aller der Pflichten, die ihm sein Amt auflegte; daher das unermüdliche Streben, durch ein immer erneuertes Durcharbeiten des zu behandelnden Lehrstoffes eine immer größere Klarheit und Einfachheit im Lehren und damit eine immer größere Sicherheit des Erfolges zu erlangen; daher die nie ermüdende Geduld in der immer sich erneuernden Unterweisung auch der weniger begabten oder nachlässigen und leichtsinnigen Schüler; daher aber auch der Ernst, mit welchem er stets auf die Erfüllung der Pflichten von Seiten seiner Schüler drang, ein Ernst, in welchem er sich als ihr treuster und wahrster Freund bewährte, und welchem man die reinste Quelle, aus der er floß, nämlich eifrige Sorge um das Wohl der ihm anvertrauten Jugend, stets anfühlte. Einem solchen Streben und Wirken konnten die Erfolge nicht fehlen, die allein die wahre Belohnung des Lehrers sind: kräftige wissenschaftliche Förderung und herzliche Achtung und Liebe seiner Schüler. Beides hat der Verstorbene während seiner verhältnißmäßig kurzen Lehrerlaufbahn in reichem Maße erfahren. Aber wenn er so in seinem speciellen Verhältnisse zu den Schülern, die er zu unterrichten hatte, seinen Pflichten in so ausgezeichneter Weise genügte, so that er es nicht minder in seiner ganzen Stellung zu den Anstalten, denen er angehörte, im Allgemeinen. Denn er war weit entfernt, zu glauben, daß, wenn er den ihm aufgetragenen Unterricht nach besten Kräften ertheilt und alles darauf Bezügliche erfüllt habe, nun Alles geschehen sei, was ihm obliege: er fühlte lebhaft, daß eine Schule ein lebendiges Ganze sei, in welchem sich die Thätigkeit der Einzelnen nicht mechanisch aneinander setzen und von einander trennen läßt, sondern in welchem jeder wirksam thätig das Ganze stets im Auge haben, sein Wohl, seine Förderung nach allen Kräften anstreben müsse. Freilich läßt sich die Art, wie das geschehen muß, nicht in bestimmte Regeln fassen, weil die Aufgabe unter den stets wechselnden Verhältnissen eine immer neue ist: die Erkenntniß dessen, was da zu thun sei, kann nur hervorgehen aus der vollen Hingabe, der lebendigen Theilnahme an dem Wohle des Ganzen. Und diese Hingabe, diese Theilnahme besaß der Verstorbene in hohem Maße: daher seine rege und kräftige Thätigkeit für Alles, was zur Förderung der Zwecke der Anstalt dienen konnte, seine nie ermüdende, entgegenkommende Bereitwilligkeit im Helfen, wo es nur immer Noth that, sein eifriges und dabei stets besonnenes Denken auf Verbesserungen des vorhandenen Zustandes.“

Aus diesem „eifrigen und dabei stets besonnenen Denken auf Verbesserung des vorhandenen Zustandes“ ging auch seine literarische Thätigkeit hervor. Zwar mit demselben Feuer wie in früheren Jahren die reine Wissenschaft ver-

*) Programme d'invitation à l'examen public du coll. etc. Berlin 1846.

ehrend und von dem sehnsüchtigen Verlangen erfüllt, ihr mehr leben zu können als es sich mit seiner Berufsthätigkeit einen ließ, war doch sein immer den praktischen Gesichtspunkt festhaltender Sinn durch das Leben so sehr gesteigert, daß der größte Theil seiner literarischen Erzeugnisse aus dem Kreise der strengen Wissenschaft heraustrat und die Schule sich zur Aufgabe stellte. Ihm, dem wissenschaftlich gebildeten Manne, dem scharfen Denker, dem einsichtsvollen Lehrer, konnte der Zustand, in welchem er viele der literarischen Lehrmittel vorfand, nicht genügen.

Vor Allem war es der englische Unterricht, der ihm der angemessenen Lehrbücher zu entbehren schien. So entschloß er sich, zunächst auf diesem Gebiete für Abhülfe zu sorgen und schon im Jahre 1840 gab er sein „Lehrbuch der englichen Sprache" heraus. Die Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks, die Kürze und Schärfe der Regeln, die richtige Gruppirung des Lehrstoffes, der pädagogische Takt in der Wahl der Beispiele verschaffte dieser Grammatik so schnell Verbreitung, daß im Jahre 1842 eine zweite Auflage derselben nöthig wurde. Diese zweite, vielfach verbesserte und erweiterte Ausgabe war in gleicher Weise bald vergriffen. Der Verfasser hatte so eben die letzte Feile an die dritte Bearbeitung seines Lehrbuches gelegt — wenige Stunden danach war er nicht mehr unter den Lebendigen *).

Ueberzeugt, daß Geist und Gemüth der lernenden Jugend erstarken und erwarmen an den Erzeugnißen der größten Dichter, führte er seine Schüler bei dem Unterrichte in der englischen Sprache frühzeitig zu Shakespeare. Ueberzeugt aber andrerseits, daß, was dem Manne fromme nicht überall auch dem Knaben und Jüngling eigne; überzeugt, daß der Jugend nur das Sittige und Unanstößige gegeben werden müße, veranstaltete er eine besondere Schulausgabe Shakespeare'scher Dramen („Dramen von Shakespeare, zum Schulgebrauch bearbeitet. Berlin 1843."), in welcher alle Schlüpfrigkeiten weggelassen sind, ohne daß der Poesie der Dramen dadurch Eintrag geschieht.

So wie er auf dem Gebiete der englischen Grammatik selbstständig sich eine Bahn brach, so auch in einem anderen sehr heterogenen Zweige des Unterrichts, im praktischen Rechnen. Hier erschien ihm die übliche Methode zu sehr losgelöst von dem wirklichen Leben, ohne Rücksicht auf die Natur des Knaben entwickelt. Was er hier Neues geleistet, ist ersichtlich aus seinem „Rechenbuch für die preußischen Gymnasien und Bürgerschulen." (2 Theile. 1844 und 1845.)

Was sonst von seinen ausgeführten und bis jetzt schon ans Licht gestellten literarischen Erzeugnißen genannt werden muß, gehört drei sehr verschiedenen Gebieten an. Zuerst eine mathematische Abhandlung in dem Programme des französischen Gymnasiums von 1841 („Mémoire sur la substitution d'une variable imaginaire dans une intégrale définie"), über welche Kenner ein sehr günstiges Urtheil gesprochen haben. — Dann eine grammatische Abhandlung („Ueber Tempora und Modi der englischen Sprache"), von deren geistigem Gehalte die Leser dieser Zeitschrift sich schon selbst werden überzeugt haben. — Endlich Reiseerinnerungen im Ausland 1845.

Der wunderbare Zauber, der für den klassisch Gebildeten schon in dem Namen Italien liegt, übt seine Allgewalt auf das Gemüth aus, wenn die

*) S. die Vorrede der von Brennecke besorgten dritten Ausg. Berlin 1846.

I. Abhandlungen.

Studien über deutsche Dichter.

I. Freiligrath.

Vor vier Jahren begann ich eine größere Arbeit, die Studien, Kritiken, Parallelen u. s. w. zur Kenntniß „deutscher Dichter der Gegenwart" enthalten sollte, aber mit dem zweiten Heft einging. Daß ich sie nicht fortsetzte, dazu trug theils der Umstand, daß der Verleger das zweite Heft zu spät nach dem ersten ausgab, wodurch die Käufer stutzig wurden, theils der unangenehme Zufall bei, daß C. Hense ein Buch erscheinen ließ, welches seltsam genug gerade denselben Titel führte und in einigen Monaten vollständig da war. Meine „deutschen Dichter der Gegenwart" fanden übrigens in den mir zu Gesicht gekommenen Beurtheilungen den Beifall der Kritik, oder kamen doch, wenn sie neben Hense recensirt wurden, besser weg als dieser. Ich halte auch noch immer solche Studien für zweckmäßig. Wenn ich daher hier im Archiv einige derselben niederlege, so geschieht es nicht etwa, um alte, nun vergilbte Vorarbeiten an den Mann zu bringen, sondern um die Poeten der Jetztzeit dem Lehrer im frischen Andenken zu halten und für den Unterricht im Deutschen so weit auszubeuten, als es geschehen mag. Gerade darum fange ich hier wieder mit Freiligrath an, wie dort; man wird sehen, daß derselbe sich auch noch aus einem andern Standpunkte betrachten läßt und daß ich zugleich in den letzten Jahren unsere Dichter nicht aus den Augen verloren habe. — Es gibt nur wenig moderne Poeten, an welchen man das Wesen der heutigen Poesie vielseitiger

nachweisen kann, als an Freiligrath. Was zunächst den Gehalt der Dichtung betrifft, die wesentlichen Gedanken, denen der Dichter in seinen Reimen eine eigenthümliche Welt zu bauen versuchte, so zeigt sich ein großer Zwiespalt, wenn man Freiligrath's frühere und spätere Gedichte vergleicht — mitten in dem Riß steht sein Aufenthalt zu Darmstadt, 1842 und 1843, seine Verheirathung, mit welcher er gleichsam von seinen Wanderzügen aus dem Orient, von seinen Fahrten über Meer heimkehrte und sich im Vaterlande niederließ. Sein Liebesfrühling war kurz und trieb nur wenige erotische Blüthen, die nicht einmal das Wohlgefallen vieler verwandten Herzen erregten. Dagegen richtete er nun sein Auge auf politische Zustände. Der Mangel an philosophischer und historischer Durchbildung ließ ihn indessen hier Mißgriffe thun, deren Folgen seine ganze poetische Weltanschauung in Frage stellten. Zuerst noch vertheidigt er einen „Diego Leon;" er will nicht politischer Sänger im gewöhnlichen Style sein, denn

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Für die, welche bereits die Fahne der politischen Lyrik geschwungen hatten, war dieses eine willkommene Blöße, auf welche sie sofort mit empfindlichen Hieben eindrangen. Zuerst und am lautesten ward der Führer aller damaligen politischen Dichter, G. Herwegh, vernommen:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.
Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer.
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln,
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Andere Angriffe blieben nicht aus; sie warfen einen Brand in die Seele des Dichters, dessen Gluthen bald zünden sollten. Zuvor geschah jedoch das Unerwartete. Freiligrath, dessen ungünstige

äußere Verhältnisse bekannt zu werden anfingen, erhielt durch die Verwendung Alexanders von Humboldt, wie man glaubt, vom König von Preußen die vielbesprochene Pension von dreihundert Thalern. Es war dies eine, wenn gleich nur geringe Anerkennung, die aber in dem Leben des Dichters eine verhängnißvolle Rolle spielen sollte. Noch unentschieden, für welche Partei er sich erklären solle — denn daß er in der Gegenwart Partei ergreifen müsse, sah er auch ohne Herwegh's Deklamation ein — zog er im Sommer 1842 zuerst nach St. Goar über. Das muntere Leben und Treiben am Rhein, wo er früher gelebt hatte, nahm ihn sogleich in Anspruch, er bekam Besuche über Besuche. In Marienberg bei Boppard brachte der Amerikaner Longfellow, den Freiligrath durch treffliche Uebersetzungen bei dem deutschen Publikum einführte, jenen Sommer zu. Dieser Amerikaner, ein seltener Verehrer moderner deutscher Lyrik, traf dort häufig mit ihm zusammen. Beide übersetzten. Die Politik schien mehr in den Hintergrund zu treten. — Nachher wurde der Dichter mit Hoffmann von Fallersleben näher bekannt, und dieser gab wohl dem noch schwankenden jüngern Kunstgenossen die Richtung, in welche er, selbst für einen guten Theil seiner Freunde ganz unerwartet, mit dem „Glaubensbekenntniß“ sich rasch geworfen hatte. Wir setzen die Folgen dieser Umwandlung, als hinlänglich bekannt und über Gebühr hin und her besprochen, voraus. Freiligrath zog zunächst nach Brüssel, dann in die Nähe von Zürich, wo ihm das erste Kind geboren wurde. Neuerdings ist er nach England übergesiedelt, um dort wieder in eine bürgerliche Stellung — in ein kaufmännisches Comtoir — zurückzugehen, die er vielleicht besser nie verlassen hätte. Die Frage, wie weit die Lyrik berechtigt sei, sich aus der Tagespolitik ihre Stoffe zu holen, mag füglich hier unentschieden bleiben, weil sie zu weit führen würde, nur so viel sei bemerkt, daß nach meiner Ansicht Freiligrath durchaus nicht zum politischen Dichter geeignet ist. Das Herz eines solchen muß inmitten des Volkes liegen, alle Wehen und Wunden desselben müssen in diesem Herzen nachzucken — bisweilen prophetisch vorzucken! — für ihn darf es außerhalb der Marken des Vaterlandes kein Land mehr geben, welches er preisen und für das er schwärmen könne. Ja, der wahre politische Dichter muß so einseitig sein, wie eben gesagt; darum ist keiner der in der Gegenwart sogenannten politischen Lyriker dies auch in Wahrheit; ihre Begeisterung ist eine künstliche, ihre Liebe ein hohler Pathos; sie hängen sich krampfhaft an Einzelheiten oder Persönlichkeiten, die

am Ende nicht einmal so erheblich sind, wie sie wähnen. Die Vielseitigkeit dieser Dichter macht es unmöglich, daß sie groß sind im vaterländischen Gesang und daß sie die rechten Saiten anschlagen. Wie sollte sich das auch reimen, wenn der Dichter singt:

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug —

und wenn er im nächsten Augenblick die Lebensfragen des Vaterlandes an seine Brust will schlagen lassen, aus dem er sich nur aus Liebe zur Fremde weit weg wünscht? Ich glaube aber nicht allein, daß Freiligrath nie ein bedeutender politischer Dichter werden kann, ich bin sogar der Meinung, daß diese irrige Abschweifung auf ein ihm fremdes Feld überhaupt seiner poetischen Entwicklung einen gefährlichen Stoß gab. Zwischen seiner frühern beschreibenden Dichtung, die sich mehr zum Epischen neigt, und den zornglühenden Liedern der jüngsten Zeit ist keine Brücke; zu jener Gattung wird er also nicht zurückkehren, er hat sie schon bei seiner Ankunft in Darmstadt verschmäht; das politische Gedicht aber verschmäht ihn, weil er doch nicht die flammensprühende Geißel hat, ja nicht einmal die kleine Satyre, wie sie Heine'n zu Gebote steht. Man wird sehen, daß Freiligrath's Poesie auf diesem Wege zu Ende läuft. Könnte er in die Tiefen des eigenen Herzens hinabsteigen, da fände sich noch ein Schacht voll reicher Goldadern! Im Geschrei und Gezänke der Tagespolitik aber dauert kein wahrer Dichter lange aus. (Ferdinand! ich wollte, Du läsest diese Worte!)

Richten wir uns auf die Form seiner Dichtungen, so ist er in jüngster Zeit durchweg einfacher geworden. Und das war gut. Jene fremdklingenden Reime wie Karroo, Gnu — Diana, Guyana — Cochenille, Vanille — Guito's, Moskito's — Reveille, Marseille — Croupen, Gruppen — Ottomanne, Karavane und viele Andere dieser Art erregen zwar, wie ich früher zeigte, leichter in des Lesers oder Hörers Seele ein Bild fremder Länder und Zustände, eben weil das Fremde in dem Reimwort liegt — allein die Gefahr ist zu nahe, daß diese Reime bald in ein bloßes Spiel und Geklingel ausarten. Freilich sind viele unserer Reimsylben und Wörter allzusehr abgenutzt, aber hat denn in unserer so überschwenglich reichen Sprache nicht der Dichter tausend Mittel, Neues zu schaffen? Wir tadeln es daher nicht, daß Freiligrath mehr zur Einfachheit des Reimes zurückkehrt. Es läßt sich indessen

bei einer Vergleichung seinern ältern und neuern Gedichte auch hieran Vieles anknüpfen, was dem verständigen Lehrer schwerlich entgeht.

Die poetische Beschreibung ist auch in der letzten Zeit bei ihm nicht leer ausgegangen. Freilich solche Bilder wie: Der Blumen Rache, Piratenromanze, Meerfahrt, Tod des Führers, Scheik am Sinai, Ammonium, Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Leviathan u. a. m. wollen ihm nicht mehr gelingen; er scheint seine Kraft in denselben zum großen Theile verbraucht zu haben, wie man auch anderwärts vermuthete.

So wären wir denn mit ihm auf dem weiten Felde der Uebersetzung angekommen, das er schon in der ersten Zeit seines öffentlichen Auftretens bebaute und auf welchem er zuletzt sich wieder bewegte. Die Zahl der Uebersetzer aus dem Französischen, Englischen, Italienischen u. s. w. wächst zwar von Messe zu Messe in Deutschland. Bisher behaupten wir Deutschen auch noch unter den gebildeten Nationen der Erde den Ruhm, die besten Uebersetzer zu sein. Vielleicht ist es ein trauriger Ruhm, denn in dem Uebersetzen aus allen möglichen und unmöglichen Sprachen ging uns gewiß manche ureigene Kraft verloren, mit der Bereicherung und Erweiterung der Sprache drängte oder schlenderte sich viel Fremdes ein, so daß keine der Originalsprachen aller Erdtheile solche Heere Fremdwörter zählt, wie wir — und des Gehaltlosen und Schlechten wird stets eine überreiche Masse geboten, weil man uns den Quark fast aller fremden Literaturen neben ihren Meisterwerken mit in Kauf bringt. Mit wenig Ausnahmen sind unsere gegenwärtigen Uebersetzer nur Anfertiger leichtsinniger Fabrikarbeiten, die in der Regel von dem spekulirenden Verleger bestellt wurden. Nirgends suchen sie Sätze und Wendungen dem Geiste der deutschen Sprache anzupassen, oder aus dem unerschöpflichen Reichthum dieser Sprache zierlich damit abzuwechseln, was doch im Ganzen mit so geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Wir Deutschen haben unsern Ruhm an alten und neueren Autoren erprobt, bei welchen die schwersten Nüsse aufzuknacken, die künstlichsten Versformen geschmeidig zu machen, die widerspenstigsten Wortspiele in das eherne Joch zu spannen waren; wir haben den Homer, Horaz, Aristophanes, Ariosto, Tasso, Calderon und Andere von ähnlicher Bedeutung in vortrefflichen Uebersetzungen erhalten, aber wir laufen neuerdings Gefahr, unsern Ruhm als Uebersetzer einzubüßen. Ich will nicht Freiligraths Verdienste als Uebersetzer angreifen oder verkleinern, vielmehr

halte ich ihn für Einen der gediegensten in der Gegenwart. Man vergleiche seine Uebersetzungen aus Victor Hugo, Alfons de Lamartine, Alfred de Müsset, Marceline Desbords-Valmore, vor Allen aber aus dem Englischen des Coleridge, Southey, Lamb, Campbell, Hemans, Scott, Moore, Burns, Longfellow u. a. m. Man darf ihn getrost nicht allein neben jene oben bezeichneten Uebersetzer stellen, welche sich auch an dieselben Dichter wagten, sondern, was mehr sagen will, Zug für Zug mit dem Original vergleichen, um zu sehen, daß er sich die Arbeit keineswegs so leicht macht, wie viele der Uebrigen. Er strebt stets ein Ganzes zu geben und auch die schwächern Tinten des Originals nicht zu verwischen; er dichtet selbst kleine Züge und Ausschmückungen hinzu, wenn entweder die Stelle nur gewaltsam dem deutschen Worte sich fügen würde oder das Original glücklich verschönert werden kann! Das alles will viel sagen — und dennoch ist es eine prekäre Stellung, die der Uebersetzer lyrischer und kleiner epischer Gedichte einnimmt; der Lorbeer gedeiht nur kümmerlich auf diesem Felde — der Name des besten Uebersetzers hat gleichwohl nur einen halben Klang, wenn der Mann auch an wahrem Verdienst mit Gries und Streckfuß wetteifert. Besser sind noch diejenigen daran, welche beliebte Romane, Memoiren oder dramatische Stücke übersetzen, denn sie haben wenigstens ein größeres Publikum zu hoffen, so entschließt sich ein Verleger auch leichter, ein solches Werk anzunehmen, als Gedichte.

Freiligrath würde mithin keiner glänzenden Zukunft entgegenblicken. Doch ist es schwer, dies von einem Manne zu behaupten, der kaum 36 Jahre lebte und dessen Kraft noch nicht durch Elend und Stürme des Lebens gebrochen ist. Lassen wir die Zukunft also das Ihre thun, und sehen jetzt, wie kann der Lehrer des Deutschen — (oder kann nicht auch der Lehrer in einem andern Fache?) Freiligrath's Poesien anwenden, die sich unbezweifelt in allen neuern Anthologien eingebürgert haben? —

Wir haben hier den Unterricht in den neuern Sprachen zunächst im Sinne. Es versteht sich von selbst, daß reifere Schüler mehrere Gedichte Freiligrath's mit Erfolg zum mündlichen Vortrag einüben werden; der Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Tod des Führers, O lieb, so lang du lieben kannst, Ammonium u. s. w. eignen sich vortrefflich; dagegen müssen wegbleiben: Anno Domini, Husarenpferd, Moosthee — die man irrig in Jugendschriften setzte, und die kein Zögling unserer Anstalten zur Genüge deklamiren kann. Auch das viel angefochtene: Aus Spanien — so wie

die Rose von Jericho erfordern einen Meister in der Kunst des Vortrages, wenn man sie nicht stümpern will. Zum lauten Lesen empfehlen wir auch jene Bruchstücke aus dem Tagebuch des ausgewanderten Dichters. Zur schriftlichen Bearbeitung, in der Art wie es Viehoff angab und wie ich in dem oben bezeichneten Heft versuchte, enthält die ältere Sammlung ebenfalls mehr Stoffe als die Zeitgedichte. Den Lesern des Archivs, welche die schon vorhandenen Erläuterungen etwa nicht kennen sollten, bemerke ich, daß Viehoff in dem Archiv (1. Jahrgang 1. Heft) folgende erklärt hat: Die Schiffe, der Alexandriner, afrikanische Huldigung, Ammonium, meine Stoffe, Löwenritt, — dagegen habe ich im ersten Heft meiner deutschen Dichter der Gegenwart erläutert: Tod des Führers, Scipio, Grabbe's Tod, Anno Domini, Löwenritt, die Rose, O lieb, so lang du lieben kannst, Aus Spanien. Um diese Stücke, welche zum Theil nur für den Schüler der obersten Klassen als geeignete Aufgabe erscheinen, mit Nutzen zu behandeln, läßt sich der Lehrer zuerst den Inhalt schriftlich angeben, dann die gewählte Versform hauptsächlich auch in Beziehung zu dem Inhalt prüfen, Eigenthümlichkeiten der Diktion u. s. w. dabei anführen und vergleicht dann verwandte Gedichte, wozu wir beiden Erklärer einige Beiträge lieferten. So z. B. bin ich neuerdings wieder der festen Ansicht geworden, daß Pringle's the lion and the giraffe, welches von mir übersetzt bei Viehoff und in meinem Hefte zu lesen ist, wohl doch das Original bleibt, eine Ansicht, bei welcher Freiligrath immerhin das Verdienst einer farbenprächtigen Diktion behält; dann ist Bube's „Rossebändiger" ebenfalls belehrend. Hat etwa der Lehrer des deutschen Styls auch im Englischen hinreichende Kenntnisse, so kann er Pringle's Gedicht in der Ursprache diktiren und den Schüler eine Uebersetzung versuchen lassen, bei welcher der Freiligrath'sche Löwenritt zur Seite liegt. Auch andere Gedichte unsers Verfassers sind zu verschiedener Zeit in das Englische übertragen worden, z. B. von der bekannten Howitt, in deren Familie Freiligrath zu London eine so gastliche Aufnahme fand. Man wird sich diese Stücke leicht aus englischen Blättern verschaffen können. Schildert der Lehrer in der Länder- und Völkerkunde das Kapland, das durch seine Löwen, Giraffen, Nashorn und andere Gethiere die jugendliche Phantasie anspricht, oder jene Volksstämme des südlichen Afrika, so kann er die Gedichte Freiligrath's gleichfalls benutzen, wenn er auch nur Einiges daraus in seine Schilderungen verwebt, um diesen mehr poetisches Leben

einzuhauchen. Ist uns die Aufgabe gestellt, Amerika's Verhältnisse zu unserm Erdtheil darzulegen — und wer weiß, wie Mancher der Knaben und Jünglinge, die unsern Unterricht hören, dort einst den Urwald lichten wird? —, so ist der „Tod des Führers" ein ausgezeichnetes Stück, an dessen Lektüre sich unendlich wichtige Belehrungen über Hoffnung und Täuschung der Auswanderer anknüpfen. Bei dem Unterricht in der Literatur neuerer und neuester Zeit wird das Gedicht bei „Grabbe's Tod" und „Odysseus," der schöne Nachruf an Platen nicht übersehen werden dürfen. Ich rathe zwar nicht, bei Grabbe lange zu verweilen, denn man hat ihn zu oft überschätzt, und ich weiß aus Erfahrung von einzelnen Schülern, daß solch ein wüstes Genie schon durch seine bizarre Erscheinung dem Jüngling in gewisser Weise imponirt; aber übergehen darf man diesen Dichter doch nicht, der bei größerer Ruhe und andauernder Besonnenheit vielleicht als Stern erster Größe am Himmel unserer Poesie leuchten würde. Das Gedicht „Odysseus" macht unserm Poeten alle Ehre. Was sind alle faden Lobeserhebungen, die Minkwitz seinem verstorbenen Freunde nachrief, gegen diese Verse Freiligrath's:

— In deinem Grabe schlumm're jetzo du in Frieden!
Seiner Muse letzte Boten, seid ihm Wächter, Abbassiden!

Und in's Klirren eurer Schwerter, Abbas kriegerische Söhne,
Lasset Theokritos Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlumm're, dem dies frühe Grab geworden! –
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Und wie sonst auch man gerichtet, Alles wich jetzt diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Besonders macht diese Elegie tiefen Eindruck, wenn man sie geschickt mit Platen's „Klagelied Otto's III." zu verbinden weiß, einem Meisterstück des Verstorbenen, in welchem er prophetisch sein eigenes Todesgeschick zu einer Zeit besang, als die Parze ihre Scheere noch nicht ergriffen hatte.

Tiefe und dichterische Gedanken stehen Freiligrath, wie schon erwähnt, nicht zu Gebote; man wird also an jenen körnigen Sprüchen und Sentenzen, die von Homer bis Goethe und in unsere Tage die Dichterweisheit in das Leben hineinruft, nur eine ganz geringe Ausbeute machen; er steht darin den Koryphäen der modernen Lyrik Heine, A. Grün, Mosen, selbst dem sonst wenig

ihn übertreffenden Geibel nach. Aus diesem Grunde halte ich es für keine überflüssige Arbeit, wenn ich hier zum Schlusse dieser Studien einige solcher gehaltschweren oder sonst charakteristischen Stellen aus Freiligrath folgen lasse, dabei angebend, wie der Lehrer daraus eine Aufgabe für Stylbildung gewinnt, ohne daß er gerade das ganze Gedicht vorzunehmen braucht, aus welchem die Stelle herrührt:

1. Wolken, Rauch und Asche wallen,
Und am Strand die Robben winseln,
Und die rothen Steine fallen
Nieder auf entfernte Inseln;
Die zerrissenen Berge zittern
Und das Eismeer schäumt und braut —

Aufgabe: Ausbruch des Hekla, wobei die Berichte aus der neuesten Zeit sehr belehrend sind; Vulkane im Norden — die kalte Oberfläche der Erde, verglichen mit ihrem glühenden Schoos.

2. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Thema: Der deutsche Auswanderer; Rede an eine Gesellschaft von Auswanderern; das Heimweh über dem Meere. (Wie schon bemerkt, wird hierbei der „Tod des Führers" benutzt werden können.)

3. O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

Aufgabe: Die Beduinen. Das Leben in der Wüste. Die Nomadenvölker und ihre Poesie. Einiges aus dem alten Testament ist zu benutzen.

4. An Bord! die Wimpel fliegen!
Vom Mars hernieder späh!
Jetzt gilt es, zu bekriegen
Den Feind auf offner See!

Hui, wie das Segel reffen,
Hui, wie das entern kann!
O grausenvolles Treffen!
O Ringen Mann an Mann!

Zuschaut mit offnem Rachen
Der Hai, der ihre Gruft!
Ein Blitzen und ein Krachen!
Sie fliegen in die Luft!

Thema: Schilderung einer Seeschlacht. Die Land- und Seeschlacht verglichen. Die Stelle läßt sich auch einweben, wenn überhaupt „die Gefahren des Meeres" (Seekrankheit, Sturm, Schlacht, Meeresstille, Einfrieren im Eise u. s. w.) geschildert werden sollen, den Stoff muß Lehrer und Schüler aus Reisebeschreibungen gegenwärtig haben.

5. Da schwimm' ich allein auf dem stillen Meer;
Keine Welle rauscht, es ist eben und glatt.
Auf dem sandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte versunkene Stadt.

Aufgabe: Die Sagen von Wineta und Julia. Man verbindet füglich mit dieser Stelle ein bekanntes Gedicht von W. Müller: Vineta, das sich z. B. in der „Auswahl deutscher Gedichte" von Ph. Wackernagel und in meiner Sagensammlung findet. Auch das „Seegespenst" von H. Heine kann eingeflochten werden, wenn man den widerlichen Schluß übersehen will. Ebenso läßt sich das ganze Gedicht von Freiligrath gebrauchen, wenn die „Wunder des Meeres" zu schildern aufgegeben wurde; man verbindet damit desselben Dichters Strophen „an das Meer," oder nur die Stelle:

O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern, — ist nicht auch die Perl, o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphroditen?

6. Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Mährchenträume,
O wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!

Thema: Die Poesie des Waldes. Die Dichter der romantischen Schule, namentlich Tieck in seinem dramatischen Mährchen, bieten hier den reichsten Stoff zur Vergleichung und Anknüpfung. Von den nur wenig bekannten Lyrikern der Gegenwart wird der Wald nur selten besungen, ich füge zur Vergleichung das „Waldlied" von K. Ch. Tenner bei, das zwar keine neuen und tiefen Gedanken, aber eine liebliche und nette Form hat:

Wo Büsche stehn und Bäume
Voll tausend schöner Träume,

Und Laub- und Gras- und Blumenduft
Ringsum erfüllt die frische Luft:
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Wo's lustig hüpft und springet,
Und schwirrt und ruft und singet,
Und nah und fern das Jagdhorn schallt,
Und nah und fern die Büchse knallt:
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Wo's bald so stille lauschet,
Bald wunderseltsam rauschet,
Bald süß und süßer spielt und kos't,
Bald wild und wilder braust und tos't;
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Man übersehe nicht, wie dies Lied gerade dadurch sehr gewinnt, daß der Wald für sich allein erscheint und nicht eben im Gegensatz zu einer Empfindung des Sängers, wie z. B. Göthe's: „über allen Gipfeln ist Ruh“ u. s. w.

7. Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

Aufgabe: Die Poesie als Lebensberuf, ein Bild aus unsern Tagen. Es läßt sich damit zusammenhalten:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen u. s. w.

Wiefern ist dieser Ausspruch zu vertheidigen? — Warum sind große Dichter so häufig im Leben unglücklich geworden? „Dichterleiden“ Beispiele: Alkäos, Camoens, Tasso, Günther, Bürger, Hölty u. a. Die Aufgabe läßt sich mit einem einschlagenden Abschnitt aus der Literaturgeschichte verknüpfen.

8. Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!

Thema: Wie weit soll der Dichter an den Kämpfen der Zeit Theil nehmen? — Man vergleiche die oben angezogene Stelle aus dem Gedichte Herweghs an Freiligrath.

Diese kleine Lese von charakteristischen Stellen ließe sich leicht noch vermehren. Dem praktischen Lehrer mögen indeß die Andeutungen genügen. Es ist selbst nicht einmal nöthig, alle ähnlichen Stellen gerade schriftlich zu bearbeiten. Ist der darin liegende Gedanke von den Schülern gefunden und begriffen, dann mögen sie unter Anleitung des Lehrers die Dispositionen suchen und in ihr Heft eintragen. Die weitere Ausführung darf immerhin mündlich geschehen, indem der Lehrer an den geeigneten Stellen selber nachhilft oder einzelne Theile entwickelt. Ich halte es, wie ich schon wiederholt bemerkte, überhaupt für zweckmäßig und bildend, wenn in den für deutsche Ausarbeitungen bestimmten Stunden der oberen Klasse nicht zu viel geschrieben wird, sondern wenn man die Schüler auch gewöhnt, nach bloßen Dispositionen und nach kurzem Nachdenken ein nicht zu schweres Thema rasch und mündlich zu behandeln. Eine traurige Erfahrung lehrt noch immer, daß oft kenntnißvolle und geistreiche Männer, die mit der Feder sehr gewandt sind, unbeholfen und steif erscheinen, wenn sie ihre Gedanken ohne lange Vorbereitung sogleich mündlich darstellen sollen. Die Schule hat es in der Hand, diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen. Nur hüte man sich, oberflächliches Gerede und grundloses Absprechen, wozu heute die Jugend sich besonders neigt, noch durch eine mangelhafte Anleitung zu befördern.

Das neueste Gedicht Freiligraths bestätigt zum großen Theil die in vorliegender Studie ausgesprochenen Ansichten. Ich lasse es hier mit einigen Erläuterungen nachfolgen, denn die Zeitungsblätter, durch welche es die Runde macht, dürften wohl nicht allen unsern Lesern gerade zur Hand sein. Es erschien zuerst im rheinischen Taschenbuch, unter dem Titel

Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg' und Flachse
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sclav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein docire:

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! Borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth,
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben!
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt
Aechzt' er zwischen Thür' und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"

Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank,
Was ich thu', ist für die Meinen!" —

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfe pochen;
Frei dann flog sein Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettelkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen.

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch Dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Dies Gedicht, wenn auch in einigen Stellen sehr gelungen, beweist mir doch, daß Freiligrath als politischer Dichter nichts wahrhaft Großes leiste. Es ist ein Zeitgedicht und berührt eine Saite, die höchst schmerzlich klingen muß, weil auf ihr so viel Kummer und Wehe der edelsten Geister, der ehrenhaftesten Charactere beruht, es berührt den Zusammenhang des Pauperismus und des Proletariats mit der Literatur, wie sie in der Gegenwart sich gestaltete. Ja, so Viele schreiben und vergeuden die herrlichste Geisteskraft in armseliger Tagelöhnerei, weil der Bedarf sie spornt und der Mangel sie peitscht. Wer unser heutiges Schriftstellerthum und den Stand der eigentlichen Literaten kennt, wird einstimmen und die Klagen in diesen wehmüthigen Versen nicht unbegründet halten. Warum es so ist? Davon kann in diesen

Blättern nicht die Sprache sein, damit konnte sich auch der Dichter, wenn er die Zeitfrage: Pauperismus und Literatur, zum Stoff gewählt, nicht befassen. Aber muß es auch so sein? Ist die Noth und der Drang, worin Schriftsteller und Lehrer — denn er führt auch Solche an, die in „gelehrter Frohn Griechisch und Latein dociren!“ — zum größten Theil sich heute befinden und dem sie, wenn eigenes Vermögen fehlt, gar nicht entfliehen können, ist sie eine Forderung der Zeit und, etwa wie Wechsel alles Irdischen und Vergänglichkeit alles Menschlichen, schlechthin nothwendig? — Hier liegt eben der Irrthum, in den dies Gedicht leitet, und wegen dessen ich es als Zeitgedicht verwerfen muß, ja die Mattigkeit verwünsche, in welche es uns hineinsingen kann. Die elegische Haltung, die ihm Freiligrath gegeben und aus der es nicht herauskommt, ist der Dämon des Gedichtes. Man fühlt ein thränenseliges Mitleid und Erbarmen mit den Proletariern des Schriftstellerstandes, weil sie mit Schädel und mit Hirn **pflügen** und doch hungern, wie jeder, der mit seiner Hände Arbeit ackert, den Schooß der Erde aufwühlt, stroman den Nachen zieht, wie jeder, dessen Hand voll Schwielen für seinen Fleiß ein Zeugniß der Ehrenhaftigkeit ablegt. Allein grade dieses **Mitleid** wollen wir nicht, weil es eine Schande für uns ist. Wem die gütige Gottheit Geisteskraft zur Wirksamkeit in menschlichen Dingen verlieh, der soll nicht dem gleich stöhnen und fröhnen, der nur Leibeskraft hat, wie schon Sallust (Catil 1.) sagt: „Animi imperio, corporis servitio magis utimur“ d. h. den Geist brauchen wir zum Herrschen, den Körper mehr zum Dienen. Derselbe Historiker bemerkt richtig: „Quae homines arant, navigant, aedificant, virtuti omnia parent,“ d. h. hierbei richtet sich Alles nach höherer Fähigkeit, nach dem Geiste, der entscheidet. Wir wollen also nicht mit den Proletariern des Handwerker-Gewerbstandes, überhaupt keines Standes gleich gesetzt sein, der mit Körperkraft arbeitet. Nicht als verachteten wir irgend Einen, das sei ferne, sondern nur, weil der Geist in allen menschlichen Dingen herrschen muß. Daher empört uns das Bild eines „Tagelöhners mit dem Geiste,“ wie wahr es sein mag, es ist kein Stoff für den Dichter. Woher denn die gränzenlose Verachtung, die man häufig in andern Kreisen auf den armen Schriftsteller und Lehrer häuft? Warum sehen nicht allein hohe Staatsbeamte, Militärs, auch Comödianten und Musikanten, die zufällig dem Ungeschmack der Zeit eine neue Richtung geben und die Thorheit ausbeuten, mit Hohnlächeln auf den Autor? — Ich will es sagen: Die „Lorenz Kindlein“ und

wie die albernen Nachgeburten heißen, stehen noch im frischen Andenken. Eine Elegie wie die Freiligraths bringt alten Sauerteig zum Vorschein und frommt gar nichts, weil er vergaß, die Zeit mit flammender Geißel zu züchtigen, die ihre Schriftsteller und Lehrer dem Mangel preis gibt und zu tagelöhnern zwingt, wenn sie anders mit Weib und Kind leben wollen. Ja, eine Gottesgeißel mußte der Zeitdichter schwingen, sobald ihm Pauperismus und Literatur in ihrem trübseligen Zusammenhang erschienen. Was hilft weiches Klagen? Was die Hinweisung auf die Bettlerkinder? Es gibt da und dort hohe Staatsbeamte, denen die Armuth der Männer, welche mit dem Geiste schaffen, ein erprobtes Mittel dünkt, dieselben im Zaum zu halten. In einer süddeutschen Ständekammer, wo die Gehalte ehrenhafter und schlecht besoldeter Männer an einer öffentlichen „Bücherei" verbessert werden sollten, sprach sich ein Mitglied dahin aus, es sei eine solche Verbesserung nicht von Nöthen, weil diese Männer in dem täglichen Umgang mit herrlichen Büchern hinreichende Entschädigung für anderweitige Entbehrungen hätten! — Also keine Elegie! Kein Requiescat! Man schleudert jährlich Tausende an Sängerinnen und Tänzerinnen; man lohnt gewandten Malern und Kupferstechern die Arbeit Eines Jahres so reich, wie einem Lehrer und Autor oft die von sechs und zehn Jahren — das ist verkehrt! Man häuft auf hohe und höchste Beamten und Militärs mitunter solche Summen, daß zuletzt für die Andern nur wenig übrig bleibt. Wie nun, wenn Freiligrath im Gegensatz zu dem Proletarier des Schriftstellerstandes, den er sehr treu gemalt, einen Tänzer, eine Tänzerin oder einen Modeschriftsteller geschildert hätte, die in ihrem Reichthum und Ueberfluß verkommen? Oder besser noch, wenn er der verkehrten Zeit zurufen wollte, wie viel in den Händen der Schriftsteller und Lehrer liegt, die einer gesammten Generation eine neue Richtung geben können, wenn sie ihre eigene Macht zu würdigen wissen. Nur keine Elegie! Nach meinem Bedünken hat Freiligrath damit abermals bewiesen, daß die politische Poesie, so weit sie sich an Tagesfragen hängen muß, seine Sache nicht ist. Für die warme Gesinnung, welche übrigens in diesen Versen pulsirt, drücken ihm gewiß die Angehörigen des Lehrstandes herzlich die Hand! Und somit sei das Gedicht im Uebrigen unsern Lesern empfohlen.

II. Emmanuel Geibel.

Die Form, in welcher ein Dichter der Gegenwart seine Erstlinge auf dem Musenaltar niederlegt, entscheidet oft und bei vielen Freunden der Poesie allein; eine gewandte, glatte Sprache, Reinheit des Reims und der Diktion überhaupt — so leicht auch Beides nach den großen Mustern der neuern Zeit zu erreichen sein mag — gibt in den Augen jener das Ansehen großer und wahrer Begabung; man reckt sich auch wohl gegenseitig in den Enthusiasmus hinein — ein sicheres Mittel, sich und Andre über den wahren und unbestreitbaren Werth eines Dichters zu täuschen. Ich fürchte, bei Geibel ist es nicht anders gegangen. Ich will weder seine Gesinnung verdächtigen, noch seine Verdienste verkleinern; ich sage nur offen, ich kann durchaus nicht das an ihm finden, was ihm die hohe Stellung unter den Dichtern der Gegenwart anweiset, in welche ihn Manche, vielleicht zum Nachtheil für Geibel selbst, hineingeschraubt haben. Man sage mir doch, wie steht dieser Dichter gegen die Andern, auf welchen die Hoffnung der Gegenwart ruht? Heine ist unstreitig unter den noch Lebenden das größte Talent, wenn Zerrissenheit und Weltschmerz allein die Poesie wäre, müßte man ihm Genie zugestehen; Rückert beurkundet die Proteusnatur, die der wahre Dichter zum Theil haben muß, und ist ein Jongleur, in Versgewandtheit keinem zu vergleichen; Uhland und Eichendorff sind die trauten Gesellen der Romantik, die wir so bald nicht vergessen; Freiligrath zieht durch seine Individualität an und beherrscht die Sprache wie die Wüste, das Meer und den Urwald; Lenau ist ein armer, aber liebenswürdiger Schwärmer, der die gesuchte Vermittelung zwischen Poesie und Naturphilosophie mit herzzerreißender Krankheit bezahlte; Grün blieb auch im Kammerherrnfrack seiner Fahne treu, während die Poesie Herwegh's mit ihrer glänzenden Rhetorik nicht immer so ganz neben die Scheibe trifft — Alle diese und Andere, nicht einmal gleich hoch stehende Dichter, tragen doch ein bestimmtes Gepräge, aber was hat Geibel ihnen gegenüber? Viel Gewandtheit, aber nicht von ferne Rückert's Talent; Schmerz in und außer sich, aber nichts von Heine's Gedankenblitzen; Romantik, aber ganz baar der Uhland'schen Tiefe (für welche freilich selbst Goethe kein Auge hatte), und der Kindlichkeit Eichendorff's; Versschmuck und doch nicht die Kraft, seinen Strophen den imposanten Stolz

und die königliche Hoheit zu geben, welche aus einzelnen Gesängen Freiligrath's entgegenblitzt. Ich sage dies übrigens nicht zuerst, Gutzkow hat vor längerer Zeit — mir dünkt im Sommer 1844 — im „Feuilleton der Kölner Zeitung" Geibel's Gedichte besprochen. Man mußte ihm beistimmen. Man glaubt in dieser Gedichtsammlung bald Goethe, bald Uhland, bald Schiller, bald u. s. w. u. s. w. zu hören, aber ich kenne keine Dichtung desselben, aus welcher eine originelle, durch prägnante Gestalten oder bestimmte Farben kenntliche Individualität hervorleuchte. Das ist in unserer Zeit doppelt betrübsam. Diese an Erfindung arme und lahme Zeit braucht ja nichts mehr, als Originale. Die Hoffnungen, welche ich daher auf E. Geibel gesetzt habe, sind ganz gering; es thut mir leid, wenn die Zeitungsfreunde bei irgend einem neuen Gedichte desselben in die Posaune stoßen und ein Werk verkünden, — monumentum aere perennius — von dem man große Erwartungen hegt, über das man aber beim ersten und ganz oberflächlichen Lesen schon völlig enttäuscht wird. Die kläglichste Erscheinung, ich kann und will es nicht bergen, war mir Geibel als dramatischer Dichter. Mußte er dem Geschmack und Geschrei des Tages huldigen? Es ist ein eigenthümlicher Kitzel, den unsere lyrischen Talente fühlten, dramatisch zu werden — auf eigene Unkosten. Uhland hätte sie schon abschrecken sollen, auch Heine und Eichendorff, obgleich die dramatischen Stücke derselben nicht an sich zu tadeln sind — höchstens wird Heine's Ratcliffe sich vor der Kritik flüchten müssen; Lenau hatte bei seinem Faust an keine Darstellung gedacht, ja durch die ganze Anlage dieselbe unmöglich gemacht. Rückert's Dramen, sein Heinrich IV. und Columbus zumeist, sind Verirrungen eines poetischen Geistes, der im Augenblick nicht recht weiß, was er thut. Nur Freiligrath und Grün haben sich von dem dramatischen Schwindel frei erhalten; es zeugt für eine richtige Schätzung ihrer Fähigkeiten, für eine genaue Kenntniß des eignen Entwicklungsganges. Geibel scheint jene Schätzung und diese Kenntniß nicht zu besitzen. Er hätte sonst seinen „Roderich" — geschrieben vielleicht, allein nicht so beharrlich zur Darstellung angeboten, wie er that.

Um nun nicht in das Blaue zu urtheilen, will ich hier über Geibel's „König Roderich" — ein Stück, welches seither auch bei Cotta im Druck erschien und auf der Bühne mit einigem Glanz durchfiel — mich näher aussprechen. Die Kritik kann also diese Erstlingsgabe schon darum nicht bei Seite legen, weil man den Verfasser unter die besten Dichter der Gegenwart rechnet,

weil er als Lyriker einen gewissen Anspruch macht, weil er die Tragödie dem König von Preußen widmet, weil dieser Monarch, den Zeitungen zufolge, gerade dieses Stückes wegen, eine Pension gibt, weil — genug denn! weil sie Kritik sein soll. Leider entbehrt dieser Roderich so ziemlich das Meiste, was zum Trauerspiel nicht allein, was überhaupt zum Bühnenstück gehört. Da ist weder eine gewaltige Idee, noch eine tragische That, weder ein anziehender Held, noch eine an dessen Stelle tretende Heldin, weder ein Tiefblick in das Menschenherz und seine ewigen Räthsel und Geheimnisse, noch die kundige Charakterschilderung, die sich in kurzen und markigen Zügen offenbart, weder eine rasch voranschreitende Handlung, noch eine kühne oder bezwingende Sprache; weder eine großartige Vergangenheit, noch ein tragischer Weheruf in die Gegenwart, noch eine Perspektive in die Zukunft dieses Geschlechts. Was aber denn? Jamben, nichts als Jamben! Todtgeborene Gedanken, kreuzlahme Thaten! Ueber die Charakteristik des Trauerspiels will ich ganz kurz sein, ich schreibe nur eine Skizze. Der König ist durchaus verweichlicht, nicht einmal ein kecker, das Schicksal herausfordernder Lebemensch, den endlich verdientermaßen sein untragisches Geschick erfaßt; nur bisweilen lodert er in einem Uebermuthe auf, der indeß gar nichts Titanisches an sich hat, also in dem Rahmen des Bildes nicht recht passen will. Roderich schändete eine edle Jungfrau, Florinde, die nun von Anfang bis Ende des Stückes um ihre verlorene Ehre jammert, doch aber zuletzt sich besinnt und behauptet, den Mann wirklich zu lieben, welcher sie wie die gemeinste Dirne von sich stieß. Ihr Vater Julian ist beinahe der einzige Charakter des ganzen Trauerspiels, welcher einige Funken von ächter Manneskraft zeigt. Die Uebrigen zerfließen — man verzeihe mir das Bild, denn die Phantasie erhebt sich bei der Lektüre Roderichs nicht höher! — wie Zuckerbackwerk, dessen Teig zu naß geknetet worden. Was ist das für ein Mohr Tarik! Weiß denn Geibel nichts vom Mohren Shakespeare's und Schillers? Ja sein Mohr, dieser arme Bursche, hat Geschichte studirt; er weiß schon, S. 84, daß ein Berg nach ihm der Berg des Tarik (Gibraltar) genannt werde; er hätte geschwinde auch im Geiste die Zeiten sehen müssen, wo die Engländer diesen Berg gewannen, oder wo Don Alvarez jämmerlich, bloß der Belagerung wegen, so lange vor Colpe lag, bis er sich fast hinten — doch darüber mußte der Mohr erst bei unserm Lichtenberg nachlesen. Am Schlusse des

Trauerspiels — S. 207 — kommt der prophetische Geist über einen Andern, der dann weissagt, im spanischen Reiche werde einst die Sonne nimmer untergehen! Bedenkt denn E. Geibel gar nicht, was die Tragödie eigentlich soll? Oder weiß er es nicht? Die Sprache strebt hier, wie in seinen lyrischen Ergüssen, fleißig nach Bildern; das ist denn noch Etwas. Aber welcher Art sind diese zum Theil? So sagt ein Pelayo S. 91.:

— Meine Worte sind
Dir hohler Schall, und wie ein alter Spielmann,
Den man beim Markt mit seiner staub'gen Geige
Von Hauf' zu Hause weis't, werd' ich von dir
Entsandt? —

Ein Bild! Mein Königreich für ein Bild! ruft einmal der Spötter Heine. Ich habe den ganzen Roderich durchmustert und meine, Geibel kann im Ernste rufen: Meine Pension für ein Bild, das eines Tragöden würdig und neu ist! — Ein ungewohnter Schauer faßte mich, eine kalte Hand fuhr mir durch die Brust, als ich gar in diesem Stücke S. 170 an den alten, längst im Grabe modernden A. Müllner, den Vater der Schuld und seitdem noch vieler Schulden und Sünden in der Literatur — die übrigens die Gegenwart ehrlich abtragen wird — gemahnt wurde. Müllners Graf Derindur sagt einmal:

Wer das erfände —
Die Kunst —
Wie man gestern macht zu heut,
Sonst zu jetzt und jetzt zu nichts.

Roderich hat die Schuld gelesen, ich kann mir es anders nicht erklären, wenn er ausruft:

Bringt mir Einen her,
Der gestern macht aus heut, und ich will ihm
Mit allen Schätzen meiner Krone lohnen! —

Doch genug von diesem ganz verfehlten Erzeugniß eines sich selbst vielleicht zu hoch schätzenden Dichters. Sterbend läßt er — S. 191 — seinen Helden Roderich sagen:

Ich wollte — konnte nicht — Gott sei mir gnädig!

Die erste Hälfte dieses Jambus erscheint fast wie eine ominöse Selbstkritik für den Verfasser; die zweite ginge unter Umständen auf den Leser, wenn etwa die Aussicht wäre, Geibel wolle noch

mehr Trauerspiele der Art herausgeben. Das Trauerspiel soll, wie die Kunstkritik des alten Aristoteles verlangt und ein bekanntes deutsches Epigramm sagt, Furcht und Mitleid erregen; hier fühlt man Mitleid für Einen, der sich fruchtlos am Höchsten — und das ist ein Trauerspiel für die jungen Poeten — abmühte, Furcht aber vor mehr dergleichen Versuchen! — Zu seinem Unglücke hat Geibel, der nicht viel wahre Freunde zu haben scheint, die scenische Darstellung des Roderich an verschiedenen Bühnen betrieben; ich sage voraus, er wird nirgends Glück machen, wohl aber wird manchem Zuschauer auch über die übrige poetische Thätigkeit des Dichters ein Licht aufgehen.

Indem ich diese Studien schließe, behalte ich mir vor, demnächst die Verdienste Geibels als Uebersetzer und Nachbildner fremder Gedichte zu würdigen oder über seine Sonette zu reden, wo ich denn mehr zu seinem Lobe sagen kann. Die neuern Lesebücher, Anthologieen u. s. w. für unsere Schulen halten es für Pflicht, die Dichter der Gegenwart nicht unbeachtet zu lassen, daher fehlt Geibel in keiner dieser Schulsammlungen, aber eben daher mußte im Archiv auch einmal eine Stimme über ihn laut werden, die nicht wie seine Lobredner nur in Entzückung ausbricht. — Geibel ist Sohn eines reformirten Pfarrers und 1815 zu Lübeck geboren. Seine Studien machte er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, sowie seit 1835 zu Bonn und Berlin. Nach Athen kam er 1838 als Hofmeister mit der Familie eines Russen; von hier aus bereis'te er einen Theil des südlichen Europa, kam dann 1840 nach Berlin, wo er zuerst seine Gedichte herausgab. Neuerdings beschäftigte er sich viel mit Uebersetzungen aus dem Spanischen und Italienischen. Die erwähnte Pension erhielt er 1843, wo er den Sommer über mit Freiligrath zu St. Goar lebte. Seitdem wechselte er, wie es scheint, mehrmals seinen Wohnort. Von seinen Gedichten sind bereits fünf Auflagen erschienen, ein Heft derselben gab er unter dem Titel „Zeitstimmen." Ein Gedicht an G. Herwegh hat ihm viele Freunde, besonders unter denen erworben, welche der Freiheit und dem Fortschritt, aber nicht dem Sturmschritt huldigen.

III. Heine.

Vor Kurzem machte die Nachricht „Heine ist todt!" durch viele deutsche Blätter die Runde. Sie war voreilig und wurde am besten damit widerlegt, daß im Telegraphen ein Brief erschien, den der kranke, von wiederholten Schlaganfällen gelähmte Dichter an seinen Verleger Campe schrieb. Dieser Brief gibt leider die traurige Gewißheit, daß Heine's Kraft gebrochen ist; er selbst steckt sich nur noch ein nahes Ziel; er spricht mit einem Anflug des frühern Humors von dem baldigen Ende; er meint, vielleicht sei der Tod der letzte Aberglaube; — für unsere Literatur und die Gegenwart ihrer Entwicklung können wir ihn schon als todt betrachten. Wenigstens ist seine Wirksamkeit abgeschlossen. Ob die Memoiren, woran er öffentlichen Blättern zufolge seit einer Reihe von Jahren arbeitet, noch erscheinen? Wir müssen das abwarten, allein wenn dieselben auch mit aller Offenherzigkeit abgefaßt sind, sie werden uns kaum neue Aufschlüsse über den Entwicklungsgang seines Lebens bringen; sein Verhältniß zu der Zeit und dem Volke erkennt man so klar aus seinen Schriften, wie dies kaum bei irgend einem andern Poeten der Gegenwart möglich wäre.

Meine dritte Studie soll sich mit ihm befassen; ich denke zu zeigen, daß ich auch im Urtheil über ihn nicht mehr auf demselben Punkt stehe, wie im zweiten Heft meiner „deutschen Dichter der Gegenwart," sondern daß ich immer tiefer in diesen originellen Geist zu dringen suchte, der mir in vieler Hinsicht ein heller Spiegel unserer Zeit dünkt. Will man ihn freilich von seinem ersten Auftreten an bis in die jüngste Zeit herab verfolgen, so muß man die Zeitstimmung aus den letzten Jahren Göthe's begreifen, man muß zugleich die gewaltige Umwandelung verstehen, durch welche unsere Literatur aus romantischer Sentimentalität heraus und auf die politische Richtung hingeführt wurde. Am Wendepunkt dieser Zeit steht eine Persönlichkeit, welche noch heute so gar verschieden beurtheilt wird, je nachdem man sich blos an die Auswüchse der modernen Literatur hält und eine Volksliteratur verwünscht, oder die Neugestaltung des literarischen Lebens für nothwendig erachtet. Jene Persönlichkeit ist Börne. Sein Einfluß auf Heine ist nachzuweisen, wenn gleich Heine dies in Abrede stellte und in seiner Schrift über Ludwig Börne sich ein schmachvolles Denkmal setzte.

Weit weniger hängt Heine mit den Führern des sogenannten jungen Deutschlands, also Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg zusammen, obgleich die Denunciation W. Menzels und ein bekannter Beschluß des Bundestages ihn mit diesen Schriftstellern in Verbindung bringt. — Zuerst trat Heine 1823 mit zwei Trauerspielen, Ratcliffe und Almansor auf, nachdem bereits hier und dort sein Name in Zeitschriften und Almanachen, zumal am Rhein sich gezeigt hatte. Jene dramatischen Versuche gingen spurlos an der Nation vorüber, der Eine davon wurde — ich weiß nicht auf welcher Bühne — ausgepfiffen, kaum daß sich noch Stellen daraus in den lyrischen Gedichten erhalten haben. Drei Jahre später kamen die Reisebilder, der Ruhm des Dichters wurde durch sie mit reißender Schnelligkeit begründet. Hier sah man den kecken Uebermuth der Jugend, welcher den verschiedensten Zuständen unsers öffentlichen Lebens ganz neue, nie geahnete Seiten abgewinnt; hier sah man eine kräftige und geniale Poesie, die jeden Stoff durchglühen und beleuchten kann; hier kam der Humor in einer Fülle zum Durchbruch, wie man sie nach J. Paul nicht mehr ahnen mochte. Man fühlte sich nur unwillkührlich zur Bewundrung einzelner Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben hingerissen, weil dieses noch nicht in so reizender Form und auf diese Weise von Poesie getragen war. Es war jedoch vorzüglich die Heine'sche Prosa, deren Anmuth und neckische Leichtigkeit in den Reisebildern hervorstach, die Gedichte wurden, wie es scheint, anfangs weniger beachtet. Das „Buch der Lieder" brachte 1827 diese Verse mit Neuen und Alten; manche waren schon bei den Tragödien mitgedruckt worden. Das Buch der Lieder errang im Sturmschritt den Beifall, den es im Ganzen noch hat. Man darf nicht glauben, als sei die Kritik anfangs blind oder nur zu nachsichtig gegen die Verirrungen der Lyrik Heine's gewesen. Sie hat ihr Amt verwaltet, aber sie war gezwungen, Manches zuzudecken, weil ein so origineller Dichter nur aus sich selbst heraus beurtheilt werden muß. Der zarte poetische Duft, das wonneberauschte Naturleben, selbst die augenblickliche Zerrissenheit und das Verspotten des eigenen Schmerzes — Alles erfaßte mit Zaubergewalt. Als Lyriker ist Heine am bedeutendsten, seine poetische Schöpferkraft am siegreichsten. Wäre hier der Raum dazu, ich könnte eine Reihe dieser Gedichte einweben, die ewig schimmernde Juwelen im Kranze der wahren Poesie bleiben und zu keiner Zeit veralten werden. Ich will nur an einige erinnern, die gewöhnlich auch in Sammlungen für Schulen d. h. auch für das

reifere Jugendalter Platz finden: Ein Fichtenbaum steht einsam u. s. w. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten u. s. w. Wie der Mond sich leuchtend dränget u. s. w. Ich lieb eine Blume, doch weiß ich nicht welche u. s. w. Du bist wie eine Blume u. s. w. — Bei diesen Liedern gefiel zugleich die ungemein natürliche, bisweilen selbst nachlässige Form der Strophe und des Verses. Wenn wir beide näher betrachten, so ergibt sich, der größte Theil seiner Gedichte ist in einer ungeregelten einzeiligen Strophe gedichtet, in welcher Jamben und Anapäste so willkührlich sich mischen, wie es etwa im Volksliede sonst Gebrauch war und wie bereits Göthe in seinem: „Da droben auf jenem Berge" u. s. w. gezeigt hatte. Solche Verse von drei oder vier Hebungen sind ächt deutsch, allein Heine verfährt mitunter so nachlässig damit, daß sie der Auflösung in Prosa ganz nahe stehen. Nicht selten auch gibt er dem an sich einfachen und singbaren Versmaß durch gewaltsames Einfügen der Anapäste einen hastigen, ihm ursprünglich gar nicht angemessenen Charakter. Meistens reimt nur der zweite und vierte Vers in stumpfen männlichen Reimen. Ich habe diese Strophe die Heine'sche genannt, einmal weil er sie so häufig anwendet, dann weil sie von überaus vielen zeitgenössischen Dichtern in und außer seiner Schule gebraucht ward, so daß sie neuerdings fast ganz um ihren Credit gekommen ist. Als Verskünstler wird Heine überhaupt nicht hoch zu stellen sein. Am wenigsten darf man die „Bilder der Nordsee" hierbei anziehen. Diese sind in ganz freien Versen geschrieben, welche ein kaum hörbarer Rhythmus von der üblichen poetischen Prosa unterscheidet. Hier ist keine Verszeile wie die andere, keine an Zahl der Füße, oder im Steigen und Fallen den andern zu vergleichen, kein Bild und kein Gegenbild, auch nicht Reim, Alliteration, Assonanz u. s. w. — man könnte sie nach J. Pauls Vorgang Streckverse nennen. Heine ist auch hierin nicht neu, schon Tieck hat eine Anzahl sogenannter Gedichte in dieser Art von ganz freien Rhythmen verfaßt, deren oft prosaische Nüchternheit dem verdienten Spotte nicht entging. Doch diese Eigenheiten der Form möchten wir unserm Dichter schon frei geben, wir wollten uns auch ohne den Schmuck des Verses an dem genialen Gedanken und dem poetischen Kern erfreuen, wenn nur nicht der Inhalt oft durch eine gesuchte, schwülstige, pikantseinsollende Wendung, vor Allem am Schlusse uns verletzte. Man hat gesagt: Heine meißelt eine herrliche Statue und wenn sie fertig ist, besudelt er sie oder schlägt ihr Ohr und Nase ab. Das Bild hat etwas Treffendes,

der Dichter hat seine unglücklichen Stunden, in welchen ihm nichts über einen Witz — oder das, was er dafür ausgibt — zu gehen scheint, in diesen Stunden hat er aber leider einige seiner vortrefflichsten Gedichte durch solche Pointen und Tiraden selber wieder entstellt.

Damit haben wir aber die Störungen seines dichterischen Gemüthes noch keinesweges ganz kennen gelernt, denn leider hat Heine in unseliger Mißdeutung der Gegenwart seine eigenthümliche und reiche Kraft zersplittert, sogar vergeudet. Er singt einmal der Geliebten:

Habe mich mit Liebesreden
Fest gelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eigne Fäden,
Wird zum Ernste mir der Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

Das epigrammatisch zugespitzte Liedchen läßt sich ganz auf ihn und sein Verhältniß zu seiner Zeit anwenden. Er ward irre an ihr, er glaubte sie unfähig höheren Verständnisses der wahren Poesie, und so gab er mit ihr sich selbst und seinen Ruhm auf. Was blieb ihm noch? Eine zwar oft überraschende, öfter nur geistreich scheinende Manier, so daß manche der neuern Gedichte nicht von ihm, sondern von einem Jünger seiner Schule oder einem gewandten Schalk, der sich in seine Manier hineingelesen hat, herzurühren scheinen. Bereits im Buche der Lieder ist dies der Fall.

Wir finden Stellen, die von kaltem Witz oder frecher Witzelei zeigen und absichtlich dahin zielen, die schöne Illusion zu zerstören, in welche uns andere eingewiegt hatten. Noch mehr tritt dies in den zuerst im Salon, später in den „neuern Gedichten" gesammelten kleinen Liedern hervor, deren Frivolität und Nacktheit oft anwidert. Wir rechnen dahin die Lieder an alle jene Schönen, die ihre „Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit" ihm überließen und dafür mit romantischen Namen in diesen gemeinen Liedern erscheinen. Von einem Poeten freilich, welcher den König Wiswamitra so besingen konnte, wie Heine sang, durfte man diese Zukunft kommen sehen. — Mehr als die freche Laune steht ihm die Geißel der Satyre an, obschon es eine arge Selbsttäuschung bleibt, wenn er den Aristophanes seinen Vater nennt; denn nicht

alle persönliche Satyre ist attisch und aristophanisch. Unsere zerfahrenen Zustände und der Mangel an Energie im Volksleben ließen auch bisher keine ächte Satyre zu, wie sie im Alterthum gedieh. Am glücklichsten ist Heine's Geißel, wie mir scheint, in dem letzten Buche „Deutschland, ein Wintermährchen" gewesen. Deutschlands und insbesonders Preußens Zustände, verschiedene Persönlichkeiten und Albernheiten in der Literatur, die Scenen mit Barbarossa und Vieles Andere in diesem Mährchen ergötzt und reizt unwillkührlich zum Lachen. Wer könnte ernsthaft bleiben bei der Stelle, wo er im Teutoburger Wald die Wölfe anredet, welche ihm ein Ständchen bringen?

Mitwölfe! ich bin glücklich heut
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegen heulen.

Was ich in diesem Augenblick
Empfinde, ist unermeßlich;
Ach! diese schöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

Ich danke Euch für das Vertrau'n,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweise bewähret.

Mitwölfe! Ihr zweifelt nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen,

Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst,
Dann wird auch Gott Euch helfen! —

Aber zwischen durch läuft auch wieder Gemeinheit. Man denke an die Stellen von der Birchpfeiffer und den galanten Damen Roms, an den Unterschied der Hamburger Juden, an die Scene mit der Hammonia. Nicht minder fehlt es an Frivolität, wie denn besonders Caput XIII. durch seine Apostrophe an Christus einen tiefempörenden Eindruck auf gläubige Herzen machen muß. Weniger trifft wohl der Schluß des Ganzen, der den König von Preußen mit dem Dichterzorn und mit singenden Flammen bedroht; man weiß nicht: wie und warum? Man kann doch höchstens über solche Verse lachen, oder wenn Heine ruft:

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchsten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

da fällt uns ein anderes, scherzhaftes Gedicht ein, „Wartet nur" betitelt, wo er sagt:

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'?
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Solche Donnertalente fürchtet heut zu Tage kein König mehr, da er es weit bequemer haben kann, wenn er die Werke des Dichters verbietet und auf ihn selbst fahnden läßt. — Vermuthlich ist dieses Wintermährchen der Schlußstein von Heine's Produktionen; er spricht in dem oben erwähnten Brief an Campe zwar von seinem Atta Troll, dieser aber ist zum großen Theil schon in der Europa und in der Eleganten Zeitung vor einigen Jahren gedruckt, er steht auch dem Werthe nach unter dem Wintermährchen. — Nächst der Satyre gelingt ihm der Humor am vortrefflichsten. Ich will dies nur im Vorbeigehen bemerken, weil manche Leser die kalt witzigen Stellen gar für Humor ansehen und dabei vergessen, daß Letzterer in seiner Rührung es nicht über sich gewinnt, das Heilige anzutasten, wie Heine oft gethan. Ich weiß wohl die humoristische Seite des Schriftstellers von der frivolen zu unterscheiden. Bei anderer Gelegenheit will ich über unsere Humoristen überhaupt mich im Archiv aussprechen.

Heine's Zerrissenheit und sein Bestreben, um jeden Preis piquant zu sein, ist auch wohl die einzige Ursache, warum ihm kein größeres, in sich abgeschlossenes Werk gelingen wollte. Er hat im Grunde nur interessante Fragmente mitgetheilt. Seine

„romantische Schule," von welcher man sich Glänzendes versprach, theilt die Vorzüge und Fehler aller seiner Schriften. Eine Prosa voll Pointen, nette und saubere Durchführung in kleinern Partieen, einige treffende Parallelen — nun, das wird alles sein; wenn wir das Buch aus der Hand legen, wissen wir nicht, was die romantische Schule ist und will, nur daß Heine ihr zu Leibe rücken will und dabei seinen Einfällen den Zügel schießen läßt. — Am schlimmsten vergeht sich Heine, wenn er an die Philosophie und die Geschichte sich wagt. Er vergißt, daß es auch von diesem Gebiete wie vom religiösen heißt: Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist heiliges Land! Noch nie ist er bis zur Erfassung des philosophischen Gedankens durchgedrungen; man kann ihm zurückgeben, was er im Eingang zum zweiten Theil des Salons von den Franzosen sagt: „der ganze deutsche Gedanke bleibt für sie ein unwirthliches Räthsel, so lange sie die Bedeutung der Religion und der Philosophie in Deutschland nicht kennen." Denn das eben ist sein Fehler; er selbst kennt Beides nicht und will in jenem Theile des Salons es Andern vermittelnd darstellen. Man braucht nicht weit über das erste Buch hinauszukommen, um diese „Unzulänglichkeiten" Heine'scher Durchbildung und philosophischer Anschauung zu erkennen. Was läuft in diesem Buch für allerlei Zeug durch einander! Statt über den Einfluß der Religion in Deutschland belehrt zu werden, erhalten wir über die Hausgeister, Hüdeken u. s. w. Auszüge aus Prätorius, wir werden auf das Gebiet der Sage geführt, damit der Schriftsteller Lückenbüßer hat, um sich dahinter zu verstecken. Aber wie perfid geht er auch hier zu Werk! Von denselben Sagen, die ihm doch hier aus Noth und Verlegenheit helfen müssen, ruft er den Franzosen zu: „Wie schön, klar und farbenreich sind Eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen, diese Mißgeburten, die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam ergreifen!" — Pfui der Schande für einen deutschen Dichter und Schriftsteller, zumal den Franzosen gegenüber! Wer hat noch je unsre Sage, den wehmüthig poetischen Ausdruck des Volksgeistes in seiner kindlichen Unbefangenheit, so unverständig herabgesetzt, angenommen freilich, daß er sie kannte? Wem ist es eingefallen, der französischen Sage, die im Gegentheil oft unschön und farblos ist, vor der unsrigen den Vorzug zu geben? Nur, wenn man so frech die deutsche Sage mißhandelt, wie Heine bei seinem Tanhäuser that, nur dann kann man sich auch so unsinnig verthun. Tröste sich übrigens die kindliche Volkssage, denn die Männer der Wissen-

schaft, die Helden des philosophischen Gedankens kommen nicht besser weg. Nichts ist zu groß, nichts zu klein, das Heine ja nicht bespöttelt, wenn sein böses Gelüste rege wird. So lesen wir in dem erwähnten Salon von Immanuel Kant: „Aufstehen, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant, in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthür trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung." Aber von der Tiefe der kantischen Philosophie scheint Heine keinen rechten Begriff zu haben. Natürlich, wenn man so viel an Aeußerlichkeiten hängt, schließt sich das Auge für das innere Leben, und ich wette, wenn Heine wie ich gewußt hätte, daß Kant die Vermehrung der Wanzen dem Einfluß des Lichtes zuschrieb, weshalb mit seinem Wissen niemals die Fensterläden seines Schlafzimmers geöffnet wurden —: Heine hätte uns auch davon mehr gesagt, als von der kritischen Philosophie. Man darf freilich nicht verschweigen, daß sich Heine nach dem Erscheinen dieses zweiten Theils seines Salons öffentlich über Verstümmelung seines Werks beklagte, so daß wir es also nicht überall im genauen Zusammenhang vor Augen haben; indeß bezog sich seine Klage, wie es scheint, nur darauf, weil zu starke Stellen, vermuthlich noch größere Frivolitäten ausgemerzt waren, und er es darum für allzu zahm hielt; der Geist ist wohl im Manuscript der nämliche gewesen, die Mängel dieselben wie in der Druckschrift.

Von dem Buche über Börne schwieg' ich lieber. Witz und Glanz des Styles ist auch darin, allein wie gebärdet sich zugleich die gekränkte Eitelkeit und Selbstsucht. Börne, durch und durch ein leidenschaftlicher und überreizter Demokrat, ist selbst in seinen Fehlern noch mehr Charakter, als Heine in seinen Tugenden; Börne ist Mann des Volkes, Heine kokettirt nur mit dem Volke, welches ihm im Grunde mit dem Pöbel einerlei ist. Man legt die Schrift mit innigem Widerwillen aus der Hand und muß sich zugleich sagen: Börne hätte trotz aller seiner Bitterkeit und Aufregung nicht so gegen einen Andern verfahren können; er hatte mehr männlich-edeln Sinn als sein Gegner.

Wir kommen zum Schluß. Heine hat sein großes Talent vergeudet, mit Ausnahme seiner Lieder wird schwerlich Etwas von seinen Werken die Nachwelt noch anziehen, er ist im eigentlichen Sinne hinter der Zeit geblieben. War es Mangel an Ernst und Eifer? Verleitete ihn die französische Umgebung und die selbstgewählte Verbannung? Stumpfte ihn die Ruhe und Bequemlichkeit eines behaglichen, durch wenig Sorgen getrübten Lebens so frühe ab? Wer will es sagen? Aber die glänzenden Hoffnungen, mit welchen noch das Jahr 1830 auf ihn sah, sind gleich Seifenblasen zerplatzt. Für die Literatur der Gegenwart, ich wiederhole es, ist Heine nicht mehr; er gehört bereits der Vergangenheit an. Ich kann mich aber nicht enthalten, ehe ich schließe, eines seiner jüngst gedruckten Gedichte hier anzuhängen, weil es vermuthlich die wenigsten unserer Leser kennen. Es ist die Sage vom

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten,
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die junge Herzogin,
Sie lacht lautauf beständig:
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behändig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Sammt,
Draus blitzt hervor mit Freude
Ein Auge wie ein blanker Dolch,
Gezogen halb aus der Scheide.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschaar,
Wenn beide vorüberwalzen,
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Trompeten blasen, Schnedderedengh!
Der närrische Brummbaß brummet!
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau! gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen —“
Die Herzogin lacht: Ich lass' dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen!

„Durchlauchtigste Frau! gebt Urlaub mir,
Mein Weilen bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich muß dein Antlitz schauen.

Wol sträubt sich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entschuldigung wissen;
Sie hat ihm endlich mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz gerissen.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!" schreit auf
Die Menge, die angstvoll weichet;
Die Herzogin schwankt auf ihren Stuhl,
Sie ist wie Kreide erbleichet.

Der Herzog war ein kluger Herr:
Er tilgte auf der Stelle
Der Gattin Schmach. Er zog sein Schwert
Und rief: Knie nieder, Geselle!

Ich schlag dich zum Ritter, und weil du ein Schelm,
So nenn' ich dich Schelm von Bergen! — —
Lang blühte am Rhein dies edle Geschlecht,
Jetzt ruht es in steinernen Särgen.

Wenn diese Ballade nicht früheren Zeiten des Dichters angehört, so beweis't sie, daß bisweilen noch die ächte Muse ihn besucht. Auch Andere besangen die Sage vom Schelm von Bergen, z. B. Simrock in den Rheinsagen, ich meine übrigens, an Frische und Lebendigkeit hat sie Heine diesmal sämmtlich überflügelt. Das Gedicht ist ein Stück rheinisches Leben.

Es wird nicht überflüssig scheinen, wenn ich für den Lehrer des deutschen Styls hier einige Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten mit kurzen Bemerkungen anreihe, wie ich bei Freiligrath versuchte:

1. Ich weiß jetzt, daß man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handschuhe anzieht.

Aufgabe: Widerlege diesen Ausspruch!

2. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Der Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den

Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze: er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte.

(Welcher Hauptsatz? welches Thema?)

3. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten.

Thema: Werth der Selbstkenntniß. — Zu verbinden mit

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

4. Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Aufgabe: Der Dichter ein Kämpfer für sein Volk und Vaterland.

5. Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

Thema: Ein Sonntagmorgen auf dem Lande.

6. Eine große Landstraß' ist unsere Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Couriere.
Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Carosse,
Man hätte sich gern geherzt und geküßt —
Doch jagen von hinnen die Rosse!

7. Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Aufgabe: Die Sprache der Gestirne — vgl. Psalm 19: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk u. s. w.

8. Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach, jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

Thema: Sehnsucht nach der Ferne. — Zu verbinden mit Göthe's:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

9. Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fische, und quäcken und schrei'n.

Aufgabe: Nord und Süd — landschaftlich und nach ihren Bewohnern geschildert. Die seltsamen Gegensätze in der Natur und im Menschenleben. Der Stoff wird aus Länder- und Völkerkunde, aber auch aus der Geschichte genommen.

10. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort.

(Wie wirkt ein genialer Kopf auf die Sprache seiner Zeit.)

11. Kindliche Erinnerungen ziehen mit klingendem Spiel durch die Seele.

Thema: Warum sind keine Erinnerungen so entzückend, wie die aus der Jugendzeit? — Zu verbinden Rückerts bekanntes Schwalbenlied: „Aus der Jugendzeit.“

12. In der Kindheit ist unser Leben so unendlich bedeutend; in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig; wir hören Alles, wir sehen Alles; bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt, daß wir später absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren.

(Lob der Kindheit. Erinnerung an die Kindheit u. s. w.)

13. Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Muthe,
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

vgl. mit Schlegels Versen:

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache so vertraut!
Höher hatte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort!

14. O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

(Des Deutschen Stolz ist ein geträumter!?)

15. Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

Es würde, wie sich von selbst versteht, leicht sein, diese Stellen noch um das Zehnfache zu vermehren; die angeführten werden hinreichen, unsere Meinung anzudeuten und dem Lehrer Fingerzeige zu geben.

Darmstadt.

A. Rodnagel.

Bemerkungen zu Scribe's Lustspiel „das Glas Wasser" mit Rücksicht auf dessen Behandlung in der Schule.

Der Gedanke, ein so neues Stück wie Scribe's Glas Wasser (1842 zum erstenmal aufgeführt), in die Schule zu bringen, verstößt zwar gegen eine vielfach begründete Vorliebe vieler Schulmänner für das Aeltere, sogenannt Klassische, auch in der französischen Literatur; aber wenn wir die Schwierigkeiten in's Auge fassen, mit welchen die Schullektüre der älteren französischen Dramatiker zu kämpfen hat: die Langweile des Trauerspiels für Jeden, der nicht aus dem Munde etwa einer Demoiselle Rachel gehört und empfunden hat, daß es doch voll Leben und Wahrheit ist, nämlich französischen Lebens und französischer Wahrheit; die metrische Form, die sich der Schulbehandlung nicht so vielseitig brauchbar erweist; die Schlüpfrigkeiten des älteren Lustspiels, und vor Allem die veraltete Sprache desselben, — so wagen wir dennoch, mit einem solchen Gedanken hervorzutreten. Denn daß gerade die dramatische Poesie, ohnehin die stärkste Seite der französischen Literatur, eben auch zur Erfassung der Sprache in ihren schönsten Vorzügen, ein besonders geeigneter Stoff sei, das kann nirgends mehr einleuchten, als bei der Sprache der Franzosen, unter deren volksthümlichen Tugenden die Schönheit des geselligen Verkehrs obenansteht. Wohl mag, wer ein Stück des großen Meisters Moliere wählt, durch reicheren poetischen Gehalt entschädigt sein; aber die modernere Diktion eines heutigen Stückes ist bei einer lebenden Sprache auch ein wichtiger Punkt, zumal bei einer solchen, die, wie die französische, immer mit der Absicht gelernt werden sollte, daß man sie sprechen könne. Und dann, was Scribe insbesondere betrifft, ist die Kritik zwar bald mit ihm

fertig, wenn sie sagt, daß er durch seine zahlreichen Stücke — es werden nahe an Hundert sein — sich ein unermeßliches Vermögen erworben; daß er sie in Gesellschaft mit Freunden, manche Scenen bei einer Partie Billard gemacht habe; aber es bleibt Thatsache, daß sie fast durch alle Länder Europa's großen Beifall gefunden haben und noch finden. Allerdings beruht dieser Beifall nicht auf dem tieferen, poetischen, lyrischen und epischen Gehalte, der sich bei dramatischen Dichtwerken von hohem Kunstwerthe mit dem eigentlich dramatischen Gehalte verbinden muß, aber dafür ist das rein Dramatische zu einer Vollendung gebracht, die ein ausgezeichnetes Talent, gerade dafür, voraussetzt. Das Zurücktreten des lyrischen und epischen Elementes ist bei einem dramatischen Werk ein Mangel, aber kein Fehler, während das bei so vielen unserer Lustspiele sichtbare Hervortreten der Beschreibung und Erzählung auf Kosten der Handlung ein wirklicher Fehler ist. Die Handlung ist es, und sie beinahe allein, durch welche Scribe wirkt. Nicht, als verstünde er sich nicht auch auf Darstellung von Charakteren; es finden sich in einzelnen seiner Werke recht schön ausgeführte Zeichnungen, aber bei manchen geringeren Stücken zeigt er nicht gleichen Fleiß in der Zeichnung, in anderen müssen die Charaktere häufig vor dem größeren Interesse an der Handlung, das von vorn herein die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers gefangen nimmt, zurücktreten, und werden, wenn auch gut ausgeführt, doch weniger bemerkt.

Das Glas Wasser gehört zu den letzteren. Der Kampf der Whigs gegen die Tories unter der Regierung der Königin Anna, näher des Lord Bolingbroke gegen die Herzogin von Marlborough, ist die Haupthandlung, die von der geschicktesten Exposition an ein lebhaftes Interesse erweckt, durch die reiche Verwickelung gewaltig steigert, und bis zur Katastrophe — den völligen Sieg Bolingbroke's — auf's Höchste spannt. Aber neben dieser Haupthandlung entwickeln sich noch so viele Nebenhandlungen, und diese sind sämmtlich so kunstreich behandelt, daß jede wieder ihre eigene Exposition, Verwickelung und Katastrophe hat, und dennoch in die Haupthandlung als Ursache oder Wirkung eingeflochten, mit ihr gleichen Gang hält, wodurch die Einheit der Handlung, bei der größten Mannigfaltigkeit der einzelnen Vorgänge, unverletzt bleibt. So reich ist die Verwickelung, daß es schwer sein wird, in kurzem Ueberblick all ihre Fäden zusammenzufassen, ohne einen oder den andern fallen zu lassen. Doch wollen wir es versuchen.

Der spanische Erbfolgekrieg hat Europa ermüdet. Frankreich, durch viele Niederlagen gedemüthigt, will den Frieden und sendet in dieser Absicht einen Botschafter nach London. Aber die herrschende Whigpartei, an ihrer Spitze die Herzogin von Marlborough, ist gegen jede Anknüpfung von Unterhandlungen. Sie verhindert als Oberhofmeisterin die Zulassung des französischen Gesandten bei der Königin Anna. Aber Bolingbroke, der 1704 — 1708 Minister gewesen, seit drei Jahren Parlamentsmitglied und Journalist (im Examiner) an der Spitze der Torypartei Opposition gegen die jetzige Regierung macht und durch alle Kräfte wieder in die Gewalt zu kommen strebt, verspricht diesem Friedensunterhändler, daß er wenigstens das Schreiben desselben an die Königin gelangen machen werde (I. Akt 1. Scene). Da er selbst, seit er nicht mehr Minister ist, keinen Zutritt zur Königin hat, so sieht er sich nach Hilfe um und findet den Fähndrich Masham, den er früher durch Geldhülfe in einer kritischen Lage sich verpflichtet hatte, und welcher jetzt im Hofdienste steht. Auch Abigail, die Geliebte desselben, ist im Begriff in den Hofdienst zu treten; auch sie kann ihm nützlich werden, und er schließt mit den Beiden ein Bündniß (II., 1.), das sofort seine ersten Früchte trägt, indem Masham den französischen Brief unter der Decke des Modejournals in's Gemach der Königin bringt. Aber die Hofmeisterin kommt, die gefürchtete Herzogin: sie hat die Schmuggelwaare in der Modezeitung aufgefangen und in's Feuer geworfen. Abigail steht in schüchterner Erwartung: von der Herzogin hängt es ab, ob sie zum Hofdienste zugelassen werden wird. Die Herzogin zweifelt, ob ihre Herkunft gut genug sei — ein Umstand, den Bolingbroke zu einem beißenden Artikel zu benutzen droht, wenn dem Gesuch nicht willfahrt werden sollte; denn Abigail Churchil, die ehemalige Ladenjungfer, ist eine Verwandte der Herzogin. Aber diese hat schon eine schlagende Antwort in Bereitschaft — elle ne menace pas, elle frappe: sie hat die ungeheuern Schulden Bolingbroke's an sich gekauft, und kann ihn, sobald die Sitzung des Parlaments sich schließt, in den Schuldthurm werfen lassen, wenn er sich nicht überwindet, die beißende Anekdote zu unterdrücken. Die Niederlage der Tripelallianz (Bolingbroke, Masham, Abigail) zu vollenden, kommt auch noch Masham in Eil' und Angst, um Abschied von Abigail zu nehmen: er hat in den Gärten des Palastes einen vornehmen Herrn im Duell getödtet, für eine Beleidigung, die ihm früher von demselben widerfahren war, und, die Strenge des Duellverbots kennend, gedenkt er die Flucht

zu ergreifen. Also Abigail ohne Hoffnung auf die Stelle, Masham flüchtig, Bolingbroke mit dem Schuldthurm bedroht — so schlimm stehen die Sachen am Ende des ersten Aktes.

B. gibt indessen nichts verloren. Da es ihm nicht gelang, die Herzogin zur Zulassung der Miß Abigail zum Hofdienste zu zwingen, so versucht er es auf einem andern Wege. Er begehrt Audienz bei der Königin; er wird nicht angenommen; nur ein Billet, im Vorzimmer geschrieben, gelangt in ihre Hände. Sie wird durch dies Empfehlungsschreiben in ihrem ursprünglichen Wunsche Miß Abigail in ihre Umgebung zu bringen, mächtig bestärkt, und sie fühlt den heftigsten Unwillen über die Vormundschaft der Herzogin. C'est à n'y pas tenir, bricht sie aus (II, 2.), c'est un esclavage odieux, insupportable, et ici du moins je ne veux plus obéir à personne, je serai libre chez moi, dans mon palais. Sie gesteht es sich zum erstenmal, daß die Freundschaft und die Rathschläge der Herzogin sie seit einiger Zeit zu ermüden anfangen. Aber still, die Herzogin kommt. Ein kalter Empfang und der zu spät versteckte Brief lassen sie ahnen, was vorgegangen ist; sie muß „die großen Mittel" gebrauchen, um der Königin gegenüber ihre bisherige Stellung wieder einzunehmen: die Bill für Rückberufung des Prinzen Eduard, Ritters von St. Georg (sonst auch Jakob III. genannt) würde einen geheimen Wunsch der Königin erfüllen; durch ihren Bruder würde einst die englische Krone auf dem Stuart'schen Hause forterben: diese Bill ist aber höchst unpopulär, und es bedarf aller Macht der Whigpartei, um sie im Parlament durchzusetzen. Sie ist schon lange der Köder, durch welchen die Herzogin die Königin in gefährlichen Augenblicken lockt und lenkt. Aber diesmal bedarf es noch mehr: durch die glücklich gefundene Erklärung, daß sie wegen ihrer Verwandtschaft mit Miß Abigail Bedenken trage, sie am Hof anzustellen; durch das Versprechen, sonst für sie zu sorgen; und durch Ablenkung des Gesprächs auf Masham, den sie, „weil die Königin ihn zu empfehlen geschienen hatte," zum Gardehauptmann hat ernennen lassen, — gelingt es ihr vollständig, die Königin zu besänftigen, und sie hat diesen ersten Schlag B's glücklich parirt. (II, 2.).

Indessen geht es der Sache unseres Helden nicht überall so schlimm: er ist durch dasselbe Duell, wegen dessen M. flüchten will, Erbe von Millionen geworden; denn der Getödtete war sein Vetter, der Inhaber der Titel und Reichthümer der Familie, und B. ist der Erbe desselben (II, 5.). Er benutzt übrigens den gewaltsa-

men Tod seines Vetters zu einer sehr pathetischen Reklamation bei der Königin, bei welcher er das gegenwärtige Ministerium der Schuld bezüchtigt. Alles, auch der Tod seines Vetters, der ihn reich macht, muß dem Parteimann dienen, seinen Gegnern zu schaden. Denn nur so weit geht seine Absicht, wie er gegen Miß Abigail offen gesteht, sobald ihm diese eröffnet, daß M. der Thäter ist, gegen welchen B. im Betretungsfall den Verhaftbefehl in der Tasche hat. Je ne serai rien, tröstet er die geängstete Abigail, que du bruit, des articles et des discours, jusqu'à ceque vous ayez la certitude qu'il est en sûreté, etqu'il a quitté l'Angleterre. Ja, es zeigt sich noch ein leichterer Ausweg (II, 8.): Masham, der unterdessen das Patent als Gardehauptmann erhalten hatte, als er schon die Flucht antrat, kann bleiben, wenn er sich nur ruhig verhält und B. nicht nöthigt, von seinem Verhaftbefehl Gebrauch zu machen. Die Sache der Tripelallianz steht nun schon wieder um etwas besser; aber sie nimmt einen ganz neuen Aufschwung, als der zur Dankaudienz eilende M. den Brief und die Diamanten in B's. Händen zurückläßt, welche ein geheimnißvoller Beschützer ihm als Zugabe zu seiner Ernennung zugeschickt hat. B. vermuthete schon früher, daß es wohl eher eine Beschützerin sein werde, und Abigail findet mit Schrecken, daß es die Herzogin ist — denn diese hatte in demselben Laden, wo Abigail Ladenjungfer war, den Schmuck gekauft. So kommt B. zur Kenntniß eines kostbaren Geheimnisses, und er ist der Mann dazu, es zu benutzen. Nachdem er der Herzogin angezeigt, daß er bereits ihrem Bankier die Schulden voll bezahlt hat, welche sie käuflich an sich gebracht hatte, dankt er ihr für die Lehre, die sie ihm durch diesen Handel gegeben:

cette leçon vaut bien un million, sans doute —

so travestirt er den Vers der Lafontaineschen Fabel, der Fuchs und der Rabe. Dann deckt er mit der ganzen Behaglichkeit, welche das Gefühl der Ueberlegenheit geben kann, ihre Intrigue mit M. auf, zeigt Brief und Diamanten, und deutet an, welche Folgen die Veröffentlichung des Vorgangs für die bisher geheime Gönnerin haben könnte. Gegen die Zusicherung, diese Sache im Dunkel des Geheimnisses zu lassen, verspricht die Herzogin, daß Miß Abigail noch heute die Stelle bei der Königin erhalten soll. So endet der II. Akt unter günstigeren Aussichten.

Ein Schritt ist gethan; eine Person, den Interessen B's. ergeben, ist in der nächsten Umgebung der Königin. Aber die Hauptaufgabe, die Grundbedingung des Gelingens für den Haupt-

plan, den Sturz der stolzen Herzogin, damit B. als Minister möglich werde, ist der Frieden. Denn, so lange der Krieg dauert, bleibt Marlborough unentbehrlich, und seine Gemahlin in der Gewalt. Abigail bemüht sich sofort bei der Königin, für den Marquis von Torcy, welcher die Friedensunterhandlungen anzuknüpfen gekommen ist (I, 1.), eine Audienz zu erlangen. Aber wie geschickt auch dieses Werkzeug B's. arbeitet, (III, 1.), die Herzogin vernichtet schnell wieder die Frucht dieser Bemühung, indem sie die Königin mit einem allgemeinen Aufruhr bedroht (III, 2.), und der franz. Gesandte erhält seine Pässe, wenn nicht eine ganz besondre Wendung eintritt. Diesmal ist selbst B. in Sorgen, und er tritt, dies einzige mal im ganzen Stück, aus der ruhigen Heiterkeit und dem Gefühl der Ueberlegenheit heraus, womit er bisher den schwierigsten Verhältnissen entgegengetreten war. Je suis perdu, schreibt er in Hast an Abigail (III, 3.), venez à mon aide! je vous attends, il y a va de notre salut à tous. Er kommt dadurch, daß Abigail, ohne der Königin Erlaubniß abzuwarten, ihn einläßt, bis zur Königin (III, 6.). Er erschöpft seine Beredtsamkeit, alles Elend zu beschreiben, das für England aus der Fortdauer des unseligen Krieges hervorgehe. Alles umsonst, bis er durchblicken läßt, daß die Herzogin nur um ihren Gemahl fern zu halten und um desto ruhiger einer Liebesintrigue mit M. pflegen zu können, sich so eifrig um die Fortsetzung des Krieges bemüht. Das verfängt. Es ist ein Zufall; denn B. bemerkt erst jetzt die stille Neigung, die auch im Herzen der Königin für M. glimmt. Dieser Zufall führt, den Gesetzen des Lustspiels ganz angemessen, die Peripetie herbei. Was keine Zusprache Bolingbroke's, keine politische Erwägung bei der Königin vermochte, das bewirkt die Entdeckung, daß die Fortsetzung des Kriegs die Intrigue einer Nebenbuhlerin bei M. sei. Nun ist sie entschlossen, den Friedensanträgen Gehör zu geben, und zum erstenmal wagt sie in Gegenwart der Herzogin, welche die Pässe des Marquis bringt, zu sagen: je lirai, j'examinerai, ehe sie unterzeichnen will (III, 7.). Diese Worte bilden den Wendepunkt der Handlung, die Peripetie. Mit triumphirender Miene sieht B. am Ende des III Aktes, wie die Herzogin mit den nicht unterzeichneten Pässen abgehen muß. Nur die arme Abigail muß noch, ehe der Vorhang fällt, von der Königin erfahren, daß M. der Mann ihrer geheimen Neigung ist.

Den IV Akt eröffnet ein neuer Rückfall. Die Königin hat unterdessen, das sehen wir aus IV, 1., die Pässe doch unterzeich-

net. Denn die Herzogin hatte den königlichen Willen vermittelst der Bill wegen Rückberufung der Stuarts noch einmal umgelenkt. Sie erfährt im Gespräch mit M., daß er es ist, der B's Vetter im Duell getödtet hat; sie gewährt ihm die Bitte, zum Herrn gehen zu dürfen, und will ihm am Abend bei einem Stelldichein Papiere für den Herzog geben. Durch Abigail ist B. nicht nur von dieser Verabredung, sondern auch von einem zweiten Geheimniß in Kenntniß gesetzt: auch die Königin will M. heut Abend bei sich empfangen: ein Glas Wasser, das sie im Abendzirkel von M. begehren wird, soll diesem das Zeichen sein, daß er, wenn sich die Gesellschaft entfernt haben wird, zur Königin kommen darf. B. weiß beide Geheimnisse zu nützen: er enthüllt vor der Herzogin (IV, 7.) so viel, als genügt, um ihre Neugierde, ihre Eifersucht zu wecken, er nennt keinen Namen, aber um den Preis der Einladungskarte für den Marquis von Torcy sagt er ihr das verabredete Signal mit dem Glas Wasser, welches heute Abend im Zirkel der Königin die betreffende Dame von M. begehren wird. Die Herzogin ist in Feuer und Flamme. Das Gewitter ist am ausbrechen. Die Förmlichkeiten beim Empfang der hohen Gesellschaft erhalten noch einen Augenblick Ruhe — eine bange Ruhe, wie die Meeresstille, die dem Sturm vorangeht. Der Marquis von Torcy wird gnädig empfangen, und B. hat die Freude, ihn zur Spielparthie der Königin gezogen zu sehen, diese klagt über Hitze und — verlangt von M. das verhängnißvolle Glas Wasser. Da bricht die Herzogin aus, ihre Bestürzung kämpft einen Augenblick mit ihrem Zorn, der Zorn scheint zu siegen, — aber schnell ist sie gefaßt: um die Königin nicht bloß zu stellen, schiebt sie die Schuld auf die Etikettefehler, daß die Königin das Glas Wasser von einem Kavaliere und nicht von einer ihrer Damen begehrt hätte. Sie muß es nun selbst überreichen; durch B's Schadenfreude steigt ihre Wuth aufs Aeußerste, sie ergreift die Platte, sie zittert, und das Glas gleitet über das Kleid der Königin hinunter. „Wie ungeschickt!" sagt die Königin.

Herz. So hat Ihre Majestät noch nie zu mir gesprochen — nach den Diensten, die ich ihr geleistet —

Kön. Und die ich müde bin mir vorwerfen zu hören.

Herz. Ich dringe sie Ihrer Majestät nicht auf, und wenn sie lästig werden, so biete ich meine Entlassung an.

Kön. Ich nehme sie an.

Das hat die Herzogin nicht erwartet; aber das Wort der Katastrophe ist gesprochen, und es gilt, wenn der Fall unvermeid-

lich ist, wenigstens mit Anstand zu fallen, und, wenn es möglich ist, sich zu rächen. Die Herzogin nennt Masham als den Gegner des im Duell getödteten Richard Bolingbrocke, und weidet sich mit bittersüßer Rache einen Augenblick am Schmerz der Königin. So ist nun am Ende des IV Aktes B. zwar siegreich, aber seine Verbündeten stehen schlimmer als je; die Verwickelung mit M. bedarf noch der Lösung, und das Stück also des V Aktes.

Aber auch die Hauptfrage ist nur scheinbar gelöst: die schlaue Herzogin hat durch Mittelspersonen der Königin einreden lassen, daß sie mit Lord Evandale in einem Liebeshältniß stehe, und nicht mit Masham (in V, 2. nur angedeutet), und daß politische Rücksichten die Beibehaltung der alten Oberhofmeisterin dringend nöthig machten. Die Königin ist erweicht; in einer halben Stunde will sie die Herzogin zur Aussöhnung empfangen, und B. wird dann die Früchte aller seiner Kunst und Mühe nicht ärndten. Er hat dies kaum durch Abigail erfahren (V, 2.), so eilt er, die Königin zu überzeugen, daß die Herzogin doch ein Einverständniß mit M. habe, daß ihr gestriger Verrâth an demselben nur Eingebung der Eifersucht gewesen, und daß sie nur deßwegen die Rückkehr in den Hofdienst so eifrig wünsche, damit sie ungehindert den Verkehr mit M. fortsetzen könne (V, 6.). Das greift durch: die Königin ist entschlossen, die Herzogin nicht zu empfangen, sie läßt ihr durch Abigail in das Vorzimmer sagen, daß über ihre Stelle schon verfügt sei, und daß sie die Schlüssel ihres Amtes sofort herauszugeben habe. Die Ueberbringerin dieser Botschaft, das erfahren wir gleich nachher (V, 6.), soll auch die Nachfolgerin der Herzogin werden, und B's Anerbieten, ein neues Ministerium zu bilden, wird angenommen (V, 5.). Nur Masham's Lage ist bedenklich. Seit die Königin von seinem Einverständniß mit der Herzogin überzeugt ist, hat sie keine Gnade mehr für ihn: je veux, qu'il soit puni, condamné, je le veux. Il vous a privé d'un parent que vous aimiez, et puis, la duchesse sera furieuse. Aber am Gängelbande der Leidenschaft führt B. auch diesmal die Königin mit geschicktem Finger, wohin er will. Die Herzogin, sagt er, wird nicht wüthend sein, im Gegentheil hocherfreut; sie seien Todfeinde, seit M. ihr bekannt, daß er nicht sie, sondern eine andere hohe Dame des Hofes liebe, deren Namen er nicht sage. Das stimmt die Königin gut: sie spricht nicht weiter von M's Bestrafung, sie willigt in alle Vorschläge B's, und dieser kommt den Wünschen der Königin entgegen durch die Veranstaltung eines „Verhörs," das die Königin heut Abend mit M. vornehmen

soll, spät und insgeheim, „weil es nicht kundbar werden darf, daß B. seinen Gefangenen mit Jemand verkehren ließ.“ Von außerordentlich komischer Wirkung ist nun diese nächtliche Zusammenkunft (V, 7.), deren eigentliche Natur sich Anfangs unter der Maske einer staatsdienstlichen Botschaft verbirgt; die Papiere, welche die Königin leichthin unterzeichnet, sind Nichts geringeres als die Ernennung B's. und seiner Kollegen, die Auflösung des Parlaments und die Eröffnung der Friedensvorberathungen. Bald aber beginnt das Verhör: M. bricht in Liebesbetheuerungen aus, welche die Königin auf sich bezieht, ohne zu ahnen, daß sie der hinter ihr stehenden Abigail gelten. Aber ehe die Erklärung vollendet wird, hört man kommen — die Herzogin hat die nächtliche Zusammenkunft erspäht, sie will ihre Rache nehmen, jetzt kennt sie keine Rücksicht mehr. Kaum ist noch M. auf dem Balkon geborgen, so dringt die Herzogin herein mit mehreren Herren ihrer Partei; unter dem Vorwand, eine politische Nachricht von großer Wichtigkeit zu bringen, durchspäht sie das Zimmer — der Gesuchte kann nur auf dem Balkon sein — unter dem Vorwand, die Volksbewegung von draußen hörbarer zu machen, öffnet sie, und — M. tritt hervor. Die Königin glaubt sich unrettbar, aber Abigail fällt ihr zu Füßen — „ich habe ihn heute Nacht empfangen.“ Bolingbroke, von der Herzogin zur Rede gestellt: „ich ließ meinen Gefangenen, gegen Ehrenwort, Abschied nehmen von Abigail Churchill, seiner Frau.“

So ist Alles gerettet; M. und Abigail müssen sich, „aus Ergebenheit für die Königin,“ für Mann und Frau erklären, Marlborough wird zurückgerufen, Europa soll den Frieden haben, Bolingbroke ist Minister — Alles Dank einem Glas Wasser.

Man sieht, die Handlung dominirt da überall und reißt alles Interesse an sich. Aber wer das Stück wieder lies't, und nun die Freiheit gewinnt, seine Aufmerksamkeit, von der Handlung weg, mehr auf die Darstellung der Charaktere zu wenden, der wird auch da Befriedigung finden.

Der Charakter der Königin faßt sich zusammen in dem Worte „faiblesse“ (Bol. V, 2.), und wird erst interessant durch die Mannigfaltigkeit der Formen, unter welchen diese Schwäche auftritt: als Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen (V, 2.), oder einen gefaßten Entschluß auszuführen (II, 2.), als Gutmüthigkeit,

die nicht zürnen kann (III, 6.), als Wankelmuth und Unzuverlässigkeit (II, 2.), wo sie den Brief B's, ihren Versprechungen zuwider, der Herzogin zeigt; als Eitelkeit (III, 1. IV, 8.), wo sie als Werk ihrer Willenskraft anrühmt, was ein Ergebniß ganz anderer Faktoren ist. Aber ihre Energie gegen Ende des Stücks? Die offenbart erst vollends ihre ganze Schwäche: denn alle Kraftäußerung von dem kühnen Wort j'examinerai an (III, 7.), bis zur Abdankung der Herzogin (V, 4.), sind lediglich Wirkungen der Eifersucht. Die Eifersucht allein vermag Entschlüsse hervorzubringen, und nur im Dienste dieser Leidenschaft werden sie zu Handlungen. Dieser völlige Mangel an Willenskraft tritt desto stärker hervor durch den Kontrast, welchen die Hauptpersonen dagegen bilden.

Die Herzogin und Bolingbroke entwickeln gleich großes Talent. Sie würden, wären sie vereint [sagt B. II, 10.], die Welt regieren. Der Hauptmaßstab für ihre Handlungen ist die Zweckmäßigkeit, der Hauptzweck ist Besitz der Gewalt, welche die Herzogin zu bewahren, der Lord zu erringen strebt. Mit einiger Vorliebe wird der Letztere, als Held des Stückes, noch mit besonderen Vorzügen ausgezeichnet, namentlich mit dem liebenswürdigsten Humor, welcher [illegible]t und Samen seiner Ueberlegenheit über die Ereignisse ist. Aber in der Hauptsache ist er Staatsmann par excellence, und ordnet jede Rücksicht dem politischen Interesse, d. h. nach den Grundsätzen eines Parteimannes dem Vortheil seiner Partei unter. Seine Ehe mit einer Dame von der Whigpartei war ihm Anlaß gewesen Tory zu werden (I, 2.), und den Tod eines Vetters benutzt er zu einer Operation gegen das Ministerium (II, 6.). Das „par tous les moyens possibles,“ was er I, 6. ausspricht, ist ganz bezeichnend, obgleich es gemildert wird durch I, 4. wo er von der Unterordnung unter ein höheres Walten redet: le talent n'est pas d'aller sur les brisées de la Providence et d'inventer des événements, mais d'en profiter. Nur dies eine Mal, in der kurzen aber schönen Scene I, 4. berührt der Dichter die religiöse Seite des Helden, den seine Zeit für einen Atheisten erklärte, weil er vom Christenthum nur die ursprünglichen Lehren seines Stifters annahm. Seine stärkste Seite ist die unverzagte Ausdauer in schwierigen Lagen. Niederlagen beugen ihn nicht, sie verdoppeln seine Thätigkeit: wenn es ihm mißlang, bei der Herzogin die Anstellung der Abigail zu erlangen, so geht er zur Königin (II, 1.); wenn er hier nicht zugelassen wird, so hinterläßt er ein im Wartsaal geschriebenes Billet, das seine Wirkung

nicht verfehlt. In allem diesem ist ihm die Herzogin gewachsen, sie kämpft mit gleichen Waffen, und er erliegt so oft als sie. B. selbst charakterisirt sie treffend I, 3. une femme à l'esprit femme, résolu et audacieux, au coup d'oeil juste et prompt, qui vise toujours droit et haut, c'est Lady Churchill, Duchesse de Marlborough, plus grand général que son mari lui-même, plus adroite qu'il n'est vaillant, plus ambiteuse qu'il n'est avare, plus reine enfin que sa souveraine, qu'elle conduit et dirige par la main, la main qui tient le scepter. Und I, 6. une femme de tête et surtout d'exécution. Elle ne menace pas, elle frappe. Einer der gelungensten Striche in der Zeichnung der Herzogin ist IV, 8. die Geistesgegenwart, die hohe Gewalt, mit welcher sie ihren Zorn soweit beherrscht, daß sie, um die Königin nicht ärger zu kompromittiren, ihre Entrüstung auf einen Etikettefehler schiebt, während sie später, V, 8., wo sie nichts mehr zu verlieren hat, solche Schonung nicht mehr kennt. Wie gesagt, sie ist eine würdige Gegnerin Bolingbroke's — bis die Eifersucht sie verblendet. Da ist der schwache Punkt, an welchem sie das Schicksal ergreift, dem sie unterliegen muß.

Abigail und Masham sind untergeordnete Rollen; wie einflußreich auch ihr Liebesverhältniß auf den Gang der Handlung ist, so sind sie doch überall mehr Objekt als Subjekt derselben. Sie, harmlos, naiv; in ihrer Liebe zu M., ächt weiblich, alle Interessen zusammenfassend, für sie aller Opfer fähig (II, 4. IV, 4.); hin und her geworfen vom Wechsel der Ereignisse, auf welche sie nur im Dienste B's Einfluß hat. An der Eifersucht, diesem Sauerteig unseres Stücks, der die Masse in Trieb und Bewegung setzt, an der Eifersucht muß auch Abigail Theil nehmen, wie sie bei der Liebe betheiligt ist; aber ihr Antheil ist von beiden ein schöner; es würde dem Charakter zarter Weiblichkeit schaden, wenn sie positiv handelnd aufträte, da, ihrem ganzen Wesen nach, das Ziel ihres Handelns nichts andres als die Verbindung mit M. sein könnte. Masham ist ein junger Fähndrich, voll Zärtlichkeit für seine Geliebte, harmlos wie sie, ritterlich und ohne Falsch, eine passende Folie für Bolingbroke's Absichtlichkeiten und durchtriebenen Weltsinn.

Fragen wir, wie sich dieses Dichtwerk zur Geschichte verhalte, so wird Niemand eine ängstliche Uebereinstimmung in allen Einzelheiten verlangen. Die Verhältnisse im Ganzen, und zum Theil auch die Personen, sind historisch getreu, und das Stück ist somit

auch von geschichtlichem Werth. Bolingbroke's Charakter, als ehrgeiziges Parteihaupt, ist ganz der Geschichte getreu gezeichnet: er bekennet in seinen geheimen Memoiren offen, daß ihm beim Eintritt in den Staatsdienst die künftige Karriere der Leitstern in allem Thun gewesen sei. Die schöne Sarah Jennings war Ehrendame und Favoritin der Prinzessin Anna gewesen: sie blieb in dieser Stellung auch nachdem sie 1680 den Gardeoffizier John Churchill, späteren Herzog von Marlborough geheirathet hatte. Als Anna 1702 auf den Thron kam, stieg auch die Herzogin; sie wurde Oberhofmeisterin und führte thatsächlich das Scepter. Ein Paar Handschuhe, die sie der Königin nicht abtreten wollte, soll der äußere Anlaß ihrer Ungnade gewesen sein, woran sich, wie in unserem Stück an das verschüttete Glas Wasser, der Fall der Whigs, der Sieg der Torypartei und die Friedensunterhandlungen knüpften. Eine Lady Masham nimmt in der Gunst der Königin die Stelle der gefallenen Herzogin ein. Der Dichter hat, während er die geschichtlichen großen Wirkungen aus kleinen Ursachen entstehen ließ, nur eine Form für die letzteren erfunden, die mehr Interesse und bessere Gelegenheit zu dramatischer Verwicklung bietet. Er läßt die Königin als jung, schön (I, 3.) und unverheirathet erscheinen, um sie zur Intrigue mit Masham verwenden zu können. Die historische Anna dagegen hatte schon 1683 den Prinzen Georg von Dänemark geheirathet und mit ihm 19 Kinder gehabt, welche alle vor ihr starben. In der Zeit, in welche wir das Stück setzen müssen, war die Königin mindestens 47 Jahr alt. Diese Zeit ist übrigens nicht genau zu fixiren: der Dichter zieht, wozu er befugt ist, die Ereignisse mehrerer Jahre auf den kurzen Zwischenraum weniger Tage zusammen. Denn obgleich er die Gesetze der Einheit von Zeit und Ort nicht mit der ganzen Strenge der altklassischen Bühne befolgt, so will er sich doch nicht zu weit davon entfernen. Die Handlung spielt im Palast St. James, aber während die 4 ersten Akte im Empfangsaal vor sich gehen, führt uns der letzte in das Gemach der Königin. Die Dauer der Handlung umfaßt eine Woche, wenn man zu den 5 Tagen, welche ungefähr die 5 Akte ausfüllen, noch die zwischen II und III verflossenen 2 Tage rechnet (III, 1.). In diesen wenigen Tagen erscheinen Ereignisse von 1710 (die Auflösung des Parlaments V, 5.), 1711 (die Einnahme von Bouchain III, 6., die Rückberufung Marlboroughs V, 8.), und 1712 (die Einnahme von Denain und die Vorberathungen zum Frieden von Utrecht VIII, 8.), theils als so eben geschehen, theils als unmittelbar bevorstehend.

Als eine geringere Abweichung von der Geschichte ist es noch zu erwähnen, wenn Bolingbroke die Niederlage der Franzosen bei Malplaquet (III, 6.) ihrem unfähigen Anführer Villeroi zuschreibt: Villeroi war bei Ramillies (1706) an der Spitze von 60,000 Mann von Marlborough und Prinz Eugen geschlagen worden, aber zu Malplaquet befehligte Villars die Franzosen. Ein ähnliches Quidproquo enthält I, 4., wo Bolingbroke sagt, der Krieg, der jetzt Europa entflammte, sei durch das bekannte Fenster von Trianon veranlaßt worden, das Louvois gegen Ludwig XIV. vertheidigte: eine Anekdote, die ja nicht zum spanischen Erbfolgekrieg, sondern zum Orleans'schen Kriege (1688) gehört. Aber sie paßt so gut in diese vortreffliche 4te Scene des I Aktes, daß es Schade wäre, wenn der Dichter hier von ihr nicht Gebrauch gemacht hätte. Ob Richard Bolingbroke und sein Zweikampf mit Masham bloße Erfindung sei oder historische Wahrheit habe, läßt sich weder aus B's geheimen Memoiren, noch aus der „geheimen Geschichte der Königin Anna" ermitteln: aber Thatsache ist, daß Herr St. John im Jahr 1712 den Titel Lord Bolingbroke erhielt. Also auch hier, so weit sie an ein Dichtwerk zu verlangen ist, historische Wahrheit. Geschichte müßte — wenn zum Schluß noch eine methodische Bemerkung für den Schulgebrauch erlaubt ist — überall, wo das Drama zugleich Geschichte ist, hervorgehoben und detaillirt gegeben werden: sie liefert, neben der Grammatik, die besten Stoffe zu Sprachübungen. Die Lektüre des Stückes aber dürfte — experto crede Ruperto — nicht kursorisch sein. Wenigstens müßten besonders gehaltreiche Auftritte (wie I, 4. II, 2. ꝛc.) oder einzelne Akte, wenn man nicht Zeit zum Ganzen hat, schriftlich ins Deutsche, dann wieder schriftlich ins Französische übertragen und so weit eingeprägt werden, daß sie, mit dem deutschen Text vor Augen, leicht französisch wiedergegeben werden könnten.

Karlsruhe.

Dr. Lamey.

Die Reste des Altfriesischen auf der Insel Wangeroge.

Das Volk der Friesen hat seine alte Freiheit und seine alte Sprache verloren. Seine Freiheit hat es im Kampfe gegen die Fürstengewalt eingebüßt; seine Sprache ist in den Theilen Frieslands, welche an Deutschland gefallen sind, von dem Niederdeutschen überwunden und verdrängt; in Westfriesland, das an Holland kam, bedeutend von dem Niederländischen beeinträchtigt worden, die Sprachen haben aber ein zähes Leben und sterben erst nach einem Jahrhunderte langen Todeskampfe; selbst dann, wenn das Leben völlig entflohen zu sein scheint, zuckt bei genauer Betrachtung hie und da eine Faser, welche die Spuren eines leisen, verborgenen Lebens verräth. Ich spreche hier nicht von den Elementen, welche eine siegende Sprache zu ihrer eigenen Sättigung aus der überwundenen aufnimmt, sondern ich meine die Reste einer Sprache oder eines Dialektes, die sich ein selbstständiges Leben bewahrt haben, mag es so kümmerlich sein wie es will. Daß der friesische Dialekt das Niederdeutsche hat bereichern und ergänzen müssen, ist gewiß — man braucht nur einen Ostfriesen sein Platt sprechen zu hören um sich davon zu überzeugen; daß er aber noch in der nordwestlichen Ecke Deutschlands blüht, oder wenn dieser Ausdruck zu stark sein sollte, noch lebendig wurzelt, ist vielleicht nicht allgemein bekannt. Diese beiden Punkte sind das sogenannte Sater- (Sagter- Sagelter-) Land und die Insel Wangeroge; beide dem Großherzogthume Oldenburg angehörig. Das erste liegt ungefähr in der Mitte der westlichen Grenze Oldenburgs und umfaßt drei Kirchspiele, deren Einwohner außer ihrer Sprache noch verschiedene Eigenthümlichkeiten und Sitten haben. Die Insel Wangeroge fängt bekanntlich die Reihe der Inseln an, welche sich längs der Küste der Nordsee hinziehen und ist in neuerer Zeit durch das daselbst errichtete Seebad auch in einem weitern Kreise bekannt

geworden. Dieser Fleck Landes oder vielmehr Sandes mit seiner höchst kümmerlichen Vegetation, nur 1 Stunde lang und ¼ Stunde breit, bietet zwar einen gesunden, aber sonst traurigen und einsamen Aufenthalt für die ungefähr 400 Menschen, die denselben bewohnen. Nur einige Fuß über der Meeresfläche erhaben ist die Insel in einem ewigen Kampfe mit den Wellen begriffen, denen sie mühsam ihre Existenz abringt und am Ende wohl zum Opfer bringen wird. Denn der trostlose Ausgang des Kampfes läßt sich nach den Erfahrungen, die man seit Jahrhunderten gemacht hat, voraussehen. Der Umfang der Insel ist nämlich zusehends von Jahr zu Jahr kleiner geworden, und gegen diese Abnahme leistet eine schwache Kette von Dünen, welche die Nordseite bekränzen, und die künstlichen Hülfsmittel, die man angewandt hat und noch anwendet, nur geringen Schutz. Sie sind wenigstens nicht im Stande, große ungewöhnliche Fluthen abzuhalten, wie sich dies im October des vorigen Jahres gezeigt hat, wo die Wogen an einer schwachen Stelle durchgebrochen sind und gleich über die Insel sich ergossen haben. Die ältesten Einwohner erinnern sich der vormaligen Größe noch recht wohl und wissen zu erzählen, wie sie in ihrer Knabenzeit weit westwärts in die Dünen gegangen sind, um dort Möweneier zu suchen. Und diese Dünen sind mit Ausnahme der wenigen, die sich gleich unmittelbar hinter den Häusern des Dorfes befinden, das am Westende gebaut ist, weggeschmolzen wie die Einwohner sagen. Wenn die Natur nicht selber Hülfe schafft, wozu jetzt eine schwache Hoffnung durch die Bildung eines neuen Riffes vorhanden ist, das sich längs der Insel aufwirft, so ist sie unrettbar verloren und damit versinkt wieder ein Sitz des friesischen Dialektes. Daß dieser sich hier so lange hat halten können, begreift man, wenn man die Abgeschiedenheit der Insel von allem Verkehr denkt, die zur Winterszeit manchmal ¼ Jahr alle Communication mit dem Festlande entbehrt und auf sich selbst beschränkt wird. Aber auffallend bleibt es dennoch, wie grade diese Insel das Altfriesische zu bewahren gewußt hat, während ihre Schwestern es verloren haben. Es verschwindet aber auch hier mehr und mehr, so daß eine Großmutter mir klagte, sie werde von ihren Enkeln (bènsbèner) nicht überall mehr verstanden.

Die Sprache der Saterländer ist mir aus eigener Erfahrung nicht bekannt. Während meines diesjährigen Aufenthalts in Wangeroge habe ich mich mit dieser Großmutter, einer noch ziemlich rüstigen Frau von 72 Jahren vielfach unterhalten

und meine Kenntniß des Dialekts aus ihrem Munde geschöpft; denn es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß die Sprache nur im Munde des Volks und nicht in der Schrift lebt. Ich kann daher die Richtigkeit des Nachfolgenden nur insoweit verbürgen, als diese Frau mir es richtig vorgesagt hat und ich es richtig gehört und nachgeschrieben habe, wozu ich vielleicht, da nur wenige Stunden davon meine Heimath ist, befähigter bin, als irgend ein anderer aus Mittel- oder Süddeutschland, der sich dieser Mühe unterziehen wollte.

Es ist überall schwer die Laute einer Sprache, die nur gesprochen wird, genau wiederzugeben; diese Schwierigkeit aber wird noch erhöht, wenn, wie es bei den Einwohnern der Insel der Fall ist, die Vokale so gedehnt und gezogen werden, daß ihr ursprünglicher und wahrer Klang erst durch mannigfache Vergleichung hergestellt werden kann. Daß ich stets das Richtige getroffen habe, und daß mir namentlich die Scheidung der langen und kurzen Vokale gelungen ist, bezweifle ich selbst. —

Die kurze Zeit, die ich auf der Insel verlebte, hat es mir unmöglich gemacht, den ganzen Sprachschatz kennen zu lernen und alle Eigenthümlichkeiten aufzufassen; ich glaube jedoch hinlänglich unterrichtet zu sein um den Beweis führen zu können, daß der Dialekt ein Abkömmling des alten Friesischen ist. Daß er es rein, unverfälscht und ungeschmälert ist, läßt sich nicht erwarten, da fremde Einflüsse störend eingewirkt haben und überhaupt eine Sprache, die noch gar keine oder nur eine geringe Festigkeit durch die Schrift gewonnen hat, in ewiger Veränderung und Bewegung begriffen ist, sie sei so unmerklich wie sie wolle.

Der Consonantismus hat nur wenige Veränderungen erlitten. Von der Lautverschiebung, die das Hochdeutsche erfahren hat, ist das Friesische wie das Plattdeutsche unberührt geblieben. Der Wangeröger hat sogar sein asperirtes th festgehalten, wie es das Altfriesische gehabt hat und das Englische noch hat, das aber in allen übrigen deutschen Dialekten verschwunden ist. Nur zwei Veränderungen verdienen namhaft gemacht zu werden. Diese betreffen die Buchstaben r und n; r wird nämlich innerhalb eines Wortes manchmal ausgestoßen oder mit dem folgenden Consonanten assimilirt, und eben so wird d wenn es auslautet, abgeworfen. Der letztere Fall — auch der erste — hat zum größten Theile eine Verlängerung des vorhergehenden Vokals bewirkt, eine Erscheinung, die sich auch im Niederdeutschen findet.

Der Vokalismus, der im Altfriesischen selbst schwankend und wechselnd ist, hat eine größere Umbildung erfahren müssen. Wenn Jakob Grimm es dem Altfriesischen (Gr. 1. S. 414. 3. A.) zum Vorwurf macht, daß es durch die allzu sehr ausgedehnte Herrschaft des e im Nachtheil gegen die übrigen Dialekte stehe, so kann dieser Vorwurf nicht mehr vom Neufriesischen gelten, indem es meistentheils das kurze e in i, das lange e in ei hat übergehen lassen. Und diese Veränderung ist eine der hauptsächlichsten. Sonstige Uebergänge a in o, von ia in iu, das Abspringen einzelner Wörter, lassen sich am besten nachweisen, wenn wir die Vokale einzeln durchgehen, wo wir zugleich auch Gelegenheit haben die Uebereinstimmung zu zeigen, die zwischen dem Altfriesischen und Neufriesischen statt findet.

Kurze Vokale.

a.

sax (altfr. sax, culter); kallu (g) (kal, kalu, calvus); magge (maga, stomachus); gat (gat und jet, niederd. gat, foramen); path (path, ags, semita): salt (salt, salsus); hi lapt (hlapt, currit); flax (flax, linum); flask (flask, caro); glag (Qualle, Meduse); far (fara, fore, ante, pro); ass (axis); lass (salmo); narri (cicatrix); rap (up de tût, maledicus, niederd. rapsnût't); makin (makia, facere); sparin (sparia, parcere); klagin (klagia, queri); be-talin (talia, numerare [pecuniam]); wackin (excitare); halin (halia, arcessere); fallen (falla, cadere); half (half, dimidius); hals (hals, collum); rabbe (cancer); glanzen (splendere); bannen (barna, berna, flagrare); fladder (Fladen, in oïfladder Pfannkuchen, flarda); swalluk (hirundo); annelf (andlova, undecim); sparder (eiserne Hacke); arrit (Erbsen); rakker (carnifex); bladder (folia, bled); hasse (hasa, lepus); pask (Ostern, pascha); wedder-gall (arcus coelestis); bab (be) (pater); naggel (navla, umbilicus); katte (katte, felis); watter (weter und water, aqua); thakke (ramus).

a = e.

fat (fat, pinguis); an (anas); han (gallina); thanken (Prät. thocht, thanka, cogitare); kannen (kanna, cognoscere); thakke (thekke, tectum); hammin (hamede, hamethe, indusium); frammid (framd, peregrinus); warld (warld, mundus); ladder (hlâdder, scala, niederd. ledder); trachter (niederd. trechter, infuntibulum).

Vor r und folgendem Consonanten wird a auch zu e in therms, (therm, intestina).

Die Eigenthümlichkeit des Altfriesischen (und Angelsächsischen) das a vor m und n in o übergehen zu lassen, hat auch das Neufriesische bewahrt. Ich lasse daher gleich o folgen.

o.

mon (mon und man, vir); lom (lom, claudus); kronk (kronk, aegrotus); homer (homer, malleus); monech (monech, multus); ongst (ongost, angor); thonken (thonkia, gratias agere); sponnen (sponna, spanna, tendere); du stondst, hi stond (stas, stat); donzen (saltare); slonk (gracilis); blonk (nitens); sponge (fibula); lon (g) (long, longas); hondeln (agere); rom (niederd. ram, aries); rom (niederd. kramm, spasmus); plonten (plantare); swomp (spongia); dronk (nuptiae).

Organisch möchte es sein in

kroch (krocha, olla); olli (olie, oleum); om (om, spiritus); strotti (strot, guttur); slot (slot und slet, claustrum); hol (hol, cavus); knop (knop, bolla); forst (forsta, princeps); grot (ptisana); knot (nodus), mos (muscus); hof (hof, aula, namentlich der Kirchhof); bob (be) (matertera); rocki (nebula); nochtem (jejunus); hosten (tussire); kokkin (koka, coquere); bloken (floka, fluchen).

o vertritt vor m und n auch e.

onkel (niederd. enkel, talus); wonn (si); swommen (natare, niederd. swemmen); ommer (situlus).

e.

elt (elte, fortis); teft (tefta, post, hinter); fest (fest, pugnus); mem (mater); enk (avunculus); vep (patruus); dette (soror); hêl-kers (tha helega kerstestede, Weihnachten); bledder (vesica); bletrig (sordidus); drempel (drempel, limen); venn (mucus); lemmeln (acies cultri, niederd. lemp); kletsen (currere); wege (Weisbrod); kendel (granum); hemmel (coelum); brengen (Praet. brôd, — brenga, afferre); jedder (ubera, niederd. jüdder); jerssen (Gerste); wettel (radix); meln (mola); thekken (thekko, tegere)

e dem angelsächsischen ä gleichstehend.

gers (altfr. gers und gres, angs. gärs, gramen); gled (gled, laevis); reth (reth, rota); edder (edre, mane); greft (gref, angs. gräf, sepulcrum); neck (hnecka, cervix); vet (angs. fät, vas); sed (angs. säd, satur); scherp (scherp, acer); nedel (nedle, acus); brûdelnedel (Strickzeug); edder (eddere, vena); teffel (tefle, mensa); kreft (kreft, facultas); gles (vitrum); erg (pravus); sek (saccus); esk (cinis); benn (Barm. Hefen); lekin (leken linteum); helm (culmus); lechin (hlaka, ridere); beth-môder (obstetrix, beth [balneum]); hebbe (hebbe, hebeo); fent (puer).

i

hat im Umfang gewonnen, weil es sehr häufig das altfriesische e vertritt, welches indeß selbst schwankend ist.

ik (ik, ego); lit (lith und lid, membrum); sil (skil, debet); stillu (stil, caules); ili (callus, = ili [planta pedis])?; hini (hini, ejus); him him, eum); irde (irthe, terra); *finger* (finger, digitus); *hingst* (hengst und hingst: das Wort Pferd findet sich nicht bei den Wangerögern); *hil*

(infernus, hille); *hil* (engl. heel, calx); *thicht* (thikke, densus); *wids* (widse, widzie, cunae); *knickel* (knokle, articulus); *finster* (tempora), *finster* (finestre, fenestra); *krin* (g) und *rin* (g) (bring corona hominum und annulus); *tiln* tollere, tilla); *lidsen* (lidsia, ponere); *lidsen (leich, lin*, jacere lidsa, lidsia); *middi* (middi, meridies); *thwingen* (thwinga, cogere); *snithern* (sneith, snithin, snitha, secare); *lithern* (onerare); *thitzel* (carduus); thitzelbôm (temo, niederd. disselbôm); *kittig* (celer); *flinderk* (papilio auch niederd.); *blin* (caesus, blind); *ippin* (epen, angs. yppe, apertus); *kinbak* (kinbaka, mentum); *ribbe* (costa, rib, reb); *bicht* (beicht, confessio); jiks (usquam niederd. ichts); *livver* (jecur, livere); slikken (lambere); *siln* (vela dare); *stiln* (stela, furari, Conjug. du stellst, hi stelt, wi stillert; stôl, stilin); *mitten* (meta, metiri); *stirven* (sterva mori); *quiddem* qua-quithin: sermocinari, queda, quetha); *lissen* (lesa, legere); *tridden* (treda, ingredi); *bidden* (bidda, precari); *stikken* (steik, stikin, pungere, steka); *grivven* (greva, fodere); *driggen* (draug-drin-portare, drega und draga); *sitten* (sitta, sedere); *witten* (wita, weta novisse; Conjug.: ik weit, du wetst, hi wett, wi wittert); *brikken* (breik, brikin, frangere breka); *nimmen* (nima, nema, capere); swillen (swella turgere); *vergitten* (urieta, forieta, oblivisci); *hilpen* (helpa, hilpa, opitulari); *birgen* (condere); *rint* (rent, pluit); *rigge* (hreg, reg, dorsum); *litti* (serus, let); *fridder* (fretho, pax); *tsjittel* (ketel, zetel, tsietel, ahenum); *tsjilm* (baptisma); *milli* (mel, farina); linni (reclinatorium, hlen, len in len-bed); binni (tabulatum); *fidder* (penna); *riddin* (equitare); *besippin* (ebrius); nierken-*smirri* (smera, adeps renium); libbelbior (Verlobungsbier); nist (nidus); slipin (trahere); herdiller (deorsum, dela); tirrin (consumere); nims (nimmen, nemo); sinup (sinapi); hissen (instigare, hetzen).

u.

tusk (dusk, dens); *gungen* (gunga, ire); *kummen* (kaum, kimmin, venire, kuma, koma); *sun* (sunne, sol); *ul* (ulle, lana); *jum* (vos); turf (turf, caespes); *durn* (dure, porta); *burgen* (borga, mutuari); *kurf* (corbis); *surgen* (surare); *snurken* (stertere); *kurren* (increpitare); *wunin* (wona, wuna, habitare); *thrukken* (thrikka, drukka, premere); *wunsken* (desiderare); *stummern* (balbutire); *wuxen* (Partic. von waxen: waxa); *lucht* (aer); *thust* (sitis, altfr. adj. thorstig, torstig); *thunder* thuner, tonitru); *bunker* (bunke, ossa); *hunne* (hona, gallina); *thunning* (gena); tunne (tunne, tonne, dolium); *huft* (coxa); *wunt* (digitabula); *pudde* (bufo); *husse* (tibiale, niederd. hase); *nutte* (nux); *nuk* (singultus); *hunig* (hunig, mel); *druppuk* (gutte, driapa); *brugge* (bregge, brigge, pons); *judder* (Judaeus); *fulle* (pallus equi); *mutte* (sus); murru (adeps suillus, niederd. swinsrösel, angs. hrysel, altf. rusel; *ruvve* (crusta vulneris); ik *mut*, wi *muttert* (debeo, debemus, mot); *rust* (aemgo); *thunsdi* (thunresdi, dies Jovis); *sundi (sunnandi,* dies solis); *numme* (noma, nomen); wut (quid, hwet).

Die Wangeröger haben außerdem noch einen Vokal, dem ich nicht unter den übrigen eine Stelle zu geben weiß. Er schwankt zwischen e und i. Zu seiner Bezeichnung habe ich y gewählt.

wyf (wif, mulier); *wydu* (wide, vidua); *wyku* (wike, hebdomas); *wyven* (texere); pyper (piper, piper); *pyrre* (pyrum); *hyver* (avena); ryken (computare, rekenia, reknia); snythu (serra).

Die Brechung iu vor ht, die dem Altfriesischen eigenthümlich ist, findet sich auch noch auf der Insel. Ich will später alle iu zusammenstellen.

Lange Vokale.

Das lange â ist als verschwunden zu betrachten. Es ist meistens zu ô und ê geworden. Es kann indeß möglich sein, daß sich einzelne Wörter mit langem â unter die mit kurzem a verirrt haben, und daß Wörter, denen ich ein zweifelhaftes â beilegen muß, wie z. B. nâse (altfr. nose) wirklich mit einem langen â gesprochen werden, im Ganzen wird meine Behauptung doch feststehen.

ê.

ê = â vor r, das häufig ausgestoßen wird, wenn ein Consonant darauf folgt.

hêr (her, capillus); *jêr* (ier, annus); *dêr* (ibi, ther, der *wêr*-segger (vates); *êrm* (erm, arm, brachium) *bên* (barn, bern, infans); *bêd* (berd, bird, barbe); *jên* (Garn).

---

stêt (stert, stirt) cauda; *hên* (hema, angulus); *mên* (tempus matutinum, morn); *jên* (jen, contra); *gêrn* (gerne, libenter); *grên* (grene, viridis) *hêrfst* (herfst, autumnus); *kêd* (kede, vinculum); *bêd* (frustum); *trêd* (gressus); *dêrd* (animal); *prê* (Burrey); *kastên* (avis aliqua); *verthrêdelk* (stomachosus); *wêr* (ubi) *wêrweg* (quo?) *lê* (fala); *schêden* (skedda, schedda, quatere); *sên* (serere); *klêren* (von Hühnern, die im Sande scharren); *flêren* (delatorem esse); *hêren* (hera, hora, audire).

î.

dî (di, dies); knî (kni, kne, genu); spî (saliva); spîen (spia, vomere); ik mî (mi, possum); brî (puls); îm (apis); swîn (sus, swin); lîk (lik, aequalis); pîsel (pisel, camera); trîse (trise, caseus); kîr (vaccae); sîl (velum); fîr (fir, fer, remotus); rîn (pluvia, rein); sîth (sericum); stîf (rigidus); nîdel (neil, unguis) wît (hwit, wit, albus); sîsen (sia, suere); schîni (crus); wîteln (Schellfisch); sîlich (phora, ags. seol, seolh); îrsen (irsen, ferrum); wîlig (marcidus); brîn (brein, brin, ceretrum); brînpot (calvaria, breinponne); stîr (stera, stella); ik stîn (steti); tîd (tid, tempus); hîdelt (grandinit); snît (ningit); îritz, lîve, palîtik (aves aliquae); frîen (nuptiis ambire); *klîven* (bi-kliva, agglutinare); *îven* (ivin, iven, eben); *hîrd* (focus, hirth, hird); *rîten*, (reit, ritin rumpere); *tîsdi* (tiesdi, dies Martis); *frîendi* (frigendi, friendi, dies Veneris); *dîslik* qotidia nus).

Verlängerung durch ausgefallenes d.

win (wind, ventus); *binen* bûn, bûnen (binda, ligare); *bin* (villa); schil (culpa, skelde, schild).

ô.

gód (god, Deus); *ómel* (avia); *ôpel* (avus); *brór* (pl. brorin, frater, brother, broer); *fót* (fot, pes); *blód* (sanguis, blod); *schoer* (calceamenta, sko); *ósk* (macula, Masche); *wón* (Buttermilch), wônsûp (Buttermilch-suppe); môn (luna, mona); mònd (mensis, mond); ôrth (aliter, otheres, ors); órn (einander, other, or); gröen (crescere, growa, groia); *rôt* (rad, ruber); *lôt* (plumbum, semuncia, lat); *dôv* (surdus, daf); *hô* (hâ, foenum); *mô* (ma, me, plus); *ór* (are, ar, auris); *ógen* (oge, age, oculus); bôr (bar, ber, baar); slôn (sla, slan, caedere); twô (duo, twa); quód (malus, quod); nóber (vicinus); strôl (radius); môger (macer); blôsen (flare, bla); sprók (lingua, sprake, spreka); hôfen (portus); wôghals (audax); trôn (lacrima); gór (percoctus); jônen (oscitare); gefôr (periculum); górn (rete); wôrd (anas mas niederd. wârd) ôs (cadaver, Aas); pór (Paar).

wô (quis, hwa, wa); wôk (mollis); gôs (anser f.); gôner (anser m., niederd. gant); bôvenst (supremus, bova); tróselbior (funus, niederd. troesselbêr); trôn (lacrima); óster (ostrea, niederd. oester); pôn (Pfanne, ponne, panne); kôn (Kanne); rôg (Rocken); frôm (pius, from, fremo); kômer (camera, komer, kamer).

Verlängerung durch abgeworfenes d und r.

gôl (gold, aurum); ôl (alt, ol, vetus); kôl (kald, frigidus); kôn (frumentum, korn); thôn (spina, thorn); óde (locus ord); dô(r)th (mortuus, dat, dath); sô(r)th (sath, sad, puteus).

û.

tût (os); *tûdiken* (osculari); *thûm* (pollex, thuma); *drûg* (siccus); *sûth* (meridies, suth); ik *dûr* (licet mihi, thura, dura); *strûf* (horridus); hin-*ûr* (trans, ur, over); *slûk* (fauces); *lûde* (clarus, hlud, lud); *krûm* curvus, krumb); *bûter* (butyrum, butera); *sûmer* (aestas, sumur); *dûm* (stultus, dumbe, dume), dûm-hauderd (vertiginosus); schûrschott (libella grandis); jûgel (fastigium); un-krûth (herba, krud); pûdelk (morsupium, budel); lutzûk (alauda); wûfen (latrare); brûden (stricken, niederd. breiden); hûlen (lacrimare); lûken (trahere, luka); fûgel (avis, fugel); bûgen, bôg, biggin (flectere); tûn (ecclesia und turris, weil die Kirche im Thurm ist. = turn?).

Verlängerung durch abgeworfenes d.

hûn (canis, hund); stûn (hora, stund); pûn (libra, pund); wûn (vulnus, wund); rûn (rotundus); grûn (solum, grund); sûn (sanus, sund).

Diphthonge.

J. Grimm gesteht der altfr. Sprache nur einen einzigen echten Diphthong zu, der sich in den wechselnden Formen ia, io, iu

zeige, während die andern aus aufgelösten Consonanten beständen. Der Reichthum an Diphthongen ist jetzt nicht größer geworden, sondern die Dürftigkeit ist vielmehr gestiegen. Denn ein ai habe ich nicht mehr heraushören können, wenn nicht vielleicht kai (Schlüssel, kai, kei) und die Versicherungspartikel ai (Ja, ge, ie) dahin gehören, deren Aussprache aber wie koi und oi zu lauten scheint. Au und ei, so wie iu haben ihr Gebiet vergrößert, ersteres dadurch, daß sich a und o in dasselbe zerdehnt haben, ei hat auf Kosten von e gewonnen, ia ist in den meisten Fällen zu iu geworden, in einigen Fällen zu io.

Au.

haude (caput, håved, had); *faun* (puella, fone); *blaum* (flos, blam); *bauk* (liber, bok); *dauk* (panus, dok); *naug* (satis, noch, enoch); *kaum* (venit, kom); *fiaur* (quatuor, fiuwer, fiover, fior); *sjauen* (visus, sione, siune); *klauk* (prudens); *auver* (ripa); *auf* (af); *buntrauk* (cornix); *naueu* (forare); schaufel (bacillum von Holz); ik staun (sto); *frauelk* (laetus); *saum* (pulcher); *hauk* (hamus); *kaum* (pecten); *laun* (agnus).

Verlängerung durch abgeworfenes d.

laun (terra, land, lond): *haun* (manus, hand, hond); *saun* (arena).

ei.

wein (curvus; wein); *leich* (humilis, lege, lech); *stein* (lapis, sten); weil (Spinnrad, niederd. wêl); bleik (pallidus); *scheif* (obliquus); *teiken* (signum, teken, teiken); *weit* (madidus, wet); *klein* (tenuis, klen); *dein* (factus, den); *slein* (caesus, ge-slein, slein); *heived* Partic. heved); *drein* (vertere); be-*seiken* (visere, seka); meit, in de *meit* kumen (obviam ire, meta); *deilen* (dividere, dela); *leinen* (mutari, lena, lenia); be-scheith, aufscheitth (Be-scheid, Ab-schied, be-sketh); *heid* (cutis, hede); *seil* (anima, sele); *streit* (via, strete); seid (semen, sed); bein (crus, ben); *breide* (sponsa, breid); *breidgummel* (sponsus, breidgoma); *ein* (unus, en); *pei* (soror patris); *heit* (calidus, het): *deit* (hoc, thet, dat); *scheip* (ovis, skep, schep); *eiven* (vesper, avend, aiund, ioven); *heis(e)* (dentes maxillares, niederd. kûsen); *sein* (mittere, senda, seinda); *reizel* (aenigma); *threide* (filum, thred, threide); *breif* (literae, bref): *teiven* (manere, niederd. toeven); *beith* (ambo, bethe, beithe); leid (carmen, niederd. lêd); *freigen* (interrogare, fregia); *sleipen* (dormire, slepa); *dreimen* (somniare); *leiven* (credere, leva); keim (pulcher); *oideidel* (vitellus); *breiden* (incubare ovis, niederd. broeden); *steilen* (petere, steta); êrmsleif (Aermel); *leidert* (fulgurat); *smeik* (vapor); *pit* (sentire, fela): sweit (sudor, swet); sweit (dulcis, suet); *reiken* (dare, reka); *eil* (anguilla); *reiv* (rapa, niederd. roev); *reiden* (cousulere reda); *keimen* (pectere); *ein* (finis, ende einde); *breide* (latitudo, brede); meisel (Masern, niederd. mêsel); *meit* (metrum, mete); *teive* (canis f.) *kneisen* (sternutare); *beiten* (calefacere, niederd. boeten).

iu.

riucht (rectus, riucht) mit allen seinen Zusammensetzungen; *sliucht* (planus, sliucht); fiur (ignis, fiur); *riuken* (olere, rukia, hrena); siungen (canere, sionga); *liugen* (mentiri, liaga, liadsa); be-*driugen*, Part. bedrin (fallere, be-driaga); *fliugen*, flòg, flin (volare, fliaga); *fling* (musca); *tiug* (testis, tiuch); *diunk* (tenebricosus, diunk); *kriupen* (repere, kriapa); *siugen* (septem, siugun); *niugen* (novem, niugen); *triu* (tres, hriu); *diur* (carus, diore, diure); ver-*liusen*, Part. verlirrin (perdere, urliasa, for-liasa); *friust* Part. frisin (gelascit); *sliuse* (Pantoffel); *wiuden* (runcare, niederd. wèden); *stiunken* (foetere); *liuchter* (candelabrum); *miux* (stercus); *bliuch* (timidus); *siuk* (lues, siak adj.); *diuken* (mergere); *diupt* (profunditas, diap adj.); biure (Bühre); *biuten* (commutare, niederd. büden); stiurekèrl (carcer).

ia.

stiap (privignus, stiap); liacht (lux, liacht).

io.

spiogel (speculum, spegel); diop (profundus, diap); *schioten* (jaculari, skiata); *jioten*, — jütst, jüt — wi jiotert — gòt — gittin (fundere, giata); *bioden*, — biutst, biut, wi biodert — bòd, bittin (offerre biada); tion (decem, tian).

„Der altfriesischen Sprache entgeht die lebendige Uebung des Umlauts." Auch das jetzige Friesische theilt diese Eigenthümlichkeit. Ich wenigstens habe sehr wenige ä und ö gefunden, einige ü, die mir begegnet sind, will ich hieher setzen.

küet (sura, niederd. küt); *jüssen* (heri); dülun (hodie = dllong?); flüt (fluit, fliot); krües (crux, kriose, krus); tüerk (avis aliqua); sülver (argentum).

Ich habe wohl nicht nöthig nun noch besonders den Beweis zu führen, daß der Wangeröger Dialekt und das Altfriesische eine und dieselbe Sprache ist, da es sich aus der obigen Zusammenstellung klar genug ergibt. Ob auch in der Flexion, wie in den Lautverhältnissen und im Wortvorrath, sich dieselbe Aehnlichkeit ergibt, muß ich dahin gestellt sein lassen; vielleicht werde ich später darüber Auskunft zu geben im Stande sein.

Oldenburg.

Dr. A. Lübben.

Encore un mot sur Ronsard.

Dans un savant article consacré à l'une des victimes de Boileau, à Ronsard, on a montré l'influence de cet écrivain sur le développement de la langue poétique, et les brillantes conquêtes qu'il lui fit faire sur le génie de l'antiquité. On a fait voir que s'il prit un vol trop hardi, s'il s'abandonna sans retenue aux élans de son imagination, lui seul eut à souffrir de cet excès d'audace, tandis que la langue française dut beaucoup à ses heureuses témérités. La poésie, jusqu'alors faible et timide, s'éleva rapidement à une hauteur inconnue jusqu'alors, et s'enrichit de trésors qui, bien qu'empruntés au territoire de la Grèce ou de Rome, n'en contribuèrent pas moins à l'élever au rang où elle s'est placée depuis cette époque. Mais ce que le biographe de Ronsard ne dit pas, ce que les anathêmes de Boileau laisseraient à peine soupçonner, c'est qu'il cultiva tous les genres de poésie, épopée, épîtres, odes, ëglogues, hymnes, sonnets, épitaphes, madrigraux, et qu'il donne dans tous les genres des preuves d'un talent véritable. Il peut être intéressant pour les lecteurs des *Archives* de connaître, par quelques citations, ce poéte si maltraité par le législateur du Parnasse français, proclamé par ses contemporains *le rival d'Homère et de Virgile* et devenu pour la postérité l'objet du ridicule ou du mépris.

Son poëme de la *Franciade* calqué entièrement sur l'*Énéide* de Virgile, a le grave inconvénient de rappeler le plan, la marche, les épisodes et jusqu'aux divers évènements de ce dernier poëme. Quant au style, quoi qu'il soit la plupart du temps sans couleur et sans vie, il renferme quelques morceaux empreints de force, de grâce ou de naïveté. Le poéte compare des soldats rassemblés sur le rivage à des oiseaux qui volent par troupes et s'abattent tous en un même endroit pour y déposer leurs oeufs.

Autant qu'on voit d'oiseaux de tous plumages,
Au mois d'avril, hôtes des marécages,
S'amonceler pour pondre et pour couver:
L'un, à fleur d'eau, vient ses plumes laver.
L'autre sous l'eau, tient ses ailes plongées,
Et l'autre pêche à friandes gorgées;
Autant venaient, les cuirasses au corps,
D'hommes en foule, au premier front, les bords.
La terre tremble et les flots en murmurent . . . . .

La comparaison suivante est pleine de grâce et de délicatesse.

Mais tout ainsi qu'on voit deux colombelles
Frémir de peur et trembloter des ailes
Sous l'épervier aux ongles bien tranchants,
Qui de leur nid s'envolent par les champs
Cueillir de l'orge et de l'avoine, à paître
Leurs doux enfants qui ne font que de naître,
Ainsi tremblait d'une soudaine peur
Le coeur ému de l'une et de l'autre soeur.

Le livre des *Amours* placé en tête du recueil de Ronsard contient un grand nombre de sonnets adressés à ses différentes maîtresses. On lui a reproché avec raison d'étaler si complaisamment l'érudition dans ses pièces érotiques, que celles à qu'il envoyait ces billets-doux en vers, devaient recourir à des commentaires étrangers pour en comprendre le sens. Le sonnet suivant est imité du poéte italien Bembo.

Comme un chevreuil, quand le printemps détruit
Du froid hyver la poignante gelée
Pour mieux brouter la feuille emmiellée
Hors de son bois avec l'aube s'enfuit:
Et seul et sûr, loin des chiens et du bruit;
Va sur un mont ou dans une vallée,
Ou près d'une onde à l'écart retirée,
Libre, folâtre où son pied le conduit.
De rêts ni d'arc sa liberté n'a crainte,
Sinon alors que sa vie est atteinte
D'un trait mortel altéré de son sang:
Ainsi j'allais sans crainte de dommage,
Le jour qu'un oeil, sur l'avril de mon âge,
Tira d'un coup mille traits en mon flanc.

Nous avons parlé des odes de Ronsard: il en est de différentes espèces; quelques-unes, comme celles-ci, rappellent la grâce et la délicatesse du chantre de Téos.

Mignonne, allons voir si la rose
Qui, ce matin avait éclose *(ouvert)*
Sa robe de pourpre au soleil,
N'a point perdu, cette soirée,
Les plis de sa robe pourprée
Et sont teint au vôtre pareil,
Las! voyez comme, en peu d'espace,
Mignonne, elle a dessus la place
Hélas! des beautés laissé cheoir!
O vraiment marâtre Nature
Puisqu'une telle fleur ne dure
Que du matin jusqu'au soir.
Donc, si vous m'en croyez, mignonne,
Tandis que votre âge fleuronne
En sa plus fraîche nouveauté,
Cueillez, cueillez votre jeunesse!
Comme à cette fleur, la vieillesse
Fera ternir votre beauté.

Dans l'ode qui suit on croirait entendre Anacréon ordonner les apprêts d'un petit repas champêtre:

Pour boire sur l'herbe tendre
Je veux sous un laurier m'étendre,
Et veux qu'Amour d'un petit brin
Ou de lin ou de chenerière
Trousse au flanc sa robe légère
Et mi-nud me verse du vin.
Je ne veux, selon la coutume,
Que d'encens ma tombe on parfume
Ni qu'on y verse des odeurs.
Mais, tandis que je suis en vie,
J'ai de me parfumer envie
Et de me couronner de fleurs.

L'honneur d'avoir le premier écrit des églogues en langue française a toujours été attribué au poéte Racan; il serait plus équitable d'en rapporter le mérite à Ronsard. Ce qui caractérise ce genre de poésie, c'est la naïveté, le naturel, la simplicité. Les acteurs de ces petits drames doivent avoir des passions douces et modérées; une sorte de mélancolie rêveuse, répandue dans leurs discours, éveillera nos sympathies et notre intérêt; l'emportement, la violence sont sévèrement bannis de la pastorale dont ils troubleraient le calme et assombriraient les tableaux. Quant au style, il doit tenir un juste-milieu entre le jargon grossier qu'on parle au village et le ton prétentieux et maniéré des boudoirs.

Le morceau suivant nous présente deux bergers, qui, profitant de ce que leurs troupeaux se sont éloignés en paissant l'herbe tendre, s'entretiennent de leurs chagrins amoureux et échangent de naïves pensées.

Paissez, douces brebis, paissez cette herbe tendre
Ne pardonnez aux fleurs; vous n'en sauriez tant prendre
Dans l'espace d'un jour, que la nuit, en suivant,
Humide, n'en produise au moins deux fois autant.
Par là vous deviendrez plus grasses et plus belles,
L'abondance du lait enflera vos mammelles.
Vous suffirez assez pour nourrir vos agneaux,
Et pour faire, en tout temps, des fromages nouveaux.
Et toi, mon chien Harpaut, sûre et fidèle garde
De mon nombreux troupeau, lève l'oeil et prends garde
Que je ne sois pillé par les loups d'alentour,
Tandis que, dans ce bois, je parlerai d'amour . . . . . .
Et là nous souvenant de nos chères amies, (à son ami)
Qui sont de nos langueurs doucement ennemies,
Tous deux et tour à tour par ordre nous dirons
Nos plaintes aux rochers qui sont aux environs;
Afin que quelque vent rapporte à leurs oreilles
Les soucis que nous font leurs beautés sans pareilles.

Réponse.

J'ai beau me promener au travers d'un bocage,
J'ai beau paître mes boeufs auprès d'un beau rivage,
J'ai beau voir le printemps dessus les arbrisseaux
Ouïr les rossignols, gazouiller les ruisseaux,
Et voir entre les fleurs par les herbes menues
Sauter les agnelets sous leurs mères cornues,
Voir les boucs se choquer, et tout le long du jour
Voir les beliers jaloux se battre pour l'amour.
Ce plaisir toutefois non plus ne me contente
Que si du froid hiver la terrible tourmente
Avait terni les champs, et en mille façons
Verse dessus les fleurs la neige et les glaçons,
Et que les choeurs nombreux de cent nymphes compagnes,
Ne vinssent plus de nuit danser en nos montagnes
L'orage est dangereux aux herbes et aux fleurs:
La froideur de l'automne aux raisins qui sont meurs *(mûrs)*,
Les vents aux blés d'avril; mais l'absence amoureuse
A l'amant qui soupire est toujours dangereuse.

Puis s'adressant par la pensée à la femme qu'il aime, il ajoute :

J'ai pour demeure un antre en un rocher ouvert,
De la ronce sauvage et de lierre couvert;

Du pied naît un ruisseau, dont le bruit détestable
Murmure entremêlé de cailloux et de sable;
Puis au travers d'un pré, serpentant de maint tour,
Arrose doucement le lieu de mon séjour,
Delà tu pourras voir Paris, la grande ville
Là de mes pastoureaux la brigade gentille
Porte vendre au marché ce dont je n'ai besoin,
Et toujours argent frais leur sonne dans la main,
Là s'il te plait venir, tu seras la maîtresse,
Tu me seras mon tout, ma nymphe, ma déesse.
Nous vivrons et mourrons ensemble, et tous les jours,
Vieillissant nous verrons rajeunir nos amours.
Tous deux nous étendrons dessous un même ombrage,
Tous deux nous mènerons nos boeufs au pâturage
Dès la pointe du jour, les ramenant au soir
Quand le soleil mourant dans l'eau se laisse cheoir.
En tous lieux, à toute heure, ensemble nous irons
Et sous la même loge ensemble dormirons.
Puis, au plus chaud du jour, étant couchés à l'ombre,
Après avoir conté de mes troupeaux le nombre,
Pour chasser le sommeil, je dirai des chansons
Que pour toi je compose en diverses façons.

Et voilà l'auteur dont Laharpe a dit avec sa suffisance ordinaire qu'*on n'en pouvait pas lire quatre vers de suite.* *)

---

*) Votre estimable collaborateur me permettra de relever une petite inexactitude qu'il a commise à mon égard, en me reprochant d'avoir désigné comme néologismes des termes qui se trouvent déjà dans Ronsard. Le signe abrégé *Néol*, employé dans le dictionnaire Mozin signifie *Néologie*, mot qui s'applique aussi bien aux expressions renouvelées des vieux auteurs qu'à celles qu'on crée chaque jour pour répondre à de nouveaux besoins. Une erreur typographique peut seule expliquer cette méprise.

Prof. Peschier.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

(Fortsetzung.)

---

4. Ein Fastnachtspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten.

5. Satyros, oder der vergötterte Waldteufel.

Wir fassen diese beiden Stücke ihrer nahen Verwandtschaft wegen in unserer Betrachtung zusammen. Goethe stellt sie selbst in Wahrheit und Dichtung als, ihrer Veranlassung und Tendenz nach, enge verbunden dar, und bekennt, daß er dadurch gewisse Menschen habe schildern wollen, „die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten." Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen, fügt er hinzu, habe er im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, im Satyros, wo nicht mit Billigkeit, doch mit gutem Humor dargestellt.

Ein Exemplar der erstern Art hatte er bei seiner Rückkehr von Wetzlar 1773 zu Ehrenbreitenstein im Hause des Geheimraths von La Roche an einem dortigen Gaste, Leuchsenring, gefunden. Dieser noch junge Mann, aus Bergzabern, war im Jahre 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath mit dem Erbprinzen zur Universität nach Leyden und von da nach Paris gegangen. Auf diesen und andern Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalt in der Schweiz, hatte er viele Bekanntschaften angeknüpft und sich manche Gönner und Freunde erworben. Er führte eine Anzahl von Schatullen mit sich, worin sein Briefwechsel mit interessanten Personen enthalten war, unter andern mit einer Julie Bondelli, die als geistreiches Frauenzimmer und Rousseau's

Freundin hochgeschätzt wurde. Jetzt kam er eben von Düsseldorf, von der Jacobi'schen Familie, mit welcher er gleichfalls in Verbindung stand, um an dem literarisch-artistischen Congresse bei der Frau von La Roche Theil zu nehmen. Goethe schreibt ihm schöne Kenntnisse in der neuern Literatur zu, und Gervinus charakterisirt ihn als einen reichen, empfindsamen, enthusiastischen, vor seiner eigenen Einbildungskraft nie gesicherten Menschen, der die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen und überall unter dem Tische zu spielen, von dem man daher bis jetzt nichts wisse, aber Vieles vermuthe. „Er sollte später," fährt Gervinus fort, „das Mährchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das so ungeheure Zerrüttungen brachte; damals, als ihn Goethe bei Frau La Roche sah, soll er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit haben stiften wollen. Er hing mit dem jüngern Jacobi einmal zusammen und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anspannung, seine geistige Contorsion ärgerten Fritz Jacobi; die Correspondenzen, die er herumtrug, persiflirte La Roche, und Merck machte Goethe'n aufmerksam auf diese Art, sich überall mit Schmeicheln und Lügen einzunisten, die dann Goethe im Pater Brey verspottete.

Unser Dichter hatte es indessen mit seinem Stücke nicht, wie man nach Wahrheit und Dichtung glauben sollte, einzig und allein auf die Schilderung der Gattung von Menschen abgesehen, wozu Leuchsenring gehörte; sondern das Fastnachtspiel sollte zunächst eine Satyre auf gewisse Vorfälle in Darmstadt sein, worüber uns K. Wagner in seinen Nachträgen zu den Briefen an Merck das Nähere mitgetheilt hat. Nach ihm fand Leuchsenring bei der Rückkehr von Leyden eine freundliche und ehrenvolle Begegnung in dem Hause des Geh. Raths von Heße in Darmstadt, und lernte hier Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen. Daß er in diesem Familienkreise, wie Wagner hinzusetzt, auch Goethe's und Merck's Bekanntschaft gemacht, steht im Widerspruch mit Goethe's Bericht, demzufolge Beider erstes Zusammentreffen mit Leuchsenring schon zu Ehrenbreitenstein erfolgte. Es ist aber wahrscheinlich, daß Goethe von Frankfurt aus, wohin er sich nach dem Aufenthalte in La Roche's Haus begab, mehrfache Ausflüge nach Darmstadt machte und mit dem Heßischen Zirkel verkehrte. Hier ward er nun, wie Wagner berichtet, von Leuchsenring nicht nach Wunsch und Erwarten distinguirt und rächte sich dafür durch die carrikirte Schilderung, die er von ihm als Pater Brey machte. „Leuchsenring," fügt Wagner hinzu, „war ein redlicher (?) Mann,

hatte aber eine unselige Neigung, den Damen im guten Sinne den Hof zu machen und sie durch Vorlesen und Unterhaltungen zu bilden und zu veredeln." Dieses scheint er nun besonders bei Fräulein Flachsland versucht zu haben, und daß er dabei nicht ohne Egoismus verfahren, wenigstens ihre Neigung von dem entfernten Herder abzulenken gesucht habe, verräth eine Stelle in ihren „Erinnerungen aus Herder's Leben." Indem sie von der Zeit ihrer Vermählung mit Herder spricht, knüpft sie die Reflexion an: „Es scheint oft, als ob zwischen dem Genuß einer vorbereiteten, langersehnten, glücklichen Stunde sich Dämonen hineindrängten, um das ersehnte Glück zu vermindern. So erging es uns einigermaßen mit einigen unsrer gemeinschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konnten's nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch ehe er selbst kam." Hierdurch bestätigt sich, was Wagner versichert: „Unter der Maske des Würzkrämers steckt Merck, Balandrino stellt Herdern, Leonore dessen Braut vor; der Schwank hätte übrigens schlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder mehr als solchen gehalten hätte."

Diese bestimmten, individuellen Beziehungen des Stückes würde aber schwerlich Jemand in demselben erkennen, wenn er nicht aufmerksam darauf gemacht würde; so sehr hat der Dichter den persönlichen Charakter seiner Satyre zu verstecken oder zu verlöschen gesucht. In seiner Natur lag nicht der Hang zu einer persönlichen Polemik, wenn er sich gleich mitunter durch jugendlichen Uebermuth und die Richtung der ihn umgebenden Freunde dazu hinreißen ließ. Daß er in Leipzig einmal ein Spottgedicht auf Clodius gemacht hatte, drückte ihn nachher; und als er hörte, daß dieser ihm nicht mehr zürne, schrieb er erleichtert (am 13. Febr. 1769) an Oeser's Tochter: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen; ich habe mich stets vor Beleidigungen gehütet." Daher erklärt es sich, daß er selbst in ursprünglich persönlich gemeinten Satyren die speciellen Bezüge so sorgfältig verwischte, wodurch diese Poesien nur gewannen und sich aus der Sphäre polemischer Gelegenheitsgedichte zu einer allgemeinern und bleibendern poetischen Geltung erhoben.

Ist nun auch zum Genuß solcher Dichtungen, eben weil sie sich aus ihren Beziehungen auf eine bestimmte Wirklichkeit so rein und scharf herausgelös't haben, die Kenntniß ihrer eigentlichen Veranlassung keinesweges nöthig, so gibt diese doch jenen Stücken

noch einen besondern Reiz und rückt namentlich manches Einzelne in ein Licht, worin es pikanter, nachdrucksvoller, bedeutender erscheint. So freut es uns, hier den ironischen, witzigen, scharfzüngigen Merck unter der Maske eines Gewürzkrämers zu finden. Die Abneigung gegen das dürre Systematisiren, das „Einrichten nach dem Alphabet," welches der Würzkrämer zeigt, war ein Grundzug aus Merck's Geiste.*) „Er war in Allem Eklektiker," sagt Wagner im Vorwort zu den Briefen an Merck, und darum auch mehr verneinend und zerstörend, als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall gültigen Normen anerkennend, wollte er das in jeden Menschen niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet wissen u. s. w." Und wie hier der Würzkrämer mit scharfem Blicke das Treiben des Pfaffen im Nachbarhause durchschaut, so konnte, nach Wieland's Ausdruck in einem Briefe**), „vor Merck's verwünschter Scharfsichtigkeit kein Nebel schützen, keine Täuschung bestehen."

Daß Herder zu einem Hauptmann unter den Dragonern gemacht ist, erklärt sich aus seinem frischen und kühnen reformatorischen Auftreten in der literarischen Welt. Im Gedicht heißt es, Balandrino sei eben im dritten Jahre aus Italia zurückgekehrt, wo er die Pfaffen gelaus't und manche Republik gezaus't. Es ging eben ins dritte Jahr, daß Herder das Amt als Hofprediger zu Bückeburg bekleidete; aber Bückeburg war ihm, besonders in der ersten Zeit, kein schönes Land Italia gewesen; erst, seit er zur Gräfin in ein näheres Verhältniß getreten war, hatte er sich behaglicher gefunden. Als Consistorialrath kämpfte er vergebens der sich hinter juristischen Formen verschanzenden Ungerechtigkeit entgegen; eben so konnte er für das Gymnasium und die Schulen nur wenig thun, deren Reorganisation er beabsichtigte; so daß die etwas renomistischen Worte, womit Balandrino sein Treiben wäh-

*) Goethe theilte mit ihm diese Abneigung. So tadelt er es an dem Basedow'schen Elementarwerke, daß die Zeichnungen desselben noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen stehe, und sie deßhalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes habe. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittere sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keinesweges zusammentreffe, um der Verwandschaft der Begriffe willen nebeneinander stehe.

**) S. die Briefe an Merck, S. 340.

rend der Zeit seiner Abwesenheit charakterisirt, nicht recht auf Herder's Wirksamkeit in Bückeburg zu passen scheinen.

Um so genauer stimmt aber die ganze Zeichnung des Paters mit dem, was über Leuchsenring berichtet wird, zusammen. Auf sein unstetes Leben, sein Umherschweifen von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, auf sein Geschick, sich überall einzuschmeicheln und einzunisten, deuten die Worte Balandrino's:

Ich habe so viel Guts vernommen
Von Vielen, die da- und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menschen Gunst und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligst kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten sich bald entfernen.

In köstlicher Weise veranschaulicht das Stück Leuchsenrings Bemühen, sich die Neigung der Frauen zu erschleichen, indem er es nur auf Bildung ihres Geistes und Herzens abgesehen zu haben scheint. Auf sein frömmelndes, weichlich-süßliches Wesen ist schon durch den Namen Pater Brey hingewiesen. Dann erscheint ferner als Repräsentant jener Menschenklasse, die da „Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Kalk und Gyps bestreichen“ will, als Vertreter jener egoistischen Gleichmacher, wie Vilmar sagt, die in Alles sich mengen und Alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres Widerspruchs zu besitzen — eine Figur, die noch spät in dem Mittler der Wahlverwandtschaften, unter wenig verändertem Gesichtspunkte, bei Goethe wiederkehrt.

Weit kräftiger und imponirender, als der Pater Brey, ist der Hauptheld des andern Stückes, der Satyros; er ist eine Gestalt, wie sie nur ein großer Genius aus einer Fülle poetischer Kraft zu zeichnen vermochte; und wie diese Figur, so gehört auch die ganze Dichtung einer höhern Sphäre an. Ungeachtet dieser Verschiedenheit kann sie aber doch in mancher Hinsicht als Pendant zum vorigen Stücke gelten. Beide Haupthelden sind Egoisten, der Pater Brey ein versteckter, schlauer, der Satyros ein derber und frecher; beide ziehen, als abgesagte Feinde der Häuslichkeit, durch die Welt umher und legen sich überall dreist vor Anker; der Satyros sagt von sich:

Mein ist die ganze, weite Welt,
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.

Beide mißbrauchen die ihnen gewährte Gastlichkeit, der Pater, indem er Unkraut unter der Wirthe Waizen säet, der Satyros, indem er seinen gastlichen Wohlthäter ausschimpft, bestiehlt und

ins Verderben zu stürzen sucht; beide haben es auf Weiber abgesehen, jener, um empfindsam zu naschen, dieser, um wild zu genießen; jener mäkelt an allen Dingen, will Alles nach seinen dürren Theorien bessern, dieser stürzt gewaltsam Sitte und Religion um und läßt sich selbst als neue Gottheit declariren.

Gervinus und Vilmar sind geneigt, auch in dem Satyros zunächst eine persönliche Satyre und zwar auf Basedow zu sehen — eine Vermuthung, zu deren Gunsten allerdings Vieles zu sprechen scheint. Wir brauchen nur einige Züge aus Gervinus scharfer Charakteristik dieses Mannes auszuheben, um die Verwandtschaft desselben mit dem Satyros ins Licht zu stellen. Als er in seinen dreißiger Jahren auf Seeland theologische Vorlesungen hielt, wurde er eines anstößigen Privatlebens angeklagt, das sich mit solchen Vorlesungen nicht vereinigen wolle. Ursprünglich der Klopstockschen Schule zugethan glitt er allmälig zur Freiheit des genialen Lebens über, ja er sank bis zum Cynismus eines rohen Studententreibens hinab. In seinem spätern, wie frühern Leben bewies er gleichmäßig, daß er nichts von häuslichem Sinn und Gemüth besaß; als ein Naturkind ohne Ausbildung machte er die Unbeständigkeit des Betragens zum System und nannte es Lappalien, sich in den Ton der Welt und ihre Conventionen zu fügen. In religiöser Beziehung fühlte er, wie Goethe sagt, den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneuen und sowohl die Glaubenslehren als die äußern kirchlichen Handlungen nach eigenen, einmal gefaßten Grillen umzuwandeln; besonders war er ein grimmiger Gegner der Trinitätslehre, gegen die er nicht müde ward zu argumentiren. In seinen pädagogischen Schriften sprach er sich schon früh in einer Weise aus, die an Locke und Rousseau erinnert; er wollte die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen, und sie dabei frühe in die Schliche des praktischen Lebens eingeweiht haben. Als später die Rousseau'sche Naturdoctrin sich der Geister bemächtigt und für Basedow's Ansichten einen fruchtbaren Boden bereitet hatte, kündigte er sein berühmtes Elementarwerk, eine neue Art orbis pictus, an, und ließ das Publikum nicht weniger als 15000 Thlr. dazu beisteuern. Aber die Welt fand sich beim Erscheinen des Werkes getäuscht, daß zu dem bald nachher von ihm errichteten Philantbropin, wozu er dreist genug für's erste Jahr etwa 22000 Thlr. vom Publikum verlangte, nirgendwoher Beiträge fließen wollten.

Vergleichen wir die Hauptcharakterzüge des Satyros, so stellt sich zuerst in ihm gleichfalls der ausgemachteste Cyniker dar, der im

Gebirg die wilden Ziegen bei den Hörnern greift, „mit dem Maul ihre vollen Zitzen faßt und sich mit Macht die Gurgel benetzt u. s. w." Mit der größten Unverschämtheit fordert er Wohlthaten („Schafft mir Wein und Obst dazu!") und erwidert Güte mit Undank und Frechheit. Er treibt sich frei in der Welt herum und sagt den Mädchen, die nach seiner Herkunft fragen:

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat Niemand mir meinen Vater genannt;
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Ist mein beliebter Aufenthalt,
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Er will von Religion nichts wissen („Gott ist Gott, und ich bin ich"), raubt dem wohlthätigen Einsiedler seinen Herrgott und wirft ihn in den Gießbach; es ist ihm aber ganz recht, als man ihn selbst für einen Gott hält und ihm göttliche Ehren erweis't. An die Stelle der umgestürzten Glaubenslehren setzt er eine mit großem Redepomp entwickelte heidnische Kosmogonie. Sein Natur-Evangelium verkündet er dem Volke auf eine sehr beredte Weise. Er ist stolz auf sein ungekämmtes Haar, seine nackten Schultern, Brust und Lenden, seine langen Nägel an den Fingern; er verabscheut die Kleider, und als man ihm bemerkt, sie seien eine Nothwendigkeit, erwidert er:

Was Noth! Gewohnheitsposse nur
Fernt euch von Wahrheit und Natur,
D'rin doch alleine Seligkeit
Besteht und Lebens-, Liebens-Freud';
Seid all' zur Sclaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzusammt!
Habt eures Ursprungs ganz vergessen,
Euch zu Sclaven versessen,
Euch in Häuser vermauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen, von weiten ....
Selig, wer fühlen kann
Was sei: Gott sein! Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich allen fremden Schmucks
Und nun ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben sei!

Sehen wir von der speciellen Beziehung des Stückes auf Basedow ab, die trotz der berührten Aehnlichkeitspunkte noch immer

etwas zweifelhaft bleibt, so erscheint uns die Dichtung als eine wahrhaft prophetische Schilderung jener spätern Verkündiger des krassesten Natur-Evangeliums, der rohesten Emancipation des Fleisches, jener revolutionären Aufklärer, die hinter der Maske des Volksfreundes und Volksbeglückers den rücksichtlosesten Egoismus verbergen. Dem Satyros, der diese Menschen repräsentirt, steht der Einsiedler kontrastirend gegenüber als der rechte Naturfreund. Er hat sich nicht aus Menschenhaß in die Einsamkeit begeben; er ergötzt sich am Anblick der Natur mehr, als an dem des tollen Menschentreibens, und singt in seinem Herzen: „Lob Gott mit allen Würmelein". Andrerseits unterscheidet er sich aber eben so strenge von den übersentimentalen Naturenthusiasten; er verkennt nicht, daß es auch hier „in Gottes Stadt drüber und drunter geht", und wie „das Würmlein das Lerchlein satt macht", so trägt er auch kein Bedenken, sich das Lerchlein zu Gemüthe zu führen. Er ist ein thätiger häuslicher Mann, der sein Gärtchen, seine Früchte vor Hitze und Kälte und Raupen zu schützen sucht. Gegen die Menschen erweis't er sich liebevoll und hülfreich; im Unglück benimmt er sich gefaßt, besonnen und klug. Hermes repräsentirt die schwachen Männer, die, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen können, weil sie „ihr Herz bedürftig fühlen", sich leicht von falschen Propheten umgarnen lassen. Ihm sehr unähnlich ist seine Tochter Arsinoe; als ein gesundes Frauengemüth fühlt sie zuerst die Thier-Teufelsnatur des Satyros heraus, wogegen die sentimentale Psyche in seine Netze geht. In der Darstellung des Volks spricht sich Goethe's Ansicht von der großen Menge aus, die ihm als eine blinde Heerde Jedem zu folgen schien, der mit kühner Willens- und Geisteskraft sich zu ihrem Führer aufwirft*).

*) Für die Beziehung des Pater Brey auf Leuchsenring spricht sich auch Varnhagen von Ense aus in der „Gallerie von Bildnissen aus Rachel's Umgang und Briefwechsel" I, 41—42. Was aber die Sache ganz außer Zweifel stellt, ist das einstimmende Zeugniß von Jacobi in seinem Briefwechsel I, S. 401, Nr. 145. Er berichtet, daß Herder, der Leuchsenring's Bekanntschaft zu Leyden gemacht hatte, bald darauf zu Darmstadt auf immer mit ihm brach. „Bei dieser Gelegenheit," fährt er fort, „schrieb Goethe das Fastnachtspiel vom Pater Brey, worin Leuchsenring zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf's treuste gezeichnet ist.

Den Satyros bezieht Riemer auf den Schweizer Christoph Kaufmann (geb. zu Winterthur 1753, gest. als Arzt der Brudergemeinde zu Herrenhut 1795), einen Abenteurer von Groß-Cophtaischer

Ueber die Zeit der Entstehung unserer dramatischen Skizze fehlt es an bestimmten Angaben. Die Jahreszahl 1770, die in den ältern Ausgaben der Werke dem Stücke beigefügt ist, beruht sicher auf einen Irrthum. Nach der Stelle, wo Goethe in Wahrheit und Dichtung seiner (in Verbindung mit dem Pater Brey) erwähnt, müßte man es etwa in's Jahr 1773 setzen, wie denn auch in der vierzigbändigen Ausgabe der Werke diese Jahreszahl beim Titel des Stückes steht. Aber auch sie kann nicht wohl für richtig gelten, wenn das Gedicht wirklich eine persönliche Satyre auf Basedow ist. Goethe gewann erst um die Mitte des Jahres 1774 bei der Reise mit Basedow eine nähere Anschauung von dem Wesen dieses Mannes; und erst nach einer vollen lebendigen An-

---

Art, einen Panurgos, dessen Devise war: „Man kann Alles, was man will; man will, was man kann." Er imponirte eine Zeit lang Hohen und Niedern, Fürsten und Gelehrten. Zu Ende 1776 finden wir ihn in dem Weimarischen Kreise. Hier scheint ihn Goethe durchschaut zu haben; denn als er auf seiner Schweizerreise 1779 in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf seinem Landgut lebenden Mannes kam, schrieb er folgendes Epigramm an die Thüre:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Und in einem Briefe Goethe's an Lavater vom 5. Juni 1780 heißt es über Kaufmann: „Der Fürst von Dessau ist auch einer von denen, die sich jetzo verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben wissen." — „Hüte dich vor dem Lumpen," heißt es weiter*), „und wenn du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk unter Anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen dich ganz frei und offen zu sein." Schon aus diesen Andeutungen erhellt, daß Kaufmann's Persönlichkeit wohl der Art gewesen sein mag, daß er zum Vorbilde des Satyros dienen konnte. Allein die Zeit, wo Goethe durch nähere Bekanntschaft mit Kaufmann über ihn enttäuscht wurde, stimmt nicht zu der wahrscheinlichen Entstehungszeit der Dichtung. Wäre sie nach dem Jahr 1776 entstanden, so würde Goethe sie in Wahrheit und Dichtung nicht in der Weise mit dem Pater Brey in Verbindung gebracht haben, wie er es gethan hat. Ich halte daher die Beziehung auf Kaufmann für weniger wahrscheinlich, als die auf Basedow.

*) S. Hegner, S. 128.

schauung pflegte Goethe zu dichten. Demnach hätten wir die Entstehung unsres Dramas frühestens in die zweite Hälfte des Jahres 1774 zu setzen. Vielleicht trug das Erscheinen des Basedow'schen Elementarwerkes 1774, welches die allgemeinen Erwartungen so unbefriedigt ließ, das Seinige dazu bei, um Goethe's Widerwillen gegen den Mann zum Durchbruch zu bringen. Bekanntlich war es Basedow (neben Lavater), der ihm auch den Gedanken zu seinem Mahomet eingab. Er gedachte in dieser Tragödie den Weltverbesserern zu zeigen, wie leicht sie in Gefahr kämen, „das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten zu senken, wodurch es denn zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen werde." Ich vermuthe nun, daß sich die Idee des Mahomet in der ersten Zeit nach dem freundschaftlichen Zusammensein mit Lavater und Basedow gebildet habe, daß aber später, wo die Erinnerung an Basedow's lobenswerthe Seiten mehr in den Hintergrund traten, Goethe's Abneigung gegen die „heftige, frevelhafte, sogar plumpe" Weise, womit er bei seinen Reformationsversuchen zu Werke ging, die Idee des Satyros in ihm hervorrief, und eben deßhalb der Mahomet unvollendet blieb.

Goethe scheint aber bald nach Vollendung des Stückes gefühlt zu haben, daß es seiner Satyre, wenn auch nicht an trefflichem Humor, „doch an Billigkeit" gebreche. Daraus würde es sich wenigstens erklären, warum er das Gedicht so sorgfältig bei Seite schaffte und vor dem Druck bewahrte. Es wurde nicht einmal in das (wahrscheinlich von Merck herausgegebene) Büchlein: „Rheinischer Most, Erster Herbst 1775" aufgenommen, worin sich die andern kecken kleinern Produktionen aus jener Zeit anonym zusammengestellt finden *). Der Satyros kam Goethe'n später abhanden, und erst im Jahre 1808 erhielt er durch F. H. Jacobi wieder eine Abschrift desselben. Goethe dankte ihm in einem Briefe vom 11. Jan. mit den Worten: „Mit dem Satyros hast du mir eine große Freude gemacht. Dieses Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnisse wiederherstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen."

H. Viehoff.

---

*) S. die Germania von F. H. v. d. Hagen, 1846, S. 406.

Zur Erklärung einer Stelle in Shakspeare's Macbeth.

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls."

Daß Schiller hierbei am wenigsten ein bloßes Weglassen des Ueberflüssigen oder Unnöthigen im Sinne gehabt habe, ergeben schon die Worte. Nicht daß er etwas verschweigt, sondern was er verschweigt. Das Verschweigen zeigt den Meister des Styls. Das Verschwiegene, Nichtausgesprochene muß sich also zeigen, um mir den Meister zu zeigen. Von dem Verschwiegenen, was Niemand zu wissen braucht, läßt sich dies in keinem Falle, von dem was sich von selbst versteht, wenigstens nicht überall und in voller Bedeutung des Worts behaupten.

Es ist also nicht bloß Kürze, was Schiller empfiehlt; ja vielmehr läßt es sich zeigen, daß ein weises Verschweigen auf der andern Seite wieder mehr Worte nöthig macht, als das Aussprechen des Verschwiegenen.

Die Arten des Schweigens von etwas Wichtigem und Nothwendigem, woran Schiller gewiß allein denkt, sind indessen gar mancherlei, und von diesen Arten sind ohne Zweifel ebenfalls wieder einige nicht unter jenem Ausspruche mitbegriffen. Ich möchte dies im Allgemeinen hinsichtlich jedes Schweigens behaupten, das ein absichtliches Verhüllen ist.

Hierzu gehört vor Allem das Räthsel oder eine räthselhafte Rede. Wer ein gutes Räthsel machen kann, d. h. wer es versteht, das Gemeinte zwar auffindbar, aber doch so tief zu verstecken, daß das Auffinden nicht leicht ist, gehört darum noch nicht zu den Meistern des Styls überhaupt. Auch das Verhüllen des Unsittlichen

und Unschicklichen, sei es nun ein Bedecken mit dem undurchsichtigen Feigenblatte oder ein Trüben des Anblicks mittelst eines halbdurchsichtigen Schleiers kann an sich die Meisterschaft des Styls nicht bewähren. Jenes ist meistens ekelhafte Prüderie und immer eher ein Zeichen des Lasters als der Tugend. Denn, wird auch das Feigenblatt nicht stets wie ein Aushängeschild gebraucht, gleichsam wie der Epheu an der römischen Schenke, um auch hier den Ort anzuzeigen, wo Barthel Most holt: so liegt ihm doch eben, weil es einen Theil als den zu verhüllenden vor den andern Theilen auszeichnet, ein Unterschied zwischen Gut und Böse zum Grunde, welches der Unschuld fremd ist. Wo aber nun ein halbdurchsichtiger Schleier zu verhüllen scheint und doch nicht verhüllt, da wird das Auge aufgefordert, auch die verhüllenden, leichten Nebel zu durchdringen, oder es wird vielmehr die Phantasie unwillkürlich erregt, sich die unsichtbaren Einzelheiten des halbsichtbaren Ganzen zu ersetzen. Lüsternheit zu begünstigen, mit wie zierlichen Mitteln es auch geschehe, und wie groß auch der Reiz sei, welchen die Beschäftigung mit dem Hinwegziehen des artigen Vorhangs gewährt, ist eines wahren Meisters immer unwürdig.

Shakspeare, der unübertroffene Meister im Verschweigen, läßt im Macbeth den Macduff auf die erhaltene Nachricht von der Ermordung seiner Frau und seiner Kinder, und auf die unmittelbar vorhergehende Aeußerung Malcolms:

> Faßt Euch!
> Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen
> Um dieses Todesweh zu heilen:

ausrufen:

> Er hat keine Kinder!

Daß hier etwas verschwiegen sei, ist offenbar; aber das Verschwiegene selbst wird verschieden angegeben. Die bisher gewöhnlichste Meinung war die, daß Macduff auf die angeführte Aufforderung zur Rache, erwiedere: Wie kann ich mich rächen! Kann ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten? Er, Macbeth, hat keine Kinder, die ich ihm für die von ihm gemordeten meinigen ermorden könnte. Daß Macduff die beiderseitigen Frauen hierbei außer dem Spiele läßt, und nicht daran denkt, daß er doch für die Lady Macduff die Lady Macbeth morden könne, wäre allerdings erklärlich und stände somit dieser Auslegung nicht entgegen. Zuvörderst könnte man aber dagegen anführen, daß Macbeth wirk-

lich Kinder gehabt hat. Auch Shakspeare scheint dies nach einer Stelle seines Trauerspiels anzunehmen. Denn Lady Macbeth, als sie ihren Gemahl zur Ermordung Dunkans anreizt, sagt:

Ich hab' gesäugt und weiß,
Wie süß, das Kind zu lieben, das ich tränke.

Indessen könnte sie ja schon in einer frühern Ehe gestanden haben. Vielleicht und wahrscheinlicher hat aber Shakspeare diese letzte Aeußerung, welche ihm auf vortreffliche Weise dazu dient, die Lady Macbeth als ganz entweibt darzustellen, gleich nachher wieder vergessen, oder setzt vielmehr voraus, daß der Hörer nicht mehr darauf geachtet haben werde, als zu jenem augenblicklichen Zwecke nöthig war. Denn Macbeth sagt noch in derselben Scene zu seiner Gemahlin: Gebier mir Söhne nur; was ziemlich deutlich auf eine noch kinderlose Ehe hinweis't. Auch werden sonst nirgend, selbst nicht da die Kinder erwähnt, wo zuletzt alles zu Grunde geht, und gewiß das ganze Haus Macbeths vernichtet sein soll, was, wenn er Kinder gehabt hätte, künstlerisch unrichtiger wäre, als jene Aeußerung der Lady Macbeth im andern Falle. Dieser Einwurf wird denn auch, so viel ich weiß, gegen die angeführte Auslegung, die Tieck bloß eine gesuchte nennt, nicht gemacht. Indessen andere triftigere Gründe stellen dieselbe als unrichtig dar.

Nachdem nämlich Macduff ausgerufen: Er hat keine Kinder! ermahnt ihn Malcolm noch: Ertragt es wie ein Mann! und erst, als Macduff später den Himmel gebeten hat, alle Trennung zu vernichten, ihn mit jenem Teufel Schottlands Stirn an Stirn zu bringen und ihn in seines Schwerts Bereich zu stellen, erklärt Malcolm: so klinge es männlich. Rache nehmen zu wollen, das ist die Aeußerung der Männlichkeit, welche Malcolm von Macduff zu vernehmen wünscht. Eine solche Aeußerung hat er vor der letztgedachten, die ihn erst befriedigt, offenbar noch nicht vernommen. Er kann also den frühern Ausruf: Er hat keine Kinder! nicht so verstanden haben, wie jene Ausleger, denn der Ausruf entspringt in diesem Falle aus den furchtbarsten Rachegedanken, die eher über als unter der Erwartung Malcolms sein mußten. Und was Malcolm nicht so verstanden hat, das will gewiß auch der Dichter nicht so verstanden wissen.

Unkünstlerisch wäre es endlich, das Stärkste was sich hier irgend sagen ließ, voranzuschicken und das Schwächere nachschleppen zu lassen. Aber jenes Gebet, ihm, dem Macduff, baldige Rache zu

gewähren, soll ohne Zweifel als etwas Besonderes, Kräftigeres, Wirkung machen. Es ist das Letzte, was Macduff vor seinem Abtreten spricht, ein von Schiller oft glücklich nachgeahmtes Exit unter Trompetentusch. Shakspeare würde die beabsichtigte Wirkung ganz unkluger Weise selbst geschwächt haben, wenn er jenen Sinn in den Ausruf: Er hat keine Kinder! gelegt hätte.

Tieck meint nun: Macduff äußere das: Er hat keine Kinder! gegen oder in Beziehung auf Malcolm und dessen vorhergegangene weise Ermahnung. Er, Malcolm, der so weislich spricht, hat keine Kinder, oder mit andern Worten: du hast gut reden, du hast keine Kinder, und weißt deßhalb nicht, wie einem Vater, der seine Kinder verliert, zu Muthe ist. Allein die Freude des Kinderhabens lehrt zuvörderst noch nicht, welcher Schmerz das Kinderverlieren sei. Richtiger wenigstens hätte daher Macduff gesagt: Er hat noch keine Kinder verloren! Ferner, ganz abgesehen von der Unschicklichkeit, von einem Anwesenden, noch dazu von dem verehrten Königssohne, in der dritten Person zu reden, wäre es doch auch viel natürlicher gewesen, einfach zu sagen: Du hast keine Kinder.

Weil Malcolm so weislich spricht und ermahnt, soll ihm Macduff seine Kinderlosigkeit gewissermaßen als den Grund eines zu geringen Mitgefühls vorwerfen. Aber was sagt denn Malcolm unmittelbar vor jenem Ausrufe?

> Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen
> Um dieses Todesweh zu heilen.

Den Vaterschmerz Macduffs nennt Malcolm ein Todesweh, stellt ihn also dem höchsten Schmerze gleich und kann dann auch damit auf keinen Fall der Empfindung des Vaters zu nahe getreten sein. Mächtige Rache empfiehlt er als einzige Arznei. Er konnte nach Macduffs später geäußerter, und von Shakspeare hierdurch an den Tag gelegter eigener Ansicht, kein größeres, wirksameres Mittel empfehlen. Aber nicht bloß sagt er: Räche dich! Nein, wir wollen dich rächen! Auch ich will dir beistehn, dich zu rächen, ich mache deine Sache zu der meinigen. Auch Malcolm bedarf der empfohlenen Arznei, er selbst ist durch das Leid Macduffs ein Leidender wie dieser. Und das soll leeres Trösten, weisliches Sprechen sein? Ich will Tieck das Unrecht nicht zusagen, ihn eines so argen Mißverständnisses zu beschuldigen. Ihm scheint vielmehr nur der Unfall begegnet zu sein, daß er diese unmittelbar vorhergehenden Worte Malcolms mit einer etwas früheren Aeußerung desselben verwechselte. Da sagt Malcolm allerdings:

Nein, Mann! drück' nicht den Hut so in die Augen.
Gieb Worte deinem Schmerz! Gram, der nicht spricht,
Preßt das beladne Herz bis daß es bricht.

Hierauf hätte Macduff nicht mit Unrecht entgegnen können: Du hast gut reden. Besonders die letzte weise Sentenz ist von der Art, daß sie den Leidenden nur ärgern konnte. Denn die Anwendung allgemeiner Grundsätze und Regeln auf einen besondern Fall gibt zu erkennen, daß man diesen Fall eben nicht für etwas Besonderes, sondern für etwas Gewöhnliches halte, was der Andere nicht zugibt, wenigstens nicht gern. Aber nach dieser Aeußerung hat schon Macduff und Rosse und abermals Macduff und Rosse, und zuletzt auch Malcolm wieder gesprochen, ehe Macduff ausruft: er hat keine Kinder! Dieser Ausruf kann also unmöglich auf diese so lang vorhergegangene Ermahnung zurückbezogen werden. Was erwiedert nun aber Macduff auf diese Ermahnung? Nichts! Ja weniger, anstatt zu antworten, fragt er Rosse: Auch meine Kinder? Er hat also auf die Ermahnung gar nicht gehört.

Hierin liegt dann der Schlüssel zum Verständniß der Stelle, wenn es noch eines Aufschlusses da bedürfte, wo man offenbar den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat. Auch auf die Aufforderung zur Rache hört Macduff noch nicht, tief versunken in seinen Schmerz. Der Vorwurf trifft den Tieck auf jeden Fall, daß er den Vaterschmerz für so leicht, oder Shakspeare für so Herzens und Schmerzes unkundig gehalten hat, den höchsten Schmerz so armselig darzustellen, daß der Leidende zunächst etwas anderes zu denken und zu empfinden im Stande sei, als etwa diesen Schmerz. Tieck glaubt eine gemächte Komödienscene statt der wahren langen, aber meisterhaft zusammengedrängten Geschichte des Vaterschmerzes vor sich zu haben. Nachdem Macduff auf eine Andeutung Rosses die für ihn bestimmte Trauerkunde schon errathen, und dann ohne weitere Vorbereitung das Schreckliche in kurzer harter Form wirklich erfahren hat, ist er zunächst völlig betäubt, sprachlos steht er da. Das wird vortrefflich durch jene Ermahnung Malcolms angedeutet, den Tieck hier künstlerischer, nämlich als den Erklärer einer stummen Scene und nicht als leeren Tröster des Leidenden hätte betrachten sollen.

Gnäd'ger Gott! (sagt er)
Nein, Mann, drück' nicht den Hut so in die Augen,
Gieb Worte deinem Schmerz! u. s. w.

Das sagt er bloß, damit man sehen soll, daß Macduff seinen Hut in die Augen drückt, und daß er lange stumm bleibt.

Auf ähnliche Weise ermahnt Prospero im Sturm seine Tochter Miranda, der er seine Lebensgeschichte erzählt, wiederholt aufzumerken. Der Dichter will dadurch zeigen, daß die Tochter schläfrig wird, und motivirt so deren späteres Einschlafen, was sonst zu schnell eintreten muß.

Aber Macduff ist vom Schmerz nicht bloß sprachlos, sondern auch wie taub. Das ergibt sich denn nicht nur daraus, daß er auf die Ermahnung Malcolms nicht hört, sondern sobald er die Sprache wiederfindet, den Rosse fragt:

Auch meine Kinder? —,

obgleich es ihm dieser bereits bestimmt gesagt hatte. Ja, trotz dem, daß Rosse nun wiederholt:

Gattin, Kinder, Diener!
Was man nur fand!

fragt Macduff abermals:

Mein Weib gemordet auch?

Es braust ihm in den Ohren, er fühlt, daß der Sinn des Gehirns betäubt ist und er traut ihm daher nicht; er hofft noch immer unrecht gehört zu haben. Nun löst sich aber die anfängliche Erstarrung in Klagen auf, und dabei ruft er aus:

Er hat keine Kinder!

Das heißt und kann nur heißen, wenn es sich nicht auf die Ermahnung Malcolms bezieht: Er, Macbeth, hat keine Kinder. Nur ein Kinderloser kann so grausam sein, Kinder zu morden. Dies wird aber um so gewisser durch die nachfolgenden Worte:

All' die süßen Kleinen?
Alle sagst du? — O Höllengeier! Alle!
Was! all' die holden Küchlein, sammt der Mutter,
Mit einem wilden Griff!

Auch hier möchte er sich gern an die einzige Hoffnung halten, falsch gehört zu haben. Aber hauptsächlich beschäftigt ihn doch die Gewißheit des Verlustes. Durch das dunkle Gewölk der Trauer zucken zwar einzelne Blitze des Hasses gegen den Mörder, den Höllengeier! Indessen diese Blitze erhellen nicht dauernd die Nacht seines Kummers, so gewaltig ist der Schmerz noch, daß neben ihm kein anderes Gefühl, nicht einmal der Haß des Mörders vollständig aufkommen kann. Erst muß aber der Haß da sein, ehe

Rachegedanken entstehen können. Das zeigt Shakspeare zugleich dadurch ganz vortrefflich an, daß er Macduff nicht auf die erwähnte Aufforderung zur Rache hören läßt. Diese Aufforderung kommt noch zu früh. Noch kann nicht von dem Ertragen des Schmerzes, wie Macduff später sagt, und folglich nicht von dessen Heilung die Rede sein, er muß den Schmerz erst aus- und durchfühlen. Macduff schließt diese Periode seiner Schmerzensgeschichte ab, mit der Bitte:

Schenk' ihnen Frieden, Gott!

Nun kommt die zweite Periode, das Ertragen, und somit auch die Möglichkeit der Heilung, und nun ist die nochmalige Aufforderung Malcolms an ihrem Orte:

Dies wetze scharf, dein Schwert, verwandle Gram
In Zorn; erschlaffe nicht dein Herz, entflamm' es.

Denn nunmehr vermag Macduff, wie seine bereits angeführte Drohung zeigt, darauf zu hören oder einzugehen. Und das befriedigt Malcolm erst, indem er sagt:

So klingt es männlich,

womit die Scene schließt.

Man sieht, es ist hier viel verschwiegen, so viel, daß dagegen das Verschweigen bei dem einzelnen Ausrufe:

Er hat keine Kinder!

ganz in den Hintergrund tritt. Indessen ist nicht mehr verschwiegen, als die Natur des Vorganges erforderte, ja es ist sogar mehr als natürlich scheint gesprochen worden. Die ersten unpassenden Reden Malcolms würden in der Wirklichkeit gewiß nicht erfolgt sein. Doch die Kunst hat manche eigenthümliche Regeln; ihr war das unnatürliche Benehmen Malcolms zur Darstellung der höchsten Natur nothwendig. So ist ein nicht naturgemäßer Schatten in der Malerei oft nothwendig, um ein Licht natürlicher darzustellen. Es war weise, Malcolm nicht schweigen zu lassen, damit der Schmerz schweigen konnte; der tiefgefühlte schchere Schmerz aber äußert sich zunächst eben so wenig durch Worte, als der in die Tiefe des Wassers versunkene schwere Körper wieder auf der Oberfläche erscheint. Der tiefste Schmerz wie die höchste Freude ist unaussprechlich.

Das Verschweigen des Unaussprechlichen ist es aber nicht allein, was Shakespeare so meisterhaft versteht. Hier wie an

tausend andern Stellen zeigt sich zugleich seine Kunst im Verschweigen als eine allgemeinere. Er zeigt etwas ohne es zu nennen, er thut es, ohne davon zu sprechen, oder am besten ausgedrückt, er stellt dar, statt zu erzählen. Der alte Claudius erkennt grade dieses an in den Versen:

Shakspeare und Voltaire, der Eine
Ist, was der Andre scheint:
Meister Arouet sagt: ich weine
Und Shakspeare — weint.

Die logische Seite der Sprache.

Während alle sogenannten Grammatiken und Sprachlehren (jene enthalten nämlich nur eigentlich die Aufstellung aller Wort- und Satzformen, diese aber auch mannigfache Anleitungen zur Anwendung und zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck), so weit solche für den Jugendunterricht bestimmt sind, sich's zur Aufgabe machen, den äußerlich erscheinenden Bau der Sprache durch die mehr oder minder vereinzelte genaue Betrachtung der Theile zur Anschauung zu bringen und der Jugend anzueignen, sieht man die logische Seite des Sprachwesens fast nirgend gehörig beachtet, und es hat den Anschein, als ob sie nur die Rückseite zu bleiben verurtheilt sein soll, höchstens brauchbar für Philologen und Männer der Wissenschaft überhaupt. Ja man sollte nach vielfältigen Aeußerungen sonst tüchtiger Schulmänner beinahe glauben, die logische Seite der Sprache biete gar keine Eigenthümlichkeiten dar, und jeder klare und einigermaßen geübte Verstand sei auch hinlänglich vorbereitet zur logischen Handhabung der Sprache, und um diese zu sichern, bedürfe es nur vorangegangener oder begleitender Denkübungen. Noch ganz jüngst ist in Beziehung auf stylistische Aufgaben — freilich nach einer Seite hin mit vollem Recht — in der Schullehrer-Versammlung zu Mainz darauf hingewiesen worden, daß der Schüler nur seinen Gegenstand recht zu besitzen brauche, um ihn auch angemessen auszudrücken, und es wurde der Satz: jeder sei der beste Advokat in seiner eigenen Sache, mit Nachdruck geltend gemacht. Wir wollen diesen im Großen ganz richtigen Satz nicht bestreiten, aber im Einzelnen bewährt er sich durchaus nicht, und am wenigsten bei der Jugend; er findet, wie die meisten allgemeinen Sätze, in der Praxis seine Reibungen und Hemmungen, welche denn doch in allen Thätigkeiten des Lebens neben den wissenschaft-

lichen Lehrsätzen ihre Geltung haben, und beachtet sein wollen. Wer seines Gedankens vollkommen Meister und (wohl bemerkt, hier tritt schon eine Bedingung hinzu) der Sprache ebenfalls durchweg kundig ist, der wird für jenen den vollen Ausdruck in dieser finden. Allein schon hier stoßen wir auf Schwierigkeiten: Wer ist der Sprache vollkommen mächtig? Wie unendlich viele Begriffe und Gedanken und deren Verbindungen drängen sich nicht dem umsichtigen Geiste auf, für welche er oft lange vergebens den Ausdruck sucht? Und andrerseits wie oft durchkreuzen plötzlich allerlei innere und äußere Anschauungen den eben gefaßten und in der Erscheinung begriffenen Gedanken und ändern sein Ansehen schon in der Geburt? Wer darf sich rühmen von solcher Zerstreuung ganz frei zu sein? Kaum ist es möglich bei den exakten Wissenschaften, wo Sache und Ausdruck der strengsten Prüfung unterliegen und mit der größten Sorgfalt abgewogen werden; wie viel weniger im täglichen Leben!

Wir wollen aber diesen Punkt etwas schärfer in's Auge fassen, um zu sehen, ob es denn wahr sei, daß der ungeschickte Ausdruck entweder ein Beweis tadelnswerther Zerstreutheit sei oder gar eines Mangels an Denkkraft und Anschauung. Ließe sich so etwas behaupten, wenn von alltäglichen eiligen Schreibereien, von Aufsätzen der Schüler, ja selbst von flüchtigen schriftstellerischen Arbeiten die Rede ist, so wird man doch sich vorsehen, ehe man die anerkanntesten Denker beschuldigt, die ersten Gesetze des wissenschaftlichen Berufes so leichtsinnig zu verletzen, zumal in wiederholten Auflagen ihrer Schriften. Sagen wir zu viel, wenn wir Kant, Lessing, Herder, Schiller, Göthe als Sterne erster Größe nennen, die von solchem Tadel geradezu freizusprechen seien? Dennoch finden wir auch bei ihnen oft Stellen, in denen der Gedanke, klar und schön hervorstrahlend, nebenher doch durch einen logischen Fehler im Ausdrucke ein wenig verdunkelt wird. Wie läßt sich das anders erklären, als eben dadurch, daß es den großen Geistern da mehr um den Gedanken, als um dessen Form zu thun ist, daß sie in solchen Augenblicken nicht geneigt waren, die strengere Form zu suchen, wenn es sie drängte, den Gedanken hinauszusenden und daß sie ihn dann in der einmal richtig begriffenen Form ließen, da er seine Mission erfüllte? — Aber darum bleibt die Form immer mangelhaft, obwohl sie gegen die Richtigkeit des Gedankens keinen Beweis abgibt.

Wenn, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die ihrer Kürze wegen hieher passen, ein Kant schreibt:

Die Dauer eines Weltbaues hat durch die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung, eine Beständigkeit in sich, die unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt u. s. w.;

ein Lessing: Thespis ersann, erdichtete, ließ die bekanntesten Personen sagen und thun, was er wollte: aber er wußte seine Erdichtungen vielleicht weder wahrscheinlich noch lehrreich zu machen (die Negation ist hier sehr verschoben);

oder Herder: Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß; er muß, was er wissen will, lernen: so lernt ein rohes Volk durch Uebung für sich, oder durch Umgang von andern;

oder Schiller: Er sei keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben;

oder Goethe: So betrachtet, erscheinen alle Versetzungen antiker Kunstwerke, dieselben seien nun durch Krieg oder Kauf nach Frankreich oder in andere Länder bewirkt worden u. s. w.; — so sieht man wohl beim ersten Blicke, wie hier der Gedanke den Ausdruck überrumpelt hat. Den großen Geistern darf man so etwas nachsehen. Aber was ihnen widerfährt, wenn sie mit großen und herrlichen Gedanken beschäftigt, einen Augenblick von kleinen Mängeln der Form abgezogen werden, die sie späterhin auch nicht gern abändern, um, sobald kein Mißverständniß daraus erwachsen ist, alles so zu lassen, wie es ihrem Geiste entsprungen ist, — dasselbe widerfährt den Schlechtunterrichteten, den Unwissenden, den Unachtsamen und den Geistlosen beständig und bei jeder Gelegenheit, trotzdem daß sie sonst wohl, bei gehöriger Wachsamkeit, richtig denken, und es fällt ihnen in der Regel gar nicht bei, daß die Form für die Darstellung des Gedankens meist sehr wesentlich ist; daher unendlich viele Fehler tagtäglich vorkommen, die man sich nur aus der allerleersten Gedankenlosigkeit erklären könnte, wenn es nicht klar zu Tage läge, daß sie aus Mangel an Uebung und an Präcision überhaupt herrühren. Gerade diesem muß die Schule als solche abhelfen. Sie hat als Schule die Aufgabe, eine systematische Ordnung solcher Uebungen einzuführen, durch welche der Schüler nicht nur in Stand gesetzt werde, alle Gedanken logisch richtig zu fassen und so zu stellen, daß kein Fehler gegen die übrigens sehr einfachen Denkgesetze, wie jede Logik sie enthält, begangen werde, sondern daß auch die Sprachlogik beobachtet werde.

Die Sprachlogik ist in vielen Beziehungen durchaus verschieden von der allgemeinen Logik. Niemand kann diesen Satz in Zweifel ziehen, der mehrere Sprachen in dieser Hinsicht

verglichen hat, denn jede Sprache hat ihre eigenen Arten, Begriffe und Gedanken logisch auszudrücken. Wären sie reine Folgen der allgemeinen Denkgesetze, so könnte solche Verschiedenheit gar nicht stattfinden. Daß zuletzt die höhere Philologie wohl im Stande sein dürfte — bis jetzt hat man unsers Wissens es noch nicht versucht — alle solche Eigenthümlichkeiten wiederum auf philosophische Urgesetze zurückzuführen, mag darum nicht geläugnet werden; allein der Jugendunterricht findet die Mannigfaltigkeit vor und muß die Schüler darauf aufmerksam machen, weil in ihr der Geist jeder Sprache seine Besonderheit zeigt.

Die Nichtbeachtung dieses Umstandes hat nicht nur sehr viele Irrthümer in Erklärung der Spracherscheinungen erzeugt; so lange man dem alten lateinischen Schematismus zugethan war, sondern auch sogar auf den Bau und den Styl der deutschen Sprache verderblich eingewirkt, indem man viele schöne, der deutschen Denkweise angemessene Ausdrucksformen, weil man sie nach der eingewurzelten scholastischen Sprachlogik für fehlerhaft hielt, ganz verließ, oder nach dieser umbildete, und am Ende sich gewöhnte, deutsch im lateinischen Geiste zu schreiben. Ein ähnliches Verderben hat uns im vorigen Jahrhunderte die allgemein verbreitete französische Sprachlogik gebracht. Die tüchtigsten Schriftsteller werden, trotz der nun fast hundertjährigen Bemühungen, die deutsche Sprache selbstständig zu machen, hie und da von dem fremden Geiste beschlichen.

Daher ist von vornherein bei jeder neuern Sprache — von den beiden klassischen mag hier weniger die Rede sein, weil dieselben entweder nur als Mittel zur Schulbildung erlernt werden, wozu die bisherigen Systeme genügen, oder dem künftigen Gelehrten Gelegenheit zum Forschen darbieten — erforderlich, ein bestimmtes System der darin waltenden Denkgesetze aufzustellen, wonach sich die ganze Eintheilung und Anordnung zu richten habe, — der ganze bisherige grammatische Kram mit seinen Redetheilen und Deklinationen und Konjugationen und die darauf zu gründende Analyse wird sich alsdann so fehlerhaft erweisen, daß man sich wundern muß, wie sich ein solches Verfahren so lange hat erhalten können. Die germanischen Völker haben einmal anders gedacht und ihre Gedanken anders ausgedrückt, als die Römer, und wie Gestalt und Sitte und Streben überhaupt verschieden ist, so ist es auch der Bau der Sprache. Selbst da, wo Mischungen eingetreten sind, hat die weitere Ausbildung den Gesammtcharakter und die einzelnen Formen so bedeutend umge-

staltet, daß auch hier der Bau eine andere Unterlage zur Voraussetzung verlangt. Wohl verstanden, wir sprechen hier nicht eigentlich von der methodischen Einrichtung der Sprachlehren, sofern sie dem Schüler in die Hand zu geben seien, oder den Weg zur Gewinnung der Sprache erleichtern sollen, sondern von derjenigen logischen Anschauung, aus welcher jene nach Maßgabe des Zweckes immerhin verschiedenartig hervorgehen können. Die Schüler brauchen nicht Sprachforscher zu sein oder zu werden, aber sie müssen doch auf dem rechten Standpunkte stehen und nicht in den regelmäßigsten Bildungen lauter Anomalien zu sehen gewöhnt werden. Die Franzosen haben zum Theil schon die alte Bahn verlassen, aber ihre Sprachlehre ist immer noch nicht gänzlich der alten lateinischen Schule entrissen, die Engländer sitzen in dieser noch ganz und gar, die Italiener haben noch nicht recht gewagt, den Bau ihrer, dem Latein näher verwandten Sprache strenger zu untersuchen; am meisten gefehlt haben die Bearbeiter der Slavischen Sprachlehren, welche ungestört einen Neubau beginnen konnten. Im Deutschen ist durch Becker und Herrling allerdings die Anschauung bereits eine andere geworden, aber eine innere Einheit möchte wohl schwerlich schon gewonnen sein, und wir glauben, daß die Mängel hauptsächlich darin gefunden werden müssen, daß immer noch die lateinische Anschauung ihren Einfluß übt.

Um dies nun hier, wo der Gegenstand lediglich angeregt, keineswegs erschöpfend behandelt werden soll, durch ein paar Beispiele zu erläutern, wollen wir nur einige ganz nahe liegende Punkte betrachten.

Man versucht aus den Denkgesetzen zu ermitteln, welche Begriffgestaltungen sich nothwendig entwickeln müssen, um durch die Sprache alle Gedankenbildungen verständlich mittheilen zu können, und findet deren 8, 9, 10, oder nach den einfachern Morgenländern, welche nur das Größere unterscheiden, 3. — Wären die Denkgesetze in Beziehung auf die Kunst, sich auszudrücken in allen Sprachen, dieselben, und wirkte nicht sehr häufig die Ausdrucksweise zurück auf die Form der Begriffe und Gedanken, so müßten die einmal theils durch Erfahrung, theils durch mehr und minder gerechtfertigte Theorie festgestellten Redetheile für die Analyse aller Sprachen ausreichen, wie man früher in der That geglaubt hat. Allein die neuern Forschungen haben schon zur Genüge bewiesen, daß die anscheinend aus den allgemeinen Denkgesetzen hervorgehenden sogenannten Redetheile weder alle Theile enthalten, noch in Wahrheit coordinirte Theile sind, noch

überhaupt stets selbstständige Wortarten bilden, noch in allen Sprachen sich also darstellen. Schon im Lateinischen hat man, um manche Erscheinungen zu erklären, zu allerlei Ellipsen seine Zuflucht nehmen müssen; in den neuern Sprachen, die einen ganz andern Geist athmen, helfen alle diese nicht aus, und eine bedeutende Anzahl von Wörtern finden ihr rechtes Fach nicht und müssen oft von ihren Verwandten getrennt werden, um bald unter Für-, bald unter Umstands-, bald unter Binde-Wörtern zu hausen, bald auch ein eigenes Hüttchen zu haben, wie der, die, das, da, darum, so, solch, somit u. dergl.; viel, wenig, viele, wenige, einige, selbst u. s. w.

Man könnte nun vom pädagogischen und rein praktischen Standpunkte einwenden, es läge am Ende nicht viel daran, zu welchem Fache ein Wort gerechnet würde, wenn man es nur richtig anwendet; allein wir machen uns anheischig, zu beweisen, daß allerdings die Erledigung richtiger grammatischer Fragen von diesem Punkte abhängt.

Was für Unfug das Deklinationswesen hervorgebracht hat, weiß jedermann. Die Franzosen haben auf diesem Gebiete schon ziemlich den alten Schutt weggeräumt. Sie hatten es leicht, weil sie das Wort selbst nicht nach Einflüssen von anderen Begriffen her ändern. Im Deutschen und theilweise in den andern germanischen Stämmen ist die alte Methode noch da, stärker im Slavischen. Aber man hat schon die Casus selber nicht mehr nach den alten Begriffen erklären dürfen, und die Namen Genitiv, Dativ, Accusativ sind nur noch Zeichen. Die wirkliche Bedeutung der einzelnen Fälle ist bisher noch nicht logisch ermittelt; sie ist eine durchaus andere als die der klassischen Sprachen, wie solches aus der höchst verschiedenen Anwendung im Satze erhellt; namentlich gilt dies vom Genitiv des Slavischen, und vom Faktive vieler neuern Sprachen, der kaum noch in Schulen genannt wird.

Kommen wir erst an die Conjugation und die aus dem Begriff des Verbs sich entwickelnden sogenannten Rektionen, so stehen wir am babylonischen Thurme. Das ganze Schema der Conjugation, die man nach logischen Prinzipien für nothwendig hält und daher in den Sprachen, wo Glieder fehlen, durch periphrastische Bildungen vervollständigt, sind nicht allein ein Hirngespinnst, sondern in jeder Sprache ein besonderes Irrlicht, vor welchem man fast bei jedem Schritte warnen muß. Im Lateinischen, Deutschen und im Französischen conjugirt man

Imperfecta und Perfecta. Wären sie aus dem Begriffe gleich, so müßten sie auch, einzelne geringe Abweichungen zugegeben, sich doch im Stamme des Begriffs decken; aber sie gehen ja himmelweit auseinander, und die periphrasirenden Formen eines futurum exactum haben fast keine Idee miteinander gemein; und nun gar erst die Englischen Umschreibungen!

Da soll nun unsere arme Jugend von einer durchaus falschen Grundlage aus sich zurecht finden, weil einmal alles über einen Kamm geschoren sein muß. Ist es da ein Wunder, wenn sie jeden Augenblick fehl greift, und besonders bei Rektionen fast nur nach lexikalischer Anleitung sich zurecht findet, weil sie kaum die Möglichkeit wahrnimmt, etwas nach einheimischen Denkgesetzen zu regeln?

Man weiß, welche Schwierigkeiten selbst die besten Lexikographen finden, um manchen Verben, wie lehren, kosten &c., ihre gehörigen Rektionen nachzuweisen. Die Grammatiker recurriren oft zu der logischen Regel, daß man das Transitive leicht daran erkenne, ob es sich mit Subjektivirung des Objekts passiv machen lasse? Diese Regel aber ist nicht nur im Deutschen irre leitend, weil es Transitive gibt, die in der That solches nicht zulassen, im Englischen wird sie, da man auch den Dativ zum Subjekt macht (we were shown a room, I was permitted) ganz vernichtet. Eine rein logische Regel darf aber keine Ausnahme gestatten. Kommen wir erst in's adverbialische Gebiet, namentlich in das Gebiet der Negationen, und insbesondere der mit den Wörtern zu verschmelzenden, so tritt eine wahre Scheidewand zwischen die Kinder der Germanen und der Römer, und man hat sie beständig zu warnen, wenn sie einander recht verstehen sollen.

Wir würden die Gränzen, welche wir uns hier gesetzt haben, weit überschreiten müssen, wollten wir erst nachweisen, welche Verirrungen und Verwirrungen aus dem Mangel einer für jede Sprache nach ihrem eigenthümlichen Geiste geschaffenen logischen Grundlage in den zusammengesetzten Sätzen und Perioden entstehen, und wie viele Unbestimmtheiten und Unebenheiten wir ihm zuschreiben müssen.

Wenn diese vorläufige Darlegung unserer Ansicht den Sprachlehrern nicht ganz unwesentlich erscheint, so wollen wir in der Folge den Gegenstand im Einzelnen weiter beleuchten.

Frankfurt a. M.

J. M. Jost.

Ein Wort über das niederdeutsche Sprachidiom im Herzogthum Braunschweig.

Seitdem die Sprachforschungen Deutschlands, welche zunächst sich ganz besonders auf fremde Sprachgebiete erstreckt hatten, eine heimathlichere Richtung eingeschlagen und einen immer volksthümlicheren Charakter angenommen haben, hat auch die niederdeutsche Mundart mannigfache Berücksichtigung gefunden; so verschieden auch die Meinungen lauten, welche über dieselbe ausgesprochen wird, so wird sich die historische Wichtigkeit niederdeutscher Beobachtungen für eine genaue Kenntniß des germanischen Sprachstamms überhaupt nicht ableugnen lassen können. Ich erinnere in dieser Beziehung an die Worte Schmellers *):

„Jede Sprache, die sich über einen etwas größern, nach Lage und Klima verschiedenen Erdraum verbreitet, spaltet sich nothwendig in Mundarten und Dialekte, die zuerst bei gleichen Namen und Formen nur durch die Aussprache von einander abweichen, bald aber auch in ihren Formen und zuletzt gar in ihren Namen einander unähnlich und fremd werden.

So sind durch den Hauptproceß alles Werdens in der Sprache, die Aussprache, schon in grauer Vorzeit dem germanischen Sprachstamme zwar große Seitenäste entwachsen — gegen Norden über die scandinavischen Insellländer hin und vermuthlich früher der Eine, der Andere gegen Süden den Alpen-Thälern zu. Der Stamm- oder Haupt-Ast ist an den Küsten der See und an den zunächst dahin führenden Wassern geblieben.

Dieser wird gewöhnlich der niederdeutsche oder niedere, sein südlicher, in Hochdeutschland herrschender Nachbar der hochdeutsche oder hohe und sein nördlicher der nordische oder scandinavische Sprach-Ast oder Hauptdialekt genannt."

---

*) Schmeller, die Mundarten Baierns.

Man sieht, daß dieser Ausdruck hochdeutsch hier im Gegensatze von niederdeutsch und nicht in dem beschränkten Verstande genommen ist, nach welchem man seit Adelung die Sprache blos eines Theils von Hochdeutschland als ausschließlich hochdeutsch aufzuführen pflegt — auch nicht in dem beliebten figürlichen Sinne, nach welchem man unter hochdeutsch nur die Sprache der Höheren oder Gebildeten (die deutsche Schriftsprache) zu verstehen gewohnt ist.

Insofern sich der Dialekt des obern oder südlichen Theils von Hochdeutschland von dem des mehr nördlichen, an das Niederland stoßenden Theiles allerdings unterscheiden läßt — soll jener als oberdeutscher, dieser als mitteldeutscher, unter dem Ausdruck Hochdeutsch aber sollen beide verstanden werden.

Aus zwei Gründen hält Schmeller die niederdeutsche Mundart für die ältere, theils weil weder der südliche noch der nördliche Hauptdialekt mit den ältesten Dokumenten der germanischen Sprache, besonders der anderthalbtausendjährigen Bibelübersetzung des Gothen-Bischofs Ulfila so sehr übereinstimmt, als der niederdeutsche (in seiner frühern Gestalt), theils weil sich die Eigenheiten dieses letztern noch jetzt theilweise, sowohl durch die hochdeutschen als durch die norddeutschen Mundarten ziehen.

Auch das heutige Niederdeutsch, wie es im östlichen Theil des Herzogthums Braunschweig gesprochen wird, erinnert sehr an die gothische Mundart, z. B.

ich = goth. ik, niederd. ik,
mich = goth. mik, niederd. mik,
ihr = goth. jus, niederd. ju,
sich = goth. sik, niederd. sik.

Was aber den Werth der niederdeutschen Mundart betrifft, so wie sie noch jetzt besteht, so meine ich, daß es, um denselben zu bestimmen, ganz besonders darauf ankommt, zunächst diese Mundart in praxi schriftlich darzustellen, in Prosa und in Versen. Versuche der Art werden die Frage beantworten, welche Gattungen der Literatur das niederdeutsche Idiom auszusprechen vermag, in welchem Grade es ansprechen würde, ob es überhaupt bildsam und gehaltreich genug ist, um den Anforderungen, welche die Ideen in der Poesie an die Form stellen müssen, zu genügen.

Der Hexameter ist es, der bislang von den meisten neuern Sprachen vergeblich angestrebt wurde; nur die hochdeutsche Sprache darf sich eines erträglichen Hexameters rühmen; aber so trefflich

die Leistungen eines Voß und eines Goethe und ganz besonders eines Platen in hexametrischer Hinsicht dastehn, so wird sich der Deutsche doch nicht verhehlen können, daß sein Hexameter den griechischen nicht hat erreichen können. Die ganze Denkweise schon der Vorzeit, diese gewaltige Subjektivität, steht in einem viel zu grellen Gegensatze, zu der objektiven Auffassungsweise des klassischen Alterthums, als daß jene mit dieser in der Darstellung eines hexametrischen Epos den Wettkampf bestehen würde. Daß aber gleichwohl die hochdeutsche Sprache so Vieles geleistet hat, ist ein sicherer Beweis ihrer Tüchtigkeit. Der Hexameter wird gleichsam als die Feuerprobe der neuern Sprachen zu betrachten sein, und es will mich bedünken, daß der Werth des niederdeutschen Idioms als entschieden angenommen werden muß, wenn seine Formen jenen Vers darzustellen vermögen.

Folgende Hexameter lege ich als einen Versuch zur Prüfung vor.

De freuhjahrsdag.

Freuhjahr was't; in felle de saat wort greunder un greunder,
Dei noch eben de snei mit krustiger hülle bedekke;
Drut all stoeg taun himmel de lereke, trillere lustig
Sik in de lucht, um fröhlig en Harrn tau singen en danklied;
Wu son dierken doch mit er fittj' un er kehle sik afmeuht,
Middetedeilen en Harrn sau fri all sine gedanken!
Kummet dat nich ganss anders ar wenn drihaarig en sparlink
Schimpet un schillt, dei um son wif in tune sik afbufft? —
Teihn mann hoch wol ruppet se sik op en hupen eblustert
Streuwet en kop un hewet en swanss un schüddelt de fittjen. —
Wat en bewehr un en leben op Fridanks howwe? — de here
Trekket de pär' ut en stall' un et hilpt optömen de sohne;
Hüte wol is gut pläugen; et schint ja de sunne sau helle;
Hat ok edröget enaug, sau jifft et ne prächtige fohre;
Kiek, wu de pär' all stampet — se weet nich länger te teuben,
Leigen ja stille sau lang' un et make de hawer se wählig;
Spitz an er kedde dei bellt un bellt; dei harre te lange
Wagenjerassel vermisst; heilt an doch scharpe de winter;
Fort nu geiht et, de plaug zirpt hinder en rustigen pären;
Op en verdrögeten twige de muntere swaleke twitschert;
Wu se frohlokket, an balken et nestjen tesammeteklikken;
Hen un her in der lucht hoch dansset de lustige mügge;
Gott wu bölket de käuhe! nich mehr will smekken de gramme;
Ruket en grashalm, dei all jelp ut er eere herutkiet,
Buntkop, schimmel, et kalf, dat Hanneken flege sau trülig,
Sin ok he; dat bölkt! Sau laat et heruter doch endlig!
Wetter wu jakkelt et flink in galopp' op en howwe herummer!
Un wu blaeket ertau in stalle de lämmeken alle!

Dat is Zukkel jewiss, dei sik sau fett an er mutter
Nutsche; sau ar ut er eere de kim, sau willt ok de schape
Swipp ut er müffigen haft; wu hart an er kedde te liggen!
Un in huse de frue dei steiht un bottert un bottert;
Hat se doch melk sau veel, weil dit jahr alle de käuhe
Kalben; in potte da kokt for de flitigen pläuger de mahltit,
Arften un rokfleisch un ar jewürze ne gue kartuffel;
Rips an beine sik rißt ut likket et spruttjige flott op;
Ssü, in fenster da staht sneiklökelken all ut en holte,
Dei ut modder un sump mit lust sik et döchterken hale;
Luer noch ar wenn sellschop sleiht de kanarienvöggel.
Butten in garen da grawet mit fröhligen sinne de mäkens
Dortjen und Rik' um de wedd' un seuket de queken heruter;
Freuet et hus doch sik, wasst hille de mauren un bohnen;
Hinnen in gras' on tune da blaumt de vijeuleken lieblig;
Dei socht Hanneken sik, well sik son strüsseken plükken,
Um et er mutter te bringen ar dank for kummer un sorgen.

Uebersetzung:

Der Frühlingstag.

Frühling war's; die Saat im Felde ward grüner und grüner,
Die eben noch der Schnee mit krustiger Hülle bedeckte;
Schon stieg daraus zum Himmel empor die Lerche, trillerte lustig
Sich in die Höhe, um fröhlich dem Herrn ein Danklied zu singen;
Wie doch solch ein Thierchen mit den Flügeln und mit der Kehle sich abmüht,
Dem Herrn so frei alle seine Gedanken mitzutheilen!
Kommt das nicht ganz anders, als wenn widerspenstig ein Sperling
Schimpft und schilt, der um ein Weib im Zaune sich schlägt;
Zehn Mann hoch wohl raufen sie sich, dicht zusammengeknäult,
Sträuben den Kopf und heben den Schwanz und schütteln die Flügel. —
Welch ein Leben und Treiben auf Freidanks Hofe? Der Hausherr
Zieht die Pferde aus dem Stall und aufzäumen hilft sein Sohn;
Heute wahrlich ist's Zeit zu pflügen; es scheint ja die Sonne so hell;
Hat auch genug getrocknet; so gibt's eine herrliche Furche;
Schau, wie die Pferde schon stampfen — sie wollen nicht länger warten;
Lagen ja so lange Zeit still und der Hafer machte sie wählig;
Spitz an der Kette bellt tapfer drauf los; der hatte gar lange Zeit
Wagengerassel vermißt; streng ja hielt an der Winter;
Fort nun geht's, der Pflug zirpt hinter den rüstigen Pferden;
Auf dem vertrockneten Zweige zwitschert die munt're Schwalbe,
Wie sie frohlockt, am Balken ihr Nestchen zu bauen;
Hin und her hoch in der Luft tanzt die lustige Mücke;
Gott! wie blöken die Kühe! Die Grummet will nicht mehr schmecken;
Sie riechen den Grashalm, der schon frisch aus der Erde hervorguckt,
Buntkopf, Schimmel, das Kalb, das Hannchen so treulich pflegte,
Auch sein heißt; das blökt einmal! So laßt es endlich doch heraus!
Himmel! wie schnell fliegt es im Galopp auf dem Hofe herum!

Und wie blöken dazu im Stalle alle die Lämmchen!
Das ist gewiß Zuckel, der sich so fett an der Mutter
Sog; so wie aus der Erde der Keim, so wollen auch die Schafe
Schnell aus der dunstigen Haft; wie hart an der Kette zu liegen!
Und daheim die Hausfrau steht und buttert drauf los;
Hat sie doch so viel Milch, weil in diesem Jahre die Kühe alle
Kalbten; im Topfe kocht für die fleißigen Pflüger die Mahlzeit,
Erbsen und Rauchfleisch und als Gewürz eine gute Kartoffel;
Rips reibt sich am Beine und leckt die sprützende Sahne auf;
Siehe! im Fenster stehn schon Schneeglöckchen aus dem Holze,
Die aus moderndem Sumpf sich das Töchterchen holte;
Lauter noch als wenn Gesellschaft da ist, schlägt der Kanarienvogel.
Draußen im Garten graben mit fröhlichem Sinne die Mädchen,
Dorothea und Friederike, um die Wette und suchen die Graswurzeln heraus.
Freut sich doch das Haus, wenn schnell die Moorrüben und Bohnen wachsen;
Hinten im Gras am Zaune blühen die Veilchen lieblich;
Die sucht Hannchen sich, will sich ein Sträußchen pflücken,
Um es der Mutter als Dank für Kummer und Sorgen zu bringen.

Braunschweig.

E. Schmelzkopf.

Ueber Delavigne, als Vermittler der klassischen und romantischen Richtung der französischen Literatur im Allgemeinen, und über seine Tragödie Louis XI. im Besondern.

(Schluß.)

Der Dichter hält seine Feder in den Schranken des Konventionellen, welche er nur verläßt, wenn er dem Schwung seines edlen, gefühlvollen und sanften Herzens nicht widerstehen kann. Dann spricht seine ganze Seele, und er schafft sich eine freie Bahn, welche ihn die neuen Bereicherungen, die Gefühls- und Gemüthspoesie der Romantiker in den Tempel des Ruhms der klassischen Literatur einführen läßt. In einer spätern Tragödie „Marino Faliero" (1829) wich er nur wenig, aber doch schon etwas von den Gesetzen der Einheit des Orts und der Zeit ab, und bei dem glänzenden Beifall, den diese von reicher historischer Auffassung zeugende Arbeit allgemein fand, erlangte Delavigne, was er gewünscht hatte, daß die klassischen Kritiker die Abweichungen als Licenzen des Dichters ansahen und konnivirten. Der Dichter war in seiner politischen Meinung redlich, wies Jahrgehalt und Orden von Karl X. zurück, um unabhängig zu sein, und lebte, fern vom Hofe, als Bibliothekar des Herzogs von Orleans.

Als dieser nun bei der neuen Ordnung der Dinge auf den Thron stieg, glaubte der Dichter, die Freiheit, welche er suchte, triumphiren zu sehen, und er erlangte die Entschiedenheit, deren Mangel seine Freunde so oft an ihm vermißt hatten. Offen trat er mit der natürlichen Sprache der reinen Empfindung in seinen Balladen (la mort du bandilte) hervor, welche bei den steifen Anhängern der beiden Schulen gleiches Erstaunen erregten, und so tief in dem Herzen der Völker Eingang fanden, als sie vom Herzen kamen. Fern

von allem Schulgezänk verfolgte in ihnen Delavigne das aus der nationalen Entwickelung und der Gegenwart genommene Streben, der Literatur mehr Freiheit, Kraft und Tiefe zu geben. Der einfache Ton der Erzählung, die naive Lokalfärbung geben diesen Balladen den Reiz, welchen die Schiller'schen Meisterwerke auf ein deutsches Gemüth ausüben, neben dem Zauber, daß sie sich zum Theil an Begebenheiten anschließen, an welchen die Nation mit heiliger Verehrung hängt. Dies gilt nämlich von den Romanzen, welche sich auf die damaligen Ereignisse beziehen, z. B. le chien du louvre, welches freilich vom französischen Standpunkte beurtheilt sein will.

Doch mehr als alle diese Gelegenheitsgedichte, mit welcher Wärme sie auch geschrieben sind, beweist den wahren Dichtergenius seine Tragödie Louis XI., ein Werk, welches nicht nur allen seinen frühern Bestrebungen überlegen ist, sondern an Schärfe der Charakterisirung, an Interesse des Süjets und Abrundung der Handlung wohl von wenigen Erzeugnissen der dramatischen Literatur überboten sein mag, und dessen gedankenschwere, würdevolle und doch mannigfaltige Sprache, so wie dessen zeitgemäße Färbung der Scenen beweist, daß die nationale Engherzigkeit verschwunden ist, daß Melpomene sowohl an den Ufern der Seine, als der Themse und der Elbe ihre Schützlinge hat, und daß das Vaterland der Poesie im Himmel ist. Delavigne legt uns in diesem Werke die Resultate der Fortschritte der französischen Tragödie dar, und wendet die Gesetze der Einheiten in dem Sinne an, welchen Dichter anderer Nationen denselben längst gegeben.

Die „Kinder Eduard's" haben dem Dichter den Beinamen des französischen Shakespeare erworben, und bilden eine dankenswerthe Ergänzung des englischen Heros. Sie zeigen, und noch mehr sein geistvolles historisches Drama Don Juan, daß Delavigne dem Fortschritt der neuen Schule folgte, sich ihrem Einfluß hingab, aber alle Uebertreibungen vermied. Die „Princeß Aurelie oder „die Tochter des Cid" stellt sich würdig in die Reihe der vermittelnden Dramen, und selbst von „une famille sous Luther" kann dies gesagt werden, obschon in diesem einaktigen Drama der beschreibende Dichter den Vorrang über den Dramatiker behauptet. In seinem letzten Lustspiel „la popularité" hat er sein großes Talent, welches ihn in den fließendsten Versen bald beredt und scharfsinnig, bald einfach und gefühlvoll, bald ernst und leidenschaftlich erscheinen läßt, mit aller Kraft entwickelt, und wenn auch l'école des vieillards als Lustspiel und Louis XI. als Tragödie seine

vollendetsten Werke sind, so war, gleich wie bei Lessing, dessen letztes Drama, als Ganzes genommen, nicht grade das beste war, doch stete Fortbildung sichtbar, und sein vor zwei Jahren erfolgter Tod ein großer Verlust für die Literatur der Gegenwart.

Delavigne ist weniger originell als Béranger, weniger begeistert als Lamartine, weniger kühn als Victor Hugo, aber er hat ein reineres, natürlicheres, biegsameres Talent, und die seltne Gabe, Sprache und Versbau zu beherrschen, so daß der Leser glaubt, jeder Vers wäre das einzig mögliche Mittel der Darstellung und zugleich das einzige von selbst gefundene.

Wie er in Behandlung der drei Einheiten, der Sprache und des Rhythmus der wahre Vermittler zwischen der klassischen und romantischen Schule ist, wird aus folgender Analyse erhellen.

Das Sujet der Tragödie Louis XI. versetzt uns in eine der einflußreichsten Zeiten der französischen Geschichte, und Stoff, Entwicklung und Diction sind durchaus national, und berechtigen die Dichtung zu dem Namen einer Nationaltragödie. Wir werden an den Schluß des Mittelalters geführt, wo die französische Königsmacht ihren Sieg über die gedemüthigten Großen feiert, um dann, da kein Ansehn der Städte ihr gewaltig gegenüber treten konnte, unumschränkt zu regieren, und aus dem selbstständigen Landadel einen Hofadel zu schaffen. Ludwig XI., der Sohn des Karl VII., dessen Regierung durch den heldenmüthigen Kampf gegen englische Präsumption und durch die Wiederbefreiung der Jeanne d'Arc mit einem nationellen Nimbus umstrahlt ist, an dem er selbst unschuldig, wird uns dargestellt, wie er am Schlusse seines Lebens sein Werk vollendet hat. Die Geschichte zeigt uns in diesem seltenen Manne das Muster eines vollendeten Despoten, die personificirte List und Verschlagenheit, den kältesten und schärfsten Verstand, der jeden Gedanken berechnete und jede rein menschliche Regung in sich erstickt hatte. Alle Eigenthümlichkeiten dieser Königsnatur sind im Alter concentrirt und schroff abgeschieden, und wahrlich! das schreckenvolle Bild, welches Delavigne entwirft und Walter Scott in Quintin Durward in allen einzelnen Zügen und den kleinsten Nuancen ausgeführt hat, ist nur eine Copie der Wahrheit, die dieser feige, argwöhnische und boshafte, aber thatkräftige Fürst verwirklichte, als er sich, abgestorben für alles Heilige und Gerechte, gleichsam zu du Plessis lebendig begrub. Als ein gewandter Mörder hatte er sich der Edelsten entledigt, die seinem

absoluten Regiment eine Feudalmacht entgegenstellten, oder möglicher Weise entgegen stellen konnten; und weder Bande des Bluts, noch Pflichten der Dankbarkeit und Freundschaft, noch Verträge und Eidschwüre hatten eine Stimme, wo sein Eigennutz zu Rathe saß. Unter die ausgezeichnetsten Opfer seiner Grausamkeit ist Jakob von Nemours, Graf von Amagnac zu rechnen, dessen vom Sohne vollzogene Rache eine der wirksamsten Triebfedern unserer Tragödie ausmacht. Unüberwunden steht noch der mächtigste seiner Vasallen, der ländersüchtige Karl von Burgund, da, der letzte Glanz des Hofes Philipps des Guten, der Musterschule der Ritterschaft. Was der Stifter des Ordens vom goldenen Vließe begonnen, wollte sein reicher und ehrsüchtiger Erbe vollenden; wie nie strahlte unter ihm die Sonne des burgundischen Hauses, um mit ihm auf immer zu erlöschen. Im offenen Kampfe hatte Ludwig unterlegen, und als Gefangener zu Peronne die Unabhängigkeit des glücklichen Nebenbuhlers anerkennen müssen; aber sein Verrath schmiedet ein Netz, in welchem der von Leidenschaft geblendete Held umstrickt wird. Der Dichter hat den Moment aufgegriffen, in welchem durch Karls eigene Verwegenheit und Campobasso's schwarzen Verrath die Falle über den Unersättlichen zusammenfällt, als er eben im Begriff war, auf die lange Kette seiner Heldenthaten die Königskrone zu setzen, wiewohl acht Jahre zwischen dem jähen Fall des Burgunderherzogs und dem Tode Ludwigs liegen, und von letzterem noch benutzt werden konnten, Kaiser Maximilian das Erbe Marias von Burgund zu schmälern. Durch die Stellung Ludwigs zu Karl wird der *äußere Kampf* repräsentirt, den die Tragödie verlangt, wie die Weltgeschichte; denn außerordentliche Männer bedürfen stets ihrer würdiger Gegner, und haben sie in der Geschichte gefunden, wenn nicht ihre Thaten als Werke des Zufalls erscheinen. Größer aber als dieser *äußere Streit* ist der *Kampf*, den dieser eingefleischte Egoist *gegen die Menschennatur, die er verachtet und verletzt, und gegen das Schicksal, das er sich unterwerfen will, zu bestehen hat, und dem er streitend unterliegt*. Es erregt tragisches Interesse zu sehen, wie der Mensch, wenn er das Ebenbild der Gottheit in sich zertrümmert und alle Tugend abgelegt, wenn er alle Schwächen beseitigt, alle Gefühle unterdrückt, seine ganze moralische und intellectuelle Kraft auf Befriedigung seines Ich gewendet hat; und auf dem Gipfel seines Strebens nichts mehr seiner unvermeidlichen Macht widersteht, endlich ein Opfer der ewigen Gesetze wird, welche dem Menschen gestellt sind, und der Hinfälligkeit

seiner Natur. Es veranschaulicht also die Tragödie die Idee des Kampfes der Verstandesmacht gegen den Tod, des absoluten Willens gegen die unbezwingbare Macht des Schicksals, die Furcht des Alleinherrschenden gegen die Möglichkeit eines fremden Gegengewichts. Wenn Louis unbedingt der Held der Tragödie ist, so geht das ästhetische Interesse auf die Handlung über, welche seinen Untergang darstellt, und wird dadurch gesteigert, daß sein Tod nun für die Menschheit eine Befreiung von Uebeln ist. Es sind somit zwei Parteien im Drama: für Ludwig, er selbst und seine Werkzeuge; gegen ihn, Nemours und Coitier, welche vermittelt werden durch Commines, seine Tochter Marie und den Dauphin.

Wir wollen die Charaktere zu schildern versuchen:

Louis ist treu so wiedergegeben, wie die Geschichte ihn zeichnet, nur darin idealisirt, daß der Inbegriff seiner Kraft und Bosheit, welche sich in seinem Leben nach und nach entwickelt und immer vereinzelt dasteht, in der Handlung eines Tages concentrirt ist. Der König besteht den letzten Kampf. Er fühlt es, aber, wie er alle zu täuschen verstanden hat, will er die Natur irre leiten und Gott betrügen, — nicht aus Gottlosigkeit; nein, er ist ein frommer König, der keine Satzung angreift, keinem Ritus seiner Kirche sich entzieht, denn er hat gefunden, daß der Name eines frommen Fürsten ihm nutzt, die Völker zu brauchen, den Schein der Christlichkeit über jedes Unrecht auszubreiten, und sein Gewissen zu beschwichtigen. Auf der Grundlage eines wahren Köhlerglaubens hat er ein Gebäude des Aberglaubens aufgerichtet, wie es eine Ausgeburt der Kirche im Mittelalter war, wo die Form für das Wesen galt, und welches ihm für seine Zwecke paßt und gräßlich mißtönend in dem Lapidardialog mit Tristan hervortritt. Er glaubt wirklich, aber nur, daß die Kirche ihm dienen, seine Zwecke fördern, seine Krankheit heilen kann. Darum hat er sich aus den Armen der weltlichen Kunst in die Segnungen der Kirche geworfen, und stößt ihre Diener mit Ueberdruß zurück, als sie moralisiren und keine Wunder wirken. Wie streng er auch seine Burg befestigt und sein Leben bewacht; die Nemesis wacht über ihn. Sie hat ihm einen Feuerbrand in's Herz geworfen an der einzigen Stelle, die noch verwundbar ist, und läßt ihn lange zweifelhaft, ob er nicht auch diese Stelle verkitten, den Gegenstand, der diese einnimmt, vernichten, und sich so von allem, was menschlich ist, abschließen soll, wie ein Fels im Meere abgeschlossen ist von allem, was Frucht bringt und Segen. Es ist die Eifersucht

gegen seinen Sohn, den unschuldigen und ohnmächtigen. Der Gedanke an ihn, das einzige Wesen, das er liebt, oder vielmehr anerkennt, — denn der Egoist erweitert nur in der Form, nicht im Wesen, seine Selbstsucht, wenn er den Erben mit umfaßt — mahnt ihn an seine Jugend, die gegen seinen schwachen Vater Mordpläne schmiedete, und ihn, den noch unkundigen Intriguanten und ungeübten Mörder, auf fünf Jahre nach Burgund jagte, das er so schwarz belohnte. Seine Wachen sind scharf, sein Befehle unerhört; seine Grausamkeit ist alltäglich, sein Wesen schleicht gespenstartig allenthalben umher, und doch findet die Nemesis Mittel, ihm einen Feind nahe zu bringen, ohne daß dieser die Staffel der Gunst zu erklimmen braucht, welche bei Ludwig nur von durchaus gemeinen Menschen, die im Tragischen nur negativ wirken, erstiegen werden kann. Während er auf seine Gesundheit pocht, und alle Lügen straft, die in ihm die wandelnde Leiche erkennen, fühlt er genau den Wurm, der sein Leben zernagt und hat nur eine Rücksicht, nämlich für sein Leben, sein höchstes Gut, welche der Leibmedicus so sinnreich zu nutzen versteht. Bis zum Todesaugenblick hält er die durch alle möglichen Ränke zusammengeraffte Macht krampfhaft fest, und erkennt den ganzen Umfang des schrecklichen Gedankens sterben zu müssen, erst in der tief ergreifenden Scene, in welcher der Dauphin, kindlich betrübt und jugendlich ahnungsvoll, die Krone ergreift und dadurch den todtgeglaubten König ins Leben ruft. Der erschrockene Sohn ist gleich bereit, mit schweigendem Gehorsam die Krone dem Vater zurückzugeben, der sie einst seinem Ahn durch alle Kunstgriffe des Schwarzen zu entwinden strebte — und hier ist der Wendepunkt in der Charakteristik Ludwig's. Die unschuldige Menschennatur, welche unbefangen abweis't, was ihm Leben, Ehre, Gott ist, bricht den Wahn des Lebens und führt den Sünder zur Einsicht und Anerkennung seines Zustandes. Er resignirt, aber auch darin verleugnet er seinen Charakter nicht; er entsagt den Gütern der Welt, weil sie keinen Werth mehr für ihn haben; er verzeiht dem größten Feinde, der ihm die martervollste Stunde bereitet und seinen Tod beschleunigt hat; er gibt seinem Sohne die weisesten Lehren, die ein König je geben kann; er überschaut sein ganzes Leben, die Befriedigung, welche er seiner Herrschbegierde gewährte — und wirft es weg — warum? um das einzige zu erlangen, woran ihm jetzt noch liegt, Verzeihung von Gott. Sie erfleht er, um sie handelt er mit dem Anachoreten, sie soll sein Volk erbetteln, und sein letztes

Wort ist, ich befehle, daß sie erbeten werde. So ist der Charakter, den wir in einzelnen Zügen nicht verfolgen dürfen, ohne das Maaß zu überschreiten, in sich abgeschlossen, durchaus consequent, historisch treu und ästhetisch vollendet. Er muß untergehen, so will es das tragische Element, welches er in die Handlung legt; er muß zur Einsicht kommen, die poetische Gerechtigkeit; denn wir sollen an ihm die moralische Kraft und den eisernen Willen bewundern; er darf nicht gemein und erbärmlich werden, dann wird er wie seine Helfershelfer, nicht edel, dann hebt er sein Leben auf und zerstört die Harmonie seines Charakters.

Die Folie des leidenden Königs ist Coitier, nach ihm der eigenthümlichste Charakter und — denn der historische Alchymist und Medicus gibt kaum mehr als den Namen — als Produkt der Phantasie des Dichters Beweis seiner schöpferischen Kraft, seiner tiefen Kenntniß des tragischen Moments und seines geübten Takts. Coitier ist an das untergegangene Haus Nemours geknüpft durch Dankbarkeit, an den König durch die Verhältnisse, die ihm die bedeutendste Stellung anweisen, weil er dem Könige unentbehrlich geworden ist. Er zeigt auf der einen Seite, daß man den Großen nur insoweit gilt, als man unentbehrlich ist, und auf der andern Seite, daß auch der krasseste Despot abhängig wird, wenn er einen Diener fühlen läßt, daß er ihn nicht entbehren kann. Wir sehen den Arzt, treu seinem Doctoreide, die erstorbenen Säfte seines königlichen Patienten mit allen Mitteln der Kunst beleben, und doch seinen Tod wünschen. Hier entsteht die Frage: warum bleibt ein Mann, der, wie aus seinem ganzen Wesen hervorgeht, keine Ansprüche an's Leben macht, in einem Verhältnisse, von dem er eine zwar treffende, aber abschreckende Schilderung macht? Die Antwort darauf hätte vom Dichter schärfer gegeben werden müssen. Sollte es gemeine Rücksicht auf Amt und Geld sein? Nein. Unsere Theilnahme für den Leibarzt zeigt uns, daß der Grund tiefer liegt. Er bleibt aus Dankbarkeit, er weiht sein Leben dem Zwecke, seine Schuld dem letzten Nemours zahlen zu können. Ihm gelten seine Nachtwachen, ihm seine Sorgen, ihm die Entsagung aller Freuden der Welt nicht nur, sondern der Wissenschaft und der Ausübung seiner Kunst, ihm, dessen Vater den armen Knaben aufzog, in Montpelier der Wissenschaft widmete und an den Hof brachte. Wie dauert es den schroffen, aber edlen Mann, seinen Wohlthäter nicht retten zu können, weil der König, damals gesund, seines Arztes spottete. Jetzt soll aber dem Sohne geholfen werden.

Die Gesundheit des Königs wankt, der Arzt befiehlt, droht, gebietet. Denn nicht geduldig leidet er die Schattenseite des Hofmedicusdienstes; er rächt sich an dem Könige, indem er ihm mit den grellsten Farben seinen Zustand vorhält, wann er ihn grade zu vergessen wünscht, indem er ihm Dinge befiehlt, die seinem Wahne entgegen treten, und ihn oft an das unabwendbare Ende erinnert. Sein Einfluß bleibt aber immer momentan, und darum kann er mehr verhindern, als ausführen; denn der König ist ihm weder dankbar, noch zugethan: er gehorcht ihm, weil er ihn braucht und nur, wann er ihn braucht. Wie ändert sich die Stellung in dem Augenblick, als der König vom Einsiedler Wunder erwartet, die ihn den Arzt entbehren lassen. Als Coitier den Befehlen des Königs zum Trotz Nemours entfliehen läßt, bricht des Königs langverhaltene Wuth gegen ihn aus. Aber noch hat er keine Sicherheit, darum versucht er — was versucht ein Louis nicht? — durch erheuchelte Liebe und Herzlichkeit seinen Arzt zu fesseln, weil er gefunden, daß er an diesem Punkte verwundbar ist. Mit der Miene der Uneigennützigkeit nennt er ihn Freund; aber während er ihm laut Schutz verheißt, spricht sein erzürntes Innere: „Wenn du jemals entbehrlich würdest!“ Es gibt zwei Wege, an Höfen sein Glück zu machen, entweder als Höfling, oder als Original. Unser Coitier besitzt ganz die künstlerische Nachlässigkeit und Süffisance, welche auf Verdienste pocht; er ist unbefangen, schroff, wortkarg, bitter, ja grell und kann es sein, denn er will nichts für sich erlangen, er besitzt alles, die Unentbehrlichkeit, und hat sie eben durch seine Entschlossenheit, seine Kaltblütigkeit und den stoischen Gleichmuth erlangt, den er nie ablegt, selbst nicht in dem Augenblicke, als sein Schicksal auf der Neige stand. Anders ist Commines, der Staatsmann und Minister des Königs. Er arbeitet an dem Ruhme seines Hauses, an seiner Ehre und an eigner Geltung; er ist Hofmann im ganzen Sinne des Wortes, vom ersten Augenblick an, wo er in der Dämmerung in seinen Memoiren blättert, bis zum Schluß, wo er sich voll tiefer Ehrfurcht gegen den neuen König verneigt; und in jeder Sylbe so diplomatisch gezeichnet, daß man den Eindruck nur schwächen kann, wenn man seine Aussprüche anders combinirt. Die Grundlage, auf welcher der Hofton, d. h. das Bestreben, die Gunst dessen zu erlangen, welcher regiert, ohne die kleinlichsten Mittel und verborgensten Wege zu scheuen, mit hellen Farben entworfen wird, ist edel. Commines ist gelehrt, weise, thätig, gerecht; aber er hat die Menschen kennen lernen, hat aus ihren Handlungen

die eigennützigen Triebfedern aufsuchen müssen, um ihnen entgegenwirken zu können. Er theilt das Schicksal der meisten Diplomaten, er hält die Menschen für fähig zu jedem Bösen, er traut keinem, bis er ihn selbst gewogen. Darum ist er behutsam; jede Miene steht unter Controlle, jeder Blick wird belauscht, jedes Wort ängstlich gewogen. Commines kann sich mit keiner Unentbehrlichkeit brüsten, denn fertige Diener findet ein Despot, der zur rechten Zeit geizig und freigebig zu sein weiß, allenthalben. Er weiß es, und doch möchte er die Stelle behalten, die ihm Alles ist, möchte sie gar unter der folgenden Regierung behaupten. Daher der dornigte Pfad, auf welchem unser Minister in Beziehung zum Dauphin und zum eifersüchtigen Vater zu wandeln hat. Von ersterm möchte er geliebt und in seiner trefflichen Verwaltung geachtet werden, und doch bringt ihm beim argwöhnischen König das leiseste Anzeichen, daß er um die Gunst des Sohnes buhlt, unvermeidliches Verderben. Auch Nemours will er retten, denn sein unglücklicher Vater war mit ihm durch enge Bande der Freundschaft verbunden; er hat auch viel für den Sohn gethan, aber geheim, und nicht ohne Absicht. Das Schicksal hatte ein ihm sehr gelegenes Liebesverhältniß zwischen seiner Tochter Marie und dem jungen Nemours eingeleitet. Mit welchem Glanz wären seine Nachkommen umstrahlt, wenn der mächtige Stamm des Armagnacs unter dem nachfolgenden Könige in der Person seines Eidams seine Aeste wieder weit umher im Lande ausbreitete! Darum mußte der Dauphin zur Verzeihung und Restitution des Nemours gestimmt werden und, — wie leicht bietet hier das Glück die Hände! — die Tochter macht Eindruck auf den Prinzen. So soll das Gefühl des unverdorbenen Königssohnes zu diplomatischen Zwecken geleitet werden. In welche peinliche Lage geräth nun unser Weltmann durch sein eignes Werk, als er die Ehre seiner Tochter und seines Hauses gefährdet sieht, als er die Leidenschaft bemerkt, die in dem warmen Herzen des Dauphin für seine Tochter brennt, und die er löschen möchte, nachdem sie für seine Absicht gewirkt hat.

Commines hat einen höhern Standpunkt, als der ganze Hof, Louis ausgenommen. Mit dem Blicke eines Geschichtsforschers überschaut er das Leben des Fürsten, das er uns in seinen unschätzbaren Memoiren niedergelegt hat. Der Dichter erfüllt einen doppelten Zweck, indem er Commines als eine der Hauptpersonen seiner Tragödie auftreten läßt: er bleibt historisch treu und gibt einen würdigen Repräsentanten für Staatsmänner. Commines

konnte am Hofe Louis, wo er der einzige Hofmann von feinen Sitten war, nicht fehlen, das ästhetische Interesse verlangt sogar eine scharfe Bezeichnung seiner Verhältnisse. Vielleicht zollt der Dichter auch einen Tribut der Dankbarkeit dem vortrefflichen Geschichtschreiber, der in einem lebendigen und gefälligen Style seine Zeit, an deren Gestaltung er einflußreich mitwirkte, schilderte, und ihm den Stoff zu dem besten Erzeugnisse seiner Muse an die Hand gab. Der Charakter ist eben so treu als gehalten. Wir kennen Commines als einen geschickten Unterhändler in schwierigen politischen Verhältnissen, als einen gewandten und behutsamen Hofmann, der sich unter vier verschiedenen Regenten in der Stelle eines ersten Rathes zu erhalten wußte, und müssen den tiefen Blick, welchen er in das Innere des Menschen warf, die gewandte Uebersicht jeder Sachlage, welche er sich durch sein richtiges Urtheil, seine feine Beobachtungsgabe und seine große Selbstbeherrschung erworben hatte, bewundern. Wie einen Talleyrand des Mittelalters sehen wir ihn auch hier handeln. Stets sachte auftretend, stets schonend urtheilend, stets ängstlich erwägend, bewachte er seine Gedanken, daß sie auch nicht im Schlafe laut werden oder auf dem Barometer des Geistes, dem Gesichte, sich kund geben. Nichts setzt ihn in Erstaunen, nichts bringt ihn außer Fassung; für alle Fälle hat er ein Hinterpförtchen. Verkennung und Undank wird ihm — bei seiner Lebensansicht kann er es nicht anders erwarten — aber auch seine Wünsche bleiben unerreicht: Nemours, auf dem seine Zukunft gebaut war, geht unter. So verlangt es die poetische Gerechtigkeit. Weil beide Männer, Coitier und Commines nicht gerecht werden können, ohne treulos zu sein gegen ihren Gebieter, so dürfen sie die Frucht ihres Strebens nicht sehen: Nemours muß ihren sorgenden Augen entrissen werden und erliegen, schon deshalb, weil die Rache des Menschen nicht triumphiren soll, sondern das gerechte Walten der Vorsehung.

Was will denn nun dieser vielbesprochene Nemours in unserer Tragödie? Seinen Vater rächen, der scheußlich umgekommen war, damit der Monarch an ihm ein Beispiel statuire. Rachegedanken hatten sein ganzes Leben erfüllt; Rachegefühle hatten sich in die Regungen der Liebe, der Dankbarkeit, der Freundschaft gemischt; Rachegefühle hatten ihn in den Krieg getrieben und zum brauchbaren Unterhändler gemacht; sie hatten ihn bewogen, sich den Plänen des kühnen Burgunderherzogs hinzugeben und sein Interesse zu dem Seinigen zu machen. Der Gedanke, das Blut des geschlachteten Vater durch den Tod des unantastbaren

Louis zu versöhnen, hatten ihm Muth gegeben, sein Haupt in den Löwenrachen zu stecken, aus dem kein Ausgang für ihn, wenn seine Maske entdeckt würde, hatten in ihm den Wunsch genährt, sein Leben in die Schanze zu schlagen, um seine Absicht zu erreichen. — Und als nun endlich der lang vorbereitete Augenblick erscheint, als der König in seine Hand gegeben ist, was thut er? Er wirft den Dolch aus der Hand und übergibt sich den Henkern. Ist hier Consequenz? Wenn wir in Nemours nicht einen phantastischen Tugendhelden erkennen wollen, wie ihn Delavigne wohl nicht schaffen wird, so müssen wir sagen: nein, wollen aber den Dichter zu rechtfertigen versuchen. Er kann Nemours den König nicht tödten lassen aus mehrfachen Gründen, weil er die historische Treue, die er so schön mit den Anforderungen der Poesie zu vereinigen gewußt hat, und die verlangt, daß Louis eines natürlichen Todes stirbt, nicht plötzlich und augenscheinlich brechen will; zweitens, weil er die Rückkehr des Königs nicht umgehen kann, wenn wir uns mit ihm aussöhnen sollen, so weit es der Pathos verlangt; und drittens, weil die Idee der Tragödie, den Kampf der höchsten irdischen Macht gegen die menschliche Natur darstellend, einen andern Ausgang verlangt. Hier hilft sich der bühnenkundige Dichter mit einem Theatercoup und allerdings mit einem der wirksamsten und frappantesten. Als Louis, feig bittend, verzagend und verzweifelnd, selbst gesteht, daß er von Nemours keine andere Strafe erwarten kann, als den Tod, ruft dieser aus: „Nein das Leben." Der Effekt wird dadurch herbeigeführt, daß der Rächer in seinem Versteck ein Ohrenzeuge des Auftritts war, in welchem der Autokrat dem Einsiedler beichtet, ihm eine furchtbare Schilderung von seinem Seelenzustande macht, von der Qual, die ihm jeder Tag bereitet, von der Pein der schlaflosen Nächte und der Folter der von Gespenstern und Schreckgestalten erhitzten Phantasie. Nach dieser Scene konnte Nemours das Leben des Königs furchtbarer scheinen, als sein Tod; aber doch war es nicht so, denn dem Könige galt dieses jammervolle Leben mehr, als das so gefürchtete Ende. Nemours verzeiht aber nicht mit Edelsinn; er quält sein Schlachtopfer, und kühlt seinen Muth an der Verzagtheit und Jämmerlichkeit des Ueberlisteten und steht da, wie ein Unentschlossener, der das Urtheil gesprochen, den Tod gedroht, das Schwerdt gezückt hat, und doch nicht wagt zuzustoßen. Dagegen erwidern wir rechtfertigend: Nemours soll kein überlegender Mann, er soll ein leidenschaftlicher Jüngling sein, und Unentschlossenheit ist vielleicht seine Eigen-

thümlichkeit, und als solche nicht unwahr, denn wir finden Menschen, die lange einer Idee nachgingen, irre werden, wenn ihnen die unerwartete Gelegenheit wird, dieselbe realisiren zu können. Wenn man also auch dies Benehmen Nemours motiviren kann, so ist doch nicht abzuleugnen, daß er der schwächste Charakter der Tragödie ist. Er vertritt auch die Rolle des Liebhabers und daher kommt wohl seine Schwäche. Es geht der neuern französischen Literatur mit der Liebe, wie einem geprüften Weltmanne, der alle Abenteuer erlebt, erlitten und erzählt hat, und sich ganz eigen gebehrdet, wenn er mit abgekühlter Leidenschaft noch eine Intrigue spielen will. Fast allen Werken der Romantiker fehlt eine reine Liebe. Die Galanterie der klassischen Schule ist verschwunden und für den Enthusiasmus der alten Romantik ist die jetzige Ansicht zu ernst. Wie ist z. B. die Liebe Nemours's beschaffen. Man weiß nicht, ob er wirklich liebt und das Gefühl bekämpft, weil es dem Zwecke seines Daseins entgegen tritt, oder ob er mehr das Ansehen eines treuen Geliebten gegen seine Braut aufrecht hält. Diese Unentschiedenheit läßt sich deshalb schwer mit seinem Charakter zusammenreimen, weil er mit Ernst, Leidenschaft und Keckheit die Sache des Kühnen vor dem Könige vertritt und uns dadurch Gelegenheit gibt, diesen abgefeimten Menschenkenner unterhandeln zu sehen.

Der Gegenstand der Liebe ist die sanfte, gute, fromme Marie, eben erst aus Burgund an den Hof gekommen, vom Vater innig geliebt und doch von ihm bestimmt, seinen Zwecken zu dienen. Wie schön macht sich dies Verhältniß! Sie heitert durch ihre Unschuld und Fröhlichkeit den König auf; sie bezaubert durch ihren Liebreiz und ihre Bildung den Dauphin, und indem sie unbewußt daran arbeitet, daß ihr Vater in der Gunst des gegenwärtigen und künftigen Regenten steigt, bleibt ihr Herz treu und warm dem Geliebten zugethan. Sie ist ohne Falsch und List, aber als sich Gelegenheit findet, die Leidenschaft und überströmende Güte des Dauphin zur Begnadigung Nemours zu benutzen, da macht sie die Liebe verschlagen und fein, und wird durch einen Eid des getäuschten Prinzen, der Verzeihung verspricht, hoch erfreut. Wie wird der Frieden ihrer Seele getrübt, als sie ein Mittel in der Hand des Königs wird! Mit ihm umzugehen, war sie zu rein. Ein Wort und eine Miene von ihr, als Nemours unter dem Namen Graf Rethel als burgundischer Gesandter in den Audienzsaal tritt, sagt dem durchbohrenden Blicke Ludwigs genug; er umstrickt sie mit glatten Worten und die Geängstigte und Getäuschte liefert mit dem Geheimniß seiner Person, das Haupt ihres Ge-

liebten in die Hände des Erzfeindes seines Hauses. Der König aber fürchtet Nemours wenig, da er ihn kennt und von seinem Verhältniß mit Coitier nicht unterrichtet ist; er kann ihn brauchen ehe er ihn opfert. Durch Geld besticht er ihn nicht; das der armen Marie erpreßte und erschlichne Wort, das den Geliebten dem Könige zu erkennen gibt, verschafft ihm andere Mittel. Die Nachricht vom Tode Karls kommt an; er kündet dies für ihn so erfreuliche Ereigniß dem Hofe an, indem er befiehlt, die Trauer anzulegen; denn er will die Dehors retten, da er als Erbe aufzutreten gedenkt. Nemours wird öffentlich erkannt und sein Leben rettet er nur, wenn er verspricht, durch seinen Einfluß in Burgund dem Könige das schöne Erbe in die Hand zu spielen. Daß er den Antrag mit Verachtung von sich wendet, ist natürlich, und wie durch Coitiers Eintritt die Katastrophe sich wendet, oben erzählt worden. Marie aber ist vernichtet. Sie hat unschuldiger Weise ihren Geliebten verrathen, sie hat ihn verloren. Ihre Bitten, ihre Thränen, ihr zerrauftes Haar und ihre Ohnmacht können den harten König nicht zur Gnade bewegen, und als er endlich verzeiht, um sich im Himmel ein Plätzchen zu erkaufen, hat Tristan schon gerichtet. Eine verwelkte Blume liegt die Rose am Boden, als das Schicksal erfüllt war. So zeigt sich in Marie edle Weiblichkeit, jungfräuliche Anmuth und Ergebenheit.

Ein ihr würdiges Pendant ist der Dauphin, der als ein Jüngling gezeichnet ist, dem alles neu erscheint, der Hof, die Wissenschaft, das Ritterthum, die Welt. Sein Vater hatte ihn in Unkenntniß erziehen lassen, damit er nicht fähig wäre, ihm zu schaden; und während sein jugendlicher Sinn nach Wissen durstete und auf die Großthaten der Geschichte lauschte, sollten ihm Knabenspiele und der vom Vater für ihn entworfene Catechismus genügen. Aber sein Oheim, Herzog von Orleans, der nur durch seine gänzliche Zurückgezogenheit das Leben bewahrt hatte, als die ligue pour le salut public von Louis zersprengt war und die vorzüglichsten Mitglieder hingerichtet wurden, hatte Eingang in das Herz des Neffen gefunden und manche gute Lehre dem Jüngling tief eingeprägt. Um ihn noch sicherer zu bewachen, nimmt Louis den unschuldigen, kindlich gutmüthigen Knaben an den Hof, wo Olivier le Daim seine Schritte belauscht, und seine Unbefangenheit stört. Kein fester Wille ist noch in ihm ausgebildet, aber es zeigen sich schöne Hoffnungen. So oft er entschieden auftritt, erregt er die Furcht des herzlosen Vaters, vor dem er zittert und dem er kindliche Verehrung zollt, wie besonders aus dem Anflug

von Tapferkeit, mit dem der junge Prinz den von Nemours hingeworfenen Fehdehandschuh aufgreift und später aus seiner lebhaften Verwendung für den Gefangenen hervorgeht. Sein Einfluß am Hofe ist null; aber sobald das Ende des Allgefürchteten nahe ist, drängt sich die Schaar behutsam um ihn, — und Commines bringt ihm die erste Huldigung. Sein Verhältniß zu Marie ist rein und lieblich, sein Herz edler Regungen voll und seine Neigung zum Volke aufrichtig. Das arme Volk! Wie wird die Sorge für sein Glück vom Könige in den Mund genommen, um seine Härte gegen den Adel zu entschuldigen, und wie leidet es unter der Last der Abgaben, unter der Laune der schottischen Söldner, unter den Gräueln Tristans und der gleisnerischen Umtriebe Oliviers, der seine Fröhlichkeit in Anspruch nimmt, um dem Könige das Glück seines Volkes zu zeigen und ihm eine Gewissensbeschwichtigung mehr zu gewähren. Wie argwöhnisch ein zur Sclaverei herabgesunkenes Volk wird, zeigt sich in der Scene mit Franz von Paula, der kein Wunder thut, nicht, weil sie, wie er sagt, allein in Gottes Macht stehen, sondern weil es sich beim Volke nicht der Mühe lohnt. Der Wunderthäter Franz von Paula ist ein würdiger Priester des Mittelalters, der Segen spendet, zur Frömmigkeit ermahnt, Strafen austheilt und Gewissen durch Sündenvergebung beruhigt, wenn ihm aufrichtige Reue versprochen wird. Dieser Charakter hat wenig Eigenthümliches; er ist in Tragödien, welche in diese Zeit fallen, oft gebraucht worden; aber er ist vom Dichter bestimmt aufgefaßt und geistreich durchgeführt. In seiner Person stellt der Dichter, nachdem er den Aberglauben des Königs, der zum Frevel führt, versinnlicht hat, auch den echten christlichen Glauben dar, wie er in der wahren mittelalterlichen Kirche lebte, die Religion der Versöhnung und der Liebe. Der demüthige Priester, den Alle als Heiligen verehren, darf natürlich die Huldigungen nicht annehmen, weil sonst der Nimbus schwände; er muß alles von Gott erflehen und von ihm Gewährung hoffen; er wird Seelenarzt des Königs, der sich ihm hingibt, weil er die Wirkung hofft, die der Dichter klug unberührt läßt, da die Katastrophe eine andere Gestalt herbeiführt.

Zuletzt ist noch der Werkzeuge des Königs zu gedenken, des listigen, verschmitzten und niederträchtigen Olivier, der aus einem Barbier — allerdings eine wichtige Person für einen Tyrannen, der sich selbst nicht rasirt — ein allmächtiger Günstling geworden war, und des blutdürstigen, feilen und teuflischen Tristan, des raschen Vollstreckers der unmenschlichen Befehle. Wie

thätig sie auch an der Handlung mitwirken, so ist doch ihre Persönlichkeit nur ausgemalt, um durch sie den König noch mehr zu charakterisiren; besonders ist der lakonische Styl, der seine raschen Prozesse begleitet, bis zum Gräßlichen treu. Ihre Bosheit aber hat nichts absolut Tragisches und wird noch aufgehoben durch die Gemeinheit und Erbärmlichkeit, mit welcher sie sich gegenseitig anklagen und ihre Thaten durch Pflichttreue entschuldigen, als sie vom Könige selbst dem Sohne, dem sie sich schon kriechend genähert hatten, als der Tod Louis zu erwarten stand, zur Bestrafung überwiesen wurden. Denn wie auch Louis mit ihnen zusammenhielt; er mußte sie als Schurken kennen und konnte sie nur so lange dulden, als sie ihm nutzten; darum gibt er sie im Tode Preis; der Lohn ihrer Schandthaten konnte ihnen nicht entgehen.

Die übrigen Personen dienen nur dazu, die allgemeine Stimmung am Hofe und im Volke zu bezeichnen und einzelne Situationen, wie beim Auftreten des Königs mit dem Grafen Dreur, zu motiviren; sie sind also dienend und dürfen mit der Bemerkung beseitigt werden, daß sie der Absicht gemäß einwirken, die Haupthandlung fördern und durchaus kein ablenkendes Nebeninteresse erwecken. —

Durch die eben skizzirten Charaktere wird die mit raschem Schritt, wirksamer Rollenvertheilung und Entschiedenheit durchgeführte **Handlung** bestimmt. Ohne die Grenzen der klassischen Schule zu übertreten, wird Delavigne auch nicht im Geringsten von ihnen beengt. Die Handlung umfaßt nur **einen** Tag, weil sich die Begebenheiten natürlich in diesem Zeitraum zusammendrängen, jedoch ohne daß der Tragiker Werth darauf legt sie in diesem engen Zeitraum zu bannen. Sie geht in **einem** Orte vor sich, d. h. **in einer Gegend**, hat aber fünf verschiedene Schauplätze, indem mit jedem Akt sich die Scene ändert, und hält also darin eine glückliche Mitte, daß sie die in der Tragödie störenden Verwandlungen beseitigt, und doch die Vortheile des Bühnenwechsels gewährt.

Die **Sprache** ist in Hinsicht auf Versification und Styl in ihrer Art vollendet und klassisch. Ich sage in ihrer Art, denn oben habe ich gezeigt, wie der Dichter die Sentenzenweise, die Anwendung rhetorischer Figuren, den besonders häufigen Gebrauch der Antithesen und die Wirkung auf den Effekt durch Deklamation aus der klassischen Schule beibehielt, während er sich in Anwendung neuer Wendungen und Ausdrücke, in der bilderreichen Phantasie- und gemüthvollen Herzenssprache die Vortheile der Romantiker

aneignet. Im Allgemeinen ist sehr zu loben, daß die Helden nicht mehr reden, als nöthig ist, um den Charakter zu entwickeln und die Handlung zu motiviren — keine Tiraden, keine Reflexionen, höchstens einige entbehrliche Ausschmückungen in der Beichtscene des Königs. Die Empfindungen sind zum Theil tief aus dem Busen des Dichters entsprungen und die Gedanken gewähren eine reiche Ausbeute an scharfsinnigen, treffenden und wahren Aussprüchen. Wie in jedem französischen Gedicht ist auch hier nicht zu verkennen, daß der politische Zustand der Gegenwart bei der Abfassung berücksichtigt wurde. Wie in allen klassischen Tragödien der Hof Ludwig XIV. der Hintergund ist, so auch in Delavigne's Dramen seine d. i. unsere Zeit im Jahre 1831. So sah das Volk mit Applaus einer Tragödie zu, in welcher der Despotismus in seiner ganzen Vollendung dargestellt wurde, wie er in seinem Vaterlande geherrscht hatte, und in welchem so oft Gelegenheit vorkam, Beziehungen auf die Gegenwart zu machen, und im Herbst 1845 habe ich mich selbst, als ich nach langen Jahren die Tragödie auf dem théatre français wieder sah, von Neuem davon überzeugt, daß sie in die Reihe derjenigen Nationalwerke aufgenommen worden ist, an welchen der französische Kunstgeschmack mit seltener Pietät hängt, und die auf jedes Alter und jede Bildungsstufe in Frankreich ihre Wirkung niemals verfehlen.

Da ich in meinem Urtheil manchem deutschen Kritiker ganz entgegentrete, indem ich Delavigne für den musterhaftesten Dichter Frankreichs in diesem Jahrhundert halte: so kann ich mir nicht versagen, schließlich den Ausspruch beizufügen, welchen Alfred de Wailly am 20. Nov. d. J. bei Gelegenheit der feierlichen Aufstellung der Büste des Dichters im Collége Henri IV. in Gegenwart berühmter Männer that und den A. Deschamps in einem edlen und zarten Gedicht bekräftigte.

„Delavigne, sagt Wailly unter Andern, sei es allein gelungen, neben den unerreichbaren Meistern Corneille und Racine gerechten und unvergänglichen Beifall zu erwerben, und zwar sowohl in der Tragödie, wie im Lustspiel. Er, der den Glanz des Kaiserreichs besang, weihte beredte Thränen seinem Unglück und den Schlägen seines Vaterlandes, und er war es wiederum, der die Morgenröthe der neuen Freiheit mit einem ewig denkwürdigen Volksgesange begrüßte. In der glänzenden Reihe seiner Werke möchte auch nicht eine Seite gefunden werden, die nicht den strengsten Anforderungen der Sittlichkeit und des Geschmacks vollkommen Genüge leiste."

Elberfeld. **Dr. Kruse.**

Das euphonische Moment in der englischen Sprache.

Von jeher hat man der englischen Sprache Mangel an Wohllaut zum Vorwurf gemacht, was um so auffallender ist, als nicht leicht eine bekannte neuere Sprache, hinsichtlich des Reichthums und Wechsels ihrer Laute, der wahrhaft wunderbar ist, sich mit der englischen wird messen können. Wie vielfacher Laute und Lautschattirungen ist nicht jeder einzelne ihrer Vocale fähig; und auch in ihren Consonantlauten bietet sie eine Mannigfaltigkeit, wie weder die griechische Sprache, noch die lateinische, noch eine der Töchtersprachen der letzteren sie kennen. Der Grund davon ist, weil die englische als eine Mischsprache viele andere Sprachen in sich aufgenommen und, diese fremden Elemente ihrem eigenen Genius anpassend, Einheimisches und Fremdes zu einem höchst originellen und gewiß auch lautlich harmonischen Ganzen zu verschmelzen gesucht hat. Aber freilich — und darin liegt wohl der eigentliche Grund jenes Vorwurfs — ist der Prozeß dieser harmonischen Verschmelzung und Ausgleichung des Einheimischen und Fremden, namentlich in phonetischer Hinsicht, noch lange nicht durchgemacht; noch liegt die Sprache sogar unter schweren, fast bedenklichen Geburtswehen dieser Ausgleichung. Frägt man aber, was diesen Prozeß, diesen sprachlichen Kampf so schwer und kritisch gemacht hat, so ist die einfache Antwort; der Mangel strenger Gerechtigkeit, oder auch nur vorurtheilsloser Billigkeit des einheimischen Elements der Sprache gegen das ihr unterworfene und mit ihr zu verschmelzende Fremde. Zum rechten Verständniß und zur richtigen Würdigung dieses Kampfes wird aber nothwendig sein, in Kürze zu zeigen, worin hierbei der Charakter oder das eigenste Wesen des einheimischen Elements der Sprache vorzüglich hervortrete, und in wie weit diesem einheimischen Element

Ungerechtigkeit oder Voreingenommenheit gegen das Fremde mit Recht zum Vorwurf gemacht werden könne, eben weil dadurch das Aufgehen beider Elemente in ein harmonisches Ganzes verhindert und so das rechte, volle Verständniß des englischen Idioms überhaupt verkümmert wird. Es tritt aber der eigenthümliche Charakter des einheimischen Elements der englischen Sprache, das wir das germanische nennen wollen, am auffallendsten hervor im Gegensatz zu dem romanischen, welche beiden Elemente sich denn auch von jeher am härtesten bekämpft haben und es bis auf den heutigen Tag noch thun, obschon das germanische Element, in neuester Zeit, dem romanischen bereits so manche Rechts-Konzessionen gemacht hat, daß an einem endlichen Friedensschluß, einer sprachlichen entente cordiale wohl nicht mehr gezweifelt werden darf, wenn auch der Kampf weder selbst auf englischem, noch französischem, sondern, wie man das fast schon gewohnt ist, auf deutschem Boden ausgefochten werden dürfte. Fragen wir aber nach dem eigentlichen Träger des germanischen Elements, oder, in unserem Fall, dem personifizirten Befehder des romanischen, so ist dies der Accent oder diejenige sprachliche Großmacht, die, wie oben gesagt, durchaus nicht immer gerecht gegen die verschiedenen Elemente der Sprache, am wenigsten gegen das romanische, gewesen ist, wodurch denn Disharmonie und Mißverständnisse im Bereiche der Sprache nicht ausbleiben konnten. Um aber dieses Unrecht, dessen wir den englischen Accent oder, wenn wir uns diesen unter dem Bilde eines Herrschers vorstellen, vielmehr seine Minister, denn er selbst kann nicht Unrecht thun — namentlich rücksichtlich des romanischen Elements der englischen Sprache beschuldigen, an einigen Beispielen und konkreten Fällen zu beweisen und zugleich darzuthun, daß wir selbst nicht etwa zu rebelliren beabsichtigen, sondern nur unser gutes Recht zu wahren gesonnen sind — wir bekennen uns hierbei ein wenig als Kosmopolit und sehen fremdes Unrecht für unser eigenes an — um aber, sage ich, dem Accent sein Unrecht zu beweisen, müssen wir vorerst sein Recht im Gebiete der Sprache überhaupt, also seine sprachlichen Hoheitsrechte selbst, in's Auge fassen. Diese sind aber vorzüglich doppelter Art; 1) erstrecken sie sich auf die einzelnen Sylben der Wörter und charakterisiren dann die Herrschaft des Accents in der Weise, daß, auf welcher Sylbe immer derselbe seinen Sitz nehmen mag, diese die andern Sylben desselben Wortes so weit überragt oder überwiegt, daß sie sie gleichsam alle aufwiegt oder sie alle verdunkelt und in den Schatten

stellt; hierin völlig ungleich dem Accent der französischen Sprache, wo bekanntlich jede Sylbe gleiche Geltung hat, in welcher Verschiedenheit zugleich wohl der erste Keim des berührten Kampfes zu suchen sein möchte. So entschieden und überwiegend aber auch der Accent im Englischen auftritt und sich die gesammten Elemente der Sprache unterwirft, so verschieden ihre einzelnen Bestandtheile auch sein mögen, so verfährt er doch dabei keineswegs willkürlich und ist zugleich weit entfernt, seine verschiedenartigen Unterthanen mit Einem Maße zu messen oder sie alle über Einen Kamm zu scheren; im Gegentheil, er schont und berücksichtigt durchaus die verschiedenen Nationalitäten der ihm unterworfenen Wortstämme und muß es thun, wenn er die rechte Harmonie in seinem ausgedehnten Reiche erhalten will. Wollte er z. B., einem ihm eigenthümlichen, angebornen Zuge gemäß, alle mehr als zweisylbigen Wörter auf der drittletzten Sylbe betonen (s. meine Grundsätze der Syllabirung, §. 32, Grunds. 1.), wie nátural, sácrament, magnificent ꝛc. ꝛc., so würden dadurch nicht nur die unveräußerlichen Rechte vieler anderer Wortstämme verletzt werden, sondern es würde davon zugleich unerträgliche Einförmigkeit und so zuletzt wirkliche Dissymetrie und Disharmonie die unausbleibliche Folge sein. Er läßt daher gern fremden Wortstämmen ihre angestammten Rechte und betont z. B. decórus, indecórus, inimical, Européan ꝛc., statt décorus, indécorus, inimical, Európean ꝛc., wie es ihm vom Hause aus am natürlichsten wäre. Steht nun aber diese Neigung des Accents oder dieser der Sprache angeborne Zug, bei der Sylbenbetonung eines Wortes auf die Nationalität desselben Rücksicht zu nehmen, unbestritten und unbestreitbar fest, so wird natürlich ein gleiches Zurückgehen auf den Ursprung bei der Lautbestimmung der einzelnen Bestandtheile der Sylben und Wörter selbst, namentlich der Consonanten, völlig eben so nothwendig sein, was aber höchst seltsamer und unnatürlicher Weise, seit Sheridan, von denen ganz außer Acht gelassen worden ist, welche die Lautverhältnisse der Sprache zu regeln unternommen haben; so daß mit Recht behauptet werden kann, daß mit Sheridan die Sprache eigentlich aufhört, eine lebende zu sein und gleichsam nur noch als todte Büchersprache, mittelst der sogenannten Aussprache-Wörterbücher, ihr Dasein kümmerlich fristet, wie wir unten noch weiter nachzuweisen Gelegenheit haben werden. — Kaum braucht übrigens hier noch bemerkt zu werden, daß bei der Entschiedenheit, mit der sich der englische Accent auf je einer bestimmten Sylbe eines mehrsylbigen Wortes geltend macht, er

seine Ansprüche nie auf zwei Sylben eines Wortes zugleich erstrecken kann, es müßte denn ein Wort so sylbenreich sein, daß er zur rhythmischen Eintheilung und Gliederung desselben die Annahme eines Gehülfen, oder — um das Bild eines Herrschers beizubehalten — eines Mitregenten für rathsam oder gar nothwendig erachten sollte. Dieser beigeordnete oder Nebenaccent aber (s. Grds. der Syllabir. §. 33 ff.) wird natürlich nie die nächste Stelle (Sylbe) weder vor noch nach derjenigen einnehmen können, wo der Hauptaccent seinen Sitz genommen hat, weil dadurch beide, als einander zu nahe gerückt, sich vielmehr einander selbst bekämpfen und gegenseitig aufheben, als, ihrer Bestimmung gemäß, Ordnung und Harmonie in ihrem Reiche erhalten würden. Darum müssen beide immer um wenigstens Eine Sylbe von einander geschieden sein und zwar so, daß der Nebenaccent in der Regel die Stelle des Hauptaccents einnimmt, wenn dieser, bei Vergrößerung eines Stammworts durch Ansetzung neuer Sylben, um eine oder einige Sylben aufrückt, wie z. B. in con'-science, con''-sci-en'tious; par'-tial, par''-ti-al'ity. Zwar sind allerdings zwei Accente neben oder nach einander gar wohl möglich, aber immer nur da, wo es sich um die Betonung zweier, an sich zwar zu Einem Worte verbundener, aber immer eine getrennte Bedeutung behauptender Sylben oder vielmehr Wörter, also um den eigentlichen Wort-, nicht Sylbenaccent handelt, wie in four''-teen' (four und ten), oder auch four'-teen'' (Grds. d. Syllab. §. 32, Grds. 2.), brain'-sick'', church'-ser''-vice 2c., oder in un''-nátural, ir''-régular, os''-sivorous 2c., wo die Anfangssylben un, ir, os eine bestimmte, vom Wurzelwort getrennte Bedeutung behaupten. Siehe meine Principles of Pronunciation 42 sq.

Wir haben bis jetzt den englischen Accent in der Kürze in so weit betrachtet, als er seinen Einfluß auf die einzelnen Sylben der Wörter erstreckt, und gehen nunmehr zur Betrachtung des Einflusses über, den er 2) auf die Laute der einzelnen Buchstaben der Wörter und der ganzen Sprache übt. Haben wir oben gesehen, daß durch die Bestimmtheit, mit der der Accent im Englischen mit Rücksicht auf den Werth der einzelnen Sylben auftritt, derselbe sich wesentlich von dem Accent der französischen Sprache unterscheidet, so werden wir seinen Einfluß auf die Laute der einzelnen Buchstaben, sowohl der Vocale als der Consonanten, nicht minder bedeutend finden, namentlich wenn wir diese wiederum mit den Lauten der französischen Sprache zusammenstellen und vergleichen, worauf es uns hier ganz besonders ankommen muß,

wenn wir das germanische und romanische Element der englischen Sprache richtig auffassen und würdigen und so schließlich einem jeden sein Recht sprechen wollen. Vergleichen wir nun vorerst die Vocallaute der englischen Sprache mit den Lauten der fünf französischen Vocale, so ist der Unterschied zwischen beiden unendlich groß und besonders dadurch charakteristisch, daß der englische Accent jeden der Vocale auf eine ganz eigenthümliche Weise gleichsam reckt und streckt — mit Bezug auf welches Verhältniß auch gleich der erste Buchstabe des englischen Alphabets einen Laut erhält, den man the *slender* sound des a genannt hat, wie in ta'-ble, fa'-ble, sta'ble — oder aber kürzt und einzieht (schließt, s. Princ. of Pron. 10.) in einer Weise, wie im Französischen kein gleiches Beispiel zu finden ist, als in nátural, rélic, finish, púnish ꝛc. Daraus geht hervor, daß lediglich durch den Einfluß des Accents diese ursprünglich französischen Wörter lautlich so verändert erscheinen, daß sie nicht mehr zu erkennen sind. Steht aber ein derartiger Einfluß des Accents auf die Vocallaute fest, so ist gleich von vorn herein leicht einzusehen, daß, wenn wir Vocalen, die dem Einfluß des Accents nicht unterliegen, dieselben Laute geben wollten als solchen Vocalen, welche ihm unterliegen, wir etwas ungemein verkehrtes begehen würden, und daß, wenn wir z. B. das unbetonte a, e, o in af-flict', ef-fect', op-pose' im Laute gleichstellen wollten mit dem a in nátural, relic, mónarch, wir gerade eben so verfahren würden, als wenn wir, wie es oben besprochen worden, zwei Sylben eines Worts nacheinander mit dem Accent belegen wollten, z. B. cónsiderable. In dem einen wie in dem andern Fall würden wir allen Wohllaut der Sprache und alle Harmonie von Grund aus zerstören. Wie es daher nothwendig unaccentuirte Sylben im Englischen geben muß, so muß es mit gleicher Nothwendigkeit außer jenen gestreckten und gekürzten Vocallauten noch eine Mittelklasse von Lauten geben, die ich anderwärts die ursprünglichen oder natürlichen (Princ. of Pron. 23.) genannt habe; denn nur so wird ein harmonischer Wechsel der Laute überhaupt möglich. — Werfen wir aber mit diesen Grundsätzen einen Blick auf die Werke derjenigen Engländer, die zu verschiedenen Zeiten über die Lautverhältnisse der Sprache geschrieben haben, so ist kaum glaublich, welche Kurzsichtigkeit, Einseitigkeit und Befangenheit uns da von allen Seiten entgegentritt. Es mag dieses Urtheil durch ein paar Beispiele aus Sheridan (1780), Walker (1790), Knowles (1840) weiter bewiesen werden. Sheridan bezeichnet z. B. das unbetonte e der ersten

Sylbe in ef-face', ef-fect', es-sen'tial, es-cape', es-tab'lish, es-pouse' ꝛc. genau wie das e in bed, men, pen. Walker dagegen schwankt, indem er in den drei ersten Wörtern das e wie Sheridan bezeichnet, in den drei letztern dagegen wie das unbetonte e in e-lect', e-lec'tion, e-nough'. Und der Grund dieses Schwankens und dieser verschiedenen Bezeichnung? — Dieser liegt, wer sollte es glauben? — nicht tiefer, als weil in den drei letztern Wörtern der das e schließende Consonant unbeschadet seiner selbst zur nächsten Sylbe gezogen werden kann, so daß dadurch der geschlossene Vocal offen oder frei wird; bei den drei erstern aber, bei gleichem Verfahren, der eine der Doppelconsonannten als völlig unnütz erscheinen und daher so gut als verloren gehen würde. Daß aber der arme Consonant im Leben, in der Praxis wirklich tausendmal verloren geht, so daß das e z. B. in effect' völlig eben so frei vom Accent gesprochen wird als das e z. B. in escape', gesteht Walker an verschiedenen Orten seines Werkes (s. meine Princ. of Pron. 21.) ehrlich selbst, und nennt dieses Verfahren zwar „a deviation from rule (!), but so *general* and so *agreable* to the ear, as to be a distinguishing mark of elegant pronunciation." — Wer sieht nun aber hierbei nicht die große Befangenheit Walkers und daß er hier, im aller eigentlichsten Sinn, mit dem Buchstaben den Geist, den Genius der Sprache todt schlägt? — Und was thut Knowles ein halbes Jahrhundert nach Walker? Er kehrt zur Bezeichnung Sheridan's zurück, die — wir müssen darauf wegen des Folgenden ein sehr großes Gewicht legen — allerdings consequent, aber an sich unrichtig ist, weil sie gegen die Gesetze des Accents und die Harmonie der Sprache streitet. Ganz dieselbe Bemerkung drängt sich uns unwillkürlich auf, wenn wir den Einfluß des Accents auf die Consonantlaute der englischen Sprache betrachten. Sehen wir da Sheridan Wörter wie

initiation, negotiation, substantiation, pronunciation, ratiocination, propitiation, association, sententiosity, essentiality etc., mit in-ish'-sha'-shun, negosha'shun, substansha'shun, pronunsha'shun, rashosina'shun, pro-pisha'shun, assosha'shun, sentenshos'ity, essenshal'ity etc.

bezeichnen, so finden wir, höchst auffälliger Weise, gleich beim ersten Wort zwei Accente nacheinander gebraucht — in-ish'-sha'-shun — in zwei Sylben, die an sich gar keines Accents fähig sind, weil sie an sich keine Bedeutung haben und ihnen darum keine andere zukommen kann, als die, welche sie als integrirende Theile eines ganzen Wortes haben. Der bloße Sylbenaccent kann aber

keinen andern Zweck haben, als, wie schon oben gezeigt worden, gewisse Sylben oder Theile eines Wortes vor andern hervorzuheben; wie er aber, seinem Charakter gemäß, in einem zweisylbigen Worte nicht beide Sylben zugleich wird treffen können, ohne sich selbst zu zerstören, so wird er eben so natürlich auch in einem mehrsylbigen Wort nicht zwei Sylben nacheinander treffen können. Nun ist allerdings wahr, daß in dem fraglichen Wort ein Accent auf jene beiden Sylben gelegt werden kann, aber der Fehler ist, einmal, daß man nicht weiß, welches der Haupt- oder Nebenaccent sein soll und vorzüglich, daß sie beide zu nahe aneinander gebracht sind, indem eine dazwischen liegende Sylbe als ausgestoßen erscheint. Merkwürdig ist, daß wir dieser Ausstoßung auch in den andern oben angeführten und diesen ähnlichen Wörtern bei Sheridan begegnen, nur hat er es bei den andern meist unbestimmt gelassen, auf welche der dem (Haupt-) Accent vorausgehenden Sylben noch ein zweiter Accent gelegt werden soll oder kann, mit andern Worten, ob wir z. B. sub'-stan-sha'-shun oder sub-stan'-sha'-shun, pronun'-sha'-shun oder pro'-nun-sha'-shun, sen'-ten-shos'-ity oder sen-ten'-shos'-ity betonen sollen. Nur bei propitiation geht aus der Bezeichnung der zweiten Sylbe deutlich hervor, daß wir pro'-pi-sha'-shun betonen sollen, was aber freilich wieder zu der gegebenen Betonung von initiation gar nicht stimmt, da ein Grund nicht abzusehen ist, warum diese beiden Wörter nicht ganz gleich betont werden sollten. Kurz, wir stoßen hier auf endlose Verwirrung und Widersprüche, wovon wir den ersten Grund aber, wenn wir nur etwas tiefer eingehen, in jener seltsamen Ausstoßung einer ganzen Sylbe zu suchen haben werden. Daher müssen wir vorerst die Gründe dieser Ausstoßung selbst aufsuchen, ehe wir die dadurch veranlaßte Verwirrung werden lösen können. Es kann uns aber gleich beim ersten Blick nicht entgehen, das eigentlich das kleine spitze i es ist, das hier alles Unheil angerichtet hat. Ich habe jedoch den Grund dieser Ausstoßung des i-Lauts und die Wirkung derselben auf den vorausgehenden Consonanten bereits anderwärts untersucht (siehe Princ. of Pronunc. 136.) und will mich hier nicht wiederholen. — Werfen wir aber mit diesen Grundsätzen wiederum einen Blick auf die englischen Orthoepisten, so finden wir Sheridan, wie oben, wiederum allerdings consequent, d. h. er stößt überall das i oder einen diesen Laut vertretenden Vocal aus, wo er den Consonanten c, s, z, t, d die Zischlaute sh, zh, tsh oder dzh gibt, läßt aber diesen Consonanten überall ihre ursprünglichen, einfachen Laute,

wo er das i u. s. w. **nicht ausstößt**, so daß er z. B. gla'-ci-ate: gla'-shate; con-gla'-ci-ate: con-gla'-syate bezeichnet; oder brazier: bra'-zyer; glazier: gla'-zher; sure: ssoor; super: shooper; insu'perable: insu'perable = inseoo'perable — wir finden, sage ich, die Bezeichnung und Aussprache Sheridans hier wiederum consequent, aber in tausend Fällen unrichtig, weil sie gegen die Gesetze des Accents und die Harmonie der Sprache streitet. Befragen wir dagegen Walker und seine unmittelbaren Nachfolger um die Bezeichnung der Aussprache solcher und ähnlicher Wörter, so findet sich auf einmal von dieser Consequenz kaum eine Spur mehr; ja, wir finden, daß Walker selbst, vorausgesetzt er habe nicht **absichtlich** auf Irrwege führen wollen, von dieser Consequenz Sheridans gar keine Idee hatte, denn er sagt unter Pronunciation, das er pro-nun-*shi*-a'-shun bezeichnet:

But though Mr. Sheridan avoids the *vulgar* errour of sinking the aspiration, in my opinion he falls into one fully as exceptionable; which is that of pronouncing the word in four syllables, as if written pro-nun-sha-shun. I am grossly mistaken if correct speakers do not always pronounce this and similar words in the manner I have marked them: and, indeed, Mr. Sheridan himself seems *dubious* with respect to some of them; for though he pronounces *glaciate*, *glaciation*, *association* etc., *gla-shate*, *gla-sha-shun*, *asso-sha-shun* etc., yet he spells *conglaciate*, *conglaciation*, and *consociation*, — *con-gla-syate*, *con-gla-sya-shun*, *con-so-sya-shun*.

Der Leser übersehe hierbei nicht den Ausdruck vulgar, weil er zeigt, wie Walker den angebornen richtigen Sprachtakt des Volkes, wie er sich noch bei Sheridan überall festgehalten findet, zu würdigen verstanden hat; aus diesem plumpen Mißgriff erklärt sich dann wohl auch ein zweiter, nämlich, daß Walker, wie sich aus seinen obigen Worten, wenn sie überhaupt einen Sinn haben sollen, ergibt — annimmt, es trete Sheridan durch die Bezeichnung, die er den Wörtern conglaciate, conglaciation und consociation gibt, auf **seine** (Walker's) Seite, oder, mit andern Worten, es sei die Aussprache pro-nun-sya-shun, wie Sheridan das Wort ohne den Zischlaut des c bezeichnet haben würde, und pro-nun-shi-a-shun, wie Walker will, und so also auf die Bezeichnung con-so-*sya*-shun und con-*shi*-*a*-shun, con-gla-sya-shun und con gla-she-a-shun etc. **principiell** nicht verschieden. Dieser Annahme widerspricht jedoch Walker wiederum selbst, wenn er unter dem Wort Satiety sagt:

T, when succeeded by two vowels, in every instance but the word in question, sounds exactly like *sh;* thus *satiate*, *expatiate* etc. are pro-

nounced as if written *sa-she-ate*, *ex-pa-she-ate* etc. and not *sa-se-ate*, *ex-pa-se-ate*.

Vergleichen wir aber diese Stellen mit einander, so finden wir, daß Walker die allein consequente Bezeichnungsweise Sheridan's auch nur oberflächlich zu berücksichtigen brauchte, um einzusehen, daß er hier einen Schritt thut, dessen Rechtfertigung er Sheridan und seinem Volke und der Wissenschaft schuldig geblieben ist; denn Sheridan spricht und bezeichnet nicht *sa-she-ate*, *ex-pa-she-ate*, sondern *sa-shate*, *ex-pa-shate*, oder, andern Fällen analog (siehe oben die Stelle aus Walker) *sa-syate*, *ex-pa-syate*. Walker thut also hier offenbar einen Sprung, den er nicht ohne Weiteres thun durfte, wenn er auf dem Boden des Lebens und der Wissenschaft bleiben, oder auch nur einfach die Pflicht der Gerechtigkeit gegen Sheridan üben wollte, indem er schon aus der Vorrede, die dieser seinem Werke mitgibt, einen Mann erkennen mußte, dem die Sprache etwas sehr Ernstes und Heiliges war, und von dem darum mit Zuversicht geglaubt werden durfte und mußte, daß er die Sprache nach ihren Lauten gewiß sorgfältig und so aufgezeichnet habe, wie er sie von den Gebildetsten und Besten seiner Zeit und seines Volkes (s. meine Vorrede zu den Grundsätzen der Syllabirung) hatte reden gehört; denn Bücher über diesen Gegenstand gab es vor ihm nicht. Läßt sich aber die Aussprache sa-she-ate, ex-pa-she-ate, pro-nun-she-ashun etc. weder traditionell noch wissenschaftlich (s. Princ. of Pron. 136 sq.) rechtfertigen, so durfte Walker, wenn er dieselbe in seinen Kreisen wirklich vorfand, sie nicht ohne Weiteres als mustergültig hinnehmen, er mußte vielmehr die Entstehung der Zischlaute der Buchstaben c, s, t u. dgl. wissenschaftlich prüfen und so erst mit seinem Vorgänger und der ganzen gebildeten Vorzeit, als deren sprachlicher Repräsentant Sheridan gelten kann, wissenschaftlich gleichsam abrechnen, ehe er sich eine solche Neuerung erlauben oder sie Anderen hingehen lassen durfte. Statt dessen aber gibt er als Stütze dieser neuen Aussprache nichts als eine höchst einseitige, kindische Regel (s. meine Princ. of Pron 134), die ein einziges griechisches Wort über den Haufen wirft und die, wie sie einerseits vor der Wissenschaft durchaus nicht bestehen kann, so anderseits das Lautwesen der Sprache, in Hinsicht auf Wohllaut und Harmonie, um keinen Deut weiter bringt, als die, wenigstens consequente, Verfahrungsweise Sheridan's (man prüfe das Ohr zwischen z. B. assoshashun und assoshiashun, oder setze, um den Mißlaut noch schneidender zu machen, z. B. national vor

und spreche National association, und es wird weder auf die eine noch die andere Weise rechte Befriedigung finden); ja in mehrfacher Hinsicht erscheint bei Sheridan die Aussprache eines Wortes ungleich wohllautender als bei Walker, namentlich überall da, wo Sheridan den Diphthong u (you) nach s und t ganz sprachgerecht in kurz oo zusammenzieht, Walker aber den Diphthonglaut beibehält, wie in sensual; bei Sheridan sen'-shoo-al, bei Walker sen'-shu-al = sensh'-you-al, was offenbar viel schwerer und nicht ohne Zwang der Sprachorgane hervorzubringen ist. Daß sich aber Walker dieser Neuerung in der Aussprache nicht nur nicht widersetzte, wie es als gelehrter Forscher der Sprache seine Pflicht gewesen wäre, sondern sie vielmehr aus allen Kräften förderte, dazu mag er noch seine eigenen Gründe gehabt haben, als da sind Selbstsucht, Eitelkeit, der Kitzel durch etwas Neues sich geltend zu machen u. dgl. Denn so stand ihm ja nun eine ganze Reform der englischen Aussprache offen (wenn mit diesem Namen etwas belegt werden könnte, was, als in der Luft gebaut, jeder geschichtlichen Grundlage entbehrt). Wenn, um nur Eins zu sagen, z. B. satiate nicht mehr sa-shate oder sa-syate gesprochen werden darf, so darf allerdings auch satiety nicht mehr sasi'ety lauten, wie es Sheridan bezeichnet. Wie tief aber diese Aussprache des Wortes in dem natürlichen Sprachgefühl des Volkes gewurzelt war, ersehen wir aus Walker selbst, wenn er bei Gelegenheit dieses Wortes uns sagt:

Mr. Garrick whom I consulted on this word, told me, if there were any rules for pronunciation,*) I was certainly right in mine (nämlich, daß das erste t dieses Wortes hart wie in tie, Band, lauten soll); but that he and his literary acquaintance pronounced in the other manner. Dr. Johnson likewise thought I was right, but that the greater number of speakers were against me; and Dr. Lowth told me, he was clearly of my opinion, but that he could get *nobody* to follow him. I was much flattered to find my sentiments confirmed by so great a judge, and *much more flattered* when I found my reasons were *entirely new* to him.

Ja, neu mußten damals Walker's Gründe jedermann sein, und nur wenn man bedenkt, wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, daß eigentlich Niemand sich der Lautgesetze der Sprache klar bewußt war, Neues aber immer einen gewissen Reiz übt, wird der allmählige Eingang der orthoepischen Abenteuerlichkeiten und Extravaganzen eines Walker begreiflich, so sehr sich auch

*) Eben nur ein Beweis, daß der große Künstler von den Lautgesetzen seiner Sprache so gut wie gar nicht unterrichtet war.

anfangs das allgemeine Gefühl dagegen sträubte. Je mehr aber von nun an die Sprache, von phonetischer Seite, allmählig ihren Halt- und Stützpunkt am Leben selbst verlor und nur noch aus Büchern erlernt werden konnte, so daß jetzt Aussprache-Wörterbücher ein stehender Artikel im englischen Buchhandel wurden, oft von Leuten geschrieben, die in sprachlicher Bildung Sheridan nicht das Wasser reichen konnten, je größerer Verderbniß war sie natürlich ausgesetzt, und Sheridan's Wort auf dem Titel seines Werkes „to establish a plain and permanent standard of Pronunciation“ mehr und mehr zur Lüge gemacht. Doch muß man bekennen, daß in dem, was man vorzugsweise das Walker'sche System genannt hat — nämlich die eigenthümliche Behandlung der Zischlaute c, s, z, t und d — keiner von Walker's Nachfolgern das Unwesen und die hohle Consequenzmacherei so weit getrieben hat, als eben der erste Erfinder und Meister selbst, obschon man zugleich gestehen muß, daß wenn einmal die Aussprache des Englischen nach Walker'schen Grundsätzen zugerichtet werden darf und soll, der Meister selbst noch ein großer Stümper geblieben ist; denn wenn z. B. cordiality, mediocrity, meteor, ecclesiastic, physiology, saturate, etc. etc. ohne Weiteres cordjeality, medjeocrity, metsheor, ecclezheastic, phizheology, satshurate, etc. lauten können und müssen, so ist durchaus nicht einzusehen, warum nicht auch z. B. etiology, phraseologie. accurate, figurative, etc. etc. etsheology oder esheology, phrazheology, acshurate, figdjurative, etc. lauten sollen. Gelegentlich mag übrigens noch bemerkt werden, daß Walkern die Sache in der That ernstlich beschäftigt zu haben und gar nicht leicht geworden zu sein scheint, denn schon bei dieser halben, höchst einseitigen Durchführung seines Systems scheint er doch einen guten Theil seiner geistigen Kraft verbraucht zu haben, weil ihm nicht selten daneben die allergewöhnlichsten Dinge entgangen sind, z. B. der Lautunterschied von oo in soon und took. — In Sinnart, um noch ein Wort über Walker's wichtigste Nachfolger zu sagen, wird jeder Unbefangene und der, welcher das englische Lautwesen auf die ursprüngliche Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit zurückgebracht sehen möchte, nur das Bestreben entdecken können, neue Lappen auf ein altes, für schadhaft erkanntes Kleid zu flicken, um diese Schäden durch allerlei Ausputz und blendenden Flitterstaat geschickt zu verdecken und zu vertuschen (s. meine Vorrede zu den Grundsätzen der Syllabirung und meine Princ. of Pron. 149.). Wie weit muß es doch, in Wahrheit, mit einer Sprache ge-

kommen sein, die jedes Jahrzehnt einer Reparatur bedürftig wird! — In Knowles endlich, wie ich schon anderwärts gezeigt habe, scheint sprachliche Gehaltlosigkeit und Verwirrung den Gipfelpunkt erreicht zu haben; doch verdient Knowles darin volle Anerkennung, daß er mehr als irgend ein anderer Orthoepist dem romanischen Element der Sprache Gerechtigkeit widerfahren läßt, das seit Walker gradezu mit Füßen getreten worden ist, wozu Egoismus und nationale Voreingenommenheit nicht wenig beigetragen haben mag. Demnach finden wir bei Knowles z. B. weder sentenshosity (Sheridan), noch sentensheosity (Walker); weder negoshashun, noch negosheashun; weder pronunshashun, noch pronunsheashun, sondern sentensiosity, negosiashun, pronunsiashun *), wie allein recht und g e r e c h t ist, und wobei allein zugleich das Ohr volle und wahre Befriedigung findet (s. Princ. of Pron. 149.)

Bei dieser Gelegenheit will ich hier noch Einen Punkt in Bezug auf den Wohllaut der englischen Sprache kurz entwickeln, der im germanischen Element der Sprache selbst liegt, und bemerke deshalb als Ergänzung zu Princ. of Pronunc. 66. noch Folgendes: — Die deutschen Fürwörter i h n, i h m, i h r, w e l c h e r, w e l c h e s, so wie s i e, e r hat die englische Sprache so gebildet oder umgebildet, daß sie ihnen den Hauptlaut h v o r a n setzt, als him, her, he, who, which, what, wodurch denn, da diese Wörter, wozu wir noch die Hülfsformen have und had rechnen müssen, unter allen am häufigsten gebraucht werden und oft ein guter Theil von ihnen in einer ganz kleinen Periode sich beisammen findet, nothwendig Härten entstehen, die nur durch eine richtige Analysis der Aussprache — mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des englischen Accents — gehoben werden können. Keiner der englischen Orthoepisten hat diesen Gegenstand zu berühren für gut befunden, was schon dadurch vollkommen begreiflich wird, daß keiner, wie wir es oben gesehen haben, einen Buchstaben der Sprache opfern oder verloren geben will. Nur in einem von einem Engländer in Deutschland veröffentlichten Buche

*) Wie schwer übrigens, bei manchen Wörtern wenigstens, die Walkerschen Zischlaute Eingang fanden, sehen wir z. B. aus einer Note Walkers zu dem Worte Conscientious, wo er sagt: From an ignorance of the Principles of pronunciation, we not unfrequently hear the second syllable of this word sounded *se*, without the aspiration; but this is the same incorrectness we sometimes hear in the word Pronunciation.

„das Sprechen der englischen Sprache von Owen Williams" findet sich dieses Gegenstandes Erwähnung gethan, weshalb ich die hierauf bezügliche Stelle, die ich völlig unterschreibe, hier mittheilen will: „die englische Sprache," sagt Williams S. VI. der Einleitung, „welche der Emphasis und dem accentual impulse so sehr unterworfen ist, würde nur mit der größten Schwierigkeit auszusprechen sein, wenn alle Hauptlaute in den Wörtern ausgesprochen werden sollten, die ihrer Stellung zufolge in einer Phrase nur als unaccentuirte Sylben zu betrachten sind. Der Hauch selbst bringt keinen wirklichen Laut hervor, erfordert aber Zeit, und verursacht durch die daraus hervorgehende Hemmung des Lautes einen solchen Hiatus, daß der Theil der Phrase, dem accentual impulse unterworfen, und welcher demnach nur als Ein Wort betrachtet werden sollte, auf diese Art wieder in mehrere Theile zerfällt, je nachdem mehr oder weniger Hauchlaute darin vorkommen. Auf solche Art wird, durch Vervielfältigung der Theile einer Phrase, die Natur des accentual impulse zerstört, der Geist der Sprache vernichtet, und eine rauhe, unangenehme Aussprache hervorgebracht, die durchaus nicht der Sprache eigen ist."

„Wir wissen sehr wohl, daß es sogar wenige Engländer gibt, die, ohne eine richtige Analysis der Aussprache, zugeben würden, daß wir im Laufe des Gesprächs diese Hauptlaute in Wörtern, die dem Accent und accentual impulse nicht unterworfen sind, auslassen; sie würden sagen, daß es eine schwache, Stutzeraussprache sei, die man sich nicht erlauben dürfe. Man fordere indessen jeden gebildeten Engländer auf, eine Stelle aus einer Comödie oder einer Parlaments-Rede zu lesen, und man wird finden, daß selbiger sich nicht im geringsten bemüht, in einem jener unaccentuirten Wörter auszusprechen, wenn selbige, wie wir oben gesagt haben, den Regeln des accentual impulse unterworfen sind. Man gebe auf seine Phrasen im Laufe des Gesprächs Achtung, und man wird sich bald von der Wahrheit des hier Angeführten überzeugen. Anfänglich wird derselbe einigermaßen versuchen, jene Hauchlaute auszusprechen; wenn man ihn darauf aufmerksam macht; die rauhe und widrige Wirkung aber, welche sie hervorbringen, wird ihn sowohl, als auch den Zuhörer, bald überzeugen, daß es dem Geiste der Sprache entgegen ist. Da uns bis jetzt noch keine Empfehlung oder Regel über diese Aussprache vorgekommen ist, so halten wir es für nöthig, nicht nur die Nothwendigkeit dieser Auslassung der Hauptlaute einzuschär-

fen, sondern auch zu erklären, daß dies vielleicht eins der größten Hindernisse für einen Deutschen ist, die Sprache wie ein geborner Engländer zu sprechen. Es ist indessen genau zu bemerken, daß die Weglassung des Hauchlautes, wenn diese Wörter dem Accent oder der Emphasis unterliegen, im entgegengesetzten Falle ein eben so arger Fehler sein würde." — In Praxis mag sich noch der Leser durch ein Paar aus Fielding's Tom Jones entnommene Stellen überzeugen, wie rauh und hart diese klingen würden, wenn alle, hier durch Cursivschrift ausgezeichneten Hauchlaute ausgesprochen werden sollten, als:

Mr. Patridge acted for some time on the defensive only: indeed he attempted only to guard *h*is face with *h*is hands; but as he found that his antagonist abated nothing of *h*er rage, he thought he might, at least, endeavour to disarm *h*er, or rather to confine *h*er arms; in doing which her cap fell off in the struggle, and *h*er hair being too short to reach *h*er shoulders, erected itself on *h*er had; her stays likewise, which were laced through one single hole at the bottom, burst open, and *h*er breast, which were much more redundant than *h*er hair, hung down below *h*er middle; her face was likewise marked with the blood of *h*er husband; her teeth gnashed with rage and fire, such as sparkles from a smith's forge darted from *h*er eyes, etc. — oder nur Eine Seite tiefer: As soon as she *h*ad a little recollected *h*er spirits, and somewhat composed *h*erself with a cordial, she began to inform the company of the manifold injuries she *h*ad received from *h*er husband; who, she said, was not contented to injure *h*er in *h*er bed, but upon *h*er upbraiding *h*im with it, had treated *h*er in the cruellest manner imaginable; had torn *h*er cap and hair from *h*er head, and *h*er stays from *h*er body, giving *h*er, at the same time, several blows the marks of which she should carry to the grave. —

Wie störend Herrn Williams diese Hauchlaute für den Wohlklang der Sprache erschienen sein müssen, geht noch daraus hervor — daß er, um wie ein geborner Engländer zu sprechen, auf die theilweise Unterdrückung derselben einen so großen Nachdruck legt, während er doch den völlig analogen Hauchlaut des f in den unaccentuirten Silben z. B. von of-fend', ef-fect', af-flict', etc. mit Walker stehen läßt. Kann aber Etwas die Nothwendigkeit der theilweisen Unterdrückung dieser Hauchlaute theoretisch recht augenfällig beweisen, so ist es grade die Analogie. Es gibt in der ganzen englischen Sprache auch nicht Einen Fall, daß ein Wort oder Wörtchen, das, wegen sehr häufigen Gebrauchs oder als untergeordneter Theil der Rede, den Nachdruck nicht behaupten kann, den weniger gebrauchte und selbstständige Wörter behaupten, in seiner Aussprache nicht eine wesentliche Veränderung erlitte, die, in Folge der zurückwirkenden Kraft des Accents, natürlich

immer als eine Lautabschwächung erscheinen wird. So wird of, wenn nicht unter dem Accent, regelmäßig zu ov, ja verliert bisweilen den Hauchlaut ganz; so wird das in der gewöhnlichen Rede so häufig wiederkehrende sure regelmäßig zu sheor (s. Princ. of Pron. 139.), eben weil es, wie wir z. B. aus folgender Stelle desselben Tom Jones ersehen können, in Verbindung mit to be in dem Munde gar mancher Leute zur stehenden Redensart geworden ist, als:

La Ma'am, what does your La'ship think? the girt that your La'ship saw at church on Sunday, whom you thought so handsome; though you would not have thought her so handsome neither, if you had seen her nearer; but to be *sure* she has been carried before the Justice for being big with child. She seemed to me to look like a confident slut; and to be *sure* she has laid the child to young Mr. Jones. And all the parish says Mr. Alworthy is so angry with young Mr. Jones, that he won't see him. To be *sure*, one can't help pitying, etc. etc. —

Fallen nun aber z. B. die Wörter of und sure, unter dem eben berührten Gesichtspunkt und der Analogie nach, her, him, have, had eng zusammen, und ist bei of und sure die Lautabschwächung eben so unverkennbar als unabweisbar, so wird mit gleicher Nothwendigkeit dieselbe auch auf her, him, etc. übertragen werden müssen. Dasselbe Wörtchen sure aber kann uns zugleich und schließlich nochmals zeigen, wie durchaus unklar und falsch z. B. Walker die Lautverhältnisse der Sprache aufgefaßt und verstanden hat; denn nach seiner Bezeichnung lautet dasselbe nicht shoor, sondern shure (u wie in pure), was mit seiner falschen Auffassungsweise der Zischlaute des c, s, t überhaupt zusammenhängt und die natürliche und nothwendige Folge jenes Irrthums oder fast vielmehr Leichtsinns ist, den wir oben des Weiteren besprochen haben. Sheridan dagegen bezeichnet das Wort mit shoor, und da ihm, wie wir oben gesehen, das rechte Verständniß des Accents entging, so schließt er, in seinem Sinne ganz folgerecht, von sure auf super, sudorific, etc. und spricht shooper, shoodorific, statt su'per, su"dorif'ic; und tshootor, tshoomult, etc., statt tu'tor, tu'mult. Dieser Mißgriff Sheridans ist zwar groß, aber, recht besehen, doch noch klein im Verhältniß zu dem andern Mißgriff Walker's, der alle Grundfesten der englischen Aussprache erschüttert und die ganze Sprache aus ihren Fugen gerissen hat.

Als das Endresultat dieser Abhandlung dürfte sich denn aber das folgende ergeben: 1) daß der euphonische Moment sich in der

englischen Sprache so gut geltend zu machen strebt als in jeder andern; daß er aber noch nicht zum vollen und klaren Ausdruck gekommen und zu allseitiger Anerkennung gelangt ist, da einzelne, mehr und minder klare Andeutungen in den orthoepistischen Werken der Engländer selbst Alles sind, was darüber laut geworden; 2) daß bis auf Sheridan, vom richtigen Verständniß des Accents und den damit zusammenhängenden Gesetzen des Wohllauts abgesehen, die Sprache wenigstens im Uebrigen ganz naturgemäß und richtig gesprochen und so von Sheridan behandelt worden ist, so daß sich bei ihm in Bezug auf die Consonanten, die doch den Nerv und die Sehne der Sprache bilden, auch nicht Ein Laut gegeben findet, der nicht im Leben wie in der Wissenschaft seine Rechtfertigung fände; daß aber durch Walker, namentlich durch ein gänzliches Verkennen und Entstellen des romanischen Elements der Sprache, der Keim zu einer Corruption in dieselbe gelegt und in derselben gepflegt worden ist, an der sie bis jetzt auf den heutigen Tag schwer, und schwerer als je, darnieder liegt; 3) daß, wie der Engländer überhaupt zu einer rein objektiven Auffassung einer fremden Eigenthümlichkeit sehr wenig Befähigung hat, weil seine Erziehung und sein ganzes Leben zu ausschließlich national sind, dieses Verhältniß ihn auch gehindert zu haben scheint, die verschiedenen fremden Elemente, gleichsam lautlichen Nationalitäten seiner Sprache klar und tief zu erfassen, so daß er zwar für die Bereicherung seiner Sprache aus fast allen Ländern der Welt Anlehen gemacht, aber vergessen hat die landesüblichen Zinsen dafür zurück zu zahlen, wodurch denn ein Ueberreichthum entstand, der, weil er durch die höhere Weise der Wissenschaft und freie, allseitige Entwicklung des Lebens nicht ausgeglichen worden, für die Sprache selbst mehr ein Quell des Verderbens als des Glücks geworden ist.

Ist diese Darstellung parteilos und wahr, und bin ich nicht selbst in dem gröbsten Irrthum befangen — wenigstens habe ich nach Wahrheit gestrebt, wie auf diesem Felde vielleicht wenig Andere — so dürfte wohl nur Deutschland das Land sein, wo die englische Sprache zuerst in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit aufgefaßt, ins Leben treten kann, und unsere höheren Bürger- und Realschulen die Stätten, die diese Aufgabe zu verwirklichen hätten. Während unsere Gymnasien und Universitäten mit den alten Sprachen denselben engherzigen Geist nähren, über den sich das Alterthum selbst nicht erheben konnte, könnte in unseren Volksschulen die englische Sprache, die große, freie, die die Enden der

Welt verbindet und namentlich in Amerika von einem Volke geredet wird wie es in staatsrechtlicher Hinsicht die Welt noch nie gesehen hat, ein herrliches Bildungsmittel für unsere Jugend werden, das dieselbe mit wahrer Begeisterung für Vaterland und Wissenschaft erfüllen, edle, wahre und mannhafte Gesinnung wecken und nähren, allseitige, echt menschliche Bildung fördern, und so weit über die Schule hinaus den wohlthätigsten Einfluß auf das ganze Leben üben dürfte.

Jena.

Voigtmann.

Der fünfte Mai. *)

1. Er [1]) ist hin — wie unbeweglich,
Nach dem letzten Athemzuge,
Unbewußt die Hülle da lag,
Die ein solcher Geist verlassen,
Also stehet nun die Erde
Bei der Kunde starr vom Schreck;

*) Dieser Hochgesang des berühmten Alessandro Manzoni, den vor Allen unser Sängermeister bei uns eingeführt und gebührend gewürdigt hat (s. Kunst und Alterth., Eckermann's Gespräche mit Goethe, I. S. 326, 371, 374, 376 rc. und 379 rc.) gibt sicher ein vollgültiges Zeugniß von der jugendlichen Geistesfrische, wie von der edlen Denkungsart des Dichters, der selbst, ihres Werthes sich bewußt, von dieser Ode weissagt, daß sie vielleicht nie sterben werde. Unser Goethe hat bekanntlich das herrliche Gedicht in „sein geliebtes Deutsch" zu übertragen sich gedrungen gefühlt (neueste Ausg. Bd. 3), wobei er sich jedoch der Fesseln des Rhythmus und der Reimverschränkung entschlug. Der kunstgewandte Uebersetzer des Dante, Ariosto und Tasso, den er aufmunterte, diesen strengen Forderungen zu genügen, lehnte zu bescheiden den Antrag ab, und so einigten sich in heiterer Stunde vier befreundete Männer, la Motte Fouqué, Giesbrecht, Zeune und Ribbeck, zu dem Vorsatze, sich an dieser Aufgabe zu versuchen. Nur der Letztgenannte hat den strengen Forderungen der Form nicht genügt, sondern die Form der Romanzen gewählt, in denen die Heldenthaten des großen Cid fortleben, wodurch seine Uebertragung vor den übrigen, welche hie und da dunkler als das Original sind, den Vorzug größerer Genauigkeit und Verständlichkeit hat. Der Einsender dieser Uebertragung, welche als ein Versuch, einzelne Mängel und Unrichtigkeiten der frühern zu verbessern, angesehen werden möchte, ist ihm in der Wahl der Form nicht unbewußt gefolgt.

[1]) Nirgends wird in dieser Ode der weltstürmende Held genannt, nicht einmal in der Ueberschrift, welche nur seinen Todestag nennt, und doch fragt nicht leicht Einer, wer gemeint sei.

Stumm gedenket sie des letzten
Augenblicks der Gottesgeißel,[1])
Und nicht weiß sie, wann sie wieder
In den Fußtritt eines Menschen
Ihren blutgetränkten Boden
Also wird betreten[2]) seh'n.

2. Auf dem Throne sah ihn leuchten
Meine Muse; dennoch schwieg sie;
Und als er in stetem Wechsel
Fiel und wieder stand und stürzte,[3])
Hat sie in die tausend Stimmen
Nie die ihrige gemischt.
Jungfraurein von feilem Schmeicheln,
Wie von frevelhafter Schmähung,
Tritt sie auf jetzt, tiefbeweget,
Da ein solcher Stern erloschen:
An der Urn' entströmt ein Sang ihr,
Der vielleicht unsterblich ist.

3. Von den Alpen bis zum Nile
Und vom Manzanar zum Rheine,
Tobt' umher des Siegers Donner,[4])
Rasch dem Schein des Blitzes folgend;
Von der Scylla scholl[5]) er krachend
Bis zum Don, von Meer zu Meer.
War es ächter Ruhm? — Der Nachwelt
Fall anheim die schwere Antwort![6])

---

1) So ist, glaub' ich, das nom fatale nicht unschicklich übersetzt von Fouqué: „des schicksalreichen Mannes." (?) Besser Goethe: „des Schreckensmannes."

2) Goethe: „stempeln." (?)

3) In der bei Maurer in Berlin herausgekommenen Sammlung der genannten Uebersetzungen heißt es bei Goethe falsch: „fallen, stürzen, liegen.". In der neuesten Ausgabe richtig: „fallen, steigen, liegen." Im Texte: risorse.

4) Italienisch: di quel securo il fulmine. Zu ungenau hat Goethe das securo als Prädikat auf fulmine bezogen; auch macht die Weglassung des Zeitworts (tenea) die Stelle zu undeutlich; Zeune übersetzte tenea nicht richtig durch „trifft."

5) Ital.: scioppiò; Goethe nicht ganz richtig „traf."

6) Goethe und Zeune haben das gewichtige „ardua" ganz weggelassen.

Beugen woll'n wir uns dem Höchsten,
Der von seines Geistes Allmacht
Uns in ihm hat zeigen wollen
Ein Gepräge, groß und hehr. [1])

4. Stürm'sche Lust an kühnem Wagen,
Mit Beklommenheit gepaaret,
Angst des Herzens, das unbändig
Kronen zu erjagen glühet, [2])
Und den Preis am End' erringet,
Den zu hoffen Thorheit war —
Alles dies hat er empfunden,
Ruhm, vergrößert durch Bedrängniß,
Niederlag' und Siegesfreude,
Kaiserpallast und Verbannung,
Zweimal in den Staub getreten,
Zweimal wie ein Gott geehrt. [3])

5. Er trat auf, — im Wechselstreite
Kämpften zwei Jahrhunderte,
Die sich folgsam vor ihm beugten,
Wie des Schicksalsspruches harrend:
Ruhe heischt' er, und als Richter
Trat er mitten zwischen sie.
Er verschwand, in enge Schranken
Schloß er ein der Muße Zeit, [4])
Ward ein Ziel [5]) maßlosen Neides,
So wie kindlich frommer Neigung,
Unauslöschlich glüh'nden Hasses,
Unzähmbarer Liebesgluth.

---

[1]) Fouqué unrichtig und platt: „Dem Schöpfer, dessen Wage (?) Just (!) Jenen hat an Schaffungskraft (?) Vor Andern reich gemacht.

[2]) Goethe: „dienend nach dem Reiche gelüstet," weil er vermuthete, es habe serve statt ferve im Texte gestanden. Doch ist ferve offenbar kräftiger und passender.

[3]) Ital.: due volte sugli altar.

[4]) Bei Goethe zu undeutlich: „Die Tage Müßiggangs — Verschlossen im engen Raume."

[5]) Ital.: segno, d. h. Ziel, Zielpunkt. Giesbrecht vermuthet, wohl ohne Noth, der Dichter habe hier die Bibelstelle Luc. 2, 34. vor Augen gehabt.

6. Wie die Welle hoch sich thürmet,
Ob dem Haupt Schiffbrüchiger,
Jene Well', auf der so eben
Hoffend noch der Blick der Armen
Ach! umsonst sich hingewendet
Nach dem fernen Meeresstrand:
Also wirft auf diese Seele
Der Erinn'rung Schwall [1]) sich nieder;
O wie oft hat er der Nachwelt
Sich zu schildern wohl begonnen,
Aber auf die ew'gen Blätter
Sank ermüdet ihm die Hand.

7. Ach! wie oft, beim stummen Streben
Eines thatenlosen Tages,
Stand er, seiner Augen Blitze
Senkend, auf der Brust die Arme
Kreuzend, und vom Angedenken
Hingeschwundner Zeit bestürmt.
Der beweglichen Gezelte
Dacht' er, der erstürmten Wälle, [2])
Und der blanken Wehr des Heeres,
Und der Fluth der Kriegesrosse,
Seiner hastigen Befehle
Und des schleunigen Vollzugs.

8. Ach! bei solchem Schmerzgewimmel
Sank wohl athemlos der Geist ihm,
Bang verzweifelnd; aber mächtig
Naht' ihm eine Hand von oben,
Und trug liebend ihn hinüber
Zu dem Wehen mild'rer Luft;
Auf der Hoffnung blum'gen Pfaden
Zu den ewigen Gefilden

---

[1]) Ital.: cumulo, in metaphorischem Sinne.

[2]) Goethe „durchwimmelte Thäler" weil er vermuthet, in der Urschrift habe percorse (nicht percosse, wie es in der erwähnten Sammlung falsch heißt) valli (von la valle) statt percossi valli (von il vallo) gestanden. Doch ist Letzteres offenbar dem Zusammenhange angemessener.

Führte sie ihn, zu dem Lohne,
Der den kühnsten Wunsch beschämet,
Wo der Ruhm von alten Tagen [1])
Ruht in Schweigen und in Nacht.

9. Schöner, ew'ger, segensvoller
Glaube, voll von Siegeswonne,
Schreib' auch dies noch auf frohlockend,
Daß wohl niemals eine stolz're
Hoheit sich darniederbeugte
Vor der Schmach auf Golgatha.
Halte du vom müden Staube
Fern ein jedes Wort des Hohnes;
Er, der Gott, der stürzt und hebet,
Der betrübt und wieder tröstet,
Er hat an's verlass'ne Lager
Ihm zur Seite sich gestellt. [2])

---

[1]) „la gloria, che passò." Goethe: „Auf den Ruhm, den er durchdrungen," und ähnlich die übrigen Uebersetzer, Fouqué: „Und ganz verfliegt in stumme Nacht — Ein Glanz, ihm hier verraucht." Abgesehen von der unpassenden Verbindung des Glanzes mit dem Prädikat „verraucht," hat er das passò allein richtig in intransitiver Bedeutung genommen. Zu der hier überhaupt weniger passenden transitiven Bedeutung wäre jedenfalls noch das Pronomen erforderlich.

[2]) Fouqué, vom Texte abweichend: „schlief ja auf öder Lagerstatt dereinst, gleich ihm, im Staub." (?)

Hamm.

Fr. Rempel.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Es ist schon so oft ausgesprochen worden und wird in so vielen Handbüchern der Aesthetik und Poetik noch täglich so oft behauptet, daß die Satyre bestimmt sei, die Thorheiten der Menschen zu geißeln, um die Menschen selbst zu bessern, daß es fast einer Ketzerei gleich sieht, sich einem so allgemeinen Glauben, einer so durchgehenden Ansicht widersetzen zu wollen. Dessenungeachtet möchte sich gegen diesen hergebrachten Begriff von Satyre manches vielleicht nicht ganz Unerhebliche einwenden lassen. Wir gehen daher von der gewiß nicht mehr bestrittenen Ansicht aus, daß von dem horazischen Et prodesse volunt et delectare poetae mindestens das erste Glied zu streichen sei d. h. wir können uns nicht davon überzeugen, daß dem Dichter noch ein anderer äußerer Zweck bei seinem Dichten vorschweben dürfe, als das Gedicht selbst. Daß nun das Gedicht auf den Leser oder Hörer einen moralisch oder intellektuell bildenden Einfluß üben könne, soll so wenig geleugnet werden, daß wir vielmehr der festen Ueberzeugung sind, jedes wahre Gedicht werde außer seinem ästhetischen auch noch einen sittlichen Eindruck zurücklassen. Das Eine nur möchte festzuhalten sein, daß diese anderweitige Wirkung eine nicht vom Dichter ausdrücklich beabsichtigte, sondern aus der Idee des Gedichts selbst hervorgehende sein müsse. Gibt man diese Prämissen, die ja nur längst Ausgesprochenes und vielfach Anerkanntes wiederholen, zu, so wird man rücksichtlich der Satyre in ein Dilemma gerathen: man wird entweder aufhören müssen, die Satyre als eine Gattung der Poesie anzusehen, oder es wird der Versuch zu machen sein, den Begriff der Satyre in etwas anderer Weise festzusetzen. Denn bleibt man bei dem stereotypen Begriff, daß die Satyre die Bekehrung der Menschen von ihren Thorheiten zum Ziele habe, so schleicht sich damit wieder jenes prodesse ein, welches von dem Begriff der Poesie ausgeschlossen sein sollte.

Um dieses Dilemma zu lösen haben wir glücklicherweise eine sehr treffende Analogie im Lustspiel. Wenn die Tragödie uns den Menschen im mächtigen Kampf gegen das Schicksal zeigt, so scheint es die Aufgabe des Lustspiels, die kleinen Inconvenienzen vorzuführen, in welche der Mensch durch seine eigenthümliche Individualität oder die Laune des Zufalls geräth. Gewiß wirken die lächerlichen Charaktere rc. rc., welche die Comödie uns vorführt, zunächst auf unsere Lachlust; wer aber wollte behaupten, daß nicht auch eine tiefere und nachhaltigere Wirkung durch sie hervorgebracht werden könne? Vielleicht dürfte es sich ähnlich mit der Satyre verhalten?

Der Satyriker nämlich hat unserer Ansicht nach die Aufgabe, die Thorheiten der Menschen aufzusuchen und in einem möglichst komischen Gewande darzustellen, ohne sich speciell darum zu bekümmern, welche Wirkung dies hervorbringen wird. Es muß ihm genügen, ein komisches Gemälde aufgestellt zu haben, in welchem jeder einzelne Zug als ein belachenswerther hervortritt, vor der Hand ohne, daß irgend ein sittlicher Maßstab angelegt wird. Die Franzosen haben aber ein wahres Sprichwort, daß die Menschen mehr das Lächerliche als das Schändliche scheuen. Dies wird sich auch hier bewähren: wenn der Leser oder Hörer erst die Lächerlichkeit dieses oder jenes Zugs einsieht, so wird er vieles Unsittliche ablegen — er wird gebessert werden. Dies darf aber nicht Absicht und unmittelbare Tendenz des Satyrikers sein, sondern eine aus dem Wesen der Satyre mit Nothwendigkeit hervorgehende Wirkung.

Haben wir so die Satyre für die Poesie gerettet, so werden auch alle Bestimmungen, die aus dem Wesen der Poesie selbst als Regeln für diese hervorgehen, auf die satyrische Poesie anwendbar sein. Eine solche Regel aber ist das Gesetz der Individualisirung, nach welchem der Dichter jede Person und Sache so darzustellen hat, daß sie in ihrer vollen Besonderheit und eben als diese entgegentritt im Gegensatz gegen alle anderen. Auf die Satyre angewandt würde man also von dem Satyriker zu verlangen haben, daß er nicht in wesenloser Allgemeinheit herumschwebe, sondern konkrete plastische Gestalten schaffe, die uns als scharf abgegrenzte Individuen entgegentreten. Dies scheint auf zweierlei Weisen geschehen zu können, entweder indem der Dichter frisch hineingreift in das volle Leben und irgend eine bestimmte Person, welche die Geißel der Satyre verdient, in ihrer ganzen Lächerlichkeit malt oder da diese Thorheiten in Kategorien zerfallen,

daß er durch eine Art von Abstraktion aus verschiedenen Lächerlichkeiten und lächerlichen Personen sich Repräsentanten für die einzelnen Thorheiten zusammensetzt. Der erstern Art von Satyren, die ich die persönliche nennen möchte, hat erst in neuerer Zeit wieder ein geistvoller Schriftsteller das Wort geredet. Fürst Pückler-Muskau in den Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen sagt im 3. Bd. S. XLVIII—IL: „Ich bin gar nicht der Meinung, daß einzelne Personen nie mit Satyre angegriffen werden dürften. Sobald es nicht aus bloßer gemeiner Rachsucht oder auf eine indecente Art geschieht, sehe ich nicht ein, welches Prärogativ die Personen hierin vor Staaten, Völkern, Korporationen oder den Menschen in Plurali genommen voraushaben sollten. Die größten Satyriker, die es gegeben, Aristophanes, Voltaire haben sich nie gescheut, lächerliche oder böse Personen mit der Waffe des Witzes zu bekämpfen und ohne sie immer mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, sie doch durch den Inhalt ihrer Worte hinlänglich kenntlich zu machen." In der That läßt sich diesem Urtheil nichts hinzusetzen noch wegnehmen und wir trauen dem Fürsten Humor genug zu, daß er auch jetzt noch dieser Meinung treu sein wird, nachdem Immermann in seinem Münchhausen von dieser Erlaubniß wie gegen so viele Andere, so auch gegen Dichter selbst einen so genialen Gebrauch gemacht hat. Es ist unbedingt zuzugestehen, daß diese persönliche Satyre, geistreich und mit versöhnendem Humor gehandhabt, am meisten „packt." Man lese, um bei deutschen Dichtern stehen zu bleiben, Platens aristophanische Lustspiele und Prutz übersprudelnde satyrische Komödie, und man wird eingestehen müssen, daß diese dreiste persönliche Satyre das unmittelbarste und bestimmteste Interesse gewährt. Tieck's zahme Satyren im Phantasus haben in unserer Zeit allen Reiz verloren, nur wo er gradezu auf den Gegner losgeht, wie in der verkehrten Welt und im gestiefelten Kater, ist noch heute der Stachel nicht abgestumpft.

Um aber auf den eigentlichen Vorwurf vorliegender Abhandlung zu kommen, so muß vornherein eingestanden werden, daß von dieser eben geschilderten wirksamsten Gattung der Satyre, von der persönlichen sich in unsers Rabener's Schriften wenig oder gar keine finden. Er gehört seiner ganzen Richtung nach jener zweiten Klasse von Satyrikern an, von der wir oben sagten, daß sie durch Abstraktionen sich bestimmte Kategorien von Thoren bilden, die sie dann durchhecheln. Aber auch hier hält er sich fern von gewissen Kreisen, die nach seiner Meinung über der Satyre

erhaben stehen. Dahin rechnet er nicht nur alle Fürsten und Obrigkeiten, sondern wie wir unten sehen werden auch Geistliche und Schullehrer. So auffallend eine solche Zahmheit in unserer Zeit sein würde, so natürlich und erklärlich finde ich sie in der seinigen und in Rabener's persönlicher Stellung. Es ist hier nicht der Ort, die Zeitverhältnisse und die politischen Zustände Sachsens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu beleuchten; daß aber in jener Zeit ein königlich sächsischer Steuerrevisor Rücksichten nahm, die wir noch heute viel höher gestellte Männer nehmen sehen, ist mindestens eine menschliche Schwäche. Wenn dieser Mann an einen Freund schreibt: „Mit den Kathederthoren und den Narren aus den drei Fakultäten konnte ich fertig werden und wenn es eine Brausche am Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten sie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuste: aber die Thoren aus den Palästen und den Antichambern sind mir zu gefährlich und im Vertrauen, es sind nicht die kleinsten:" wenn Rabener, diese und ähnliche Gesinnungen, welche bezeugen, wie wenig er Lust hatte, ein Märtyrer zu werden, alle Augenblicke ausspricht: so bin ich weit entfernt, darin das Zeugniß eines großen Charakters finden zu wollen. Vielmehr gebe ich gern zu, daß das Philisterhafte in Rabener vorwiegt: ich glaube auch, daß sein Verhältniß zu der sächsischen Schule, seine intime Freundschaft mit dem frommen, aber überaus ängstlichen Gellert noch viel dazu beigetragen haben mag, seinen ohnedies nicht heroischen Charakter in noch engere Schranken herabzudrücken: aber ich bin der Ueberzeugung, daß man die Menschen nehmen muß, wie sie eben sind. Es scheint mir unrecht, mit einem fertigen Maßstab an einen Schriftsteller heranzutreten und wenn er diesem bestimmten Ideal nicht entspricht, ihn ohne Urtheil und Recht zu verdammen. Vielmehr muß man, glaube ich, zunächst nachsehen, was wohl dieser oder jener Schriftsteller wirklich geleistet hat; was er nicht geleistet hat und doch vielleicht hätte leisten sollen und können, ergibt sich dann von selbst. Hat Rabener zur individuellen Satyre sich nicht erheben können, hat er selbst in der (man gestatte uns den Ausdruck) schematischen Satyre nicht allen Anforderungen entsprochen, die man an einen Satyriker stellen kann, so bleibt doch noch sehr viel unter dem wirklich von ihm Geleisteten, dessen man sich erfreuen kann.

So ist es denn die Aufgabe vorliegenden Aufsatzes, durch eine kritische Inhaltsangabe der Rabener'schen Schriften eine Art Ehrenrettung des Satyrikers zu bilden. Es wird schwer sein, einem

Schriftsteller, über den Gervinus das Todesurtheil gesprochen, in der Schätzung des Publikums wiederherzustellen. Aber der Unterzeichnete würde sich auch schon vollkommen befriedigt fühlen, wenn er nur die schweigende Verachtung, welche Rabener's Schriften getroffen, dahin mildern könnte, daß einer oder der andere Leser angereizt würde, selbst einmal zuzusehen, ob denn wirklich so gar nichts in diesem Satyriker zu finden sei, was auch heute noch Beachtung verdiene.

Wollen unsere Leser nach diesem Vorworte unserer Einladung zu einer kursorischen Betrachtung der Rabener'schen Satyren Folge leisten, so werden sie finden, daß der Unterzeichnete nicht blind für seinen Autor eingenommen ist, sondern seine Schwächen willig anerkennt, ohne freilich die Augen für seine Vorzüge zu verschließen.

Der erste Theil*) beginnt mit einer Abhandlung vom Mißbrauch der Satyre, auf welche sich später Rabener bei allen Gelegenheiten bezieht. Sie soll darthun, daß die Satyre nur eine Dienerin der Moral sei, und daß die vielen falschen Deutungen auf Persönlichkeiten nicht Schuld des Autors, sondern Schuld der böswilligen Leser seien. Uebrigens zieht er der Satyre ziemlich enge Grenzen; nicht nur alle Obrigkeit und Regierung muß über den Spott erhaben stehen:

> S. 19. „Der Verwegenheit; deren will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen und die Aufführung der Obern verhaßt oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt gute Unterthanen zu sein; wie können wir von ihnen verlangen, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen?"

Man sollte glauben, Rabener habe mit divinatorischem Geist die so viel spätere Entdeckung vom beschränkten Unterthanenverstand vorausgesehen. Allein seine Fürsorge erstreckt sich noch weiter: auch Geistliche und Schullehrer sind von der Satyre eximirt und genießen das Privilegium lächerlich zu sein, ohne daß man sie belachen darf. Wenn freilich die Geschichte wahr ist, die er S. 30 ff. mittheilt, daß er wegen einer Satyre gegen die leichtsinnige Eidesleistung selbst als Religions- und Eidesverächter angeklagt worden sei, so beweist sie wenigstens, daß Rabener sein Publikum kannte. Daher wünscht er auch seine Schriften nicht in

*) Ich citire nach der Wiener Ausgabe in 4 Theilen vom Jahr 1773.

die Hände der Bauern; denn S. 31: „das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernsthafte Absicht übersieht.“ Hätte er genauer zugesehen, ohne Vorurtheil, so würde er gerade in dieser Geschichte gefunden haben, daß das gemeine Volk, d. h. die Bauern die Sache recht ernst verstanden haben, aber der Herr Pfarrer und Herr Gerichtsschreiber ihr: Kreuziget ihn! erhoben. Wenn er aber meint, daß Juvenal, Boileau, Swift jetzt viel von ihrem Reiz verloren hätten, weil wir die Personen nicht mehr kennten, die sie geschildert, so zeigt das eine schiefe Ansicht der Sache. Wir wollen die persönliche Satyre nicht deßhalb, um schadenfroh über diesen oder jenen zu lachen, sondern weil bei der Schilderung bestimmter Persönlichkeiten bestimmte Individualitäten hervortreten, während bei der schematischen ein bloßes Schattenbild entsteht. Zum Schluß sucht er noch die Schlüsselsucher lächerlich zu machen, indem er mehrere Briefe derselben mittheilt, in denen auf Personen gerathen wird, die schon um deswillen nicht gemeint sein können, weil die betreffenden Satyren von ihm aus dem Französischen und Lateinischen übersetzt waren. Die Abhandlung, welche den eigentlichen satyrischen Theil eröffnet:

De epistolis gratulatoriis ἐξωτικοϑαυματουργηματοταμιειοις
oder deutlicher zu reden:
Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben ꝛc.

ist selbst ein Glückwünschungsschreiben mit vielen Anmerkungen, worin diese Sitte und die jetzt ziemlich verschwundene Kaste der gelehrten Gratulanten lächerlich gemacht wird. Der Text enthält die lächerlichen Ansichten eines Gratulationsfabrikanten, die Ansichten von demselben beloben ironisch diese Grundsätze und ihre Darstellung; zugleich bekommt die unsinnige Citirwuth der Philologen manchen scharfen Hieb. Die folgende Rede beim Eintritte in die wünschende Gesellschaft fingirt eine Gesellschaft von Gratulanten, in welcher sie gehalten wird pro loco: Sie ist nach der neumodischen Rhetorik, die der vorher erwähnte Gratulant in seinem Glückwunsch gestellt hatte, gearbeitet, und enthält die Probe, wie man aus einer Menge Sentenzen, die nicht den geringsten Zusammenhang unter einander haben, eine Rede machen könne. Die folgende „Klage wider die weitläufige Schreibart“ ist ein Brief, der in pedantischer Juristensprache statt dem sich gehen lassenden Fluß der Rede concise Kürze empfiehlt. Die „Lobschrift auf Amouretten“ soll durch Anwendung der Memoirenform auf ein Schoßhündchen diese Gattung der Literatur

lächerlich machen und zugleich unter dem Bilde der Tugenden und Laster eines Hundes auf die der Menschen hinweisen. Dabei wird Ziegler erwähnt, der mit gutem Beispiel vorangegangen sei, indem er in seiner „Heldenliebe" Adam und Eva Briefe wechseln lasse. Die „Lobschrift auf die bösen Männer" von einer Frau und die Trauerrede eines Wittwers" zeigen ironisch, wie alle Untugenden jedes der beiden Theile nur zum Besten des leidenden Theils da sind: vorzüglich weil man erst so den Tod des einen Ehegatten als ein wahres Glück empfinde. Ein Auszug aus der Chronik des Dörfleins Quirlequitsch enthält ironische Züge eines ländlichen Stilllebens, und ist, obgleich nicht immer eigentlich satyrisch, doch sehr ergötzlich. Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften eifert gegen die einseitige philologische Richtung in der Jugenderziehung in der Weise, daß ein so erzogener Jüngling seine abgeschmackten Ansichten in einem Briefe auskramt. Eine auch heute noch nicht ganz vergebliche Warnung. Den Inhalt von dem Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit läßt der Titel errathen. Auch hier wie an vielen andern Stellen bekommt Burmann sein Theil, den Rabener als den Repräsentanten stockphilologischer Grobheit und Arroganz betrachtet. S. 191. Vergl. S. 257. Bd. II. S. 15. Das Sendschreiben von der Zuläßigkeit der Satyre behandelt nochmals das in der Vorrede besprochene Thema in ebenso ernsthafter Weise. Die Abhandlung von der Unterweisung der Jugend ist nicht satyrisch, sondern pädagogisch. Eine Todtenliste von Nikolaus Klimen, Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, enthält eine Reihe komisch-satyrischer Lebensbeschreibungen. In dem Schreiben des Gratulanten an den Autor bittet dieser denselben, aus Schriftstellerkollegialität ihn seinen Lesern zu empfehlen, und fügt einen Preis-Courant schon fertiger Gedichte bei. Der Autor schlägt eine reiche Heirath vor.

Der zweite Band beginnt mit einem gereimten „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind," worin scherzhaft deren gespottet wird, denen man ihre ganze Poesie nimmt, wenn man ihnen die Reime nimmt. Der „Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen" enthält den Gedanken, daß die Seele sich auch nach dem Tode am liebsten damit beschäftige, was sie im Leben getrieben. Der ganze Aufsatz ist in seiner sehr heitern Laune höchst ergötzlich, um so mehr, als er sich einige Male zur individuellen

Satyre erhebt. Die Stelle über Burmann haben wir schon eben angegeben: auch der Ketzerriecher Jerieu bekommt bei der Gelegenheit sein Theil. II. S. 16. Auch die Modephilosophie seiner Zeit von der besten Welt und dem zureichenden Grund fertigt er ab, S. 10, und gibt den deutschen Pilologen und den Philologen überhaupt einen Seitenhieb, S. 49—50, indem er bemerkt, wie Cicero's Seele, die er antrifft, wohl Ursache gehabt habe, traurig zu sein, weil „man ihn — den unerbittlichen Händen eines Geschlechts Preis gegeben, welches unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und wenn es hoch kömmt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht." Sehr ergötzlich ist nun auch der Aufzug, wo eine Gesellschaft Philologen Cicero eine Ausgabe seiner eigenen opera omnia als Ehrengeschenk überreicht; der Anführer beginnt seine Rede mit dem berühmten Anfang der Rede pro Archia: Omnino, si quid est in me ingenii, quod sentio quam sit exiquum, und diese Worte, schon an sich die geistlose Nachbeterei verhöhnend, wirken um so komischer, als der Redner gleich mit diesen ominösen Worten, „durch die unumstößliche Wahrheit" getroffen, stehen bleibt. Cicero fragt ganz ruhig, was das für eine Sprache sei, und als der Redner endlich fertig geworden, läßt er ihn mit einem zweideutigen cura, ut valeas stehen. Allein die Krone dieses Stücks und des ganzen Bandes ist eine Stelle, S. 29—36, in welcher, wenn ich mich nicht ganz irre, Gottsched gegeißelt wird. Der Autor trifft nämlich im Schattenreich einen „Charlatan des guten Geschmacks," der auch durch Vorhaltung von Spiegeln nicht von der Idee abgebracht werden kann, daß er der schönste Charlatan sei, sondern die Spiegel immer mit einem Knittel, „Beweis" genannt, zertrümmert. Seine Bude ist mit Schnitzwerken reich ausgeziert, die aus Griechenland und Rom, London und Paris zusammengestohlen sind, die er aber für eigne Arbeit ausgibt. Die übrigen Theile seines Theaters sind von ihm selbst plump genug zusammengezimmert, und das Ganze schien so baufällig, daß es von verschiedenen Personen, welche seine Livree trugen, gestützt werden mußte. Seine Pillen pries er als Universalmittel des guten Geschmacks und betete das Götzenbild eines Frauenzimmers an (Frau Gottschedin). Doch wozu weiter excerpiren: man muß die Stelle selbst nachschlagen, um das mit jedem Worte Treffende der Satyre einzusehen; auch zweifele ich keinen Augenblick, daß meine Deutung die richtige ist, denn es wäre in der That überraschend, wenn Rabener eine allgemeine Satyre beabsichtigt hätte, und die nun so

genau auf diese Individualitäten paßte. Doch ist das auch um deswillen nicht gut denkbar, weil in diesem Fall die weitläuftige Schilderung des aufgeblasenen, tintenfaßbewaffneten Götzenbilds ganz unverständlich wäre. Die Abhandlung von den Buchdruckerstöcken ist ziemlich unbedeutend, und enthält nur als Merkwürdiges etwa eine Probe von dialektischem Tiefsinn oder Unsinn damaliger Zeit. Hinkma's Noten ohne Text stellen die Noten als viel wichtiger als den Text hin, und enthalten in diesem Sinn einen Mischmasch von Noten zu einem noch zu schreibenden Text. Der Versuch eines deutschen Wörterbuchs und der nachfolgende Beitrag dazu sucht darzuthun, daß man nicht jedes deutsche Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen dürfe, und also unter einem ewigen Frieden z. B. einen solchen zu verstehen habe, nicht der ewig dauert, sondern der so lange dauert als er Vortheil bringt. Die geheime Nachricht von Swift's letztem Willen theilt uns mit, daß der berühmte Humorist ein moralisches Narrenhaus gestiftet habe, und beschreibt uns die Personen, die hineinkommen sollen. Die Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicill desavouirt aber eine anderweitig erschienene Namennennung. Den Schluß macht ein rechtliches Informat, welches mit affektirt juristischer Pedanterie entscheidet, daß ein Poet zur Kopfsteuer nicht zu ziehen sei. Ein unbedeutendes Machwerk.

In der Vorrede zum III. Theil spricht Rabener von dem Ueberhandnehmen der Briefliteratur, wobei er freilich zu rügen findet, wie sehr oft man diese Form mißbrauche, indem man über jede beliebige Abhandlung: Hochedelgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr und vornehmer Gönner! setze und damit der Briefform Genüge geleistet zu haben glaube. Er selbst habe dem Publikum satyrische Briefe zu übergeben, deren Entstehung er so angibt: „Ich habe," sagt er, „gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen oder Lasterhaften der Menschen gemacht. Diese Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Lesern durch Abwechslung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder diesen Briefen die Gestalt einer zusammenhängenden Geschichte gegeben." Auch hier versichert er wieder ausdrücklich, sich wohl gehütet zu haben, weder den Wohlstand zu verletzen, noch jemand persönlich zu beleidigen. Zu dieser possirlichen Aengstlichkeit paßt die keineswegs ironisch gemeinte Bemerkung vortrefflich, daß er, eben weil die Briefe erdichtet seien, „in Ansehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, sorgsam zu sein." Denn für

das wirkliche Leben ist er der Meinung, daß „diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläufige und prächtige Titel zu fordern, auch allein das Recht haben, sich davon loszusagen:“ obgleich er für seine Person das Lächerliche dieser Titulaturen vollkommen einsieht. Der vorherrschende Endzweck der Belehrung ergibt sich auch aus der Einrichtung der satyrischen Briefe selbst. Immer gehören mehrere Briefe zusammen, in welchen irgend eine „lächerliche oder lasterhafte“ Seite der damaligen Menschheit oder vielmehr der damaligen Deutschen gegeißelt wird. Jeder dieser Gruppen, in welche diese Briefsammlung zerfällt, ist aber eine kurze Abhandlung vorausgeschickt, welche bald satyrisch, bald auch im ernsten und abhandelnden Ton den in den Briefen vorgeführten Fehler, seine Entstehung, seine Heilung 2c. bespricht. Diese Abhandlungen sind gleichsam die Moral der in den dann folgenden Briefen gebotenen Erzählung, und diese letzteren sind da, um erstere zu veranschaulichen. Das ist jene „alte Prosa, die alles so ehrlich heraussagt, was sie denkt und gedacht, auch, was der Leser sich denkt.“ Denn in der That würde ein neuerer Schriftsteller schwerlich sich einfallen lassen, den in der Satyre gar nicht versteckten Sinn vorher ausdrücklich noch anzugeben. Ich sehe darin wieder das Bestreben, nicht in dem Lichte zu erscheinen, als ob man das folgende ernstlich meinte: freilich ein für das Publikum ziemlich beleidigendes Bestreben! So beginnt die Briefsammlung mit einer kurzen Darlegung der Schwierigkeit, der Verdienstlichkeit und des Erfreulichen der Erziehung. Diese Darlegung schließt Rabener mit den Worten: „Damit ich nicht das Geringste verabsäume, meinen Satz deutlich und begreiflich zu machen, so will ich ein paar Briefe einrücken, welche dasjenige näher beweisen werden, was ich hier, vielleicht ein wenig zu ernsthaft, voraus erinnert habe.“ Darauf folgen dann zunächst jene Briefe über Erziehung, in welchen ein Edelmann alten Schlages von einem Professor einen Informator verlangt, die Eigenschaften, welche erforderlich seien, angibt und in dem Antwortschreiben des Professors ein Verzeichniß der Candidaten erhält, die sich gemeldet haben, nebst ihren Qualitäten, Forderungen 2c. Diese Briefe erscheinen mir vorzüglich und die besten in der ganzen Sammlung; denn sie enthalten gute Charaktere, significante Zeichnung und eine Fülle von einzelnen eben so wahren als komischen Zügen. Nur manchmal fällt die Satyre aus der Rolle und zerstört die Illusion durch ein plumpes Dareinschlagen. Wie ist es z. B. denkbar, daß der demüthige Professor, der durch

seine Candidatenprokuratur seinem ältesten Sohn ein Stipendium zu erwerben denkt, so mit der Thüre ins Haus fallen sollte: „Seine (des Hofmeisters) Forderungen sind ungeheuer und Ew. Excellenz sind viel zu gescheid, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hohen Ahnherrn so vieles Geld wegwerfen und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtschaffene Kinder." Dennoch kann sich von allen folgenden Briefgruppen höchstens noch die mit der eben angeführten messen, wo die verschiedenen Schleichwege geschildert werden, durch welche man „zum geistlichen Schafstalle" gelangen könne. Daß auch diese Partie nicht ohne feine psychologische und komische Züge ist, dafür ist der beste Beweis der Umstand, daß ein für das wahrhaft Komische mit so feinem Sinn begabter Mann wie Kotzebue aus diesen Briefen das Motiv zu seinem Lustspiel der gerade Weg der beste nahm. Die folgenden Satyren treffen Schulmeister, Pedanten, bestechliche Richter und andere Beamte, Steuereinnehmer, Hofschranzen, alte Spröden, unpassende Heirathen (wobei beiläufig auch vor Heirathen zwischen Adeligen und Bürgerlichen gewarnt*) wird und Schuldenmacher. Hatte ihm seine amtliche Stellung Menschenkenntniß verschafft, so hinderte ihn doch in vielen Fällen seine natürliche Aengstlichkeit, die Schläge direkt dahin zu richten, wohin er sie gerichtet haben möchte: er schlägt den Sack und meint den Esel. So sind bei ihm die Blutsauger, welche die Bauern zu Grunde richten, nicht die Edelleute, sondern die Rentbeamten, die sie anstellen und vor denen der Satyriker die Gutsbesitzer selbst warnen zu wollen scheint. So ist der leichtsinnige Schuldner, ein Herr von altem Adel, im Grund eine kreuzbrave Seele und wir kommen gar nicht zum Zorn oder Lachen über seinen Leichtsinn vor lauter Bedauern, daß es einem so grundehrlichen Mann so an den Kragen geht. Dagegen gibt ein Advokat „dem ehrlichen Bankerutier" abscheuliche Rathschläge, die von diesem mit Indignation verworfen werden. Wäre es ein bürgerlicher Schuldenmacher, so wäre er gewiß als ein perfekter Schurke dargestellt.

---

*) Der Verfasser sagt darüber in der abhandelnden Einleitung: „Seine (des Bürgerlichen adelige) Frau muß sehr vernünftig sein, wenn ihr nicht von Zeit zu Zeit der Rang ihrer Vorfahren und der demüthigende Gedanke einfallen soll, daß die Vorwürfe ihrer Verwandten begründet sind." Th. II. S. 371. IV. 316 spricht er von der hohen Ehre der Erhebung in den Adelstand.

Aeußerst störend und alle Illusion vernichtend sind die ewigen Einleitungen, welche jeder neuen Gruppe voranstehen. Rabener selbst fühlte das. „Sagt man ihm (dem Leser)," spricht er, „dasjenige zu zeitig, was er selbst entdecken sollte, so fällt das Unerwartete und eben dadurch der größte Theil der Annehmlichkeit weg." Er schickte sie dennoch voraus, damit man ihn nicht im Verdacht habe, „daß seine Satyre persönlich sei." Th. III. S. 148—148.

Dem 4. Band ist wieder eine Vorrede vorausgeschickt, deren Hauptinhalt wieder das Bestreben ausfüllt, seine Satyre als eine nicht persönliche erscheinen zu lassen. Er geht darin so weit, daß er ausruft IV. S. 5: „Wie sorgfältig muß ich meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen!" Das also, was eben allein der Satyre Halt, Leben und Wahrheit gibt, scheint Rabener am sorgfältigsten zu fliehen; doch ist es damit nicht zu ernstlich gemeint und manche Zeichnung nach dem Leben tritt uns entgegen, wenn es auch die Absicht des Verfassers keineswegs ist, Individuen zu zeichnen. Die genaue Charakterisirung der Stände wird zu einem individuellen Charakter und in dieser Charakterzeichnung ganzer Stände dreht sich eigentlich die Satyre Rabeners. Für diese Zahmheit gibt er einmal den Grund an, daß ihm der Verdacht der persönlichen Satyre in seinem „gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich sein" müsse (IV. S. 8.). Aber stichhaltiger sind andere Aussprüche, die leider noch heute ihre volle Anwendung finden: „In Deutschland," sagt er, „mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören und schweigen oder sich bessern muß." Es ist wahr: nos, dico aperte, nos desumus. Nur manchmal wagt es Rabener, das Kind beim Namen zu nennen, aber auch hier nur im Allgemeinen wie wenn er (IV. S. 41, 42, 193.) die Plumpheit und Grobheit der Niederländer geißelt oder (IV. 196.) die Bemerkung macht, daß bei der gedankenlosen Einförmigkeit des Müßiggangs ein Engländer sich hängen würde, ein gelassener Deutscher aber fett würde. Ja in der Behandlung des Sprichworts: Ehrlich währt am längsten, schwingt er sich sogar zu ein paar Worten über die Censur auf; aber er ist nicht satyrisch darüber, beileibe nicht, es dient ihm dieselbe blos zu einer Art von Aposiopese, indem er angibt, daß ihm hier eine herrliche Stelle durch die Censur gestrichen sei. Der Culminationspunkt dieser Bemerkung ist: „Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle

Bücher muß censiren lassen (IV. 102.)." Weit über die Hälfte dieses Bandes füllt Anton's Pansa von Mancha Abhandlung von den Sprichwörtern. Die beiden ersten: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand (IV. 47—66.) und Kleider machen Leute (IV. 67—77.) haben einen ironischen Sinn und werden in dieser Weise ausgeführt. Ehrlich währt am längsten enthält die ironische Lehre, daß nur Niemand seine Schlechtigkeit zugestehen solle, so lange sei er ehrlich (IV. 78—118). Das Sprichwort alte Liebe rostet nicht (IV. 119—140.) wird durch eine ziemlich langweilige und eine kürzere Geschichte versinnlicht. Auf ähnliche Weise behandelt Rabener in den Abhandlungen über: Jung gewohnt, alt gethan (IV. 156—218.), Eine Hand wäscht die andere (IV. 141—155.), Gut macht Muth (IV. 219—230.), Ehen werden im Himmel geschlossen (IV. 230—277.) den darin liegenden Sinn meist ironisch und es scheint mir sehr unrecht, diese ironische Weise mit Gervinus als eine Verdrehung zu bezeichnen. Das Sprichwort Gedanken sind zollfrei (IV. 278—414.) gibt Rabener zu einem Scherz Veranlassung, der originell wäre, wenn er nicht etwas Aehnliches schon in den satyrischen Briefen bei Verlosung der alten Spröden (III. S. 266 ff.) vorgeschlagen hätte. Doch auch so ist der Einfall noch witzig genug, von allerlei Klassen der Gesellschaft eine Gedankensteuer zu erheben und sie verschiedenen geistesbankerotten Menschen zuzuwenden, damit sie nicht nöthig haben, ihren armseligen Geist zu sehr zu strapaziren. Leider sind unter diesen letztern auch die Patrioten, von denen er nicht verächtlich genug sprechen kann. Bei diesen Leuten, die mit der Regierung unzufrieden sind, findet er einen wahren Mischmasch von Hochmuth, Neid, Vaterlandsliebe (also doch!) und von Hunger. „Sie sollen satt werden und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden (IV. S. 291.)." Da die Religionsverächter aus demselben Grund bedacht werden, so erinnert das fast an die famose Stelle in dem Separatvotum Marheineke's über Bruno Bauer. Diese Patrioten, meint er weiter unten (IV. S. 390.), „überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser als sie einsehen muß, was zum Besten des Staats erfordert wird." Für diese Servilität entschädigt reichlich die witzige Taxation der Dichter oder vielmehr der dichterischen Modeausdrücke, deren jeder durch eine Buße an die Gedankenzollkasse bezahlt werden muß. „Ein Gott kostet durch die Bank 1 Stüber. Aber Apollo geht umsonst mit darein. Liebesgötter und Grazien werden in dem Preise bezahlt, wie die Götter über-

haupt. Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es 1 Fettmännchen rc. (IV. S. 338 ff.)" — IV. S. 403—407 wird die Satyre gegen die Schönpflästerchen gerichtet, ein Fall, wo es einmal recht deutlich wird, daß man sich in die Zeit versetzen muß, um Rabener nicht der Pedanterei und des Zopfs zu beschuldigen. Er hat einen Zopf, aber die ganze Zeit, in der er lebte, über und für die er schrieb, mit ihm. Endlich benutzt er dieses Sprichwort auch, um (IV. 364 ff.) sich einen Pasquillanten gegenüberzustellen und den Unterschied aufzuzeigen. Die ganze Abhandlung ist übrigens so geschrieben, als sei ein Urenkel Sancho Pansa's des berühmten Sprichwörterhelden, der Verfasser, der sie dem verewigten Esel seines Urelternvaters als seinem Mäcenas dedicirt und den Stachel dieses Scherzes fühlen läßt (IV. S. 23.). „Bin ich etwa der erste, der dieses thut." Es folgt sodann: „Daß die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Thorheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre. Eine Abhandlung, welche den von der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn aufgesetzten Preis gewiß erhalten wird." Diese Akademie hatte nämlich die Preisfrage gestellt: La médisance est-elle autant l'effet de l'orgueil que de la malignité? und Rabener sucht nun zu zeigen, daß weil die Medisance zur Menschenkenntniß und Selbsterkenntniß führe, sie wohl als ein Effekt der Menschenliebe anzusehen sei. Indessen muß man gestehen, daß diese Abhandlung eine der schwächsten Arbeiten ist, die wir von Rabener haben. Der Witz ist gezwungen und der Gedanke zu parador, als daß er auch nur wahrscheinlich gemacht werden könnte. Nicht übel ersonnen ist die Ausstaffirung mit einer Menge möglichst unpassender und gelehrter Citate und es ist die schönste Verspottung der unnöthigen Citatengelehrsamkeit, wenn z. B. S. 458 eine solche Bemerkung lautet: „Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem ספר־המצות sagt hiervon nicht ein Wort." In gleicher Weise macht er S. 419 die deutsche Folianten- und Quartanten-Gelehrsamkeit lächerlich. Es folgt nun das Mährchen vom 1. April in 3 Büchern. Das erste Buch enthält die Geschichte eines Prinzen, der immer beinahe dieses oder jenes Glück erhalten hätte, von dem eigentlichen Genuß aber durch einen boshaften Zauberer immer abgehalten wird. Ich gestehe offenherzig, daß mir diese Geschichte ziemlich lahm vorkommt, und hätten wir es mit einem weniger zahmen Schriftsteller zu thun als gerade mit Rabener so würde ich nicht anstehen unter dem Prinzen T'Siamma (so

heißt der unglückliche immer in den April Geschickte) irgend eine beißende Allegorie versteckt zu glauben. Das 2. Buch enthält 7 mal 7 Wahrsagungen vom ersten April. War man bei dem Mährchen versucht, irgend einen versteckten Sinn zu suchen, um nur etwas Piquantes zu haben, so enthält das 1. Buch 49 Fälle, wo die Menschen durch ihre eigenen Gedanken in den April geschickt werden, in so bitterem Ernst, daß das Motto aus Martial: Ride si sapis vollständig Lügen gestraft wird. Der einzige Witz besteht darin, daß unter jede der 49 Wahrsagungen (der Schriftsteller sagt nämlich voraus, inwiefern und wie sehr dieser oder jener Mensch sich bei dem Gedanken, den er eben hat, irren werde) einige Buchstaben gesetzt sind, welche den Namen der Person verrathen sollen, die gemeint sei, z. B.: das ist meine Nachbarin die kostbare A..., „oder:“ der süße Herr S..., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markt zugeht.“ Diese Satyre gegen die Menschen, welche immer nach bestimmten Personen als Originalien für die in den Satyren gezeichneten Charaktere suchen, ist doch wirklich fast kindisch. Der Inhalt dieser Wahrsagungen von Leuten, welche ihre Einbildung in den April schickt, erinnert mich lebhaft an ein altes Buch, welches ich besitze: Francisci Petrarchae Trostspiegels künstliche Figuren. In dieser Sammlung von Kupferstichen sind lauter glückliche menschliche Zustände dargestellt: über dem Bilde steht dann z. B. Meine ahngenomene und stiefſöhne seynd mir wohlgerathen und seynd frommes, trewes und ehrlicheswesens. Unter dem Bild:

Stiefſöhn und ahngenomne kindt,
Wiewohl sie offt gerathen sindt,
So machen sie doch etwan klag,
Ist besser der ihr grathen mag

und das latein. Distichon:

Privignos et adoptatos licet esse probatos,
Est tamen hic multo tutius ut caveas.

Einen ähnlichen Inhalt haben alle übrigen Bilder und wie dieses Wegwerfen alles irdischen Glückes aus einer misanthropen Moral und Religiosität hervorgegangen ist, so macht auch Rabener's Unglücksprophezeihung einen schlechten Eindruck. Diesen kann auch das 3. Buch, welches den Schlüssel zu den 7 mal 7 Wahrsagungen enthält, nicht ganz verwischen. Der Spaß beisteht nämlich darin, daß gezeigt wird, daß die in den Anmerkungen

zu den Wahrsagungen gegebenen Anfangsbuchstaben nichts sind, als die Buchstaben in der Reihenfolge aus den Versen des Persius:

Ut nemo in sese tentat discendere, nemo,
At praecedenti spectatur mantica tergo.

Kräftiger ist der Schluß des Bandes in der Abbitte und Erklärung, unter welcher Form alle die Klassen und Stände, die der Satyre Rabener's überhaupt zur Zielscheibe gedient haben, noch einmal durchgehechelt werden, freilich in einer ziemlich derben und handgreiflichen Ironie. Nur noch auf zweierlei möchte ich aufmerksam machen. Die Satyre gegen die Goldmacherkunst S. 551 ff. 601 stellt uns, wie oben die gegen die Schönheitspflästerchen, auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Zeit und des Satyrenschreibers. Merkwürdig scheint mir ferner S. 574. die Zeichnung eines Deutschthümlers, eines Geschlechtes, dessen Genealogie also weit hinaufgeht.

Dies ist der Inhalt der Rabener'schen Schriften. Ergibt sich hieraus für den Leser, der uns wohlwollend gefolgt ist, die Ueberzeugung, daß Rabener zwar kein epochemachender Genius, aber ein witziger Kopf, zwar kein großer Satyriker, aber groß im Belauschen kleiner Thorheiten gewesen: so mag er mit uns bedauern, daß Rabener sich den kostbaren Stoff zur Satyre, welchen er in den damaligen politischen Zuständen seines nächsten Vaterlandes hätte finden können, entgehen ließ und auch die socialen Verhältnisse nur durch einzelne Streiflichter beleuchtete. Aber wir hoffen, durch einzelne Züge, die wir hervorhoben, gezeigt zu haben, daß die Mühe auch jetzt nicht ganz verloren ist, welche man den Rabener'schen Schriften zuwenden möchte. Erwähnen wir endlich noch die etwas breite, aber reine und korrekte Sprache Rabener's, so wollen wir damit auf einen ihm eigenthümlichen nicht unbedeutenden Vorzug hingewiesen haben. Ja wir haben ihm sogar die Ehre einer Entdeckung zu vindiciren. Das Wort Vorwürfe nämlich, welches Lessing zuerst in der Bedeutung proposita, Aufgaben gebraucht haben soll, findet sich schon in demselben Sinn bei Rabener Th. II. S. 46. So mögen denn diese Blätter versuchen, ob sie im Stande sind, zu einer etwas höhern Schätzung des bis jetzt unverdient verachteten Satyrikers beizutragen.

Hildburghausen.

Dr. Henneberger.

Zum näheren Verständniß der Fremdwörter.

Daß wir in unserer neueren deutschen Sprache noch ein Uebermaß von Fremdwörtern haben, läßt sich nicht leugnen. Wer daran zweifeln wollte, dürfte nur unsere Zeitungen, unsere s. g. publicistischen und philosophischen Schriftsteller, oder unsere „Fremdwörterbücher“ nachsehen. In letzteren ist jedoch manches Wort als fremd angeführt, daß in seiner Wurzel deutsch ist. Mehrere solcher vermeintlichen Fremdlinge sind aus Deutschland in die Fremde, besonders nach Frankreich gewandert und dann in veränderter Aussprache und Schreibung zu uns zurückgekommen. In nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, mehrere der Art (auch einige andere, von den Unkundigen meist falsch verstandene) zu erklären.

Bresche, bei Stieler (in seinem Wörterbuch vom Jahre 1691) auch Preße, der Bruch in einer Mauer oder in einem Walle, ist in der Aussprache und Schreibweise dem französischen brêche genähert, stammt aber aus dem deutschen brechen, goth. brikan, althochd. brëchan, mittelhochd. brëchen. Davon mittelhochd. brëche das Instrument, womit man den Flachsstengel bricht; das Instrument, wodurch das Eis gebrochen wird; auch eine Vorrichtung, in welcher Strafbare der öffentlichen Beschämung ausgestellt wurden. Bresche hat mehr die passive Bedeutung das Gebrochene, während in Breche die aktive, das Brechende, vorwiegt. — Zu derselben Wurzel scheinen auch

Brocat (franz. brocard, ital. brocato, span. brocado, engl. brocade) ein mit Blumen gesticktes durchwirktes Zeug, und

Brockeln (franz. broques de choux, ital. broccoli) Kohlsprossen, Art Blumenkohl, zu gehören. Jenes hat den Sinn des Brechens, wie wir auch Durchbrochen gebrauchen von Zeugen, Stickereien u. s. w. Brockeln kommt zunächst von Brocken, dieses von Brechen. Goethe hat beide Wörter: Sie tragen

brocatene oder gestickte Westen (röm. Carneval); Broccoli Artischocken ꝛc. (ital. Reise).

Der **Kneif**, die **Kneife** = ein kurzes Messer, wird grade nicht für französisch gehalten. Das Wort heißt althochd. chnif (? nach Schmitthenner), angelſ. cnif, altnord. knifr und hnifr, engl. knife, schwed. knif, dän. kniv, mittelniederl. knive, languedoc. cannive (große Messer), franz. canif (Federmesser), mittellat. canipulus und canivus. Alle diese Formen sind wahrscheinlich verwandte und vocalische Nebenformen vom goth. hniupan = zerreißen, brechen, angelſ. hnipan = schneiden, haben also ein deutsches Wort zur Wurzel.

Fant = ein junger Mensch, wird gewöhnlich vom ital. fante für infante, lat. infans abgeleitet. Diefenbach (goth. Wörterbuch S. 415) ist nicht abgeneigt, darin eine Wurzelverwandtschaft mit Fuß, goth. fotus, altsächs., angelſ. fôt, altnord. fotr, dän. fod zu finden. Das Wort lautet althochd. fendo, aber auch fuozfendo = Fußgänger (fendeo = Menge); mittelhochd. vende = Fußgänger, Bauer im Schachspiel; angelſ. fêtha = Menge, fêthan = Fußgänger; mittelniederl. vent, vönnt, veyn = Bursche; dän. fiante, fante = Troßknecht. Vielleicht liegt diesen verschiedenen Wörtern eine gemeinschaftliche Wurzel zum Grunde?

Chemise ist in dieser Form franz. chemise, aus mittellat. camisia. Zum Grunde liegt das goth. hamôn = bekleiden, bedecken, davon althochd. hamo = Bedeckung, anglſ. hama = Haut, altnord. hamr, hamr = Haut, althochd. hemidi = Hemd, d. i. die Decke, das Schützende. Die Wurzel ham, him findet sich, wie es scheint, auch im griechischen *ἱμάτιον*.

Hanthieren, auch handthieren, hantthieren, hantiren, bei Goethe handieren (Campagne von Frankreich 30. Aug.) geschrieben, wird gewöhnlich vom franz. hanter (dieses aus altfranz. hanste, lat. hasta) abgeleitet, also mit der ursprünglichen Bedeutung mit der Lanze fechten. Schwenk führt isländ. handtiera, schwed. hantera, dän. hantere, niederſ. hanteren an. Goethe scheint an Hand (goth. handus, althochd., mittelhochd. hant) gedacht zu haben, von welchem Wort auch Handel, handeln gebildet sind. Im Sinne von Handel und handeln kommt auch schon frühe handieren und Handierung vor. (S. bair. Wörterbuch von Schmeller 2, 208 f.) Man läßt wohl besser das franz. hanter und das lat. hasta fahren, leitet mit Stieler und Schmeller das von Hand ab, und schreibt mit Goethe handiren, oder eigentlich und besser handieren.

Koffer (althochd. chovar führt Schmitthenner an) ist zunächst das franz. coffre. Zum Grunde liegt eine Wurzel cuph, koph (cap, cup?) mit der Bedeutung fassen, umschließen. Davon griech. *κόφινος* = Korb, Tragkorb, lat. cophinus, althochd. chôf(v)ina = Tragkorb, althochd. Koben und Kober (althochd. chopo, mittelhochd. kobe = Schweinstall); auch lat. capere, cupere?

Marschall, richtiger Marschalk (franz. maréchal, ital. mariscalco, span. mariscal, schwed. marahscalc, engl. marshal, althochd. marahscalh, marschal, mittelhochd. marschalc, marschalch) heißt zunächst Pferdediener und ist zusammengesetzt aus althochd. marah, mittelhochd. march und marc, celt. marca, griech. *μάρκα* = Mähre (im edlern Sinne) und Schalk, goth. skalks, althochd. scalh, mittelhochd. schalc, angelf. scëalc = Diener.

Ordal erklärt Kaltschmidt in seinem Fremdwörterbuche (Leipzig 1843) folgendermaßen: „Ordal, das, — lien, die (gr.) pl. Gottesurtheile, Unschulds-, Feuer- und Wasserproben (bei den alten Deutschen)." Daraus ist nicht viel Wahres zu lernen. Es ist unser Urtheil, althochd. urteil, urteili, urteila, mittelhochd. urteile, urteil, altsächs. urdêli, angels. ordâl (daraus lat. ordalium). Weil im Mittelalter ein Urtheil über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten durch eine besondere (Wasser-, Feuer-) Probe bewirkt wurde, so nannte man solche Prüfungen vorzugsweise Urtheile.

Rente, pl. Renten, in der frühern Sprache auch Ranten und Ränten weiset zunächst auf das franz. rente hin, von dem es jedoch nicht herkommt; vielmehr liegt beiden eine andere Wurzel zum Grunde, nämlich lat. reddere, woraus ital. rendere, althochd. rentôn = sagen, Rechenschaft geben, mittelhochd. renten = mit dem Ertrag von Grundstücken schalten und walten, altnord. renta = Gewinn bringen. Daher altnord., angels. renta, ital. rendita, span. renta = Zins, Gewinn, mittelhochd. rant, pl. rente = Einkünfte von Grundstücken.

Sergeant, bei Stieler Serschant, in gemeiner Aussprache Scherschant (franz. sergent, engl. sergeant, ital. sergente, span. portug. sargento) ist deutschen Ursprungs; das Wort ist, mit ausgestoßenem c (wie sollen, Schuld von goth. skulan, skulds; althochd. sculan, scult), das neuhochd. Scherge, althochd. scaro, scarjo, mittelhochd. scherge, scherige, scherig, ursprünglich Ehrentitel s. u. a. Schaarführer, Schaarhauptmann; dann Ausrichter höherer Befehle, Herold; sofort Frohn-, Gerichtsbote, Ausrichter richterlicher Befehle, dann niedriger Ausrichter peinlicher

Gerichtspflege; neuhochd. niederer vollstreckender Diener des Gerichts und der Polizei, besonders zur Vollstreckung von Strafen. Wie in Sergeant die ursprüngliche Bedeutung im edlern Sinne beibehalten, so ist sie in Scherge nach und nach ins Schlechtere verändert worden. Im gemeinen Leben gilt der Ausdruck für niedrig, in höherer Sprache für alterthümlich, auch mit edlerem Anstrich. So sagt z. B. Gordon, Commandant von Eger (Schiller, Wallensteins Tod 4, 2): Wir sind nur Schergen des Gesetzes.

Hadamar.

J. Kehrein.

Zur Beurtheilung des Chaucer.

In meiner Beurtheilung von Craik's history of English literature and learning (Blätter für literarische Unterhaltung 1846, 154—56) habe ich gegen Craik und Andere zu zeigen versucht, daß Chaucer wirklich italienisch verstanden haben muß, und daß er aus den großen italienischen Dichtern des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur Stoffe für seine Gedichte entlehnte, sondern häufig lange Stellen Wort für Wort übersetzte. Um Chaucer richtig würdigen zu können, muß man ihn auf seiner Studirstube belauschen, muß sehen, wie er den ganzen Bereich seiner Belesenheit aufbietet, um hier den Stoff, dort die Behandlungsweise, hier einzelne Bilder, dort ganze lange Schilderungen in seine Gedichte zu übertragen. Den Maßstab, den man in unserer Zeit an Dichter anlegt, kann man bei Chaucer so wenig brauchen, als bei Virgilius, der vor Chaucer nur das Eine voraus hat, daß er mit Entschiedenheit einem Vorbilde nachstrebt, während Chaucer mit ungewissem Geschmacke von den verschiedenartigsten Dichtern, von Virgilius und Ovidius, von Dante und Boccaccio zugleich zu borgen strebt. Ein freies Schaffen darf man kaum irgendwo bei ihm vermuthen; keine seiner Erzählungen ist von ihm selbst erfunden, und viele der schönsten Stellen in seinen Gedichten sind fast nichts als wörtliche Uebertragungen. Außer dem trefflichen Prologe zu den Canterbury-Erzählungen, Chaucer's unbestrittenem Eigenthum, wird wohl nur wenig diese Bezeichnung verdienen.

In dem Folgenden wollen wir diese Behauptungen zu erweisen suchen. Dabei werden wir in Chaucer einen Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit für seine Zeit kennen lernen; wir werden ihn gleichbewandert in den römischen Klassikern wie in den mittelitalienischen Schriftstellern, in den französischen wie in den italienischen Dichtungen finden. Er wird uns zugleich das Bild eines feinen, vielseitig gebildeten und gelehrten Hofmannes seiner Zeit geben, und einen neuen Beweis liefern, daß die Bildung

des vierzehnten Jahrhunderts keine so geringe, einseitige und unpraktische war, als man sich heut zu Tage noch so oft vorstellt.

Wir wenden uns zuerst zu den römischen Schriftstellern. Die Anzahl der römischen Schriftsteller, die wir in Chaucers Werken theils nur erwähnt, theils nachgeahmt finden, ist sehr groß. Was zuerst die Dichter anbetrifft, so stellt er im House of Fame III. 365—422 die ihm am Wichtigsten erscheinenden folgendermaßen zusammen:

Beisammen sah ich stehen dann,
Von denen ich bereits begann.
Auf einer Säul' aus Eisen gar,
Die ganz und gar bemalet war
Mit Tigerblut an jedem Ort,
Statius stand aus Tolosa dort,
Den sah man auf die Schulter heben
Den Namen und den Preis von Theben
Und auch den Ruhm des Achilles —
— Daselbst auf einer Säule stand,
Die ganz aus Eisenblech bestand,
Virgil, Poet aus Latium,
Der des Aeneas hohen Ruhm
Bewahret hat für lange Zeiten.
　Auf einer Kupfersäul' zur Seiten
Ovid, der Venus Sänger war,
Der hat verbreitet wunderbar
Des großen Liebesgottes Lob;
Und seinen Namen er erhob
Auf dieser Säulen bis zur Höhen
Als ich mit Augen konnte sehen.
　Auf einer Eisensäule da,
Die rauh geschmiedet war, ich sah
Den großen Dichter Dan Lucan,
Und sah auf seinen Schultern dann
So gut als ich nur mochte sehen
Den Ruf von Caesarn und Pompeen.
Bei ihm stand der Gelehrten Schwarm,
Die sang von Romas mächt'gem Arm;
Nennt' ihre Namen euch mein Sang,
Fürwahr es dau'rte allzulang.
　Auf einer Sulphursäule stand
Dabei, als wär er vom Verstand
Dan Claudian, der für gewiß
Den ganzen Ruhm der Hölle pries,
Des Pluto und der Proserpin',
Des dunkeln Hades Königinn.

Wir wollen zuerst bei diesen fünf Dichtern verweilen. Zunächst Virgilius. Er wird häufig von Chaucer erwähnt (z. B. l. T. 7161. Leg. Hom. 934. Leg, of Dido 1: House of Fame 449.). In der zweiten Stelle heißt es:

Dein Name sei geehret und gepriesen:
Virgil von Mantua! Du hast gewiesen
In der Aeneis wie Aeneas brach
Der Dido seinen Schwur; wie ichs vermag
Will deiner Leucht' ich folgen; in der Rührung
Und in dem Ton folg' ich Ovidens Führung.

d. h. den Stoff will er aus Virgilius entnehmen, Ton und Färbung aber dem Ovidius nachbilden. Die Erzählung schließt sich daher auch ziemlich eng an Virgilius, aber überall ist das Bestreben sichtbar, abzukürzen und zusammenzuziehen. Er sagt selbst:

Ich könnte folgen Wort für Wort Virgil,
Doch ließe mich das kommen nicht zum Ziel,

und in der That ist der Gang der Erzählung gegen Chaucers sonstige Gewohnheit rasch und lebhaft. Einige Proben des Verhältnisses beider Dichter zu einander mögen hier folgen. Man vergleiche zuerst Vers 265—88 bei Chaucer:

Die Dämmerung hob sich aus dem finstern Meer;
Die Königinn befiehlt der Diener Heer,
Daß sie für Netz' und scharfe Speere sorgen;
Denn jagen will die Königinn am Morgen;
So stachelt sie das neue freud'ge Leid.
Ihr ganzes Volk hält sich zu Roß bereit,
Und ihre Hunde sie nach Hofe bringen,
Und ringsum ihre jungen Ritter schwingen
Auf Rosse sich, die schnell sind, wie der Wind.
In Menge Damen auch versammelt sind.
Auf einem Roß, Papier an Weiße gleich,
Mit rothem Sattel, der gestickt ist reich,
Und goldnen Streifen, die sich hoch erheben
Sitzt, ganz mit Gold und Edelstein umgeben
Die Königinn, an Schönheit gleich dem Morgen,
Der Kranke heilet von der Nächte Sorgen.
Ihr Roß das flog wie Funken aus dem Kies
Und doch vom kleinen Draht sichs lenken ließ.
  Aeneas an Gestalt dem Phoebus gleicht;
Wie jener war geschmückt er frisch und leicht;
Den schäum'gen Zügel mit dem Goldgebiß
Er grade wie Apollo hängen ließ,

Und fort zur Jagd die edle Königinn reitet
Und überall Aeneas sie begleitet.
Des Wildes Herden findet man alsbald
Und vorwärts! rufen sie, frisch zu! halt! halt!
Warum kommt nicht ein Löw' und nicht ein Bär,
Daß ich ihn möcht' empfangen mit dem Speer;
So sagt das junge Volk und ein sie dringen,
Zu Falle sie die wilden Hirsche bringen.

mit Virgilius IV. 129 ff. (da ich die Vossische Uebersetzung nicht bei der Hand hab) gebe ich diese Stelle ebenfalls in eigener Uebertragung:

Aber Aurora war indessen entstiegen dem Meere
Aus dem Thore strömt hervor die erlesene Jugend,
Schling' und Netz in der Hand und eisenbeschlagene Speere
Dann die Massylischen Reiter und dann die witternden Hunde:
Noch verweilet im Zimmer die Königin; aber es warten
Draußen die Ersten der Puner; geschmückt mit Gold und mit Purpur
Steht ihr Roß und beißt vor Wuth in die schäumenden Zügel.
Endlich kommt sie hervor, umgeben von großem Geleite,
In Sidonisch Gewand mit gesticktem Saume gefüllet.
Ganz von Gold ist der Köcher, in Gold die Haare gewunden,
Und das purpurne Kleid von goldener Spange gehalten.
Auch die Phrygischen Reiter zugleich und der frohe Iolus
Kommen daher; der Schönste von Allen den Andern, Aeneas,
Stellt als Genossen sich dar, vereinigend beiderlei Schaaren,
Gleich dem Apollo, sobald er, verlassend Lyciens Fluren
Und den Xanthus, wieder besucht das heimische Delos,
Chör' anführt, wenn u. s. w.
Auf dem Cynthus schreitet er dann; die wogenden Haare
Schmückend mit zartem Laub und mit goldenem Bande sie flechtend.
An den Schultern rauschet der Köcher; nicht trägern Schrittes
Ging Aeneas einher und Würde strahlt aus dem Antlitz.
Als man erreichet die Berg', erreicht die unwegsame Wildbahn,
Siehe da stürzen im Sprung vom Gipfel des Berges die Gemsen
Nieder und fliehen ins Thal; von der andern Seite durchfliegen
Heerden von Hirschen das offene Feld in eilendem Laufe,
Staub aufwühlend im Fliehn und aus den Bergen sich ziehend.
Aber Askanius freut sich im Thal des feurigen Rosses,
Eilet vorüber im Lauf an Diesem bald und an Jenem;
Wünscht, daß ein schäumender Eber sich ihm statt des harmlosen Wildes
Darbiet', oder ein bräunlicher Löw' entsteige den Bergen.

Im Allgemeinen hält Chaucer sich streng an Virgil; am schnellsten weiß er mit den Reden fertig zu werden, die Virgil seinen Personen in den Mund legt. Die ersten Verse derselben finden wir gewöhnlich auch von Chaucer fast wörtlich wiedergegeben; dann

bricht er plötzlich ab und hängt wohl noch eine Entschuldigung an; daß die Reden zu lang wären, um sie wiederzugeben. So ist er z. B. gleich in der Unterredung zwischen Dido und Anna verfahren. Die ersten 6 Verse aus Dido's Rede:

Schwester Anna, ich werde von schrecklichen Träumen gepeinigt;
Ach daß der neue Gast zu unserm Wohnsitz gekommen,
So majestätischen Blicks, so stark an Muth und an Waffen!
Wahrlich ich glaub' und ich täusche mich nicht, er ist göttlichen Stammes.
Furcht verräth die entarteten Seelen; ach welches Verhängniß
Hat er geduldet! wie hat er vergangene Kriege geschildert.

hat auch Chaucer:

Was mag es sein doch, theure Schwester, sprich!
Das so in meinen Träumen ängstigt mich.
Der fremde Troer liegt im Sinne mir
Und traun, mich däucht, er ist der Männer Zier,
Und durch und durch so ganz und gar ein Mann,
Und obendrein er so viel Gutes kann.
In ihm ruht meine Lieb' und mein Glück!
Vernahmst aus seinem Mund du sein Geschick.

Darauf aber fügt er einen Schluß, der von Virgil abweicht:

Wofern du nicht dagegen sicherlich
Will ich mit diesem Mann vermählen mich;
Was sag' ich mehr; darauf geht all mein Streben.
Er kann den Tod, kann Leben auch mir geben.

Die Schwester Anna, setzt er kurz hinzu, habe ihr etwas widersprochen; ihre Unterredung sei aber viel zu lang gewesen, als daß er sie wiedererzählen könne. Bekanntlich erklärt Dido bei Virgil das Gegentheil von dem, was sie Chaucer sagen läßt, und Anna muß ihr noch zureden. Es ist übrigens vollkommen klar, daß die ganze Aenderung von Chaucer bloß der Kürze wegen vorgenommen ist.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Chaucer bei dieser Erzählung auch Ovid vor Augen hatte; natürlich konnte er aber bei seiner Abneigung vor langen Reden, wie sie in dieser Erzählung klar sich zeigt, nur wenig aus dem Heldenbriefe Ovids entnehmen. Der Schluß der Erzählung gehört jedoch dem Ovid an, und um nicht weiter unten bei Ovid wieder auf diese Erzählung zurückkommen zu müssen, wollen wir sogleich von ihm sprechen. Nachdem nämlich Chaucer den Tod der Dido berichtet hat, fügt er hinzu, sie habe vor ihrem Tode noch folgenden Brief geschrieben:

Gerade so, wie der milchweiße Schwan
Zu singen noch beginnt vor seinem Tod,
So will auch ich noch klagen meine Noth:
Nicht, daß ich glaubt' an deine Wiederkunft,
Vergebens wär's, so sagt mir die Vernunft,
Da friedlich gegen mich der Götter Sinn.
Doch da durch dich mein Ruf einmal dahin,
So mag umsonst auch diesen Brief ich schreiben,
Auch wenn er ohne Wirkung sollte bleiben.
Der Wind, der dein Schiff trieb ins Meer aufs Neue
Derselbe Wind blies weg auch deine Treue.
Doch wer den Brief zu kennen ganz begehrt
Der aus Ovid das Uebrige erfährt.

Wie Chaucer es mit der Rede der Dido aus Virgil gemacht hatte, so hier mit Ovids Heldenbriefe; nur die ersten vier Distichen hat er wiedergegeben:

So wenn das Schicksal ruft, auf feuchten Wiesen sich bettend,
Singet der glänzende Schwan, an dem Maeandrischen Strom
Nicht, daß ich hoffte dich noch durch meine Bitten zu rühren;
Nutzlos wäre mir dies, da mir zuwider der Gott.
Aber nachdem ich verloren einmal den rühmlichen Namen
Keuschen Leib und Geist, sei auch verloren ein Wort;
Aber es ist dein Entschluß zu verlassen die traurende Dido,
Segel und Treue führt fort ein und derselbige Wind.

Im „Hause des Ruhms Buch 1, V. 140—467 finden wir eine ungefähre Uebersicht des in der Aeneis" Erzählten; die Liebesgeschichte der Dido und des Aeneas muß Chaucer aus der ganzen Aeneis am meisten angesprochen haben; denn während fast Alles Andere nur kurz erzählt ist, wird er hier fast wieder eben so weitläufig, wie in der eben behandelten Erzählung. Auch vergißt er nicht, auf seine Legenden der guten Weiber hinzudeuten und eine gute Anzahl Frauen herzuzählen, die ebenso wie Dido von ihren Männern betrogen worden seien. Auch verweist er hier von Neuem auf seine beiden Vorbilder Virgil und Ovid. Ich will aus dem ganzen langen Berichte nur die ersten hundert Verse hersetzen, welche die Geschichte des Aeneas bis zu seiner Bekanntschaft mit Dido enthalten*):

---

*) Beiläufig sei hier bemerkt, daß Chaucer, wenn er Virgils Aeneis erwähnt, stets den Besitzfall gebraucht: Aeneidos House of fame v. 378 (rede Virgile in Aeneidos) oder Eneidos C. T. 15365 (as says us Aeneidos). Auf dieselbe Weise gebraucht er auch Metamorphoseos 1260

Auf einer Kupfertafel stand
Geschrieben daselbst an der Wand:
„Jetzt will ich singen, wenn ich kann,
Die Waffen und dazu den Mann,
Der sich zuerst aus Troja's Land
Hat nach Italien gewandt
Nach Schicksalsschluß; mit Noth und Gram
Er zu Lavinens Küste kam."
Darauf begannen die Geschichten,
Die ich Euch wieder will berichten.
    Troja zuerst zerstört ich sah
Durch Sinons arge Listen da.
Der sucht durch Meineid zu betrügen,
Mit falschem Schein und bösen Lügen
Bis in die Stadt das Roß man zog,
Das sie um alle Freud' betrög.
    Sodann ich da gemalet fand
Wie Ilions Burg ward sturmberannt,
Wie König Priamus mit Hohn
Nebst dem Polites seinem Sohn
Von Pyrrhus ward gebracht ums Leben.
    Die Venus sah ich auch daneben,
Als sie die Feste sah in Brand,
Sie nieder von dem Himmel rannt
Und trieb den Sohn zum Fliehen an;
Und wie er floh und so entrann
Dem Kriegsgewühl im schnellen Lauf,
Und wie er seinen Vater drauf
Anchises auf die Schulter nahm,
Und rief: O weh! vor bitterm Gram;
Und wie Anchises in der Hand
Die Götter trug von seinem Land,
So viel verschonet von den Flammen.
    Auch sah ich Alles das beisammen,
Wie Kreusa, Don Aeneas Weib,
Die er geliebt wie seinen Leib,
Mit ihrem Söhnchen Julus
Und auch mit dem Askanius
Entfloh mit trauervollem Muth,
Daß den, wer's hört, es jammern thut,
Wie sie in einen Wald gezogen
Und wo der Weg macht einen Bogen —

C. T. 4513, (Metamorphoseos note what I mene); im Court of love findet sich sogar die Form Metamorphosose. Auch das Buch der Richter findet sich unter dem Titel Judicum C. T. 14052.

Wie Kreusa ging verloren da.
Doch find' ich nicht, wie es geschah,
Wie er sie sucht und wie ihr Schatten
Vor Griechen hieß zu fliehn den Gatten
Und ihm verhieß: Italiens Land
Sei ihm vom Schicksal zuerkannt.
Ein Jammer war's zu hören dann,
Sobald zu zeigen sich begann
Ihr Geist, was ihre Worte waren,
Wie sie ihn bat, den Sohn zu wahren.
Sodann er dort gemalet war,
Nebst Vater und nebst Dienerschaar,
Wie er die Schiffe hat gewandt
Gerade nach Italiens Land,
So gerad' als sie nur mochten gehn.
Die harte Juno war zu sehn
(Die zum Gemahl den Zeus du hast),
Dein Leben lang hast Du gehaßt
Erbarmungslos der Troer Blut —
Wie sie da rann und schrie in Wuth
Zum Gott der Winde, Aeolus,
Daß rings herum er blasen möcht',
So laut, daß er ersäufen möcht,
So Herr und Dam', und Magd und Knecht,
Daß der Trojanervolk am Ende
Den Tod noch in den Wellen fände.
Und solcher Sturm darauf entstand,
Daß, wer's gemalt sah an der Wand,
Von Schauder ward erfüllt sofort.
Dann sah ich auch gemalet dort,
Wie Venus, du, du theure Dame,
In Thränen ganz vor lauterm Grame
Zum Jupiter ohn' Unterlaß
Gefleht, daß er des Aeneas
Des theuern Helden Schiff bewahr',
Da er dein Sohn doch einmal war.
Die Venus küßte Zeus darauf
Und alsbald hört das Stürmen auf.
Ich sah, wie sich der Sturm gelegt,
Und wie sich kummervoll bewegt,
Aeneas still hin an den Strand,
Der war in dem Karthagerland.
Er und ein Ritter, der mit Namen
Achates hieß, zusammen kamen
Mit Venus, die gekleidet war
In einen Anzug wunderbar,
Als wär' sie eine Jägerin.
Der Wind blies durch die Locken hin.

Wie drauf Aeneas seine Plagen,
Als er sie kannt', anfing zu klagen,
Wie theils versunken auf den Meeren
Die Schiffe, theils verloren wären.
Doch sie begann zu trösten ihn,
Hieß gehn ihn nach Karthago hin;
Wo finden würd' er seine Leute,
Die er geglaubt des Meeres Beute.
Daß schnell sei Alles abgemacht,
Aeneas so in Gunst gebracht,
Bei Dido, die in diesem Land
War Königin, daß sie zur Hand
Sein Liebchen ward und ihm gestatten,
Mocht, was die Frau erlaubt dem Gatten.
Was soll ich's deutlicher erzählen
Und mich im Wort zu malen quälen.
Denn von der Lieb' erzähl' ich nicht,
Weils an der Gabe mir gebricht.
Und wollt ich melden Euch die Art,
Wie ihr bekannt Aeneas ward,
Lang würde die Erzählung währen,
Auch werdet Ihr sie gern entbehren.

Warton history of the English poetry I. 361 bemerkt, daß die Dichter des Mittelalters an Virgils Einfachheit und Natur wenig Geschmack gefunden, und den schwülstigen Styl, die riesenmäßigen Bilder und die prächtige Sprache des Statius derselben vorgezogen hätten. Die eben gegebenen Beispiele und Chaucers auf S. 23. angeführter Ausspruch beweisen nun zwar hinlänglich, daß Chaucer Virgil hochschätzte und nachahmte. Aber dessenungeachtet ist Wartons Bemerkung sehr richtig, wie sich am deutlichsten zeigen wird, wenn wir zu Statius kommen. In geringerm Maßstabe wird sich dies schon bei Ovid zeigen, von dem wir jetzt zu reden haben.

Wir haben gesehen, wie Chaucer oben in der Einleitung zur Legende der Dido erklärte, er wolle der Leuchte des Virgil bei dieser Erzählung folgen; aber

„in der Rührung
Und in dem Ton folg' er Ovidens Führung."

Ich müßte mich sehr irren, wenn Chaucer mit diesen Worten nicht einen Unterschied in der Dichtungsweise des Virgil und des Ovid hätte andeuten wollen. Ist dies aber der Fall, so liegt der angedeutete Unterschied sicher nur darin, daß Ovid ein viel lebendigerer Maler der Leidenschaften, namentlich der Liebe und weit mehr

Rhetor ist, als Virgil; Eigenschaften, die ihm dem Mittelalter überhaupt sehr empfehlen mußten: Demnach gehört Ovid nicht bloß der Zeitfolge, sondern auch seiner Eigenthümlichkeit nach in die Mitte zwischen Virgil auf der einen und Lukan und Statius auf der andern Seite, bei denen das Rhetorische noch weit mehr vorherrschend ist.

Ovid, von Chaucer bald unter diesem Namen, bald unter dem Namen Naso unzählige Male angeführt, ist mehr als irgend ein anderer römischer Dichter von Chaucer benutzt worden. Die zahlreichen Liebesgeschichten, die sich in den Metamorphosen und den Heldenbriefen finden, gaben Chaucer Stoff zu mannigfachen Erzählungen, in denen er bald treu dem Ovid folgt, bald abkürzt, bald verlängert. Zudem stimmt Chaucer in seiner ganzen Geistesrichtung mehr mit Ovid als mit den andern römischen Dichtern zusammen; rhetorischer Prunk, leichter fließender Versbau ist beiden Dichtern eigen, wofern man nur in Anschlag bringt, wie holprig der Versbau bei Chaucers Vorgängern und selbst bei seinen nächsten Nachfolgern ist; beiden war die Liebe das Hauptthema (siehe Chaucers weiter unten angeführte Worte). Es ist nicht möglich, alle die zahlreichen Erzählungen, in denen Chaucer dem Ovid gefolgt ist, hieher zu setzen. Ich beschränke mich daher auf eine möglichst vollständige Angabe der entlehnten Stellen und werde nun die eine oder die andere derselben ganz oder theilweise hieher setzen.

I. In der Einleitung zu einem von Chaucers Jugendwerken, dem Tode der Herzogin Blanka (the deth of the dutchesse Blaunke) finden wir zuerst die Geschichte von Ceyx und Alcyone nach Ovid Met. XI. 411 ff. behandelt. Daß er diese Erzählung in der Jugend dichtete, sagt er selbst in der Einleitung zu des Advokaten Erzählung (C. T. V. 4467 ff.).

Doch Chaucer der zwar etwas lüderlich
Ist Vers' und Reim zu machen künstelich,
Hat Mähren viel, in Englisch, wie er's kann,
Von alter Zeit, das weiß gar mancher Mann.
Die er in einem Buche nicht erzählt,
In einem andern die gewiß nicht fehlt.
Geschichten hat von Lieb' er viel berichtet,
Mehr als Ovidius selbst hat gedichtet,
In den epistolis in alten Tagen. —
— Von Ceyx und Alcyone hat er
Als jung er war erzählt u. s. w.

Diese Erzählung Chaucers möge hier in ihrer ganzen Länge stehen:

So war die Mähr; ein König war
Der Ceyx hieß; dem war vermählt
Ein Weib, dem keine Tugend fehlt.
Ihr Name war Alcyone.
Nun traf es sich, daß über See
Der König Ceyx wollte fahren.
Um kurz zu sein, als sie nun waren
Auf offnem Meer, ein Sturm begann
So stark sich zu erheben dann:
Zusammen brach der Mast und sank,
Das Schiff zerbarst, das Volk ertrank;
Auch hat man weder Brett noch Mann
Gefunden von dem Schiff fortan.
So ließ der König seinen Leib.
    Ich komme nun zu seinem Weib.
Die Dame wundert sich zu Haus,
Daß ihr Gemahl so lang bleibt aus,
Denn lange Zeit war schon vergangen.
Alsbald begann ihr Herz zu bangen;
Ihr schien's je länger, desto mehr,
Als wenn die Sach' nicht richtig wär'.
So sehnt sie nach dem König sich;
Es ist in Wahrheit jämmerlich
Zu melden, wie erfüllt mit Schmerz
Und Angst des edlen Weibes Herz.
Denn zärtlich liebt sie den Gemahl,
Und ihn zu suchen sie befahl
In Ost und West, allein vergebens.
    Was ward ich theilhaft doch des Lebens,
Sprach sie; wofern mein Herr ist todt,
Will nie ich essen wieder Brod.
Bei meinem Gott, das thu' ich gern,
Erfahr' ich nichts von meinem Herrn.
    Dies nahm sie so sehr sich zu Herzen,
Daß ich, der dieses schrieb, von Schmerzen
Und Mitleid, als ihr Leid ich las,
So ganz durchdrungen wurde, daß
Mir übel war den ganzen Morgen,
Indem ich dacht' an ihre Sorgen.
Als jede Kunde nun entschwunden,
Kein Bote ihren Herrn gefunden,
Da fiel sie oft in Ohnmacht gar
Und ward verrückt bei einem Haar;
Auch wußte sie nur einen Rath
Und knieend sie die Juno bat,
Und weint, daß es ein Jammer war.

Ach gnädig du mit mir verfahr',
Du meine Herrin werth und lieb!
In dieser Noth mir Hülfe gib;
Laß baldigst meinen Herrn mich sehen
Und wissen, wie's ihm möge gehen,
Und wo er möge sich verweilen:
So will ich dir zu bringen eilen
Ein Opfer und dir mich ergeben
Mit Willen, Herz und Leib und Leben
Und willst du dieses nicht erfüllen,
So laß mir Schlaf die Sinn' umhüllen
Und zu mir nahn des Traums Gestalt,
Damit ich wissen möge bald,
Ob lebend oder todt mein Lord.
Sie hing das Haupt bei diesem Wort
Und fiel in Ohnmacht eisigkalt.
Die Zofe hob sie auf alsbald
Und nackend in das Bett sie bracht.
Dann überweint und überwacht
Fiel sie in Schlaf in kurzer Zeit,
Eh' sie es merkt, aus Mattigkeit.
Gehör hat Juno ihr geschenkt
Und hat sie bald in Schlaf versenkt.
Und es geschah, so wie sie bat;
Denn Juno flugs gerufen hat
Den Boten, daß zu Dienst er sei.
Der kam auch alsobald herbei,
Und darauf redet an sie ihn:
Geh, sprach sie, schnell zu Morpheus hin.
Du kennst den Gott des Schlafes gut;
So hör mich wohl, sei auf der Hut!
Heiß ihn in meinem Namen sich
Zum Meer begeben eiliglich,
Befiehl ihm, daß von seinem Ort
Er Seyr Leichnam trage fort,
Der blaß und ohne Farbe liegt.
Sag ihm, daß in den Leib er kriecht
Und zu Alcyonen geht hin,
Wo liegt allein die Königin.
Dort kürzlich er ihr zeigen mag,
Daß er ertrank an jenem Tag.
Auch soll er sprechen ganz und gar,
Wie es des Königs Weise war,
So lang er noch auf Erden hier.
Jetzt eile vorwärts, sag' ich dir.
Der Bot' eilt seines Wegs zu gehn,
Bleibt niemals unterweges stehn,
Bis er zum dunkeln Thal sich fand,

Das zwischen hohen Felsen stand.
Da wuchs Euch nimmer Korn noch Gras
Noch Baum, noch irgend sonst etwas,
Nicht Vieh, noch Mensch, noch andres Leben,
Nur ein'ge Quellen mocht' es geben,
Die springen aus den Klüften vor,
Und murmeln Schlafestön' im Chor.
Sie fließen nieder allzumal
Zur Höhl' im wundertiefen Thal,
Die unterm Fels gehölet war,
Wo lag im Schlaf der Götter Paar,
Morpheus, Eklyrigasteis dazu,
Der war der Sohn des Gotts der Ruh,
Und schlief und weitres that er nicht.
Die Höhle war ganz ohne Licht,
Schwarz wie der Höllenpfuhl; dazu
Sie konnten schnarchen ganz in Ruh,
Wetteifern wer am Besten schlief.
Der Bote kam in schnellem Gang
Heda! erwacht! erwacht! er rief;
Allein umsonst; ein Jeder schlief.
Wach' auf denn, rief er, du hier vorn!
Blies in das Ohr ihm mit dem Horn,
Und rief: Erwache! wunder laut
Empor der Gott des Schlafes schaut
Mit einem Aug'. Wer ruft, er fragt.
Ich bin es, drauf der Bote sagt;
Dich heißet Juno gehen fort
Und saget ihm dann Wort für Wort,
Wovon ich Euch schon gab Bericht.
Zu wiederholen brauch' ichs nicht.
Dann auf den Rückweg er sich macht.
Der Gott des Schlafs alsbald erwacht
Aus seinem Schlaf und gehet fort,
Und handelt nach des Boten Wort.
Er nimmt den todten Leichnam auf
Trägt zu Alcyonen im Lauf,
Ihn hin, da wo die Kön'ginn lag —
Es war drei Stunden wohl vor Tag —
An ihres Bettes Fuß er stand
Und sie bei ihrem Namen nannt.
Mein liebes Weib er zu ihr spricht,
Erwache, klage länger nicht.
Es hilft zu Nichts dir Gram und Noth;
Denn sicherlich schon bin ich todt.
Lebendig siehst du, theures Weib,
Mich nicht; bestatte meinen Leib
Zur Erd'; am Meeresstrande ist

Zu finden er zu dieser Frist.
Leb wohl dann, meines Lebens Glück!
Gott gebe Freuden dir zurück.
Die Freude kurz zu währen pflegt.
Indem die Augen auf sie schlägt,
Und schaute nichts; vor Gram und Sorgen
Starb sie schon an dem dritten Morgen.

Es kann nicht meine Absicht sein, die ganze 337 Verse lange Erzählung des Ovid hieher zu setzen; ich beschränke mich daher, die zur Vergleichung mit Chaucer wichtigsten Stellen in der Vossischen Uebersetzung auszuziehen.

V. 578. Dennoch pflegte sie mehr der Juno Tempel zu feiern.
Für den Gemahl, ach! naht sie, der nicht mehr war, den Altären:
Daß er gesund ihr bleib', und daß heimkehre der Gatte,
Fleht sie, und daß er keine der Frau vorziehe. Doch jener
Wurde von so viel Wünschen allein nur dieser gewähret.
Nicht mehr duldet die Göttin das Flehen für einen Gestorbnen;
Und um traurende Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, sagt sie, du treuste Verkünderin meines Befehles,
Eil' und besuche den Hof des schlummerbringenden Schlafes;
Daß er Träum' in Gestalt des abgeschiedenen Ceyx
Zur Halcyone sende, das wahre Geschick zu erzählen.
Juno sprachs; in Gewande von tausend Farben verhüllt sich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet sie nach dem Gebot, zu des Königes Felsenbehausung.
Nächst den Cymmeriern ist die lang eingehende Steinkluft.
Tief in den Berg, wo hauset der unbetriebsame Schlafgott.
Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder sich senkend
Phoebus mit Strahlen den Ort. Ein matt umdüsternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf; auch stört durch Bellen die Stille
Kein sorgfältiger Hund, noch die aufmerksamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige
Geben Geräusch, noch Rede, von menschlichen Zungen gewechselt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des Felsens
Rinnt ein lethäischer Bach, durch den mit leisem Gemurmel
Ueber die Kieselchen rauscht die sanft einschläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft sind wuchernde Blumen des Mohnes
Und unzählbare Kräuter, woraus sich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande besprenget.
Keine knarrende Thür auf umgedreheter Angel
Ist in dem ganzen Haus und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach ist ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze,
Dunsend von bräunlichem Flaum und mit bräunlicher Hülle bedecket,

Wo sich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder
Rings um jenen zerstreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luftigen Träume, so viel, als Aehren das Kornfeld
Als Laub träget der Wald, und gespületen Sand das Gestade. —
— Mit abgelegeten Schwingen,
Nimmt er des Ceyx Gestalt, und unter geähnlichter Bildung,
Todtenblaß, dem Entseeleten gleich, ohn' alle Gewande,
Steht er am Bette der armen Halcyone. Naß von der Welle
Scheinet der Bart und triefend das Haar des Gemahles zu rieseln.
Ueber das Lager geneigt, und in Wehmuth badend das Antlitz,
Saget er: Kennst du den Ceyx annoch, elendeste Gattin?
Oder verwandelte Tod die Gestalt mir? Schaue, du kennst mich.
Wenigstens findest du doch für den Mann den Schatten des Mannes
Nichts, ach! fruchteten mir, Halcyone, deine Gelübde.
Todt bin ich! Nicht schmeichle dir mehr mit meiner Erhaltung!
Auf dem Aegäischen Meer ergriff ein wolkiger Südwind
Unsere Bark' und warf sie in heftigem Sturm und zerbrach sie.
Meinen Mund, der umsonst den Namen Halcyone ausrief,
Füllte die salzige Flut. Nicht meldet dir als ein Verkünder
Wankenden Scheins, nicht hörst du die unstät flatternde Sage.
Ich Schiffbrüchiger selbst erzähle dir hier mein Verhängniß.
Auf denn, weihe mir Thränen und lege dir Trauergewand an.
Laß nicht unbeweint in des Tartarus Oede mich wandeln.

Die angeführten Stellen zeigen hinlänglich, wie frei Chaucer die Erzählung des Ovid behandelt und wie sehr er gestrebt hat, sie abzukürzen. Den ganzen letzten Theil der Erzählung des Ovid läßt er weg und verändert den Schluß, wie er denn überhaupt bei allen Erzählungen, die er aus den Verwandlungen entlehnt hat — ich nehme die Erzählung Ariadne aus — die Verwandlungen selbst wegläßt, worin er nicht zu tadeln sein möchte.

II. Die Legenden des Kupido oder der guten Weiber sind fast sämmtlich aus Ovid entlehnt:

1) Pyramus und Thisbe aus Metam. 4. 77. ff.

2) Hypsipyle und Medea. Diese Erzählung ist aus verschiedenen Quellen zusammengeschrieben, hauptsächlich aus dem 6. und 12. Heldenbriefe des Ovid „den Briefen der Hypsipyle und der Medea an Jason." Der Faden der Erzählung scheint jedoch theilweise aus einem lateinischen Schriftsteller des Mittelalters Guido de Columnis (dalle Colonne) entnommen zu sein, wenigstens sagt Chaucer V. 97 und 98. dieser Erzählung:

Und wenn auch Guido das erwähnet nicht
Davon Ovid doch in den Briefen spricht.

Auf diesen Geschichtschreiber des Troischen Krieges werde ich unten bei den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters zurückkommen. Die Erzählung von der Medea im 7. Buche der Metamorphosen ist nicht benutzt, auch bricht die Erzählung plötzlich ab, als der Dichter berichtet hat, daß Jason auch der Medea untreu geworden sei und sich mit einer dritten Frau vermählet habe. Es ist dies ganz natürlich, da es nur in Chaucers Plane lag, durch Beispiele zu zeigen, wie Frauen durch die Untreue ihrer Männer unglücklich geworden seien — denn diesen Inhalt hat der größte Theil der Legenden der guten Weiber —, nicht aber Medea's scheußliche Rachsucht darzustellen, wodurch sein Zweck, das Mitleid für die armen Weiber zu erregen, vereitelt worden wäre. Den Schluß der Erzählung bei Chaucer machen einige Stellen aus dem Briefe der Medea an Jason nach Ovid V. 13 — 18., woran der Dichter wie gewöhnlich noch die Hinweisung knüpft, das Uebrige sei bei Ovid zu finden.

3) Lukrezia von Rom, theils aus Ovid's Fasten III, 685. ff., theils aus Livius entnommen, wie der Dichter V. 4. seiner Erzählung selbst sagt. Doch hält er sich meist streng an Ovid, wie folgende Stelle beweisen mag:

Als er davon ging nach vollbrachter That
Die Dame stracks all' ihre Freunde bat,
Mann, Vater, Mutter, her zu ihr zu nahen,
Da mit gelösten Haaren sie sie sahen;
Gekleidet wie die Weiber jener Zeiten
Wenn zu dem Grab die Freunde sie geleiten,
Saß sie im Haus mit traur'gem Angesicht
Die Freunde fragen sie, was ihr gebricht,
Und wer gestorben sei; sie weinte fort;
Vor Scham konnt' sie vorbringen nicht ein Wort.
Ja selbst sie anzuschauen sie nicht wagt.
Doch endlich von Tarquin sie ihnen sagt,
Die traur'ge Kund' und fürchterliche Mähr'.
Das Leid zu schildern ganz unmöglich wär',
Das alle jetzt erheben im Verein;
Wenn auch ihr Herz gewesen wär' von Stein
Sie hätten müssen ihrer sich erbarmen;
So weiß war und treu das Herz der Armen.
Es solle nicht für ihre Schuld und Schmach
Ihr Gatte sein geschändet, drauf sie sprach.
Sie wolle solches nimmermehr ertragen.
Einstimmig alle darauf zu ihr sagen:
Ihr sei nach Recht und Billigkeit verziehen,
Wo sie der Schande konnte nicht entfliehen.

Und manches Beispiel stellten sie ihr auf;
Allein vergebens; sie erklärte drauf:
Und wenn Ihr alle mir vergebt, sie sprach:
Ich selbst vergebe mir nicht meine Schmach.
Ein Messer heimlich in die Brust sie stieß
Wodurch das Leben selbst sie sich entriß.
Und um sich schaut sie noch, indem sie fällt;
In Ordnung noch sie ihre Kleider hält,
Und noch im Fallen ist sie sorgenvoll
Daß kein Theil ihres Körpers bloß sein soll.

Bei Ovid lautet diese Stelle nach meiner Uebersetzung so:

Schon erhub sich der Tag; sie saß mit gelöseten Haaren
Wie beim Grabe des Sohns pfleget die Mutter zu gehn.
Und aus dem Lager läßt sie den alten Vater, den Gatten
Rufen und ohne Verzug eilet ein Jeder herbei.
Wie sie erblicken das Kleid, da fragen sie, was sich ereignet,
Wen ihr entrissen der Tod, was für ein Leid sie betraf.
Lang' sie im Schweigen verharrt, schamhaft mit dem Kleide das Antlitz
Bergend; ein quellender Bach fließen die Thränen dahin.
Und es trösten und bitten drauf sie Vater und Gatte,
Und sie gesteht; da erfüllt Jeden mit Thränen der Schreck.
Dreimal versucht sie zu sprechen; umsonst! Zum vierten Mal wagt sie's
Doch sie vermag vor Scham nicht zu erheben das Aug'.
Soll auch das uns Tarquinius bieten; wohlan denn, beginnt sie
Meine Schande sei Euch jetzt von mir selber bekannt.
Darauf erzählet sie, was sie vermag, sie endet mit Thränen
Und es errötheten da alle Matronen vor Scham.
Vater und Gatte verzeihen ihr gleich die erzwungene Schande;
Ihr verzeihet mir wohl, spricht sie, ich selber mir nicht.
Ohne Verzug mit verborgenem Messer durchbohrt sie die Brust sich,
Und vor des Vater Fuß sinket sie schwimmend im Blut!
Aber auch sterbend sorget sie noch mit Anstand zu fallen;
Selber im Fallen ist sie immer noch dafür besorgt.

4) Ariadne aus Ovid Metam. VIII. 175. ff. und dem 10. Heldenbriefe entlehnt. Der letztere wird auch am Schlusse angeführt. Doch scheint außerdem noch irgend ein anderer mir unbekannter Schriftsteller benutzt zu sein.

5) Philomele aus Metam. VI. 423 — 674.

6) Phyllis und Demophoon aus dem 2. Heldenbriefe.

7) Hypermnestra aus dem 14. Heldenbriefe.

III. Verschiedene größere und kleinere Stellen aus Ovid finden sich im House of fame nachgeahmt, so sind die Schilderungen des Tempels der Fama aus II. 205—344. und III. 820. ff. aus Metamorph. XII. 39. ff., zum Theil jedoch auch aus Virg.

Aen. IV. 173. die Luftreise, die der Dichter mit dem Adler macht, stimmt in vielen Einzelheiten mit Phaetons Fahrt überein, wie denn auch II. 431—48. Phaetons Schicksale kurz erzählt werden und andere Züge mehr.

IV. Viele einzelne kleinere Züge, die aus Ovid entlehnt sind, finden sich in verschiedenen Gedichten Chaucers, namentlich in Troilus und Cressida.

V. In der Einleitung zur Erzählung der Frau von Bath in den Canterbury-Erzählungen V. 6534. ff. finden wir endlich die Geschichte, wie Midas Eselsohren verrathen wurden nach Ovid Metam. XI. 180. ff. kurz erzählt, jedoch mit der Veränderung, daß nicht der Barbier, sondern Midas Gemahlin die Verrätherin ist. Ich will diese Stelle noch mittheilen:

Ovid hat uns erzählt nebst andern Sagen,
Wie König Midas unter langem Haar
Verborgen hielt der Eselsohren Paar,
Die er versteckt, so gut es anging nur,
Daß Niemand sah je davon eine Spur'.
Nicht einer wußt' es, außer seiner Frauen
Zu der er Liebe heget und Vertrauen.
Er bat sie, daß sie Niemand in der Welt
Erzähle, wie so sehr er sei entstellt.
Sie schwor ihm zu, sollt' sie die Welt gewinnen
Sie würde solche Schandthat nie beginnen,
Wodurch beschimpfet würd' des Mannes Nam';
Verschweigen würde sie's aus eigner Scham.
Indessen fühlte sie sich todeskrank,
Daß sie verschweigen sollte dies so lang.
Ihr schien's, daß ihr's so sehr am Herzen schwelle,
Als müßt' ein Wort entfahren auf der Stelle.
Und da sie's sagen durfte keinem Mann
Zu einem Sumpfe eilig hin sie rann,
Bis hin sie kam, wohin ihr Herz begehrt.
Wie die Rohrdommel unter's Wasser fährt
So biegt zum Wasser sie den Mund und spricht:
Verrathe du, o Wasser nur mich nicht
Mit deinem Rauschen! dir nur sei's gesagt:
Mit Eselsohren ist mein Herr geplagt.
Jetzt ist mein Herz gesund; es ist heraus
Denn länger hätt' ich's nicht gehalten aus.
Da mögt Ihr sehn, wenn's auch 'ne Zeitlang währt,
'S geht einmal nicht, heraus zum Mund es fährt.
Wer diese Mähr' zu hören ganz begehrt
Der les' Ovid, von ihm er's leicht erfährt.

Die Stelle bei Ovid lautet so:

Zwar verhehlt er die Schläfen, vom kränkelnden Schimpfe belastet,
Dicht sie umher einhüllend mit purpurfarbigem Turban:
Aber ein Dienstgenoß, dem das lange Haar zu beschneiden
Oblag, hatt' es gesehn. Der wagete weder der Unzier
Kühnen Verrath, wie sehr auch das Herz sich zu lüften begehrte;
Noch vermocht' er die Schau zu verheimlichen. Weg nun gewendet,
Gräbt er die Erd' und wie seltsam die Ohren des Herrn er geschauet
Meldet er leis' und vertraut dem gehöhleten Grund ein Geflister.
Wiederum mit der Erde der Stimm' Anzeige verscharrend
Geht er hinweg stillschweigend und läßt die verschüttete Grub.
Aber ein drängender Hain von zitternden Halmen des Rohres
Steiget empor; und sobald im vollendeten Jahr er gereifet
Klagt er den Ackerer an; denn jedes verscharrete Wörtchen
Zischelt es, rege vom Süd, des Königes Ohren verkündend.

Zu Anfang der pros. Erzählung Melibocus in den C. T. ist ebenfalls aus Ovids Remedie of love übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Dessau.

E. Fiedler.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in den fremden Sprachen nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und synthetischen Methoden. Von Dr. Mager. Zürich, 1846.

Was keine feste Form hat, ist machtlos und todt, wie die Elemente im Gegensatze zur organischen Schöpfung. So mußte der Unterricht eine feste Form gewinnen, sollte er wirken können. Aber die Geschichte des Unterrichts lehrt uns, wie diese Gestalt stets wechselte: auch der Unterricht war beständig ein anderer, wie Alles im Universum, und nach dem großen Gesetze des Universums. Die Stoffe formen sich um zu wirken, und schütteln die Form wieder ab, sobald die Wirkung vollbracht ist. Ein Beharren über diese Bedingung hinaus führt zur starren Form, die schlimmer ist als Tod, denn sie hindert das neue Leben, und die Natur hat Millionen von Werkzeugen in Bewegung, um diesem Uebel zu steuern. Aber wie das Werden unter Ringen geschieht, so das Vergehen unter Kampf. Niemals löſ't eine Konzentration — bewußte oder unbewußte — sich ohne Widerstand auf. Auch eine geistige nicht, oder grade sie am wenigsten, wiewohl sie nicht aus Adern und Muskeln und Knochen gebaut vor uns steht. Dennoch muß sie es, wie jede körperliche, wenn die Zeit mit ihren unzähligen neuen Bildungen längst an ihr vorübergegangen ist, und sie nur Platz einnimmt.

Aus dieser Weltanschauung wird Folgendes unmittelbar deutlich: Erstlich, daß die einmal bestehende Form auch des Unterrichts nicht eine unvergängliche sein kann und darf, und zweitens, daß Derjenige ein Mann seiner Zeit ist, welcher im Geiste derselben, nicht aus schnödem Egoismus, sondern im Dienste der Wahrheit

und Liebe, die alte Form in ihrer Nichtigkeit darzustellen und die Bildung einer neuen zu fördern unternimmt, oder gar auszuführen die Kraft und das Glück hat.

In diesem Sinne nenne ich die genetische Methode zeitgemäß, und ihre Träger, Herrn Dr. Mager an der Spitze, Männer der Spitze, Männer der Zeit. Auch glaube ich, damit scharf genug auf die Wichtigkeit dieser Erscheinung hingewiesen zu haben. Sie wird groß und stark werden, wenn sie durch Ungunst der Verhältnisse nicht etwa flüchtig vorübergeht, und daß sie es nicht thut, dazu helfe doch Jeder, der Kopf und Hände hat.

Was die genetische Methode nach Herrn Dr. Magers Aufstellung ist, erfahren wir aus obigem Werke; weniger aus dem Worte „genetisch," denn sie könnte ebensogut vernünftig, human, oder noch besser philosophisch heißen, nur daß die Leute diese Prädikate zu leicht verstehen oder mißverstehen. Auch klänge das Wort vernünftig zu praktisch, philosophisch zu unpraktisch, und human zweideutig; alle drei aber gefährlich. Darum war es wieder sehr zeitgemäß, die neue Methode genetisch zu nennen. Auch in diesem Sinne tödtet oft das Wort.

Der Verfasser sagt über die genetische Methode der Wissenschaft S. 156: Die genetische Methode ist diejenige Entwickelung des Gedankens, welche die Entwickelung des Sinnes, welcher erkannt werden soll, schrittweise begleitet und getreu spiegelt, so daß beide Gebiete sich decken. — — Während die Analysis für sich allein zu gar keinem Systeme kommt, die logische Synthesis aber es zu (irgend) einem Systeme bringt, erzeugt die genetische Methode das System, das System der Entwicklung.

Das wäre eine historische Methode, und Nichts weiter, aber auch durch sie schon viel gewonnen; denn sie ist die natürlichste; und daher die Behauptung, sie erzeuge das System. Nur haben in der Wissenschaft die bedeutendsten Männer der Neuzeit denselben Weg längst eingeschlagen, und es bliebe auf diesem Felde wenig Anderes zu thun übrig, als die minder bedeutenden zu bewegen, jenen zu folgen, falls das zu wünschen stände. Hr. Dr. M. kann es nicht wollen, sonst stände er in einer ausgefahrnen Bahn, die er bekanntlich wenig liebt. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die historische Methode einseitig oder nur ein Stück der genetischen ist. Die genetische Methode, sagt er S. 164, ist erst da vorhanden, wo nicht nur der Verlauf einer Entwicklungsgeschichte dargestellt, sondern die Entwicklung selbst aus ihren Gründen abgeleitet und begriffen wird. Er nennt das Letztere die zweite Hälfte der

Genesis, ich würde sie die erste nennen, schon weil die Entstehung der Entwicklung (naturgemäß, genetisch) vorausgeht, und weil sie das wichtigere ist. Es fallen also in der genetischen Methode die historischen und philosophischen Forscher zusammen. Während der historische Sprachforscher uns z. B. sagt, wie ein Wort diese Form, diese Bedeutung erlangt habe, und der philosophische, warum es so gekommen sei, thut der genetische Beides, und zwar aus einem Gusse im innern Zusammenhange, nicht äußerlich sich anlehnend an den Andern, und so die Philosophie oder die Geschichte zu einem außenstehenden Pfahl- und Beiwerke machend.

Hier geht also Hr. Dr. Mager über die historische Methode hinaus, und hat Recht, wenn er glaubt, zum Theil Neues gebracht zu haben, da nicht alle Wissenschaften auf diese Weise behandelt sind. Die genetische Methode, heißt es S. 164, ist auf den meisten Gebieten unsers Erkennens erst zum Theil thätig gewesen; ob wir je zum genetischen Systeme des Alls kommen, mag überhaupt bezweifelt werden. — Das vorläufig angenommene System derselben (der meisten Wissenschaften) ist erst zum kleinern Theil ein System der Entwicklung, zum größern Theile noch System der Anordnung."

Der Verf. bringt hiernach allerdings etwas Neues, aber nur den Namen, und die Forderung, Sache und Namen auf alle Gebiete des Wissens auszudehnen, also scheinbar Weniges, und scheinbar wenig Berechtigung zu dem Ehrennamen eines Mannes der Zeit. Aber sehen wir nur schärfer zu! Er greift muthig den Wahn an, der über einige Wissenschaften herrschte, als seien sie längst genetisch bearbeitet, und erscheint so in der That als ein rüstiger Arm der Zeit, denn er thut es schonunglos, geschickt und kräftig, mit Hammerschlägen zuweilen, deren Derbheit ich gern übersehe, da sie meistens treffen — auf Vorurtheile und Misbräuche, und sie, wenigstens subjektiv, zersplittern. Die genetische Methode mag immerhin schon längst bekannt und angewandt sein, Hr. M. strebt, sie in eine neue Phase zu bringen. Der, welcher die Dampfkraft auffand, wird nicht erwähnt, wohl aber Richard Arwright, der sie in großartige Anwendung brachte.

Damit die genetische Methode eine schulmäßige werde, fordert Hr. M., S. 165, daß der Lehrer nicht allein die Sache, sondern auch das zu unterrichtende Subjekt im Auge habe, und zwar so, daß derselbe in seinen Schülern einen geistigen Proceß erregt, durch welchen dieselben stufenweise von dem Stand-

punkte der Unwissenheit auf den Standpunkt der Wissenschaft hinübergeleitet und emporgehoben werden. Dies, sagt er, macht die Pädagogik zu einer der schwersten Aufgaben, außerdem daß sie mit dem Widerspruche zu kämpfen hat, einen objektiven Inhalt mit einem Subjekte zu vermitteln, dem das Subjekt von vornherein nicht gewachsen ist, und dem es erst allmälig adäquat werden kann. Diese zweite Schwierigkeit kann nur dann gelöst werden, wenn die Forderungen der Ideologie mit den Forderungen einer gesunden Pädagogik in Einklang gebracht worden sind, was weder den nur das Objekt im Auge habenden Lehrern, ob sie nun den synthetischen oder analytischen Weg gehen, noch den nur das Subjekt berücksichtigenden Elementardidaktikern (Pestalozzianern) gelingen kann."

Auf diese specielle Anwendung der genetischen Methode in der Schule legt Hr. Dr. Mager das Hauptgewicht, und hält sie für so absolut neu, daß er die Konstruirung derselben etwa nicht mit der Entdeckung gleichstellt, die Pestalozzi in der pädagogischen Welt machte, und durch welche der Elementarunterricht allererst möglich geworden sei. Daß eine solche Ansicht zu hoch gespannt ist, leuchtet ein, aber wenn die genetische Methode auch keine Entdeckung genannt werden kann, so ist sie doch ein folgenreiches Vordringen, ein Krieg gegen das didaktische China, wo viele einst gute Ideen zu schlechten versteinerten, und wo die Mandarinenknöpfe und Ketten, ich meine die geistigen, eine zu bedeutsame Rolle spielten.

Viele haben vor ihm dasselbe Ziel mit Glück und Geschick verfolgt, und thun es neben ihm: sie Alle können unmöglich unnütz gearbeitet, und die Pferde hinter den Wagen gespannt haben. Dennoch bin ich unmaßgeblich überzeugt, daß Hr. M. am scharfsinnigsten die einzelnen Partien durchdacht und am großartigsten das Ganze überblickt hat, daß er in den didaktischen Bestrebungen der Zeit den Vorposten bildet; und ich konnte nicht von dem Ziele und der Entwicklung der Didaktik, von der wissenschaftlichen Methode reden, ohne des Hrn. M.'s Bestrebungen ausführlicher zu berücksichtigen. Das Verfahren wird dadurch einfacher; denn er ist der vorläufige Endpunkt, und Was vor ihm liegt, ist werthlos oder hat einen Platz in seiner Methode gefunden.

Nur kann die von ihm dermalen entwickelte genetische Methode nicht das Höchste, Abschließende sein, sonst wären wir in einem neuen didaktischen China angekommen. Selbst seine Idee reicht

nicht an diese Höhe. Bis jetzt hat es in jeder Wissenschaft viele Systeme gegeben; die genetische Methode soll nur eins erzeugen, und neben ihm ist kein Heil. Freilich hat jedes Ding nur eine Art der Entstehung, individuell genommen, und nur eine Entwicklung, aber — erstlich haben die räumlichen Dinge eine so einseitige, oft divergirende, oft sich kombinirende und durchkreuzende Entwicklung vermöge ihrer nothwendig komplicirten Natur, und zweitens treten sie als Subjekt und als Objekt, namentlich in Beziehung zu dem auffassenden Menschengeiste, der ja aller Dinge Maß ist, in eine so tausendfältige Beziehung, daß auch die rein genetische Darstellung desselben unendlich verschieden sein wird. So kann die genetische Methode nicht zu dem Systeme führen, und der Gegensatz gegen die bisherigen fällt weg, um so mehr, da er auch auf der andern Seite unrichtig war. Die bisherigen Systeme einer bloß logischen Anordnung sondern mehr oder minder unvollkommene genetische Systeme mit logischer Anordnung, denn finden wir nicht z. B. in jeder erträglichen Grammatik die Entstehung der Wortformen und Regeln, die auf der Natur dieser Formen beruhen u. s. w.! Und nach der subjektiven oder didaktischen Seite hin nicht Anleitung zum Anschauen (Memoriren) durch Paradigmata, und Sammlung von Wörtern, Phrasen, Sätzen, Lesestücken zum Verständniß durch Analyse und Meinungen, die das Kennen zum Können erheben sollen, und vollends überreiche dogmatische Belehrung! Geordnet ist das Alles nach logischen Grundsätzen, aber darum ist es kein rein logisches Fachwerk, und Hrn. Mager's System ist eben so gut logisch, ja so genau, daß Manche sich davor entsetzten, wie er selbst erzählt. Daß im Mager'schen System die alte aristarchische oder donatische Anordnung und Eintheilung fehlt, verändert Nichts, denn logisch bleibt seine Anordnung, nur einer andern Anschauung folgend und — einseitiger. Das Mager'sche System nimmt die Anordnung seines genetisch gefundenen Stoffes von dem Satze her, während andere Grammatiker z. B. Beauvais in seiner französischen Grammatik, nur nach den Wörtern ordnen, und die ältern Grammatiken nach beiden Rücksichten. So ordnet Hr. Dr. Mager seinen Stoff wie der Historiker, welcher nur chronologisch lehrt, Beauvais wie die ethnographischen, und die Uebrigen, wie die Historiker, welche Beides verbinden. Ob die Mager'sche Methode praktischer sei, ist eine andere Frage, welche dadurch vorläufig beantwortet wird, daß allerdings der Satz das Wichtigere ist, und ein Uebergewicht nach der andern Seite schädlich wirkt. Doch liegt grade hierin nur ein

geringer, wenn überhaupt ein Fortschritt; denn es wird das Einmengen unverstandner Elemente in den Anfangsunterricht nicht dadurch vermieden, wie schon die erste Seite des Mager'schen französischen Elementarbuchs zur Genüge beweist, und wie es a priori leicht zu berechnen stand *). Daß Hr. Dr. Mager anders hätte anordnen können, ohne darum seinem Systeme im Geringsten den genetischen Charakter zu rauben, werde ich vielleicht an einem andern Orte darthun, und lasse ihn vorläufig sich selbst dadurch widerlegen, daß er Gründe für seine Anordnung angibt, didaktische Gründe, ein Verfahren, welches bei dem absoluten System absolut unnöthig war.

Führt aber weder die Idee noch die dermalige Realisirung der Mager'schen Methode zu dem absoluten Systeme, so ist klar, daß die Forschung noch unbeendigt vor uns liegt, und es darf als keine Thorheit erscheinen, die Blicke über jenes System hinauszuwerfen. Je mehr Regsamkeit auf dem didaktischen Felde erwacht ist und von Dr. Mager geweckt wird, desto mehr thut es Noth, den Blick zum höchsten Ziele zu erheben, um nicht gleich bei der ersten schönen Insel „Land" zu rufen und uns behaglich niederzulassen. Mein Widerspruch rührt nur von eben dieser Betrachtung, also aus Hrn. Dr. Mager's eigenem Principe, aus dem Principe der fessellosen Wahrheitserforschung her. Mit der Bemerkung Goethe's: „Gelangt das Wort nicht todt schon zum Hörer so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen," hat mein Beginnen Nichts gemein, vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit aller Welt auf das Mager'sche System hinlenken, so lange kein muthigerer Schritt gethan ist. Ich gedenke, eine größere Größe an ihm aufzudecken, als die war, die ich läugnete. Gelingt es, den höchsten Gesichtspunkt des Unterrichts festzustellen, dann wird auch der Antigenetiker den Hrn. Dr. Mager auf dem Wege zu diesem Ziele erblicken, und ihn begreifen. Ich glaube nicht, daß man dabei vom Ablenken reden darf.

Ueberschauen wir das Gebiet der Didaktik und Pädagogik! Mensch und Wissenschaft stehen sich darin wie Subjekt und Prädikat gegenüber, und der Unterricht ist die Kopula.

*) Daß Hr. Dr. Mager grade auf diese Seite seines Systems so großes Gewicht legt, wundert mich nicht, da alle bedeutenden Männer die unbedeutenden Seiten ihres Wirkens fast immer ausschließlich schätzen, und ihre wirkliche Größe nicht kennen.

Der Mensch ohne Wissenschaft ist eben so wenig ein Mensch wie das Subjekt ohne Prädikat Subjekt ist. Dieser Satz ist falsch, so lange man nur unsere Wissenschaften kennt, und sie als etwas Reales betrachtet. Man wird sich der Wahrheit nähern, wenn man einsieht, daß auch die Wissenschaften für sich Nichts sind. Aber beide Widersprüche lösen sich dadurch, daß man die Wissenschaften auf die Wissenschaft, und den Menschen auf die Menschheit zurückführt. Der Mensch hat ohne Zweifel einen Selbstzweck, aber nur insofern er schon existirt; über das Warum seines Daseins läßt uns die Theorie des individuellen Selbstzweckes rathlos. Aus dem Leben der Menschheit, aus der Entwicklung der Geschichte läßt sich dieses Warum einzig begreifen, und mit ihm die Wissenschaft. Wäre der Mensch ohne Menschheit kein Widerspruch, so wäre auch der Mensch ohne Wissenschaft denkbar. Sowie wir überzeugt sind, daß jeder Mensch Bewußtsein von sich haben muß, sollten wir auch einsehen, daß zu seinem Ich das Bewußtsein von der Menschheit gehört, und der Inbegriff aller Begriffe, welche dies Bewußtsein ausmachen, ist die Wissenschaft. Zu ihr gehört demnach Alles, was uns die Menschheit mit ihren Beziehungen kennen lehrt, und diese Mannigfaltigkeit wird zur Wissenschaft, indem sie sich als Wissen eines Individuums konzentrirt. Mathematik, Naturforschung, Geschichte, Geographie u. s. w. sind zusammengenommen diese Wissenschaft, und in ihrer Besonderheit Nichts als Auffassungsformen des forschenden (werdenden) Geistes. Daß man die Wissenschaften als viele Dinge mit einer abgeschlossenen, selbständigen Existenz dachte und behandelte war ein Produkt der Gewohnheit und ein arger Mißgriff, nicht besser als die aristotelische Idee von dem einzelnen Seelenvermögen, die erst durch die neuere, nach kantische Philosophie wieder in den einen, untheilbaren Geist zusammengedacht sind. Nur bei solcher Auffassung der Wissenschaften konnte man fordern, daß ein Individuum sie aus Liebe zu ihnen treiben sollte, aber man forderte etwas höchst Unpädagogisches, einen Gespensterglauben; und daß die Praxis dennoch nicht schlecht dabei fuhr, wo sie nur durchdringen konnte, spricht so wenig für hergebrachte Auffassung, wie die richtigen Berechnungen von Himmelserscheinungen, die wir z. B. bei Ptolemäus und Tycho de Brahe oder bei den chinesischen Astronomen finden, einen Beweis für die Richtigkeit ihrer anerkannt falschen Anschauungen und Systeme geben. Auch mit falschen Faktoren kann man zufällig richtig rechnen, und mit umgekehrten muß man es, wenn man auf den Gegensatz und auf die absolute Wahrheit keine Rücksicht nimmt.

Hieraus ergibt sich, daß die Wissenschaft die Summe aller bisherigen Vorstellungen der Menschheit ist, und zugleich, daß das einzelne Ich, da es aus Vorstellungen besteht, gar nicht werden und existiren kann ohne die Wissenschaft. Es bliebe statt desselben ein unterschiedloses, einfaches Wesen, ohne Selbstbewußtsein, mithin eine absolute, geistige Null. Daher die obige Behauptung: der Mensch ohne Wissenschaft ist kein Mensch. Sie ist in diesen Auseinandersetzungen begründet.

Eben so leicht ist danach die Frage beantwortet, was der Unterricht will. Menschen zum Menschen machen. Er vermittelt das Subjekt mit dem Prädikate, den Menschen mit der Menschheit, das Sein mit der Thätigkeit. Von dieser Höhe der Auffassung fällt das hellste Licht über alle Systeme und Methoden. Das vollkommene oder wissenschaftliche System kann man nur finden, wenn man von jeder Wissenschaft auf die Wissenschaft zurückblickt, und die vollkommenste Methode dadurch, daß man naturgemäß das Ich mit der Welt vermittelt. Auch der Begriff einer Wissenschaft wird dadurch allererst klar. Sie ist nicht etwa das, was aus einem Punkte entwickelt und in strenger Reihenfolge vorgetragen wird, sondern die Summe aller Vorstellungen oder Begriffe, welche irgend eine Beziehung des Menschengeistes umfassen. So kämen viele Begriffssummen zu ihrem Rechte, z. B. die Sprachen, deren Einheitspunkt man noch immer nicht finden konnte.*) Auch die Geschichte ist eine Wissenschaft, trotz ihrer bunten Mannigfaltigkeit. Von dem gemeinen, oberflächlichen Wissen unterscheiden sich die Wissenschaften dadurch, daß alle ihre einzelnen Theile von der Wissenschaft aus betrachtet werden, also allererst durch umfassendes, wahres Denken auf dieselben haben zurückgeführt werden müssen. Wir finden ein reiches geographisches Wissen bei einem Vielgereis'ten und in den meisten geographischen Büchern, aber zur Wissenschaft wird es erst, wenn der Wissende die geographischen Begriffe als Summe der menschlichen Begriffe, welche sich auf den Erdball mit seinen Verhältnissen und Umgebungen be-

*) Es gehört zu den naiven Widersprüchen, von denen die Welt wimmelt und die ernste Wissenschaftlichkeit nicht frei ist, daß man in allen Schulen von wissenschaftlichem Sprachunterrichte, wissenschaftlicher Grammatik ꝛc. redet, und in den Programmen die Sprachen doch aus der Reihe der Wissenschaften mit logischem (d. h. unlogischem) Finger hinausweis't, daß man von Sprachwissenschaft redet, und doch nur das für Wissenschaft gelten lassen will, was sich aus einem Punkte streng kontinuirlich entwickeln läßt.

ziehen, auffaßt und vervollständigt. Ritter hat es annäherungsweise, A. v. Humboldt in seinem Kosmos direkt gethan; aber Beide noch von einer Wissenschaft ausgehend zu der Wissenschaft hin, statt, wie es recht ist, umgekehrt. Desto mehr aber ist die Geisteskraft dieser Männer, und aller, die ihnen gleichen, zu bewundern. Was die Methode betrifft, so kann jede zur Vermittlung führen, „denn jede Straße führt an's Ende der Welt," nur freilich mit mehr oder weniger Umwegen. Die sokratische, die akroamatische, die heuristische, die Jacototsche, die Hamiltonsche, die Rudhardtsche, die analytische, synthetische, genetische Methode, sie alle sind Straßen zu der Wissenschaft, zum Theil Hauptstraßen, neben denen Millionen ungenannter und unbekannter Fußpfade sich zu demselben Ziele fortschlängeln, oft bequemer und anmuthiger als die Steinstraßen, und die kürzeste ist die beste, aber kurz kann die Straße nur für den Daranwohnenden sein, also ist die Kürze relativ. Die absolut beste Methode des Unterrichts in einem Satze zur Anschauung bringen zu wollen, heißt ungefähr so viel wie, die Gestalt eines Gattungsbegriffes mit dem Zeichenstifte oder dem Pinsel darzustellen. Pestalozzi hat recht, wenn er, bei Aufstellung einer guten Methode das Subjekt, Rudhardt, wenn er das Objekt, und Mager, wenn er Beides in's Auge faßt. Die allgemeine, beste Methode ist ein Gedankending, aber man muß sie kennen, um jede besondere darnach ermessen und abmessen zu können. Nach der oben angegebenen, abstrakt besten Methode würde die besondere folgende Eigenschaften haben müssen: Erstlich, sie muß jeden Theil des Objekts als einen Begriff der Gesammtwissenschaft auffassen und verstehen; zweitens, sie muß die Mannigfaltigkeit konzentriren, um sie unter den Brennpunkt der Auffassung zu bringen; drittens, sie muß den Ort der Auffassung, d. h. das Subjekt, kennen, um den Brennpunkt nicht zu nah oder zu fern zu halten.*) Der Anforderung Nro. 1 entspricht die analytische,

*) Hieraus erklärt sich Manches; aus dem letztern Punkte besonders die Erscheinung, daß jedes Land, jede Schule, jeder Lehrer, kurz jedes lehrende Subjekt seine Methode hat, und haben muß. Bei den Griechen und Römern kommen 1 und 3 nur sporadisch und unbewußt vor, 2 dagegen deutlich und bestimmt. Die Bestrebungen aller Sprachlehrer bis zu Aristarch oder Dionysius Alexandrinus zeugen davon, aber in eine Einheit wurden sie erst durch die genannten beiden Männer gebracht. Ebenso in Rom das Bestreben, irgend einen geistigen Stoff, vorzugsweise den sprachlichen, unter Gesichtspunkte zu bringen, hatte von L. Octavius Lampadio an, der den Nävius kommentirte, bis zu Donat und Priscian,

Nro. 2 die synthetische, und Nro 3 die Pestalozzische Methode am meisten; die genetische umfaßt alle drei (dem Namen nach nur Nro. 1).

Eine spezielle Methode muß als der untergeordnete Begriff dieselben Merkmale haben, z. B. der Sprachunterricht. Man hat sich viel über das Geistbildende der Sprachen gestritten, und die Schattirungen der bezüglichen Urtheile dehnten sich bis zum äußersten Gegensatze aus. Manche hielten sie für entbehrlich und monopolisirten die Mathematik — als ob von der Mathematik nicht Dasselbe behauptet werden könnte, und als ob Beides nicht falsch wäre! — Die Sprache ist ein Gebiet der menschlichen Begriffe, und wer fremd darauf ist, kann weder die Menschheit begreifen, noch, was daraus folgt, sich selbst auch nur relativ vollenden. Sie ist ein nothwendiges Stück der Wissenschaft, kann also nicht fehlen, ohne die Idee zu vernichten. Ueber ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit konnte nur von einem niedrigern Stande der Weltanschauung gestritten werden. Die alten Sprachen müssen gepflegt werden, damit sie nicht zerfallen, dieser Grundsatz erinnert an die ägyptische Mumientheorie; oder, weil man Nutzen davon hat, weil sie auf den Universitäten dominiren: der Grund ist wahr, aber demüthigend und wetterwendisch; oder, um uns dadurch in die Denkungsart der Griechen und Römer 2c. zu versetzen: auch Das ist nur von dem angegebenen Standpunkte aus betrachtet wahr und dennoch partikulär, was in der Wissenschaft nicht viel sagen will. Bei neuen Sprachen redet man gewöhnlich allein vom Nutzen und Vergnügen, und die Nothwendigkeit oder Tauglichkeit für Geistesbildung wurde von den Humanisten geleugnet und von den Realisten unsicher vertheidigt. Als Waarenhäuser für die positiven Kenntnisse alter und fremder Völker haben die Sprachen und ihr Studium keinen Werth, denn die Muttersprache würde das mühelos vermitteln, wohl aber als Theil der Menschheit, als eine Erscheinung oder Beziehung der Wissenschaft. Lehrt man sie

---

welche alle Seiten des Sprachunterrichts umfassen, eine solche Menge Einzelheiten über die Erscheinungen in der Sprache erzeugt, daß von Neuem die Nothwendigkeit eintrat, die vielen einzelnen Konzentrationen in eine zusammenzubringen. So entstand die von Herrn Dr. Mager so unbedingt gerügte logische Anordnung, die vielmehr der Idee nach eine nothwendige ist, und stets, wiewohl unter anderer Gestalt, wiederkehren wird. Sprachbücher sind darum, in dieser Beziehung, ein Rückschritt, und dem Volksgeiste minder angenehm und annehmbar als die Grammatiken.

nun wirklich in dieser Rücksicht, so lehrt man sie richtig, und weder Analysis, noch Synthesis, wenn die letztere sich nicht etwa zu dieser Höhe erhebt, leisten das Nöthige. Die Analysis lös't die Sprache, welche dem Naturmenschen als Einheit erscheint, in kleine und kleinere Theile auf, und die Synthesis lehrt aus diesen Trümmern wieder ein Ganzes erbauen. *) Aber was nützt es uns, wenn wir in unserer Forschung nur bis zu der Einsicht vordringen, daß die Sprache kein Ganzes sei, sondern sich in vielfache Stücke zerspalten lasse, z. B. in Satz, Wort, Laut, und der Satz in Haupt- und Neben-, Bedingungs- und Einräumungssätze ꝛc., das Wort in Substantiv, Adjektiv, Verb, Pronom ꝛc., und der Laut in Consonanten und Vokale ꝛc.? Vielleicht lernen wir dadurch korrekter schreiben, aber eine höhere Wahrheit haben wir nicht gefunden, denn in jeder Sprache, ja in jeder Grammatik von jeder Sprache ist es verschieden; und wir stehen außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre, denn Alles, was nicht zuletzt aufgeht in der Wissenschaft, im Menschheitsgeiste, ist keine Wissenschaft. Ob man dabei vom Einzelnen ausgeht, wie die synthetischen Grammatiker, oder vom Allgemeinen, vom Satze, wie die analytischen und genetischen, ändert wenig. Der Läufer, welcher den Athem verliert, ehe er an das Ziel gelangte, wird nie den Fichtenkranz erringen, gleichviel, ob er einen kürzern und bequemern Weg als andere Athemlose wählte oder nicht. Soviel in Bezug auf Nro. 1.

Die durch Analyse gewonnenen Einzelheiten zu konzentriren, haben die meisten Sprachforscher und Lehrer vorzugsweise versucht, und darin ihre ganze Aufgabe erblickt: eine große ist es freilich, aber die ganze nicht. Daß es unzählige Arten der Konzentrirung gibt, und bislang keine Einigung möglich war, daran ist die logische Anschauung nicht Schuld, und dagegen wird die genetische kein Mittel sein. Einheit wird nur für den Anfangs- und Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Konzentration zu erringen sein; was dazwischen liegt ist beweglich, vollends im Bereiche des schulmäßigen Sprachunterrichts mit seinen vervielfachten Faktoren. — Eine große Mannigfaltigkeit zu überschauen, ist für unsere Sinne und für unser Denken unmöglich; der Anblick des Chaos belehrt nicht, sondern verwirrt; wie der Anblick des großen, bunten Volks-

*) Fast erinnert das an den philanthropischen Vorschlag, den Armen nur für Arbeit Geld zu geben, und sie nöthigenfalls einen Haufen Steine hin- und herpacken zu lassen. Für die allgemeine Geistesbildung wenigstens hat jene grammatikalische Manipulation nicht viel höhere Geltung.

lebens für den Unerfahrenen, der die Erscheinungen nicht unter Gesichtspunkte zu fassen versteht, nutzlos, ja gefährlich ist. Niemand wird das Gewirr einer Sprache begreifen können, ohne sich, auf gelehrte oder ungelehrte Weise, Merkzeichen und Gränzscheiden zu errichten, ohne Konzentration zu bilden. Die aristarchischen Grammatiker nahmen zwei Gesichtspunkte an: das Wort für sich und in möglicher Beziehung (Etymologie); und, das Wort in wirklicher Beziehung zu einem andern oder den Satz (Syntax). Sie theilten ferner die Wörter nach ihren Funktionen im Satze ein, und trugen diese syntaktische Eintheilung auf die Etymologie über. So entstanden Wörtergruppen, deren gemeinschaftliche Merkmale unter dem Namen: Substantiv, Verb ꝛc. zusammengefaßt wurden, und ordneten dann die ganze Masse, indem sie die Gränzlinien beider Eintheilungsgründe zogen, und dem forschenden Auge also vielfache Konzentrationspunkte vorlegten. Etymologie und Syntax mengten sie nicht zusammen, weil sie fürchteten, die einzelnen Gruppen würden zu groß und zu wenig übersichtlich; mit der Etymologie begannen sie, weil der Verstand des Lernenden das Einfache leichter begreift, als das Zusammengesetzte. Diese Art der Konzentrirung war für die Völker des Alterthums gut, namentlich für die Griechen, die nur ihre Sprache studirten; für uns hatte sie den Mangel, daß dem Lernenden das Ganze fremd war, und er zu lange beim Einzelnen verweilte, um eine Uebersicht zu gewinnen. Darum zeigte sich ein Verlangen nach Anderem. Seit Bopp und Grimm trat das Verb in die Hauptstelle, und dadurch schon lag es nahe, daß man mit dem Satze anfing, also zuerst das Zusammengesetzte und später das Einzelne betrachtete. Folgerichtig gingen die sogenannten Analytiker noch weiter, indem sie ein Sprachganzes gaben, und mit dem Schüler zusammen das Einzelne: Satz, Wort und Laut suchten. Grammatik, im Sinne Aristarch's oder Donat's, wagten sie natürlich ihre Lehrbücher nicht mehr zu nennen, denn sie gingen den umgekehrten Weg, und doch meinte die große Mehrheit, ohne Grammatik gäbe es keine Bildung und kein Sprachstudium. Man kämpfte für und wider; aber die Grammatik trug für geraume Zeit wieder den Sieg davon, weil ein Mann sie bearbeitete, der ihren höheren Zusammenhang fühlte, der sie philosophisch bearbeitete. Eine Zeit lang kamen die Sprachbücher in Mißkredit, wie es die oberflächlichen Grammatiken längst waren, und die Beckersche Grammatik brach sich in allen Gebieten Bahn. Griechische, lateinische, französische, englische wurden nach ihrem Muster bearbeitet;

Beweis genug, daß der didaktische Blick sich geschärft hatte, und daß es nicht die Bevorzugung des Wortes vor dem Satze war, was die alten Grammatiken untergraben hatte, sondern ihre seichte Auffassung. Da indeß die Beckersche Weise zu wenig auf das lernende Subjekt Rücksicht nimmt, also unpsychologisch ist, konnte eine Reaktion nicht ausbleiben, und sie erschien in der misologisch-romantisch-pietistischen Richtung, welche dergestalt extrem auftrat, daß sie die Rücksicht auf die Konzentrirung fast ganz aufgab, und nur das Subjekt im Auge hatte, also ganz unter Nro. 3 fällt, und weiter unten berücksichtigt werden wird.

Nach der wissenschaftlichen Methode wäre die Konzentration der Sprachwissenschaft etwa folgende. Man geht von dem Bewußtsein aus, daß das Wort seine Gesetze von dem Gedanken, und der Gedanke von dem Außendinge empfängt.*) Aus der Anschauung entspringt der Gedanke, aus dem Gedanken das Wort; jedes Ding besteht aus Theilen; jeder Begriff aus Merkmalen, und die Sprache hat für Begriffe und Merkmale Wörter: so müssen wir die Wörter nach den Gedanken und die Gedanken nach den Dingen ordnen und unter den Gesichtspunkt des Lernenden bringen. Die Außenwelt hat ihre von uns unabhängige Norm, aber wir begreifen sie, indem sich unsere Begriffe dieser Norm unbedingt anbequemen, und würden auch die Sprache ohne Weiteres auffassen, sobald wir nur bemerken wollten, daß sie sich unmittelbar dem Gedanken, und mittelbar den Dingen ohne die geringste Abweichung fügt, und sobald wir danach unsere Grammatiken oder Sprachbücher ordneten. Wenn unsere Logik nach der Anschauung, und die Grammatik nach der Logik, nach dieser Logik eingerichtet würde, dann hätten wir die naturgemäßeste Konzentration oder Anordnung des sprachlichen Stoffes errungen, und diese Konzentration würde die am leichtesten zu fassende sein, weil sie die absolut natürliche ist, und, nach dem großen, allgemeinen Naturgesetze, die sparsamste, d. h. weil in ihr Außenwelt, Logik und Grammatik eins sind. Selbst die verschiedenen Sprachen können hiernach nur eine Grammatik haben, und unterscheiden sich in derselben lediglich durch lokale Beziehungen. Nach dieser Auffassung der Grammatik kann es nur Begriffs-, Merkmals- und

---

*) Die bisherige Logik weiß freilich nichts davon, und redet ungescheut von Denkgesetzen als in der Seele liegend; sie ist daher aber auch bis jetzt keine Wissenschaft, trotz ihrem Alter und ihren Ansprüchen. Die Denkgesetze sind noch ärgere Träume als es die Seelenvermögen waren.

Urtheilswörter geben.*) Jedes Begriffswort drückt einen Begriff, kein einzelnes Merkmal aus, und zwar auf bestimmte Weise (Substantiv) oder auf unbestimmte Weise (Pronom). Die Merkmalswörter dagegen drücken nur einzelne Merkmale der Begriffe aus, und zwar 1) die nothwendigen Merkmale auf eine unbestimmte Weise (Pronominal und Numeral) oder auf eine bestimmte Weise (Adjektiv, Verb, Adverb), oder die zufälligen Merkmale (Präposition und Konjunktion). Urtheilswörter sind eigentlich nicht nothwendig, da jedes Urtheil aus Begriffen leicht zusammengesetzt werden kann, doch finden sich in allen Sprachen Urtheilswörter des Gemüths (Interjektionen), und die neuern Sprachen vorzugsweise haben Urtheilswörter des Verstandes entwickelt (ja und nein). So könnte man die Grammatik eintheilen in die Lehre von den Wörtern und Sätzen, entsprechend den Begriffen und Urtheilen in der Logik, und unter dem Titel „Wort" Alles abhandeln, was auf das Wesen der Begriffs- und Merkmalswörter Bezug hat, und unter dem Titel „Satz" alles zu dem Urtheile Gehörige, wozu die Urtheilswörter Uebergang und Anknüpfung darböten. Daß auch in der Logik die unlogische Eintheilung in Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufhören müßte, versteht sich ohne Erwähnung. Auf solche Weise wäre die Grammatik in der That naturgemäß: Sache, Begriff und Zeichen des Begriffs durchdrängen sich, und der Lernende würde ein lebhaftes Bewußtsein schon durch die grammatische Bezeichnung davon gewinnen, daß die Sprache ein integrirender Theil der Wissenschaft, des Menschheitsgeistes ist: sie würde ihm geistbildend im eminenten Sinne des Wortes werden.**) Aber schwerlich

*) Begriffswörter nicht im Gegensatze zu Formwörtern, wie bei Becker, da das Wort der Ausdruck eines Begriffes ist; und also auch die Formwörter einen Begriff ausdrücken.

**) Die Ausführung der einzelnen Theile der wissenschaftlichen Grammatik ist hier nicht am Orte; nur möchte ich noch bemerken, daß sie möglich ist, und mir nicht etwa als ein Ideal vorschwebt. Theils liegt sie in der Disposition und in genauer Ausarbeitung einzelner Partieen vor mir, theils finden sich zerstreute Stücke derselben in vielen bereits gedruckten Sprachlehren. So ist nach der wissenschaftlichen Grammatik der Nominativ nicht der Nennfall der erste Fall u. s. w., sondern der Subjektiv d. h. eine Form des Substantivs, welche es als Subjekt im Satze bezeichnet, der Dativ und Akkusativ aus gleichen Gründen der Objektiv. Eine ähnliche Anschauung finden wir z. B. bei L. Murray, der nur einen Nominative, Possessive und Objektive kennt. Auffallend ist es bei diesem Beispiele, daß Murray den Nominativ unberührt stehen ließ. Ihn leitete, scheint es, ein dunkles logisches Gefühl.

würde man bei der Anordnung von dem Satze ausgehen, so wenig wie man den logischen Unterricht mit den Schlüssen und Urtheilen beginnt. Das Ganze läßt sich allerdings aus den Theilen schwer begreifen, aber fast noch schwerer die Theile aus dem unvermittelten Ganzen. Man zeichnet erst Linien, ehe man sich an Landschaften versucht, und erst Schrauben, Wellen und Räder vor den Maschinen. Fehlerhaft wäre das Beginnen mit dem Einzelnen nur dann, wenn der Lernende gar keinen Begriff vom Ganzen hätte (was höchstens von einem Kaspar Hauser zu fürchten steht), oder man sich Jahre lang nur mit dem Einzelnen beschäftigte, ohne eine spezielle Anwendung auf das Ganze zu geben, was nur von schlechten Lehrern der alten Methode, aber nicht von ihr selbst behauptet werden dürfte, da neben den alten Deklinationen und Konjugationen doch sogleich Lektüre: Terra est rotunda; oder: Lycurgi leges erudiebant etc.; oder: Darius in fuga etc. auftrat.

Der dritte Punkt, welcher zu einer möglichst vollkommnen Methode gehört, ist in den Hauptsachen schon durch den zweiten erledigt; denn wenn es gelungen ist, die Einzelheiten eines Lehrstoffs so zu konzentriren, wie seine Natur und der Zusammenhang mit den Wissenschaften es erfordern, dann **muß** es dem gesunden geistigen Auge leicht werden, das ganze Gewebe zu überblicken und innerlich bleibend anzuschauen. Doch kommt allerdings noch immer viel darauf an, **wie** der Lehrstoff vor das Auge des Lernenden gehalten wird, und da dies die Hauptrücksicht des **schulmäßigen** Unterrichts ausmacht, so hat man sich in der Didaktik großentheils darauf beschränkt, ohne die übrigen Seiten zu berücksichtigen; so z. B. Pestalozzi. In den ältesten Zeiten ließ man sich dabei hauptsächlich von der Erfahrung leiten; man versuchte, und der gelungene Versuch galt als Norm. Später fügte man sich überdies den im Laufe der Jahrhunderte fest ausgeprägten einzelnen Wissenschaften und kam dadurch auf den vollkommen unnatürlichen Weg, praktisch anzunehmen, daß der Geist der lernenden Jugend sich der zufälligen Gestalt des Lernstoffs anbequemen sollte, statt die Sache, wie es recht war, umzukehren. Jede Abweichung von der Natur aber zwingt zur Umkehr, wie das Pendel ewig zu seinem Ruhepunkte zurückkehrt. Die rationale, kritisirende und philosophirende Richtung der Zeit mußte einem solchen Unterrichtsgange bald hemmend entgegentreten. Rousseau und Pestalozzi erhoben sich als vornehmlichste Stimmen der Zeit; der Erstere flatterhaft und egoistisch, der Andere ernst und uneigennützig, aber Beide mit unwiderstehlicher Kraft. Rous-

seau wollte nach der Natur erziehen, Pestalozzi nach der Natur des Kindes unterrichten, und bald folgte die ganze Zeit den Spuren Beider. Man beruhigte sich bei der neuen, naturgemäßen Richtung, und erst allmälig, seit einem Jahrzehent vorzüglich, tauchten wieder Theorien über Theorien in dem Strome der Didaktik auf, sehr natürlich, da längst eine neue Reaktion nöthig geworden ist. Das direkte Umkehren zu Pestalozzi aber ist ein Mißgriff und Mißverständniß, wie alles unmittelbare und unvermittelte Zurückkehren zu einem Gewesenen. Alles geht in Kreisen, aber spiralförmig, und das Neue ist allerdings ein Wiederkehrendes: Nil novi sub sole, aber an einem andern Punkte und mit andern Beziehungen, also doch nicht dasselbe. Man fragt sich allgemach, ob diese zahllosen Theorien noch nicht bald aufhören werden; gewiß nicht, wenigstens nicht eher, bis das Zeitgemäße aufgefunden ist. Daß nur die Psychologie darüber Auskunft geben kann, ist mindestens erkannt und zum Theil anerkannt: aber welche Psychologie? Die Kantische, die Fichtische, die Hegelsche, die Herbartsche? Kein Theil der Philosophie ist noch dunkler als die Psychologie, und diese dunkle Wissenschaft lediglich soll ein uns so wichtiges Feld beleuchten! Herbart hat sehr viel darin aufgeklärt, aber noch lange nicht Alles. Da wird noch viel getappt. Auch Herr Dr. Mager klagt darüber.

Die wissenschaftliche Anschauung würde folgende vorläufige Gesichtspunkte ergeben. Die Thätigkeiten der Seele entsprechen der Außenwelt, wie in logischer, so auch in psychologischer Beziehung. Das Ich ist eine Konzentration wie die Erde und das Sonnensystem; Alles bezieht sich auf einen Punkt. Daher schaut Jeder die Außenwelt nach seiner Weise an, was in dem Spruche: ὁ ἄνθρωπος πάντων τῶν χρημάτων enthalten, aber falsch angewandt ist. Dieser Gedanke muß über der ganzen Methode ausgebreitet sein, und speziell entspringt aus ihm die Forderung des Individualisirens. Die Art und Weise, auf welche A einen Gegenstand lernt, ist für B eine mühevolle, und für C unbrauchbar, weil Jeder die Dinge auf eine andere Weise anschaut*). Jacotot, Rudhardt, Tafel und Andere ihrer Richtung haben diese Forderung unberücksichtigt gelassen, und eben darin gefehlt. Sie haben Cicero's Meinung: Nihil unum uni tam simile, tam par, quam

*) Schon aus diesem einen Grunde gehört die absolut vollkommene Methode des Unterrichts, insofern sie etwas Allgemeines sein soll, in das Reich der Unmöglichkeit.

omnes inter nos metipsos sumus (De Leg. I.), die nur einseitig wahr ist, als allseitige Regel angenommen.

Zweitens. Alles geht in Kreisen, nicht in geraden Linien der Vollkommenheit entgegen, so auch unser Wissen*). Wie viele Generationen Geschöpfe wurden geboren und starben, ehe sich die Schöpfung bis zu der Formvollendung, die wir an dem Menschen wahrnehmen, hindurchrang! Und nach des Menschen Schöpfung ringt sie immer weiter, sie zerstört jährlich und stündlich ihre Werke, um stets neue Gebilde der Schönheit und relativen Vollkommenheit hervorzurufen, in stetem Fortschritte, wenn unser Auge auch nur Einerleiheit oder Nichts bemerkt. Ein ähnlicher Kreislauf von Leben und Tod, gut und schlecht, fand Statt, ehe Völker, im heutigen Sinne, geboren werden konnten, und in dem Völkerleben wiederum, damit die religiösen, sittlichen und politischen Ideen wachsen und reifen konnten, reifen zum Abfallen und zu immer neuer, höherer Blüthe und Frucht. Wie oft sind dieselben philosophischen Ideen von den Eleaten bis auf Herbart im Bewußtsein der Menschen lebendig geworden und gestorben, bis sie die heutige Gestaltung annahmen! In der Erziehung folgte man bald, und bald wich man von ihr ab, ehe es bis zur Rousseau'schen und Pestalozzi'schen Auffassung kommen konnte. Diestel, in seiner „rationellen Sprachforschung" stellt die Behauptung auf, Grammatik und Ethik seien ungetrennt, und hat damit 1845 etwas Neues gesagt, wiewohl wir dasselbe, nur in unvollkommener Auffassung, schon bei Seneca (De vita beata) finden: Idem est beate vivere et secundum naturam. Sollte sich da nicht der Gedanke, daß es mit unsern individuellen Begriffen eben so zugeht, daß sie denselben Gesetzen der übrigen Schöpfung folgen, unmittelbar aufdringen? In den bisherigen Psychologien, so viel mir bekannt, finden sich keine Spuren solcher Anschauung, aber Goethe deutet schon darauf hin, wie überhaupt Goethe und Schiller längst in den Kreisen standen, die ihre Zeit noch zu durchlaufen hatte, und die auch wir zum Theil noch v o r uns sehen. Er sagt: „Gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe;" sie können demnach durch keine noch so eindringliche Lehrmethode

*) Wer in kürzern Kreisen vorwärts schreitet und also die Bahnen der Uebrigen schneidet, den nennt die Volkssprache sehr bezeichnend „Ueberflieger." In der natürlichen Sprache liegt viel Psychologie, und man sollte sie vorab herausnehmen, um an ihr einen Handweiser für das grammatische und ästhetische Hineinbringen zu gewinnen.

gegeben werden. Forsche ein Jeder nur in seinem eigenen Bildungsgange! Dieselbe Vorstellung, welche ihm, trotz der deutlichsten Darstellung des Lehrenden, undeutlich oder völlig unverständlich blieb, erschien ihm ein Jahr später, auch bei flüchtiger Betrachtung, völlig klar; und auch im gereiften Alter konnte er durch das angestrengteste Studium nicht auf einmal in eine Wissenschaft, in ein Geschäft oder eine Kunst eindringen. Diese Anschauung führt zu der didaktischen Regel, Alles in Kreisen, und zwar in stets erweiterten Kreisen vor das Auge des Lernenden zu führen. Nicht erst den Theil, und dann das Ganze, oder umgekehrt, sondern in stetem Wechsel. So auch mit Analyse und Synthese, mit Grammatik und Lektüre, mit schriftlichen und mündlichen Uebungen, mit Aufnehmen und Produciren. Herbart hat eine ganz ähnliche Forderung durch seine Lehre von der Vertiefung und Besinnung gestellt; und praktisch hat die neuere Zeit durch viele Lehrbücher dasselbe angestrebt, mit vorwiegender Rücksicht auf das Objekt z. B. Roon; mit Rücksicht auf das Subjekt z. B. Sparfeld in Leipzig. Der Letztere sagt ausdrücklich, daß er den Lehrstoff nicht nach den Klassen trennen, sondern schon dem Anfänger ganz d. h. in den Grundzügen geben, und später immer wiederholen, aber erweitert wiederholen will. Sehr richtig psychologisch, didaktisch! Er nennt diese Methode die cyklische, wofür ein Rezensent im Gersdorf'schen Repertorium mit Unrecht den Namen „conzentrische" an die Stelle setzen will (Bd. 30, Heft 1). Daß Sparfeld so wenig Anerkennung gefunden hat, liegt an der Mangelhaftigkeit der objektiven Bearbeitung seines Buches. Die Idee des cyklischen Unterrichts ist übrigens schon im klassischen und germanischen Alterthume dagewesen, und hat vielleicht noch nicht die nöthigen Phasen durchlaufen, um zur Anerkennung und Vollendung zu gelangen. Auch das Mager'sche System nimmt ungenügende Rücksicht darauf. Dennoch ist sie ein integrirender Theil der vollkommenen Methode.

Drittens. Wir sehen, daß jede organische Bildung, überhaupt jede Konzentration von einem bestimmten Punkte ausgeht, und sich allmälig ansetzt; eben so in unserm Wissen. Wer erst eine Zahlenreihe fest in seine Vorstellungsmassen aufgenommen hat, dem wird es schon leichter, eine neue hinzuzufügen u. s. f., und der geübte Arithmetiker erfaßt Alles, was ihm etwa im Gebiete der Zahlen noch unbekannt war, mit Leichtigkeit, ja fast unwillkürlich. Der Ackerwirth erweitert seine Kenntnisse bei jedem Gang durch die Felder, wo der Gelehrte trotz jahrelangem Verweilen

Nichts bemerkte, oder was, wenn man ihn ausdrücklich damit bekannt machte, er entweder nicht begreifen konnte, oder bald wieder vergaß, weil — er keinen Punkt in seinen Vorstellungsmassen hatte, wo die neuen Vorstellungen sich hätten ansetzen können. Daraus folgt die Regel, in jedem Lehrcyklus müssen ein Punkt oder mehre Punkte dergestalt zum geistigen Eigenthume gemacht werden, daß sich neues Aehnliches mit Sicherheit daran anzusetzen vermag. Eine Seite dieser Forderung hat durch die Methode Jacotots, Tafels und Rudhardts Berücksichtigung, und ihrer psychologischen Nothwendigkeit wegen unbedingten, nicht selten ungemessenen, ihrer Einseitigkeit unangemessenen Beifall gefunden*). Ich sage einseitig, weil sie manche der obigen Forderungen der wissenschaftlichen Methode unberücksichtigt ließ, und selbst eine wesentliche Seite der ausschließlich verfolgten Richtung übersah. Sie betrachtet die verschiedenen Zweige des Wissens, als von dem Centrum wie Radien auslaufend, und folgt beim Unterrichte, dieser Richtung ganz direkt, während sich in Wahrheit doch die verschiedenen Zweige so durchkreuzen und verbinden, daß man ihre Gesammtheit eher mit den Linien, die eine Kugel bilden, vergleichen könnte. Alles in der Natur hat jenen einen Selbstzweck, dient aber zugleich nach unzähligen Richtungen hin als Träger anderweitiger Zwecke; Nichts steht isolirt, weder im Anfangs- noch im Ausgangspunkte, noch in seiner ganzen Entwicklung. Der Mensch schaut Theile der Außenwelt als gesonderte Reiche an, aber nur der Uebersichtlichkeit wegen, und an den Gränzen herrscht unvermeidlicher Zwiespalt, wo der Markstein hingestellt werden soll. So ist es natürlich auch im Bereiche der Begriffe und des Denkens, und die vollkommene Methode muß die Punkte aufzufinden wissen, wo sich zwei Zweige des Wissens, zwei Vorstellungsmassen berühren, sie muß das anscheinend Verschiedene vermitteln und an den einmal gebildeten Punkt nicht nach einer Richtung, sondern nach allen Richtungen hin Ansätze machen. Diese zweite Seite der dritten Forderung hat in unserer Zeit mit der wachsenden Anzahl und Massenhaftig-

*) Daß in dem Volksbewußtsein ein lebhaftes Gefühl für diese Forderung vorhanden, davon zeugt das Wort „Gründlichkeit,“ und das universelle Verlangen nach Gründlichkeit nach Unterricht, auch bei solchen Individuen, welche augenscheinlich keine theoretischen Begriffe von der wahren Gründlichkeit besitzen. Jeder will einen festen Grund für den Fortbau haben.

keit der Lehrgegenstände wachsende Bedeutung, aber auch größere Berücksichtigung gewonnen *). Einzelne haben Einzelnes versucht, man versuchte hier und dort „zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen," und fand zum Theil Anerkennung, zum Theil Tadel, sogar — incredibile dictu — von Schulmännern. Aber planmäßig entfaltet hat sich dies Bestreben unter den Händen des Hrn. Dr. Mager. Er hat von den meisten Wissenschaften die Berührungspunkte aufgesucht, und die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung bis in's Kleinste ausgerechnet und nachgewiesen. Damit ist ein theoretisch und praktisch nothwendiger Bestandtheil des Unterrichts in Kurs gesetzt, und er allein schon würde die Mager'sche Methode wichtig und werthvoll machen, wenn sie auch sonst nichts Empfehlenswerthes hätte. Sie ist die jüngste organische Ergänzung der Didaktik und zugleich die wichtigste, da ohne sie die Menge des Stoffes mit der Zeit gar nicht mehr zu bewältigen sein, und das Geistbildende der Wissenschaft durch ihre unvermittelte Vereinzelung gänzlich verloren, und eine abstruse Wisserei an die Stelle der Wissenschaft treten würde. Alles muß mit Allem in Beziehung treten, um eine babylonische Gedankenverwirrung abzuwehren. Die Wissenschaft als eine unterschiedlose Einheit anzusehen, ist Zeichen des Kindesalters, und die Menschheit hat Jahrtausende gerungen, um den großen Strom des Seins und Werdens in seinen einzelnen Tropfen zu betrachten; jetzt aber ist

*) Während alle Methoden schon dagewesen sind und Entwickelungsphasen durchlaufen, haben die Hamilton'sche und die Methode der gegenseitigen Ergänzungen eine jüngere Geschichte, weil das praktische Bedürfniß fehlte, um sie hervorzurufen. Die ersten Spuren der Hamilton'schen Methode finden wir im 15. Jahrhundert, wo z. B. Varia Terentii mit Interlinearübersetzung im Gebrauche war; 1568 erschien: Virgilii Bucolica in usum puerorum germanice reddita per M. St. Riccium; und 1664 Ciceronis Officia, a M. J. Rhenio, mit gleicher Uebersetzung. Dann ging die Methode unter und lebte erst jetzt wieder auf. Die andere Methode war praktisch nicht nothwendig in einer Zeit, wo es heißt: Ἔστι δὲ τέτταρα σχεδὸν ἃ παιδεύειν εἰώθασι, γράμματα καὶ γυμναστικὴν καὶ μουσικὴν καὶ γραφικήν (Aristot. Polit. lib. VIII, c. II.). Die Römer brachten nur die griechische Sprache hinzu, und das germanische Mittelalter die lateinische. Noch im 7. christlichen Jahrhundert war der Kreis des ganzen Unterrichts, selbst des höhern, nicht schulmäßigen, daß er sich auf Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Astronomie, Medizin, Jurisprudenz und Einiges aus der Geschichte beschränkte; Isidorus, Bischof von Sevilla † 636, z. B. faßte das Alles in einem Werke, die Originum sive Etymologiarum Libri XX., zusammen.

es hohe Zeit, uns an den allseitigen Zusammenhang des Getrennten zu erinnern, und dadurch nicht allein unserm Gedächtnisse eine Stütze zu bereiten, sondern auch die richtige Weltanschauung zu fördern, die nothwendig der Zielpunkt alles Strebens ist, von welchem ewig Heil und Unheil auf die Menschheit zurückströmte, je nachdem sie dem Ziele nah oder fern war. Daß die Methode der gegenseitigen Beziehungen nicht allein dahin führt, brauche ich wohl kaum zu erinnern, da sie nur ein Stein zu dem großen Tempel ist, aber sie ist auf dem Felde der Didaktik der Schlußstein. Haben wir erst Lehrer, die in diesem Sinne gebildet sind, hat man die einzelnen Zweige der Wissenschaft danach bearbeitet, und demgemäße Schulbücher geschaffen, dann wird es möglich werden, Philosophie in den Schulen und für das ganze Volk zu lehren, freilich eine andere als die gegenwärtige, die unter der eisernen Maske der einseitigen Systeme dem gesunden Volkssinne immer ein Mann des Schreckens und des Geheimnisses bleibt. Auch auf die scheinbar geringfügigsten Gegenstände wird immer eine solche Einheit des Wissens, eine solche Höhe der Anschauung einen unglaublichen Einfluß haben. Hr. Dr. Mager, der auf didaktischem Felde weit nach dieser Richtung vorgedrungen ist, gibt davon den lebendigsten Beweis. Alles gewinnt unter seiner Hand eine andere Gestalt, selbst die kleinsten grammatischen Regeln, und d a r i n liegt der Schwerpunkt seiner didaktischen Bestrebungen, auf die ich eben hingewiesen habe *).

Ob es mir gelungen ist, meine Anschauung gemeinfaßlich mitzutheilen, darf ich kaum hoffen, da zu viel Voraussetzungen und Behauptungen nöthig waren, deren Begründung in einem Journalartikel unmöglich ist. Was ich behaupte, ist indeß Ergebniß d e r G e s c h i c h t e, und nur sofern individuell, als ich es ausspreche. Daß aber grade ich es thue, könnte als Anmaßung erscheinen. Ich meine es aber damit etwa im Sinne Fichte's (Schlußrede an die Deutschen 1808): Ich rede, weil es (in diesem Augenblicke) kein Anderer thut. Aber es wird nach diesem Schritte irgend ein

*) Um Mißverständnisse zu verhüten, bemerke ich nochmals ausdrücklich, daß ich Hrn. M. nicht für den Erfinder der vielseitigen Anknüpfungen, sondern für den Urheber des Bezüglichen Systems halte. Es sind mir eine große Anzahl trefflicher Schulmänner bekannt, welche in einzelnen Gegenständen die Anknüpfungsmethode handhabten, und auch die vergleichenden Bearbeitungen mancher Wissenschaften gehören hierher. Wie Einzelne Einzelnes auf die Anknüpfungsmethode Bezügliche vorgeschlagen haben, davon nur ein Beispiel statt vieler. K. Bormann in Berlin

anderer der zweite sein; diesen zu thun haben Alle dasselbe Recht; wirklich thun wird ihn indeß abermals ein Einzelner. Einer muß immer der Erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben."

Die Wahrheit muß erst unzählige Male ausgesprochen werden, ehe sie in fester Form zum Lichte emporwächst, wie Tausende von Moosen und Gräsern verwesen, um der Eiche Grund und Boden zu bereiten. Das geht jetzt wie sonst, und wird ewig so gehen. Im Jahre 1722 schrieb der Rektor Schöttgen: Mein Vorschlag ist schon verworfen, ehe ich ihn an's Tageslicht gebracht; aber was liegt daran! Ist er jetzund nicht reif, so wollen wir warten bis seine Zeit kommt *).

M. Gladbach.

Dr. W. Fricke.

Geschichte der volksthümlichen Schottischen Liederdichtung von Eduard Fiedler, Zerbst 1846. 2 Bde. in 8.

Während des letzten Decenniums haben auch in Deutschland die Lieder des Schotten Burns eine allgemeine Theilnahme erregt. Sie offenbarten das höchst poetische geistige Leben in einem Volke, dessen ehemals so eigenthümliche und für die Dichtung günstige äußere Gestaltung seit den letzten Jahrhunderten sich in den Strom einer größeren staatlichen Gemeinschaft und eines wetteifernden

---

bemerkt zu S. 153 seiner „methodischen Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stylübungen:" „Ist der Lehrer in der Geschichte in derselben Klasse zugleich damit beauftragt, die Stylübungen zu leiten, so werden sich ihm aus seinen historischen Vorträgen eine reiche Anzahl Aufgaben ergeben. Ein solches sorgfältiges Bearbeiten des Lebens einzelner besonders hervorragender Personen und Darstellen großartiger Begebenheiten scheint jedenfalls zweckmäßiger und bildender, als das flüchtige Ausarbeiten des ganzen historischen Vortrags." Der Hr. Dir. Bormann hat hiernach vorzüglich die geistbildende Seite des Verfahrens, als die Unterstützung des Gedächtnisses und den allgemeinen Zusammenhang der Wissenschaften vor Augen gehabt; aber ein Stein zum Weiterbau ist es unläugbar.

*) Da hier von der allgemeinen wissenschaftlichen Methode die Rede ist, können die Einzelheiten des Mager'schen Buches nicht berücksichtigt werden †), wiewohl sie eben so bedeutungsvoll sind als das Ganze. Jede Seite gibt Gelegenheit zum Nachdenken und zu einem selbstständigen Artikel. So darf gegenwärtige Beleuchtung nicht mit einer Kritik im bekannten Sinne des Worts verwechselt werden.

†) Anm. d. Red.: Es soll dies im nächsten Hefte geschehen.

Gewerbfleißes verloren hatte. Auch diese Bekanntschaft, wie so manche andere auf dem Gebiete des Dichtens und Denkens, verdankt unsere Nation Göthe, in dessen Ausgabe letzter Hand in nachdrücklicher Weise auf den Schottischen Naturdichter aufmerksam gemacht wurde. Einige seiner bedeutendsten Lieder wurden dann in den Jahrgängen von 1836 bis 1838 der Cotta'schen „Blätter zur Kenntniß der Literatur des Auslandes" in gelungenen Uebersetzungen von Freiligrath, Notter u. A. mitgetheilt und mehr oder minder vollständige Bearbeitungen der Werke des Dichters wurden vorbereitet, und erschienen in den folgenden Jahren.

Ueberall aber hatte es das Ansehn, als ob Burns eine vereinzelte Erscheinung sei; und wenn ja von Vorgängern desselben die Rede war, so wurden nur die Namen Allan Ramsay's und Robert Ferguson's genannt, deren Burns selbst in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Lieder mit höchster Begeisterung zugleich und Bescheidenheit erwähnt *). Der Verfasser des vorliegendes Werkes hat das Verdienst, zuerst für unsere Nation ein

*) In dieser Weise wurde auch in Frankreich in einem der geachtesten Organe der Kritik das Verdienst des Schotten besprochen. In der Revue des deux mondes IVe série, I. 9. werden die genannten Dichter als seine einzigen Vorarbeiter bezeichnet. Das Lob, das Burns selbst gespendet wird ist, als von einem Franzosen kommend, bedeutend genug, um hier einen Platz zu verdienen. Der Beurtheiler sagt p. 611. En tenant compte de la distance qui sépare les tableaux de genre et ceux d'histoire, après le grand nom de l'universel Shakspeare je ne craindrais pas de citer Burns comme un des poètes les mieux doués de la nature. Sa plus saillante qualité fut celle qui est la plus indispensable à un poète, une sensibilité profonde, un coeur largement ouvert à toutes les impressions de l'amour et de la haine, mais surtout de l'amour dans la plus vaste acception du mot, amour des femmes, amour de la patrie, amour de la nature. Il y joignait une ame noble, pleine du sentiment de sa dignité, désintéressé jusqu'à l'excès, courageuse, résignée dans l'adversité, à la fois religieuse et éclairée; un esprit plein d'humour, mais dont la gaieté ne desséchait nullement la tedresse du coeur; un sensibilité, source de bien et de mal, de qualités et de défants, mais à coup sûr source aussi de poésie; enfin une imagination brillante qui anime tous ses tableaux du coloris le plus frais, le plus séduisant et en même temps le plus orai. — Sous certains rapport Burns est le poète qui rappelle le plus notre odorable LaFontaine. C'est la même bonhomie railleuse, la même philosophie indulgente, c'est la même tendresse d'ame, te même amour de la création, la même compassion pour toutes les souffrances. Oserai-ie dire que l'auteur

zusammenhängendes Bild entworfen zu haben von jenem poetischen Walten, welches nun schon seit Jahrhunderten das Schottische Volk durchdringt. Eine der schönsten Erscheinungen im geistigen Leben der Völker wird dadurch dem Leser vorgeführt: Eine Nation, in welcher Ackersmann, Hirt und Weber nicht allein sich an dem edelsten geistigen Genusse ergötzen, sondern, vermöge eigner Fülle der Kraft und mit der Muttermilch eingesogener Bildung, ihn durch selbstgeschaffene Werke Andere bereiten, so daß Reiche und Arme sich um sie versammeln, um ihren Liedern zu lauschen, und Paläste so wie Höhen und Felder von dem künstlerischen Ausdruck ihrer Freuden und Leiden wiederhallen. Aber so zahlreich auch die Versammlung von Dichternamen und Dichterwerken ist, welche der Verfasser veranstaltet hat, der Sänger vom Ufer des Ayr verschwindet nicht in der Menge; einem Helden gleich ragt er aus ihr hervor und es bewährt sich was der Verfasser in der Vorrede sagt, „daß seine ganze Pracht erst hervortritt, wenn man ihn als den Mittelpunkt eines Geschmeides der durch Farbe, Größe und Werth verschiedenartigsten Edelsteine betrachtet."

Die Einleitung handelt von dem Lande und Volke der Schotten so wie von ihrer ältern höfischen und volksthümlichen Dichtung und Sprache. Es wird auf den Unterschied zwischen dem Schottischen Hoch- und Niederland aufmerksam gemacht und beide werden durch einige Züge characterisirt. „Die Schönheiten des Hochlandes," heißt es, „sind mehr wild und erhaben als freundlich, und kahle, schroffe Felsenmassen, Sümpfe und Moräste wechseln häufig mit malerischen Thälern. Heftige Kälte wirkt erstarrend von Norden her, und dicke, feuchte Nebelluft verhüllt dem Auge des Reisenden nur zu oft die herrlichste Landschaft. Aber auch das Niederland ist ein schönes Land, reich an fruchtbaren Gefilden, aber ohne die Eintönigkeit einer bloß ebenen Gegend. Es mangelt nicht an Bergen und Thälern, an schönen Meeresküsten und anmuthigen Flußufern." Die allgemein unter dem Volke verbreitete Bildung schreibt der Verfasser mit Recht dem schon im Jahre 1646 ertheilten Gesetze zu, welches verordnet, daß in jedem Kirchspiele des Königsreichs eine Schule zur Erziehung der Armen bestehen muß. Ein gewisser Grad von Kenntnissen ist offenbar durch dieses

---

écossais a sur le français l'avantage d'une pays et d'un langue infiniment plus poétiques, que son essor l'emporte plus souvent audessus des régions de la poésie comique, que sa versification est plus ferme et son style coloré de plus d'images.

Gesetz zum Gemeingut der Nation geworden. Ein anderes Mittel zur Bildung des Volkes war die Pflege des Gesangs, welcher im presbyterischen Cultus, der keine Instrumente in der Kirche gestattet, zum Bedürfniß geworden ist. Der Gesang aber bedarf wiederum der Stütze der Dichtung. Nach einigen Bemerkungen über den Charakter der Schotten, ihr Verhältniß zu dem weiblichen Geschlechte, zu ihren Eltern, ihrem Vaterlande, so wie über ihre Liebe zur Geselligkeit, erinnert der Verfasser an die Blüthe einer höfischen Poesie, die mit Barbour, einem etwas älteren Zeitgenossen Chaucer's begann und etwa mit Jakob VI. schloß. Daß auch Jakob I. unter den Dichtern dieser frühern Periode aufgezählt wird, versteht sich; nur hätte, scheint es, auf das nahe Verhältniß aufmerksam gemacht werden müssen, in welchem seine Poesie zu der Chaucer's steht, so daß er gleichsam als aus seiner Schule hervorgegangen zu betrachten ist. Der Bildung nach war Jakob I. durch seine langjährige Gefangenschaft zum Engländer geworden. — Volksthümlicher als die Werke dieser Dichter waren die Balladen, in welchen die kriegerischen Thaten der Vorfahren, daneben aber auch Geister- und Zaubergeschichten den Hauptinhalt bildeten und von denen uns Walter Scott in den Ministrelsy of the Scottish borders eine reiche Sammlung bewahrt hat. Einige derselben werden zu Anfang des nächsten Abschnittes, in welchem die Geschichte der neuern volksthümlichen Liederdichtung beginnt, mitgetheilt. Der Grund dieser Anordnung leuchtet dem Leser nicht ein.

S. 22 ff. werden die hauptsächlichsten Sammelwerke angeführt, in welchen sich die Schottischen Lieder finden von James Watson's Collection publ. 1706—1710. bis zu der Sammlung Alex. Whitelaw's publ. 1843. Der Berichterstatter erlaubt sich noch auf ein anderes Werk aufmerksam zu machen, aus welchem manche Belehrung für den Gegenstand und namentlich über das Alter verschiedener Lieder zu schöpfen war, nämlich auf die Ancient Scotish Melodies, from a manuscript of the reign of king James VI. With an introductory Enquiry, illustrative of the history of the music of Scotland. By William Dauney, Edingburgh. 4. 1838. Dieses Werk wurde veranlaßt durch die Auffindung einer, in den Jahren 1615 bis etwa 1620 abgefaßten Handschrift, so daß das Alter derselben auch für das Alter der darin mitgetheilten Lieder bürgt. Die Edingburgh Review von Monat April des Jahres 1839 gibt einen, freilich nicht sehr gründlichen, Bericht über dieses Werk, theilt jedoch die Anfänge einiger auch später noch erhaltner Volkslieder mit. Wie wichtig übrigens diese frühsten Lieder zur

Würdigung der spätern Zeit der Schottischen Poesie sind, geht auch aus den vom Verfasser mitgetheilten Proben hervor. Unter diesen befindet sich in seiner alten Gestalt das Lied, das auch durch die Sammlung von Burns Liedern bekannt ist: o gin my love were you red rose, und zu welchem Burns die folgenden Strophen hinzufügte:

O, wär' mein Lieb ein Fliederstrauch,
Geschmückt vom Lenz mit Blüthenpracht,
Ein Vöglein ich, das Obdach sucht,
Wenn seiner Flügel Pracht versagt!

Wie wollt' ich trauern, wenn er dann
Vom rauhen Herbst entblättert ständ'!
Doch singen auch im lust'gen Flug,
Wenn ich im Mai verjüngt ihn fänd'.

In dem dritten Abschnitte hat der Verfasser auf eine anziehende Weise den Zusammenhang der politischen Gesinnung der Schotten seit der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit ihrer Poesie dargestellt, indem er besonders die Bemühungen der vertriebenen Stuarts, sich des Thrones wieder zu bemächtigen in einigen Zügen vorführt und Proben der durch dieselben veranlaßten Dichtungen mittheilt. Noch interessanter ist der vierte Abschnitt, aus welchem der Leser den von Burns verehrten Allan Ramsay kennen lernt. Die aus dem gentle shepherd mitgetheilte Probe legt sowohl für die Poesie des Perückenmachers, wie für den Bildungsstand des Volkes, für das er schrieb, ein ehrenvolles Zeugniß ab. Das Gespräch zweier jungen Mädchen über die Ehe, in welchem sich die Verächterin derselben am Ende für besiegt erklärt, kann auch deutschen Jungfrauen aus den gebildetsten Ständen noch eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Unter den Liedern, die auf die Empörung der Schotten unter Carl Eduard Bezug haben, nicht das hübsche Lied von Burns the cavalier's lament zu finden, war befremdend. Es stammt aus einer nicht sehr ergiebigen Zeit in dem Leben des Dichters und wurde von ihm am 30. März 1788 niedergeschrieben, während er sich zu Pferde nach Ellisland begab, wo damals das für ihn bestimmte Haus gebaut wurde. Diese Klage des Prätendenten, der mit dem Namen des Cavalier bezeichnet wurde, lautet nach der Uebersetzung des Berichterstatters folgendermaßen:

Der Vögel Lied jubelt beim Frühlingserwachen,
Es windet durch's Thal sich der murmelnde Quell,
Der Hagebusch blüht, und die Wiesen sie lachen,
Es schimmern die thauigten Blumen so hell.

Doch was gibt mir Freude, was scheinet mir schön,
Da zögernd die Stunden der Sorgen vergehn?
Der Blümlein Entspringen, der Vöglein Singen
Kann Hoffnungskeim mir in den Busen nicht sä'n.

War Hasses denn würdig die That, die ich wagte,
Für König und Vater der Kampf um sein Land?
Sein sind diese Hügel, sein sind diese Thäler,
Den Thieren ein Obdach, das ich hier nicht fand.

Nicht klag' ich mein Leiden so groß es auch sei;
Euch tapferen Freunden die Thränen ich weih'.
Ihr kämpfet so muthig im Kampfe so blutig
Und würdig zu lohnen euch, steht mir nicht frei.

Ueberall stoßen wir auf Lieder, die durch Rhythmus und Gedanken an den Sänger vom Ayr erinnern, und die ihm bei seinen eigenen Dichtungen vorgeschwebt haben müssen. So findet sich der Hauptgedanke des langen Liedes des ehrwürdigen Pfarrers Skinner wieder in dem hübschen Liedchen „John Anderson, mein Lieb, John." Um diesen Einflüssen noch genauer nachspüren zu können, wäre es für den Leser wünschenswerth gewesen, auch von Fergussons Liedern, welche Burns so hoch stellte, einige Proben zu finden, wenn sie auch durch die örtlichen und persönlichen Anspielungen, wie der Verfasser mit Recht sagt, schwer verständlich sind. Aber sehr dankenswerth ist in derselben Beziehung die Mittheilung von demselben Dichter the farmers ingle, das Burns zu seinem the Cotters saturday night angeregt hat.

Mit Recht nimmt Burns den verhältnißmäßig bedeutendsten Platz in dem Werke des Herrn Fiedler ein; und so viel auch schon über das Leben und die Werke desselben geschrieben worden ist, so gelingt es ihm doch, zu dem bisher allgemein Bekannten oder doch leicht Zugänglichen noch manchen werthvollen Beitrag zu liefern. Hierzu muß vor Allem seine Uebersetzung der Cantate, the jolly beggars gerechnet werden, dieser so höchst charakteristischen Dichtung, in welcher ein wahrhaft teuflischer Humor herrscht. Man glaubt diese zerlumpte Gesellschaft vor sich zu sehn; und nicht leicht scheint es möglich, die sittenlose und doch geistreiche Lustigkeit, in der untersten Region der bürgerlichen Gesellschaft,

mit lebhafteren Farben künstlerisch darzustellen, als sie in den mitgetheilten Liedern erscheint. Die Uebersetzung des Verfassers ist als gelungen zu betrachten und namentlich ist in dem ersten Liede: „Vom Mars bin ich ein Sohn" der lebhafte Schwung, der im Original herrscht, glücklich wiedergegeben.

Auch ein zärtliches Verhältniß des Dichters zu einer Miß Maclehose wird mitgetheilt, dessen bei seinen übrigen deutschen Biographen keine Erwähnung geschieht und das für die Entstehung einiger seiner schönsten Lieder von Bedeutung war. Zu diesem gehört das berühmte Lied Ae fond kiss and then we sever, dessen Schwierigkeit für die Uebersetzung, die durch die Gedrängtheit des Ausdruckes und die ihm inwohnende Gluth der Leidenschaft entsteht, schon Wettkämpfe unter namhaften Dichtern erregt hat. Der Verfasser vermuthet, daß Burns dasselbe bei seinem Weggange von Edinburg gedichtet habe. Dieser fällt in das Jahr 1787; es geht jedoch aus einem seiner Briefe hervor, daß er es erst im Jahre 1790 schrieb, als Erinnerung an einen Besuch, den er kurz vorher in Edinburg gemacht hatte. Der Verfasser theilt eine Uebersetzung dieses Liedes mit, welche vor der schon bekannten keinen wesentlichen Vorzug zu verdienen scheint; sie möge hier einen Platz finden und es sei dem Berichterstatter erlaubt, seine eigne Uebersetzung derselben folgen zu lassen.

Einen Kuß und dann geschieden,
Ein Lebewohl, das letzt' hienieden.
Thränen weih' ich, herzentwundne,
Weih' dir Seufzer, tief empfundne.
Hat der Recht, wenn er verzaget,
Dem ein Hoffnungsstrahl noch taget?
Mir — ach nicht ein Schimmer lacht mir,
Alles um mich her ist Nacht mir.

Dich, mein Herz, kann ich nicht schmähen!
Nichts konnt' Annchen widerstehen.
Denn sie sehn, sie lieben war,
Sie allein für immerdar.
Hätten niemals wir so herzlich,
Niemals wir geliebt so schmerzlich,
Nie gekannt uns, nie geschieden,
O wir lebten noch in Frieden.

Lebewohl, du Erste, Schönste,
Lebewohl, du Best', Ersehnt'ste!
Mögst du Ruh' und Frieden finden,
Mög' dich Lieb' und Freud' umwinden.

Einen Kuß und dann geschieden,
Ein Lebewohl, das letzt' hienieden!
Thränen weih' ich, herzentwundne,
Weih' dir Seufzer, tiefempfundne.

Einen Kuß und dann geschieden!
O, auf ewig leb' in Frieden!
Dir gelob' ich mich in Thränen,
Weihe dir mein heißes Sehnen. —
Wer nennt schon sein Glück zertrümmert,
Wenn der Hoffnung Stern noch schimmert?
Mich, kein heitrer Strahl erhellt mich,
Nur Verzweiflungsnacht umstellt mich.

Wer kann solcher Neigung schmähen,
Wer dir, Nancy, widerstehen?
Dich nur sehen, war dich lieben.
Lieben dich, auf ewig lieben,
Mußten nie wir heiß entbrennen,
Nie der Liebe Gluthen kennen,
Nie uns sehen, nie uns meiden,
Bräch' uns nicht das Herz beim Scheiden.

Lebewohl, du hoch verehrte,
Lebewohl, du heiß begehrte!
Jedes holde Glück auf Erden,
Lieb' und Wonne mög' dir werden.
Einen Kuß und dann geschieden!
O, auf ewig leb' in Frieden!
Dir gelob' ich mich mit Thränen,
Weihe dir mein heißes Sehnen.

Noch manche andere Proben aus Burns theilt der Verf. mit und hat es immer vorgezogen, diese in eignen Uebersetzungen zu geben, welche die vorhandenen vielleicht an Treue, aber nicht an Gewandtheit im Ausdrucke übertreffen. Zu den gelungenen Uebersetzungen muß Hochlands-Marie, Th. I. S. 175, gerechnet werden; dagegen leiden an Härte der Sprache die Lieder mein Hannchen und die alte Zeit; und das bekannte: Mein Herz ist im Hochland ist weniger poetisch wiedergegeben, als in den Uebersetzungen, die das Ausland davon lieferte unter dem 20. Februar 1836, so wie Heintze und Kaufmann. Tam o' Shanter findet sich auch bei Kaufmann, und ist auch in Gerhard's Uebersetzung wohl gelungen. Es sei dem Berichterstatter erlaubt,

einer der beiden als mangelhaft bezeichneten Uebertragungen seine eigene nachfolgen zu lassen.

Mein Hannchen.

Woher auch wehen kann der Wind,
Den West, den lob' ich mir,
Denn da lebt meine liebe Maid
Und mein Herz gehöret ihr.
Da grünt der Wald, da fließt der Ström,
Und Hügel mischen sich ein;
Doch Tag und Nacht ist meine Seel'
Bei Hannchen nur allein.

Ich seh' sie in der thau'gen Blum',
Ich seh' sie süß und schön,
Ich hör' sie in der Vögel Sang,
Hör' ihres Sanges Tön'.
O jede Blume, die da sproßt
Bei Quell, in Hain und Flur,
O jeder Vogel, der da singt,
Mahnt mich an Hannchen nur.

Von allen Winden, die da wehn,
Mag ich den West so gern;
Im Westen lebt mein Liebchen fein,
In weiter, weiter Fern'.
Gar mancher Berg und manches Thal
Liegt zwischen ihr und mir:
Doch weilt mein Geist bei Tag und Nacht
Ohn Unterlaß bei ihr.

Ich folg' ihr auf der Blumenflur,
Stets ist sie schön und mild;
Ich höre sie im Vogelsang,
Der rings die Luft erfüllt.
Ja, jedes Blümchen, das entspringt,
Des klaren Baches Zier,
Und jedes Vöglein, welches singt,
Verkünden mir von ihr.

Drum, lieber Westwind, rausche sanft
Im grünen Blätterhaus;
Du führst die kleinen Bienen heim
Vom reichen Blüthenschmaus:

So führ du auch die holde Maid
In meine Arme mir;
Denn aller Gram verscheucht mir schnell
Ein süßer Blick von ihr. *)

Der zweite Theil des Werkes macht uns mit den Zeitgenossen von Burns und den neuesten schottischen Dichtern bekannt, unter welchen James Hogg, der Ettrikschäfer, Allan Bunningham, der Maurer, und Robert Tannahill, der Weber, den ersten Platz einnehmen. Aber welcher Abstand zwischen ihren und selbst des Dichters Thom Liedern und den Dichtungen von Burns! Kaum gebührt ihnen noch der ehrenvolle Name von Volksdichtern; manches Lied haben sie zwar gedichtet, das auch der Gebildete mit Vergnügen lies't; aber mit dem Volksdichter haben sie oft nur die Sprache gemein, nicht mehr die Anschauungsweise; und ungeachtet ihres Volksidioms ist ihre Poesie eine gelehrte und angelernte, die keineswegs ursprünglich aus den sie umgebenden Kreisen hervorgegangen ist. Auch in Deutschland und Frankreich häuft sich die Zahl dieser Art von Volksdichtern, welche, ohne vorgängige Bildung, durch fremde Poesie zu eigenen Erzeugnissen angeregt werden. So erscheint auch Reboul, der Bäcker von Nimes, nur als ein halbgelehrter, wenn gleich oft glücklicher Nachahmer Lamartine's, der nur, wie auch viele deutsche Handwerker, in denen man Nachahmer Schiller's erkennt, darum Volksdichter genannt wird, weil er dem Volke, im engern Sinne des Wortes, angehört, nicht aber, weil er für das Volk gedichtet hätte. So harter Tadel trifft freilich die schottischen Dichter noch nicht; sie neigen sich nur zu dem bezeichneten Zustande hin, und manches ihrer Lieder kann noch als volksthümlich bezeichnet werden. Auch würde wohl mancher der besprochenen Dichter durch eine anders getroffene Auswahl unter einem vortheilhafteren Lichte erscheinen; namentlich zeichnet sich Hogg in manchen seiner Lieder durch eine Zartheit der Empfindungen aus, welche in den mitgetheilten Proben nicht besonders hervortritt. Es möge hier eines seiner Lieder in der Uebersetzung des Herrn Fiedler Platz finden.

Maria, bist so süß und gut,
Meine ganze Seele dir gehöret,
Eh' meines Herzens Schlag nicht ruht,
Für dich nicht auf zu schlagen höret.

*) Diese letzte Strophe rührt von dem Buchhändler Reid in Glasgow her.

Werth ist der Sitz mir auf der Höh',
Wo manche lange Stund' ich weile.
Dort aus Mariens Hütte seh
Aufsteigen ich des Rauches Säule.

Wenn Phöbus blicket übern Moor,
Schön seine goldnen Locken fallen,
Wenn Morgen Düfte haucht hervor,
Und Freud' und Lust das Thal durchhallen:
Zum Bache treib' die Heerd' ich dann,
Ich trage, die zu schwach zum Gehen;
Blickt mich ein schuldlos Lämmchen an,
Glaub' ich Mariens Blick zu sehen.

Die Heimath, wo er ward zum Mann,
Mag der Verbannte eh'r vergessen,
Die Biene eh'r vergessen kann
Die Arbeit, die ihr zugemessen.
Kalt mag die Sonn' und lichtlos sein,
Von ihrem Weg die Sterne fliehen:
Doch weil noch schlägt das Herze mein,
Vergess' ich nimmermehr Marien.

Schließlich mag es wiederholt werden, daß es dem Verf. gelungen ist, die Geschichte der schottischen Liederdichtung zum ersten Male dem deutschen Leser als ein organisches Ganze darzustellen, dessen Entstehung, Fortbildung, Blüthe und Verbreitung, die aber auch eine Verflachung ist, in Umrissen und Bruchstücken vorgeführt wird. Der Styl des prosaischen Theiles dieses Werkes ist dem Gegenstande angemessen und anspruchslos, entbehrt aber zuweilen der zu wünschenden Sorgfalt.

Düsseldorf.

Philippi.

Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. Siebenter Band. Berlin, 1846.

Dieser Jahrgang der „Germania" (so heißt der zweite Titel der vorliegenden Zeitschrift) zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit aus. Er enthält nicht weniger als 24 Artikel, die zum Theil Collectiv-Artikel sind, von Förstemann, Hermes, Jahn, Kannegießer, Klöden, Kuhn, Liebrecht, Maßmann, Odebrecht, Roth, San-Marte (A. Schulz), Tieck, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber. Letzterer eröffnet die Reihe durch Mittheilung der beiden ersten

Abenteuren und einiger andern Stellen der St. Galler Niebelungen-Handschrift, von deren äußerer Beschaffenheit, Einrichtung und Schreibweise er schon früher an einem andern Orte Bericht gegeben. Sodann entwickelt Zinnow in einer ausführlichen, sehr gelehrten und gründlichen Untersuchung die Sage von den Haymonskindern, nächst der Rolandssage die verbreitetste unter allen, die zum Sagenkreise Karl's des Großen gehören. Diese Abhandlung darf als eine sehr wesentliche Bereicherung unserer mittelalterlichen Literatur betrachtet werden und läßt, nebst seinen übrigen werthvollen Arbeiten, den Tod des Verfassers, der im blühenden Mannesalter schleunig hinweggerafft wurde, als einen beklagenswerthen Verlust erscheinen. Daran schließt sich ein Versuch von K. L. Kannegießer, die bisherige Eintheilung der Poesie in die vier Hauptzweige der lyrischen, didaktischen, dramatischen und epischen Dichtkunst auf psychologischem Wege zu rechtfertigen und zu begründen, wobei sich das Resultat ergibt, daß die lyrische Poesie dem Gefühl, die didaktische der Erkenntniß und die dramatische dem Willen entspricht; diesen drei Gattungen steht die epische Poesie gegenüber, welcher die Begebenheit zu Grunde liegt, die weder, wie das Gefühl, ein Zustand, noch, wie Begriff und Handlung, Thätigkeit des eigenen Geistes, sondern fremde Thätigkeit, That des Zufalls, des Schicksals, der Götter, der Gottheit ist. Mag die hier aufgestellte Theorie auch im Einzelnen zu mannigfachem Bedenken Anlaß geben, so wird man doch nicht wohl umhin können, den eingeschlagenen Weg für den einzigen anzuerkennen, der zu befriedigenden Ergebnissen führt. Aus dem gewonnenen Gesichtspunkte betrachtet dann Kannegießer insbesondere die neuere Poesie und versucht ihren eigenthümlichen Charakter zu bestimmen.

In der vierten Abhandlung „über die numerischen Lautverhältnisse im Deutschen" macht Förstemann von dem Benzenberg'schen Satze „Zahlen entscheiden" eine sehr interessante Anwendung auf einen Theil der historischen deutschen Grammatik. Indem er die Grundlinien einer Lautstatistik des Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen zieht, kommt er sogleich auf einige sehr überraschende Resultate, und bringt dem Leser die Ueberzeugung bei, daß die fortgesetzte Anwendung dieser Methode für die Grammatik zu eben so bedeutenden Aufschlüssen führen muß, als die Statistik in neuern Zeiten aus der vergleichenden Betrachtung bloßer Zahlenangaben gewonnen hat. Um nur eines der von Förstemann erzielten Ergebnisse an-

zuführen, so weis't das Verhältniß der Vocale zu den Consonanten in den genannten vier Zweigsprachen (41 Vocale unter 100 Lauten im Goth., 44 im Ahd., 40 im Mhd., 38 im Nhd.) darauf hin, daß die Veränderung der deutschen Sprache zwischen dem 9ten und 13ten Jahrhundert eine etwa dreimal so starke gewesen sei, als zwischen dem 13ten und 19ten Jahrhundert, ein Satz, der im Verlauf der Abhandlung noch von andern Seiten mehrfache Bestätigung findet. Ob aber jener Satz, wie Förstemann meint, ganz identisch sei mit dem, „daß das Sprachleben in jener Zeit etwa dreimal so stark war, als in dieser," läßt sich in Zweifel ziehen; denn auch der Zustand des Verfalls, der Auflösung und Zersetzung, wo das Leben einer Sprache zu ermatten, zu erlöschen beginnt, kann durch bedeutende und zahlreiche Veränderungen in den Lautverhältnissen bezeichnet sein.

Von geringerem Belange, jedoch den strengen der übrigen Abhandlungen angenehm unterbrechend, ist ein hier aufgenommener, von Dir. Zeune beim Goethe-Feste gehaltener Vortrag „über Demuth." An jene bekannten lebhaften Erörterungen über den Werth des Muths und der Demuth bei Diesterwegs Jubelfeier anknüpfend, spricht er erst über die Geschichte des Wortes Demuth und zeigt dann an einer Reihe von Stellen aus Goethe's Schriften, wie dieser über Demuth und Muth gedacht habe. Hieran schließen sich ein Bericht von Hermes über „die Wielandsage im Friedrich von Schwaben" (nach der Wolfenbüttler Handschrift), und weiterhin einige kleine Würzburger Fragmente der Nibelungen, von Franz Roth mitgetheilt. Sodann folgt unter der Ueberschrift „zum 28. Januar. Nachfeier (Karls des Großen)," ein beim Stiftungsfest der Gesellschaft gehaltener Vortrag von Maßmann, worin er, von den Eginhard'schen Nachrichten ausgehend, über die Monats- und Windenamen Karls des Großen sich verbreitet. Als Hauptresultat stellt sich hervor, daß Karl die alten heidnischen Benennungen nicht ganz vertilgt, aber doch mehrfache neue Bezeichnungen, namentlich für die Monate, eingeführt habe. Sehr anerkennenswerth sei es, daß er nur deutsche Namen gewählt, und überhaupt, bei allem Eifer für das Christenthum, sich nicht deutscher Sitte, deutscher Sprache und deutschem Gesange entfremdet habe. Hieran reihen sich einige Bemerkungen von Klöden über die Erwähnung der Dornenkrone in der mittelalterlichen Literatur. Weiter theilt San-Marte ein wälsches Mährchen, den „Traum des Rhonabwy," aus dem Englischen der Lady Charlotte Guest, mit und verbreitet sich in

einem Nachworte über seine historischen Beziehungen, die Zeit seiner Abfassung und seine Bedeutung.

Indem wir über die neun folgenden Nummern mit bloßer Anführung ihrer Ueberschriften hinwegeilen (11. Ueber die Redensart: Die Feige weisen, von Liebrecht. 12. Proben einer Neudeutschung des Heliand, von Kannegießer. 13. Die südliche Wanderung der deutschen Heldensage, von Maßmann. 14. Ueber v. d. Hagen's Handschrift des Passionals, von Klöden. 15. Nochmals das alte Passional, von Maßmann. 16. Ueber die Bildung von Akrostichen in deutscher Sprache, von Odebrecht. 17. Aus altdeutschen Handschriften, vier Beiträge von Hermes, Maßmann und v. d. Hagen. 18. Ueber das Wort schellec (erschellen) von Klöden. 19. Luther, ein Collectiv-Artikel aus vier Beiträgen von Maßmann, Jahn und v. d. Hagen): verweilen wir einige Augenblicke bei den Artikeln 20. und 21, welche „Goethe" und „Schiller" überschrieben sind. In jenem Artikel erklärt sich v. d. Hagen gleichfalls für die Vermuthung, welche Ref. in seinem Commentar zu Goethe's Gedichten ausgesprochen, daß die „Lieder," worauf wiederholt in Goethe's poetischer Epistel an Mademois. Oeser hingedeutet ist, die Lieder des von Tieck neu herausgegebenen Leipziger Liederbüchleins sind. Dann folgt aber ein bedeutendes chronologisches Versehen, indem das Bundeslied: „In allen guten Stunden," in eine noch frühere Frankfurter Zeit, vor der Leipziger, versetzt ist. Es gehört, wie Ref. in dem obigen Commentar nachgewiesen, in die Zeit der Lieder an Lili. Unter den aus Jacobi's Iris mitgetheilten Goethe'schen Gedichten ist die Unterschrift „L. an G." der Verse: „Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St—g." schwerlich „Lotte an Goethe" zu deuten, vielmehr wahrscheinlich „Lenz an Goethe." Schon das St—g (vermuthlich Straßburg) spricht entschieden gegen die Beziehung auf die Wetzlaer Lotte, auch soll das Gedicht ja ein Denkmal der Freundschaft, nicht der Liebe sein. Eher ist die Vermuthung v. d. Hagen's statthaft, daß das mit P. unterzeichnete Gedicht „Freundin aus der Wolke" ein Goethe'sches Produkt sei, da auch unter andern entschieden Goethe'schen Gedichten in der Iris diese Chiffer steht. Ueberhaupt aber sind wir für diese Mittheilung älterer Formen von Goethe's Gedichten aus der Iris, dem Mercur, der Berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters und anderen Zeitschriften dem Herrn Herausgeber Dank schuldig. Auch zu Erwine und Elmire sind ein paar Varianten gegeben, deßgleichen zum Jahrmarktsfest in

Plundersweilern einige Zeilen, worüber schon in diesem Archiv, Bd. I. S. 358, die Rede gewesen. Endlich verbreitet sich der Goethe-Artikel noch über die Faustliteratur und bringt hier manches Neue und Beachtenswerthe. — In dem Artikel „Schiller“ gibt Dr. Liebrecht aus der neuerlich von Ferd. Jos. Wolf herausgegebenen Rosa de Romances eine Romanze in wörtlicher Uebertragung, die er als die „ursprüngliche Quelle“ des Schiller'schen Gedichtes „der Handschuh“ betrachtet. Mit dem Letztern kann er wohl nichts Anderes meinen, als daß die verschiedenen wandernden Erzählungen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, und somit auch die Anekdote in St. Foix Essay sur Paris, wodurch Schiller erweislich *) zu seinem Gedichte angeregt worden, aus jener Romanze, als letzter Quelle, geschöpft worden — eine Behauptung, die sich schwerlich erweisen lassen möchte. Die hier mitgetheilte „Romanze von Don Manuel de Leon“ schließt übrigens ganz anders, als Schiller's Handschuh. Trotz dem, daß der Ritter der Dame beim Zurückbringen des Handschuhs einen Backenstreich versetzt, endigt sich die Geschichte mit einer Vermählung Beider. Zum „Gang nach dem Eisenhammer“ liefert ferner Dr. Liebrecht eine Parallelgeschichte aus dem Leben der heiligen Isabella, welches der Bischof von Oporto D. Fernando Correa de Lacerda verfaßt hat. Diesen Gegenstand hat Ignacio Pizarro de Moraes Sarmento unlängst in einer Romanze bearbeitet, wobei er in einer Anmerkung der Schiller'schen Ballade gedenkt.

Den Schluß des Jahrbuchs bilden Zaubersprüche aus England und Schottland von Kuhn, dann ein Sprachschwank von Dbr. über das Wort „Fallen“ und endlich die Jahresberichte von den Arbeiten der Gesellschaft nebst einer Uebersicht der wichtigsten neuen Werke über deutsche Sprache und Alterthumskunde, von Juli 1844 bis Juli 1846, welcher eine größere Vollständigkeit zu wünschen wäre.

B.

Organismus der lateinischen Sprache, oder Darstellung der Weltanschauung des römischen Volkes in seinen Sprachformen. Von Dr. Anton Schmitt. Zwei Theile. Mit sechs Formentafeln. Mainz, 1846. Selbstverlag des Autors. In Kommission bei Joh. Wirth.

Die in dem vorliegenden Werke mit eben so viel Gewandtheit als Tiefe gestellte Sprachparallele zwischen dem Organismus

*) S. meinen Commentar zu Schiller's Ged. IV. S. 41.

der lateinischen Sprache und dem der spanischen, italienischen, polnischen, französischen, deutschen und andern neuern Sprachen macht dasselbe zu einer der wichtigsten und beachtenswerthesten literarischen Erscheinungen unserer Zeit. Denn gerade jetzt, wo der Geist der Wissenschaft sucht, die durch fruchtbare Bemühungen der ältern und neuern Gelehrten angebauten Wege der Forschung rastlos bis zu ihren Endpunkten zu verfolgen; wo er strebt, mit Witz und Scharfsinn neue Quellen des Wissens aufzufinden; wo er sich anstrengt, in die geheimnißvolle Tiefe der Natur und des menschlichen Gemüthes einzudringen, neue Bahnen der Bearbeitung zu brechen und das Gebiet der Wissenschaft nach verschiedenen, oft einander durchkreuzenden Dimensionen zu durchmessen; überhaupt, wo das Streben der wissenschaftlich Gebildeten nach einer tiefern Einsicht in die Werkstätte des Geistes und der Natur so allgemein geworden ist, dürfte kein wissenschaftlicher Versuch unserer Aufmerksamkeit und Anerkennung würdiger sein, als der, welcher der geistigen und physischen Natur bei der Schöpfung der Sprache alte und neue Geheimnisse abringt und diese Errungenschaft der gebildeten Welt mittheilt.

Und ein solches merkwürdiges Aktenstück ist der Eingangs erwähnte „Organismus der lateinischen Sprache rc. In diesem macht der Verfasser den Versuch, die logisch-organischen Elemente, aus welchen die Flexionsformen indo-germanischer Sprachen bestehen, aus einem einzigen allgemeinen (universellen) Prinzip des menschlichen Geistes und der äußern Natur, durch Beschreibung von immer engeren Kreisen die Formen- und Verhältnißbegriffe der Pronomina, Nomina, Verba und sogenannten Partikeln, so wie deren Begriffs- und Verhältnißformen logisch-organisch individualisirend, zu entwickeln, und die Wahrheiten seiner Forschungen durch Vergleichungen adäquater Erscheinungen in der Struktur der flexibeln Redetheile mehrerer neueren Sprachen physiologisch nachzuweisen.

Er bemüht sich, zuerst nach mehreren einleitenden Paragraphen, mit Darlegung seltener Sprachkenntnisse die richtige Aussprache des Lateinischen herzustellen und läßt dabei für die Gewinnung unserer Ueberzeugung nichts übrig.

Bei den folgenden Nachweisungen erscheint in dem Urelementar-Wurzelworte *E*, auch *I*, welches sich in das Urpronomen *Se*, auch *Si*, und in das Urverbum *Esse*, auch *Isse* logisch-organisch individualisirt, die Urquelle des Lebens der lateinischen Sprache und zugleich der mit ihr verwandten ältern

und neuern. Desgleichen stellen sich Urpronomen und Urverbum in ihren Stamm- und Flexionsbildungen durch Befolgung fester, logisch-organischer Gesetze als die Ur- oder Musterbilder für die Formationen der Deklinations- und Conjugationsflexionen dar. Eben so werden alle Pronomina und Nomina, wozu natürlich auch die Adjektiva gehören, mit Beobachtung logisch-organischer und euphonischer Prinzipien unter die Verhältnißformen des Urpronomens (Pronom. substantivi), wie auch die Verba (adjektiva) unter jene des Urverbums (Verbi substantivi) gestellt.

Auffallend schön ist die logisch-organische Entwickelung der pronominalen, nominalen und verbalen Pluralformen aus der Seele der Sprache gewonnen. Sie läßt unter der Form des Urpronomens die Stammform eines jeden Pronomens und Nomens sich wiederholen und dasselbe sich an diese Stammform, unter dem Einflusse des euphonischen Prinzips, agglutiniren und afformiren, um durch die in dem Urpronomen wiederholte Setzung der singularen Stammform nach Art der malaischen Sprache (Organismus der griech. Sprache §. 24.) das Pluralitäts-Verhältniß zu bezeichnen. So wurde z. B. comparativ die deutsche Pluralform e in: Tag—e dahin erklärt: daß dieser Vokal, als Pronomen = Ein gesetzt, statt: Tag stehe, Tag—e also organisch so viel heiße als Tag — Tag, und logisch s. v. a. zwei oder mehrere Tage.

Nach der weitern Darstellung stehen die singularen und pluralen Genitivformen mit den Comparationsformen in logisch-organischer Verwandtschaft. — Noch auffallender als die Entwickelungen der pronominalen und nominalen Pluralformen ist die der verbalen Form des sogenannten Supini auf *u* als indeklinables Participium Praeteriti Activi, so wie besonders die Entwickelungen der Passivformen das lebhafteste Interesse erregen. Hiernach ist z. B. die Form doceor aus *doceo-se* d. i. aus der Aktivform *doceo* und dem Urpronomen *se*, in der angegebenen Bedeutung rein logisch-organisch entwickelt. Der Reiz des Neuen und Interessanten wird unterhalten durch die weitere Darstellung des s. g. Participii auf *dus, a, um*, als des Participii *Praesentis* Passivi und durch die der Verbal-Adjektiven auf *bundus, a, um*, und *cundus, a, um* als der eigentlichen Particip. *Futuri* Passivi. Sämmtliche Entwickelungen finden in dem menschlichen Geiste und in der äußern Natur ein völliges Aufgehen des Einen in dem Andern, so daß zwischen beiden eine totale Identität eintritt.

Das überzeugendste Moment aber in dem ganzen mit großem Scharfsinn und tiefen Sprachkenntnissen bearbeiteten Werke ist unstreitig die feine, lebendige, logisch-organische Kette, die, wie der Faden der Ariadne durch das Labyrinth, sich von dem Universalbegriffe des Urelementar-Wurzelwortes durch das Chaos von Sprachlauten lichtvoll und mit strengster Konsequenz hindurchzieht.

Am meisten haben den Referenten beim Studium der interessanten Schrift angezogen die physiologischen Entwickelungen der Naturgemälde, die uns gezeigt werden in den Wurzeln von: digitus, dicere, ducere, docere, decem, dare, demere; *δέκειν*, *δείκειν*, *δέχεσθαι*, *δάκτυλος*, *διδάσκειν*, *δόγμα*; thun, dienen, deuten, dingen (ahd.), Ding, Zehe, zehn, ziehen, Zug, zeigen, zählen (zahlen), Zoll; sagen, Sachen, reden, rathen; nutus (von nuere), numerare, nemus, senex (von se-ne-o), *νεέιν*, *νέμειν*, *νεώς*; nicken, neigen, nehmen, genießen, weiden, die Weide, der Tempel, der Greis.

Von gleicher Originalität und Merkwürdigkeit ist die scharfsinnige Entdeckung der Ligamente *n*, *b*. *m*, *j* und zuweilen *g*, und der Tendinen l, n, r, s, durch welche die Silben der Worte und Flexionsformen z. B. in *fabularemini*, wie die Glieder eines thierischen Körpers, zu einem gemeinsamen Lebenszwecke verbunden werden. Ebenso die Nachweisung besonders der äußern Verwandtschaft des Gothischen, Althochdeutschen und Neuhochdeutschen mit dem Lateinischen und Griechischen in der Bildung der Nominal- und Verbal-Flexionen.

Mit Recht fordert der Verfasser dazu auf, nach den bekannten logisch-organischen Bildungsgesetzen der Worte und nach den von ihm gegebenen Winken, in allen Wortwurzeln die Ur- oder Musterbilder des Naturlebens in physiologischem Wege aufzusuchen und so die Weltanschauung der Völker auch hierin zu enthüllen. Aber dem Referenten scheint die Ausführung dieser Arbeit, wenn auch die durch das ganze System des Organismus fließende Lichtquelle des sprachlichen Lebens als Wegweiser dienen dürfte, doch keine so leichte Unternehmung zu sein, wie der Verfasser sie uns hingibt; da es Manchem an dem erforderlichen Natursinn fehlen dürfte.

Dessen ungeachtet bezweifelt Referent keineswegs, daß der, von dem Verfasser bezeichnete und von ihm selbst betretene Weg noch zu den erwünschtesten Resultaten führe und uns in jeder Sprache die treueste Natur- oder Weltanschauung des sie redenden Volkes erkennen lassen werde. Aus diesem Grunde hält Re-

ferent dafür, daß das gründliche Studium dieses Werkes leicht einer, der Wissenschaft entsprechenden, Umgestaltung der Sprachstudien vorarbeiten und schon in seiner ersten Auflage, wie sie vorliegt, als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen über den Organismus der Sprachen im Allgemeinen und Besondern der Empfehlung würdig sein dürfte. In wenigen Worten zu sagen: Mit diesem Originalwerke, welches als ein einziges in der gesammten Literatur dasteht, und worin der tiefsinnige Geist des Deutschen seinen alten Ruhm vor andern Nationen bewährt, sind die wichtigsten Sprachgeheimnisse enthüllt, und ist uns der Hauptschlüssel zu noch weiterm Eindringen in die geheime Tiefe des logisch-organischen Baues der Sprache in die Hände gegeben.

Um das Verdienst, welches der Verfasser sich durch diesen Organismus um die Sprachwissenschaft erworben hat, eigentlich recht zu würdigen, darf man denselben einmal nur als eine noch ungelös'te Aufgabe betrachten. Muß sie dann nicht selbst jedem wissenschaftlich Gebildeten als eine wahrhaft kolossale, gleichsam unausführbare Arbeit vorkommen? Und jetzt, wie einfach und natürlich erscheint die Lösung, da der Riesensprung gethan und gelungen ist!

Zum Schlusse fühlt Referent sich veranlaßt, den Wunsch auszudrücken, daß der Verfasser selbst mit gleicher Originalität und Sinnigkeit, wie die gegebenen Proben, auch alle Wortwurzeln, wenigstens der deutschen Sprache physiologisch bearbeiten und sich dadurch ein rühmliches Verdienst mehr um die Förderung der Sprachwissenschaft erwerben möchte.

Remarques sur la langue française au XIXme siècle, sur le style et la composition littéraire, par Francis Wey. Paris, Didot. 1845. 2 Bände.

Unter den neueren Werken, in denen sich die französischen Gelehrten mit ihrer eigenen Sprache beschäftigen, nimmt das vorliegende unstreitig eine interessante Stelle ein. Es ist was den grammatischen Theil betrifft, der Antipode der Grammaire Nationale, ohne jedoch diese seine Gegnerin großer Berücksichtigung zu wür-

digen. In Sachen der Grammatik stellten nämlich die Verfasser der Gramm. Nat. möglichst große Freiheit als Princip auf, und suchten überall durch Belegstellen aus classischen oder wenigstens namhaften Schriftstellern der älteren und neueren Zeit nachzuweisen, daß Manches, was von Girault-Duvivier und Anderen als Solöcismus verworfen war, erlaubt sei, was aber, abgesehen von diesen Belegstellen, von dem Räsonnement und dem Geiste dieses sich selbst „éminemment classique" nennenden Werkes zu halten sei, darüber ist wenigstens unter den deutschen Sprachforschern nur Eine Stimme. Hier haben wir es mit einem Buche zu thun, welches nicht blos ins Gebiet der Grammatik einschlägt, sondern auch in das der Stylistik und Rhetorik; jedes dieser drei Gebiete aber auch nur berührt, und nichts weniger als umfaßt. Es sind eben bloße remarques, die zwar seit Vaugelas (also seit 200 Jahren) die zahlreichsten sein sollen, wie der Verf. (Vorrede S. 8) sagt, von denen wir aber geradezu behaupten müssen, daß sie ohne allen Plan, ohne alle Ordnung aufs Gerathewohl zusammengewürfelt und ein buntes Mischmasch bilden. Damit stimmen auch, genau betrachtet, die Versicherungen des Verf. (a. a. O.) selbst überein, daß sie, l'une à l'autre liées par un enchaînement imperceptible (!) n'ont rien de l'aridité des études grammaticales, réduites à la sèche exposition des faits, et alignées dans un ordre fastidieux, comme des recettes d'alchimie. In der That, die Verbindung zwischen ihnen ist durchaus imperceptible, weil sie nicht existirt, und vor der aridité des études grammaticales wird der Leser geschützt durch den Mangel an einem Studium und durch den lächerlichsten, oft ins Unglaubliche gehenden Purismus, der nicht allein gegen die sprachlichen Erscheinungen des Alltagslebens oder des Zeitungsstyles, sondern auch gegen die berühmten Schriftsteller in blinder Wuth eifert. Hier liegt, in directem Gegensatze gegen die Grammaire Nationale, die Tendenz vor, die Sprache von Allem, was ihr einestheils in den vorhandenen Grammatiken als erlaubt zugestanden worden ist, und was sich anderentheils durch den Gebrauch der Jetztzeit in sie einzuschleichen droht, ohne von Grammatikern oder Lexikographen anerkannt zu sein, zu reinigen und zu befreien, d. h. mit andern Worten, die alte Fessel, welche der Romanticismus der Sprache abgenommen hat, ihr wieder anzulegen.

Nachdem in der Vorrede der Verf. einige dürftige Notizen über die Geschichte der griechischen und lateinischen Grammatik im Alterthum gegeben, wobei er es auch an falschen Angaben nicht

fehlen läßt, z. B. daß Aristophanes von Byzanz und Aristarch nur Commentatoren Homer's gewesen seien, daß Dionysius der Thraker zwei Jahrhunderte vor der Cleopatra gelebt habe, theilt er in kurzen Umrissen eine Geschichte der älteren französischen Grammatik mit, deren erste Anfänge bekanntlich in die Mitte des 16ten Jahrhunderts fallen. Die ersten Grammatiker, z. B. Meignet, Robert Estienne (des Henri Estienne wird gar nicht gedacht), sind in den Augen des Verfassers nur Pedanten oder Stümper. Unter den folgenden nennt er nur noch Vaugelas, Thomas Corneille, Patru, Ménage und den Pater Bouhours aus dem 17ten Jahrhundert; aber auch ihnen wirft er vor, daß sie den Geist verschmäht und an dessen Stelle den todten Buchstaben gesetzt haben. Mit gänzlicher Uebergehung der Grammatik der Schule des Port-royal läßt er eine erfreulichere Epoche in der Geschichte der französischen Grammatik erst mit Regnier-Desmarets eintreten. Von der Zeit an scheint unserm Verf. zufolge das Studium der Grammatik in Frankreich bis auf den heutigen Tag darnieder gelegen zu haben, weil, wie er sagt, die Grammatiker stets der Literatur fremd sind und zahlreiche Beispiele von Incorrectheiten aufstellen, mit denen sie die Sprache zu bessern und zu heben versuchen, so daß er am Ende selbst einsieht, daß seine Leser von ihm glauben müssen, er halte überhaupt alle Grammatiken für überflüssig. Seine Meinung ist vielmehr die, daß das classische Zeitalter Ludwig's XIV. allerdings grammatischer Arbeiten bedürfe, um „einregistrirt und fortgepflanzt" zu werden, daß aber diese grammatischen Arbeiten durchaus unzureichend seien, um die Sprache, wie sie sich heutzutage zu bilden begonnen hat, in gehörige Zucht zu nehmen und sie vor allen Auswüchsen zu bewahren. Ce langage naissant, sagt er, est hors de la portée des grammaires, qui ne peuvent lui être appliquées, et auxquelles il échappe dans ses fantaisies déréglées et imprévues. C'est ce parler moderne, produit de la transformation des moeurs et des idées, qu'il s'agit aujourd'hui d'émonder, de constituer logiquement par les procédés extra-grammaticaux employés de tout temps à l'étude des langues vivantes; allerdings bis auf einen gewissen Grad ein löbliches Bestreben, in welchem aber unser Verfasser, wie wir sehen werden, so weit geht, daß er das Kind mit dem Bade ausschüttet. Er behauptet zwar, das Material der Neologismen, der gefährlichen Ausdrücke, der falschen Bilder und der stylistischen Abnormitäten aus den berühmtesten seiner Zeitgenossen geschöpft zu haben; aber damit begnügt er sich eben nicht, er greift auch die Schriftsteller

an, welche, wie Voltaire und Rousseau, den Impuls zu den gegenwärtigen Neuerungen gegeben haben, z. B. Duclos, Diderot, Mirabeau und Beaumarchais, der am übelsten mitgenommen wird. Das mußte er freilich, um seinen Ausstellungen ein um so größeres Gewicht zu geben; aber nicht immer heftet er seinen Tadel an klassische Autoren, sondern er läßt sich auch zu dem Style und den Ausdrücken der Zeitungsschreiber und zu den Wendungen des gemeinen Lebens herab, so daß man am Ende in Versuchung kommt zu fragen: wer hat denn eigentlich correct geschrieben? wo ist der Schriftsteller, der ganz frei von Incorrectheiten als Muster aufgestellt werden könnte? Zeige uns ein solches Vorbild, dem wir in allen Stücken nacheifern sollen. Auf diese Frage bleibt uns der Verf. die Antwort schuldig.

Daß keiner der bisherigen Grammatiker, und sogar nicht die Akademie, vor ihm Gnade findet, ist wohl natürlich, am allerwenigsten aber Girault-Duvivier, dessen Name doch wenigstens in Frankreich bisher einen guten Klang gehabt hat. Ihn nennt er daher auch le plus abondant des prosateurs en impropriétés et en solécismes.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zur Prüfung einiger der grammatisch-lexikalischen Bemerkungen über, wie der erste Band sie bunt durcheinander gewürfelt enthält. Gleich die erste grammatische Bemerkung (Nr. 2), welche den Ausdruck il s'en fut (statt il s'en alla oder il s'en est allé) tadelt, den man, wie der Verf. sagt, im gemeinen Leben oft gebraucht, ist ziemlich überflüssig, da kein irgendwie namhafter Schriftsteller sich dessen je bedient haben mag. — In Nr. 9 stellt Herr W. die Regel auf, daß ein als Substantiv gebrauchtes Adjektiv sein adjektivisches Attribut vor sich und nicht hinter sich haben müsse, z. B. une grande brune, nicht une brune grande. Daß diese Regel nicht durchgehends zu beobachten ist, beweisen mehrere Ausdrücke, z. B. des pauvres honteux, un riche malaisé, auch wird Niemand sagen d'avares riches, sondern des riches avares.

Einen der Artikel, in denen sich der beschränkende und beschränkte Rigorismus des Verf. am unverhohlensten ausspricht, ist Nr. 12, worin er den Grundsatz aufstellt: un substantif, suivi de deux adjectifs, qui lui assignent deux valeurs opposées, ne peut être supprimé devant le second; demnach verwirft er la langue française et latine, weil die Sprache, wie er geistreich sagt, nicht zugleich französisch und lateinisch sein könne; es seien zwei Sprachen und daher müßten auch zwei Substantiva gesetzt

werden. Bekanntlich haben die Frage fast alle ältern und neuern Grammatiker erörtert, und sie ganz richtig dahin entschieden, daß in diesem Falle vier Ausdrucksweisen möglich, wenn auch nicht gleich gut sind (s. meine Gramm. §. 376). Und wir fragen Herrn W., wie es mit der Schönheit des Styls aussehen würde, wenn man diese seine Regel auf 3, 4 oder noch mehr Adjektive, die ein gemeinschaftliches Substantiv haben, ausdehnen wollte? Ja, seine Regel müßte mit demselben Rechte auch von den Adjectivis gelten, die vor dem Substantiv stehen; man müßte also sagen: la première classe, la seconde classe, la troisième classe u. s. w., ohne jemals das Substantiv auszulassen. Es versteht sich bei dieser Frage das Eine von selbst, daß aus dem Sinne hinlänglich klar sein muß, daß wie viele Adjektive da sind, so viele verschiedene Gegenstände auch gemeint werden. Und, fragen wir unsern Rigoristen weiter: sind denn nach seiner Meinung auch die Ausdrucksweisen: les langues française et latine, oder la langue française et la latine, über die er gar nicht spricht, und aus denen doch hinlänglich hervorgeht, daß zwei Sprachen gemeint sind, zu verwerfen? Man sieht, unser Grammatiker ist pedantisch abgeschmackt.

In Nr. 13 tadelt der Verf. mit Recht einen fehlerhaften Gebrauch von dont, wie er in folgendem Satze (der aus dem Zusammenhange herausgerissen, kaum verständlich ist) Girard's erscheint: „Qualité aussi rare qu'aimable dont le goût est capable de faire briller le vrai, et de donner de la solidité au brillant." Er quält sich, dem Satze aufzuhelfen und herauszufinden, worin denn eigentlich das Fehlerhafte des dont steckt, statt daß er einfach hätte sagen sollen, wenn er nur irgendwie in der Grammatik bewandert wäre, daß dont zwar wohl objektiver Genitiv sein darf, aber dann nur von einem Akkusativ, nicht von einem Nominativ abhangen darf. Und so verhält es sich fast überall, wo er grammatische Fehler, mögen sie sich nun bei guten Schriftstellern, oder nur in der Umgangssprache finden, rügt: er zieht sein Schwert und schlägt in den Wind, aber trifft nicht den Nagel auf den Kopf.

Nachdem in einigen der folgenden Nummern mehrere falsche Ausdrücke und Construktionen, die theils in der Vorrede zum Dict. de l'Acad., theis bei Mirabeau vorkommen, meistens mit Recht getadelt sind, werden (in Nr. 19.) einige neue Wörter, die ihre Entstehung entweder der französischen Revolution oder der neuesten Zeit verdanken; wie abominer, abrutisseur, das Adjekt. accort, une taille amenuisée, ambuler, amignoter (s. v. a.

mignoler, oder mignarder), apaler (?), anguillonneux, apothéoser, aranéeux, agreux, armenteux, assainir, arrangeur, verworfen. (In Nr. 22.) Der Ausdruck in Delavigne's Don Juan: ne le quittez point d'une minute, statt ne le quittez pas une minute. Warum aber das de falsch ist, wird uns nicht hinlänglich erklärt. Ein solcher Genitiv der Zeit nämlich, der offenbar partitiv ist, kann nur in negativen Sätzen stehen, z. B. il n'a pas dormi de toute la nuit; je ne la reverrai pas de huit jours und bedeutet dann, daß die Handlung in keinem Theile der angegebenen Zeitlinie geschieht, so daß also der Satz Delavigne's heiße: verlaßt ihn nicht in dem Zeitraum von einer Minute, aber nachher dürft Ihr ihn verlassen, was der Dichter natürlich nicht sagen wollte. Hr. W. aber vergleicht diesen Ausdruck mit ne le quittez pas d'une toise, was offenbar ein ganz anderer Genitiv ist, nämlich der des Unterschiedes bei Vergleichungen; deutsch um.

Der Artikel 27 fertigt die Frage, ob man prêt de mit dem Inf. sagen kann, mit folgenden dürren dictatorischen Worten ab: aujourd'hui la difficulté concernant les prépositions est résolue, d. h.' er stimmt, ohne Girault-Duvivier zu nennen, der Gramm. des grammaires bei, welche ebenfalls sagt, daß prêt stets à nach sich haben müsse, während dagegen die Gramm. Nationale (Nr. 748.) mehrere Beispiele aus den besten Schriftstellern anführt, worin prêt mit de verbunden ist, was die Verfasser derselben vermöge ihrer lächerlichen Ellipsentheorie durch prêt à l'acte, à l'action de erklären wollen. So viel ist gewiß, daß hin und wieder einige Schriftsteller prêt mit de verbanden, weil sie es mit près de verwechselten, z. B. Montesquieu: nous étions prêts d'arriver (nicht: bereit anzukommen, sondern im Begriffe anzukommen) quand la curiosité me prit, und der Verfasser hätte nicht nöthig gehabt, den auf der Hand liegenden, oft genug angegebenen Unterschied zwischen prêt à und près de noch einmal wieder vorzuführen. Die folgenden Artikel betreffen mehr oder weniger tadelnswerthe Nachlässigkeiten in Styl und Ausdruck, z. B. il pourra peut-être réussir (etwa wie im Deutschen: es scheint mir wahrscheinlich), plein de coeur, trahir (s. v. a. montrer, laisser, deviner) des sentiments, partir en (statt pour), sodann verneint der Verfasser in (Nr. 45.) die bekannte Frage, ob man c'est moi à qui vous parlez statt c'est à moi que vous parlez sagen dürfe, seinen strengen Grundsätzen gemäß; womit dann freilich wiederum manche Stellen aus klassischen Autoren für inkorrect erklärt werden; und wenn unser Hr. W. seine remarques

durch ein enchaînement perceptible statt imperceptible verbunden hätte, so würde er gesehen haben, daß mit der eben verneinten Frage auch Nr. 48., worin er den Satz: est-ce de l'intérêt particulier des écrivains dont-il s'agit? mit vollem Rechte tadelt, in engem Zusammenhange steht.

Sehr richtig und selbst in den besseren Lexicis nicht gehörig hervorgehoben ist der (in Nr. 57.) aufgestellte Unterschied zwischen un object de mode und un object à la mode. Wenn es aber (in Nr. 60.) für einen groben Solöcismus erklärt wird, pour mit dem Inf. nicht auf das grammatische Subjekt des Satzes, sondern auf eine aus diesem Subjekte herauszunehmende Person zu beziehen, z. B. mes finances n'ont jamais été assez courtes pour être obligé de jeûner (Rousseau), so glauben wir, daß Verbindungen dieser Art vermöge einer constructio ad synesin ebenso erlaubt sind, als das bekannte Gérondif nicht auf das grammatische Subjekt des Satzes, sondern nur auf ein Subjekt des Sinnes zu beziehen, z. B. je vois qu'en m'écoutant vos yeux s'adressent au ciel. — In Bezug auf die Worte Voltaire's: Zadig dirigeait sa route sur les étoiles, die er mit Recht tadelt (Nr. 62.), hätte er nicht sagen sollen, daß sur gar nicht im Sinne von d'après oder suivant gebraucht werden dürfe, sondern es war hier die Zweideutigkeit zu tadeln, ob sur hier Präposition der Richtung sein, also für vers stehen, oder ob es den Sinn von d'après, suivant haben solle.

In den folgenden Artikeln werden die neu geschaffenen, von der Akademie nicht aufgenommenen Wörter baser (welches Hr. W. im Mozin-Peschier hätte finden können) und réclamateur gemißbilligt, doch sehen wir nicht ein, warum, wenn auch für ersteres fonder vorhanden ist, letzteres nicht im Geschäftsstyl gebraucht werden kann; solche Bereicherungen der Sprache sind, wenn sie anders richtig gebildet sind, und die Sprache keinen andern Ausdruck bereits dafür hat, stets mit Dank aufzunehmen. — So richtig auch der Tadel ist, welchen unser Verfasser über die Auslassung des ne nach einem affirmativen craindre (in Nr. 66.) ausspricht, welche Freiheit Voltaire für die Poesie in Anspruch nahm, so wenig hätte der Tadler ohne alles Urtheil einen anderweitigen jedem Schüler bekannten Gebrauch von ne nach einem affirmativen Comparativ hier mit hereinziehen sollen. — Mit seiner gewöhnlichen Breite spricht er (in Nr. 67.) über den Gebrauch des Pron. Possessivum im Verhältniß zum Artikel und bestreitet die von Noël und Chapsal aufgestellte Regel, daß statt der Possessiva

der Artikel zu setzen sei, wenn der Sinn den besitzenden Gegenstand hinlänglich anzeige (wobei er sich über den Ausdruck object possesseur lustig macht *), indem er dagegen als Regel den Gebrauch des Possessivs und als Ausnahme den die Stelle desselben vertretenden Artikel aufstellt; was aber im Grunde auf Eins hinauskommt, wofern der Artikel nur nicht anders gesetzt wird, als wenn aus dem Sinne hinlänglich klar ist, wem der betreffende Gegenstand gehört. Wenn ferner Voltaire getadelt wird (Nr. 69.), weil er in seinem Zadig einen Aegypter sagen läßt: Nous adorons un boeuf, et nous *en* mangeons, so hätte der Tadler doch sehen sollen, daß der Redende sich absichtlich scherzhaft so ausdrückt, um durch das en, wenn auch nicht auf dasselbe Exemplar der Gattung, doch auf dieselbe Thiergattung zurückzuweisen; und aus dieser ihm falsch scheinenden Stelle zieht er dann folgende Regel: *En* ne peut tenir la place d'un substantif indéterminé deren Falschheit nicht erst bewiesen zu werden braucht. —

Die Polemik gegen das Verbum suicider und se suicider (Nr. 74.) hätte der Verfasser sich auch ersparen können, als Purist müßte er sich nicht mit solchen Ausdrücken der gazetiers du plus bas étage besudeln. Glaubt er etwa wir hätten vergessen, daß er seine Beispiele nur als seinen berühmtesten Zeitgenossen zu nehmen versprochen hat? So großes Recht er also auch in der Verwerfung dieses Verbums hat, so großes Unrecht hat er in der Verwerfung des Substantivs le souris (Nr. 75.) und des Verbums motiver (Nr. 76.), welches letztere er nur der Pairskammer gestatten will; warum? sagt er freilich nicht; eben so wenig, welches Verbum er an dessen Stelle setzen möchte. Etwa fonder? — Warum verbietet der Verfasser (Nr. 79.) uns zu sagen se promener sur les bords d'une rivière? Weil unsre Beine dazu zu kurz sind; dann sagt unser gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher le colosse de Rhodes seul aurait pu se promener sur les bords du détroit où ne furent jamais les colonnes d'Hercule (!) — Ein Verbot folgt dem anderen, aber diesmal (Nr. 82.) eins, daß eben so wenig befolgt werden möchte, als die verbotenen Bücher ungelesen bleiben; man soll nicht sagen: par assez (d'exemples), sondern par un assez grand nombre (d'exemples). Aber warum das falsch sein soll, ob man etwa überhaupt die

*) Sicherlich ist in diesem Artikel, p. 118. Je crains que, relativement la syntaxe des adjectifs possessifs etc. für einen Druckfehler zu halten, statt relativement à la synt.

Adverbia der Quantität nicht von Präpositionen abhängen lassen darf, als höchstens von de und à; oder ob par mit allen Adverbien der Quantität unverträglich ist, oder ob nur assez mit allen Präpositionen unverträglich ist, darüber bleiben wir gänzlich im Dunkeln. Wenn wirklich die Falschheit der Verbindung par assez feststände, so ließe sich doch sicherlich eine allgemein gültige Regel über die Verbindung der Präpositionen mit Adverbiis der Quantität angeben; dies ist aber unseres Erachtens unnöthig. — In Bezug auf das Verhältniß von apercevoir zu s'apercevoir, zwischen denen kein klarer Unterschied aufgestellt wird, sagt der Verfasser (Nr. 86.), daß ersteres mit que zu verbinden falsch sei, so daß also s'apercevoir sowohl ein Substantiv, als auch einen Nebensatz zum Objekte haben könnte, apercevoir aber nur ein Substantiv. Daß ist allerdings richtig, denn der Unterschied ist dieser, daß apercevoir als Objekt nur einen Gegenstand, d. h. sein Vorhandensein erfordert; s'apercevoir aber sowohl einen Gegenstand als auch eine Handlung.

Mit Uebergehung einiger vom Verfasser getadelten Ausdrücke und Wortverbindungen, die sich bei Beaumarchais und Girard finden, heben wir aus den dann folgenden Artikeln Nr. 103. hervor, worin der Gebrauch des plus vor einem Adjekt. (wie der lateinische verstärkende Comparativ), ohne daß eine wirkliche Vergleichung vorhanden ist, zwar nicht gradezu verworfen, doch für kühn und nur in seltenen Fällen für zulässig erklärt wird. — In Nr. 109. stellt der Verfasser zwei lange Verzeichnisse von Neologismen auf, von denen das erstere solche Wörter enthält, die größtentheils den Bewegungen der französischen Revolution ihr Dasein verdanken und daher auch fast sämmtlich wieder in Vergessenheit gerathen sind; das zweite solche, die größtentheils gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden, jetzt allgemein in Gebrauch gekommen sind; von einigen der letztern Wörter möchten wir aber zweifeln, ob sie nicht bereits vor der Zeit der ihnen angeblich als Urheber beigefügten Schriftsteller existirt haben, z. B. bienfaisance, s'effacer, haineux, obligeance.

Daß unser Sprachforscher schwerlich je in die Akademie aufgenommen werden wird, möchten wir aus seiner Ansicht über dieses Institut schließen; er hält sie nämlich (Nr. 116.) in seinen beschränkten Zopfideen für nichts mehr und nichts weniger als für ein corps établi pour émonder le langage, pour le purger de toute locution parasite und daher wird denn auch diese Sprachreinigungsanstalt bitter getadelt, wenn der gelehrte Besen der

40 Herren einigen Wörtern, die nach seiner Meinung hätten mit weggekehrt werden müssen, einen Platz gegönnt hat; das ist z. B. der Fall mit antécédent und précédent, die die Akademie als Substantiva aufgenommen hat. Was gibt uns aber der grausame Herr, der uns so Vieles nimmt, dafür wieder? was setzt er an die Stelle der ausgemerzten Wörter und Wendungen? Hier, wie so oft, Nichts. Ach, wenn Herr Wey ein Wörterbuch schriebe, wie schlank, wie dünnleibig würde es werden! —

In Nr. 119. entwickelt Hr. W. einmal wieder zur Abwechselung eine starke grammatische Ignoranz, indem er Voltaire nicht sowohl deshalb tadelt, weil dieser c'est auf einen ganzen vorhergehenden Satz und nicht auf ein bestimmtes Substantiv bezogen, sondern weil derselbe das ein vorhergehendes Adjekt. vertretende Pronomen le auf ein im Plural stehendes Adjektiv bezogen hat. Also in leurs adieux furent aussi tendres que l'avait été leur reconnaissance soll le falsch sein, weil tendres im Plural steht! Ueber dergleichen Regeln hätte Hr. W. sich doch aus der ersten besten Grammatik belehren können, wenn er anders Belehrung aus irgend einer Grammatik anzunehmen geneigt ist. — Was das Wort système betrifft (Nr. 123.), so sagt die Akademie allerdings, daß es im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend sei mit Plan oder Mittel, welches man zur Erreichung eines Zweckes anwendet, aber statt eben diese Erklärung der Akademie zu tadeln, tadelt er es, daß sie diese Bedeutung des Wortes gut heiße; système ist vielmehr nach der richtigen Erklärung von Mozin-Peschier kein einzelner Plan, kein einzelnes Mittel, sondern eine réunion des principes d'après lesquels une chose s'exécute. — Wie unser Verfasser, als strenger Legitimist, von vorn herein gegen Alles eingenommen ist, was seinen Ursprung und sein Aufkommen der Revolution verdankt, so kann er auch (Nr. 130.) das Wort motion (Antrag) nicht leiden, und noch weniger dessen Ableitungen motionner und motionneur, denen er ein baldiges Verschwinden aus den parlamentarischen Verhandlungen wünscht.

In Nr. 133. wird wieder eine grammatische Frage erörtert, indem ein Unterschied zwischen servir de rien und servir à rien aufgestellt wird, der aber ganz ebenso klingt, wie bei Girault-Duvivier (Rem. dét p. 108), so daß die Billigkeit es wohl erfordert hätte, diese Uebereinstimmung mit dem so oft angegriffenen und geschmähten Grammatiker zu erwähnen; es sieht vielmehr so aus, als ob Hr. W. der erste wäre, der einen Unterschied, wenn auch einen unrichtigen, zwischen den beiden Construktionsweisen

aufgestellt hat. Beide Grammatiker sagen nämlich, un objet ne sert *de* rien quand il est d'une inutilité absolue; dagegen ce qui ne sert *à* rien dans une circonstance, peut devenir profitable dans une autre occasion, so daß der ganze Unterschied also in dem absoluten und in dem relativen oder temporären, oder wenn man will in dem totalen und partialen Mangel an Nutzen bestände. Wenn unser Linguist statt dessen nur den Unterschied von de und à in's Auge gefaßt, so hätte er den Nagel besser auf den Kopf getroffen; wie nämlich servir à qn. de qch. heißt: Einem als etwas dienen, d. h. die Stelle einer Person oder Sache vertreten oder ausfüllen, z. B. cela vous servira d'excuse, das wird Ihnen als Entschuldigung dienen, so heißt un objet ne sert de rien ein Gegenstand dient als Nichts, d. h. er kann die Stelle keiner Sache ausfüllen oder vertreten, ist also gänzlich unbrauchbar; dagegen un objet ne sert à rien heißt: ein Gegenstand dient zu Nichts, d. h. man kann keinen Zweck damit erreichen. Noch unwissender, oder vielmehr einseitiger zeigt sich unser Grammatiker im folgenden Artikel (Nr. 134.), wo er von der Präposition de vor einem Inf. weder nach engager, noch nach commencer etwas wissen will, und sich natürlich gar nicht um den von fast allen Grammatikern aufgestellten Unterschied zwischen commencer à und commencer de bekümmert. Vermuthlich soll seiner Ansicht nach de auch nach den andern Verbis des Zwingens, obliger, contraindre, forcer falsch sein.

Einer der kuriosesten, wenn auch nicht wichtigsten grammatischen Artikel, die das ganze Werk enthält, ist Nr. 152., wo sich unser Grammatikus abquält, den durchgehenden Unterschied zwischen Adverbium und Präposition in Worte zu kleiden, ein Punkt, worüber er sechs Grammatiken und das Dict. de l'Acad. insofern vergebens nachgeschlagen habe, als sie ihm insgesammt etwas Anderes darüber sagen, so daß er jetzt verzweiflungsvoll ausruft: Mais qui nous enseignera ce que c'est que la préposition et que l'adverbe? Es handelt sich nämlich um das so häufig als Adverb vorkommende après, was er natürlich verwirft, indem er drollig genug sagt:

Après sera adverbe chaque fois que, dans l'ignorance de la règle fondamentale des prépositions, on l'écrira sans régime; au rebours, il restera préposition pour quiconque est instruit des règles de la grammaire.

So überflüssig der Tadel, der gegen den Gebrauch des Conditionnel passé statt des Perfektums ausgesprochen wird (Nr. 159.), wenn es sich nämlich um ein wirklich geschehenes Faktum handelt,

deshalb ist, weil diese Art von Bescheidenheit, mit der man ein Faktum ausspricht, das obwohl geschehen, doch nur vielleicht geschehen sein dürfte, sich wohl nur bei Zeitungsschreibern findet, so hübsch und treffend ist die Polemik (Nr. 161.) des Verfassers gegen die Akademie, die in ihrem Wörterbuche einen Ausdruck oder ein Wort populaire nennt, das durch bas oder trivial zu bezeichnen wäre; denn allerdings hat wenigstens das Adjektiv populaire diese Bedeutung nicht, höchstens läßt sich das Adverbium zuweilen so gebrauchen, z. B. on dit populairement, man sagt in der Sprache des gemeinen Lebens, in der niedrigen Sprechart; auch geht darin Hr. W. zu weit und wird ungerecht, wenn er sagt, daß zufolge der vierzig Herren (oder vielmehr der Herren Vierzig) man sich populär mache, wenn man z. B. ein junges Mädchen trousse-pète, ganache oder truande nennt, sondern man bedient sich dem Ausdruck der Akademie zufolge nur eines terme populaire; mit dem vollsten Rechte aber wird es getadelt, daß die Akademie ganz gemeine Ausdrücke durch familiers bezeichnet, denn weder mit dem Adjektiv noch mit dem Adverb familièrement lassen sich Ausdrücke wie gourgandine, galopin, gredin und andere ehrenvolle Namen bezeichnen, die förmlich Schimpfwörter sind „Peste! quelles familiarités!“ — Nicht minder treffend ist der Tadel, der über Voltaire ausgesprochen wird (Nr. 162.), weil er dont statt d'où gebraucht hat; aber daß unser Tadler keine Unterschiede aufzustellen und keine Definitionen zu geben versteht, beweist außer den zahlreichen obigen Stellen auch das, was er über Unterschied dieser beiden Wörter zu sagen unternimmt: entre *d'où* et *dont* il y a cette différence que le premier de ces mots conserve de l'analogie avec où, adverbe de lieu tandis que *dont* est purement relatif.

Das waren also doch mindestens zwei Artikel, in deren Tadel der Leser freudig einstimmen konnte; nicht so im folgenden, wo der Verfasser wieder höchst unüberlegt gegen Dinge zu Felde zieht, die fest gewurzelt sind, weil sie ihren guten Grund und Boden haben. Dahin gehört der Gebrauch des Wörtchens y in der Redensart on n'y voit pas clair; wenn Hr. W. aber bedacht hätte, daß es außer diesem noch mehrere Ausdrücke gibt, in denen sich y auf Nichts zurückbezieht, aber dem Prädikate doch eine gewisse räumliche Beschränkung gibt (z. B. j'y suis, n'y pas tenir, s'y prendre), so hätte er seinen Tadel sicher allgemeiner ausgesprochen. Dahin gehört gleichfalls (Nr. 166.) la plupart im Sinne von pour la plupart, z. B. ces pièces d'or sont la plupart fausses,

warum soll aber la plupart, wenn man es nicht durch maximam partem für gerechtfertigt hält, nicht eben so gut als beschränkende Apposition gerechtfertigt werden können, wie z. B. chacun als distributive Apposition, oder wie in le sucre coûte un franc la livre das letztere Substantiv eine solche Apposition ist? Dahin gehört ferner der Ausdruck de temps à autre, der sich unserm Verfasser zufolge den vielen barbarischen Ausdrücken zugesellt, obgleich er so häufig in den neuern Romanen vorkommt. Soll denn etwa de part et d'autre, von beiden Seiten, auch barbarisch sein?

In Nr. 180 werden die Adjektive franc, pur und vrai als Attribute vor den expressions injurieuses, wie z. B. scélérat, intrigant, hypocrite und anderen dieser Art verworfen, weil sich die lobende Bedeutung der Adjective nicht mit der tadelnden Bedeutung der Substantive vertrage. Jene lobende Bedeutung der Adjektive geht ja, wie jeder sieht, dabei ganz verloren, so daß sie nur zur Verständigung der im Substantiv liegenden Eigenschaft dienen sollen. Dann würde man mit der Akademie, welche alle drei Adjektive in diesem Sinne sanctionirt hat, auch nicht sagen dürfen: une pure malice, une pure sottise, sondern nur mit einem lobenden Substantiv, wie etwa une pure libéralité. Auch hierin geht der ängstliche Purismus des Herrn W. zu weit, und verkennt offenbar die eben durch die verschiedene Stellung dieser Adjektive hervorgebrachte Bereicherung der Sprache. — Nicht minder ereifert sich der Verf. (Nr. 187) über den Gebrauch des Ausdrucks être heureux mit folgendem de und Inf. in solchen Sätzen, deren Inhalt im Grunde ziemlich gleichgültig ist oder nur von einem höchst geringen Glücke spricht, z. B. l'achèvement du monument de Molière est un événement (er hätte hier viel eher die Zusammenstellung der drei auf ment ausgehenden Wörter tadeln können) dans le monde littéraire; nous sommes heureux d'annoncer au public que les échafaudages ont été enlevés etc. Diese in kaufmännischem Style so oft vorkommende Wendung je suis heureux de vous annoncer ist ja weiter Nichts als eine der in der Höflichkeitssprache so oft vorkommenden Uebertreibungen des Ausdrucks, die aus der Sprache zu verbannen, Herr W. sich vergebens bemühen würde. — Nachdem er in einigen der folgenden Artikel gegen mehrere neu geschaffene, nur in gewissen Secten oder Menschenklassen üblichen Wörter zu Felde gezogen, tadelt er (Nr. 192) folgenden Satz Mirabeau's: Le conservateur de toutes les propriétés aurait le droit et *le devoir* de vous arrêter etc.

weil man eine Pflicht nicht habe; denn, sagt er, c'est au contraire le devoir, sentiment moral supérieur à nous, qui nous a, qui nous possède et nous tient. Wenn das der wahre Grund jener angeblichen Unrichtigkeit wäre, so könnte man auch nicht sagen: j'ai la fièvre, weil das Fieber mich hat, da es supérieur à moi ist. Freilich würde Mirabeau ohne das vorhergehende le droit auch nicht gesagt haben aurait le devoir, aber als zweites Objekt, dem droit gegenüber, ist devoir wohl zu ertragen.

In einem allzu kurz behandelten Artikel (Nr. 196) wird Delavigne, der überhaupt wenig Gnade findet vor dem grammatischen Richterstuhle des Verf., getadelt, weil er, und noch dazu in Versen gesagt hat:

„Vos mains sont froides, vous tremblez."
„Non, je t'assure."

statt je te *l*'assure. Wie oft spielt doch die Ignoranz unserm Herrn W. einen argen Streich! Hätte er sich nicht aus mancher Grammatik darüber belehren können, daß le als Objekt auf einen ganzen vorhergehenden Satz bezogen oft ausgelassen wird, wovon er auch in Prosa viel schlagendere Beispiele in neueren Romanen, deren Styl ihm freilich von vorn herein odiös ist, hätte lesen können; nach seiner Meinung wäre die bekannte Wendung comme je fais (was wir häufig blos durch so zu übersetzen haben) statt comme je le fais auch wohl falsch. Nach allen diesen ungerechten Schmähungen ist es wahrhaft erquickend, auch einmal wieder auf eine geschmackvolle und richtige Bemerkung (Nr. 199) zu stoßen, worin er die Beziehung des Nominativ der Pronomina personalia und die Beziehung der Relativa dont, de qui, duquel u. s. w. auf ein unbestimmtes Substantiv tadelt, z. B.

„J'étais loin d'espérer que jamais *souveraine*
„Daignerait m'accueillir sous son manteau de reine.
„*Elle* l'a fait, pourtant etc."

Und „Ce goût dégénérait *en fureur, dont* il était obligé de cacher une partie," was allerdings ein Verstoß nicht so sehr gegen die Grammatik als gegen den Styl ist.

Nachdem er mehrere Ausdrücke des gemeinen Lebens und des Zeitungsstyles bekämpft hat, spricht er (Nr. 245) über die nach espérer folgenden Tempora. Kein anderes als das Futurum, dafür entscheidet er sich. Wenn der gute Mann schon gegen das Präsens eifert, wie würde er sich geberdet haben, wenn ihm eingefallen wäre, daß die neueren Romanschriftsteller gar häufig das Perf. folgen lassen. Auf den ersten Anblick wollen sich allerdings Präsens

und noch weniger Perfektum mit espérer vertragen, aber wer kann leugnen, daß in Sätzen wie: ich hoffe, daß Sie da gewesen sind, der Inf. eines Verbums percipiendi zu ergänzen ist; denn es heißt doch nichts Anderes als: ich hoffe zu hören, zu erfahren, daß Sie da gewesen sind.

Ehe wir die die Gränzen fast überschreitende Beurtheilung des grammatischen Theils des vorliegenden Werkes abbrechen, indem wir den stylistischen Theil in einem der folgenden Hefte dieses Archivs zu besprechen gedenken, machen wir den Leser noch auf die für den ganzen Herrn W. höchst charakteristische Nr. 264 aufmerksam, worin er über die Veränderung des Participe passé das Geschichtliche angibt, und dann, nachdem er die aller bekanntesten, zunächst liegenden Regeln über diese Veränderung mitgetheilt, höchst naiv sagt: „Maintenant l'affaire est accommodée, sauf un ou deux points qui demeurent un peu incertains," — wir Armen erfahren aber nicht, welches die zwei Punkte sind.

Fulda.

Dr. Müller.

Der erste Unterricht in der deutschen Sprache, methodisch geordnet, nebst 222 schriftlichen Aufgaben und geeigneten Musterstücken. Ein Uebungsbuch für Elementarschüler. Von einem praktischen Schulmanne. Darmstadt, Verlag von L. Pabst. 1846. VI und 64 S.

Lehrer von Elementarschulen, die den Grammatikalien der Muttersprache besondere Lehrstunden zuweisen (ihre Zahl scheint immer kleiner zu werden), finden hier eine Menge Uebungsstoff. Neues in Stoff und Anordnung ist uns nicht vorgekommen. Die Wortbildung von dem übrigen Material getrennt und „Anhang" auf 2½ Seiten abzumachen, will uns nicht gut scheinen. Der Lehrvortrag zeugt von Lehrgeschick, gehört aber in kein Uebungsbuch. — Druck und Papier sind zu loben.

C.

Satzlehre nach der Sprachumfassung des Seminar-Direktor(s) Nabholz. Für denkende Lehrer bearbeitet von R. Hermanuz, Direktor am Großh. Badischen Schul-Seminar zu Ettlingen. Einfacher Satz. 1. Lieferung: Die Satzverhältnisse. Carlsruhe, Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1846. VI. und 42 S.

Jede eigenthümliche Auffassung irgend eines Gegenstandes auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft nimmt nothwendig das Interesse

der denkenden unter den betreffenden Lehrern in Anspruch, indem sie entweder den Gesichtskreis der Betrachtung belehrend erweitert, oder Widerspruch hervorruft, der durch Erörterung zur Wahrheit führt. — Die vorliegende Schrift kann in dieser Beziehung den Lehrern der deutschen Sprache zur Beachtung nur empfohlen werden; sie behandelt ihren Gegenstand — die Betrachtung der Satzverhältnisse — in selbstständiger Weise, und wirkt anregend auf den Leser, was ihr selbst in dem Falle zum Lobe gereichen muß, daß man sich mit den dargelegten Grundsätzen und Ansichten nicht einverstanden erklären möchte. — Sie ist übrigens kein Methoden-, auch kein Schulbuch, sondern eine theoretische Darlegung, „worin das Wesentliche und Eigenthümliche der Sprachauffassung des Satzes nach Nabholz bestehe." — Diese erste Liefeferung enthält, wie schon der Titel sagt, die Satzverhältnisse, später soll das Uebrige, unter anderm auch eine Darlegung, wie man nach Nabholz'schen Grundsätzen methodisch den Sprachunterricht zu betreiben habe, folgen.

So viel im Allgemeinen. Auf Specielles näher einzugehen und unser Urtheil darüber auszusprechen, wollen wir uns für die Zeit vorbehalten, da wir das Ganze des Buches vor uns haben werden, für jetzt aber uns damit begnügen, unsere Leser in die Betrachtungsweise des verewigten Seminardir. Nabholz dadurch einzuführen, daß wir die Quintessenz des Programms des Großh. Schullehrer-Seminars zu Ettlingen vom Jahr 1837, welches Herr Hermanuz im Auszuge (S. 34—42) beilegt, mittheilen. Nabholz sagt:

„Außer den Gegenständen sind es die Verhältnisse desselben, welche des Kindes Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Daher zerfällt die Erzeugung der Sprache in die Erkenntniß und Benennung:

1. der Gegenstände,
2. ihrer Verhältnisse.

An jedem Gegenstande kann wahrgenommen werden:

1. das, wodurch er sich von andern unterscheidet und außer denselben und für sich ist;
2. das, was derselbe mit andern gemein hat, und wodurch er mit denselben verbunden ist;
3. das Selbst, woran die Unterschiede und das Gemeinsame wahrgenommen werden. Das erste wird mit Unterschiedsnamen, das zweite mit Gattungsnamen, und das dritte mit persönlichen Fürwörtern bezeichnet.

Die Unterschiede sind eigenthümliche und gemeinschaftliche; jene werden mit eigenen Namen, diese mit zu den eigenen Namen gesetzten Beinamen, Vor- oder Bestimmungsnamen bezeichnet. Das Gemeinsame gibt den Gegenständen gleiche Sonderung von andern, gleiche Form, oder gleiche Einigung mit ihnen gleichen Materien. Jenes wird durch Form-, dieses durch Stoffnamen angedeutet.

Das Selbst der Dinge ist dasjenige an ihnen, was an und für sich und außer aller Beziehung zu andern Dingen angeschaut und benannt wird. Es wird an demselben also nur das Verhältniß zu dem ins Auge gefaßt und bezeichnet, welches und insoweit es von ihm spricht. Daher ist das Selbst sprechend oder nicht sprechend, und sprechend erste oder zweite Person.

Jeder Gegenstand kann in einem dreifachen Verhältnisse stehen: 1) zu seinem Unterschiede, 2) zu seinem Gemeinsamen, und 3) zu seinem Selbst.

Daher gibt es dreierlei Verhältnisse: äußere, innere und Selbstverhältnisse, und eben so viele Namen derselben oder Zeitwörter.

Beispiele:

Der Schüler lernt die Aufgabe. Die Aufgabe wird von dem Schüler gelernt.	Der Schüler steht in einem äußern Verhältnisse.

Der Schüler wird ein Jüngling. — Der Schüler steht in einem innern Verhältnisse.

Der Schüler besinnt sich. — Der Schüler steht in einem Selbstverhältnisse.

Der Schüler arbeitet fleißig. Der Schüler wird (täglich älter). Der Schüler kommt.	Diese Sätze unterscheiden sich von den vorigen dadurch, daß der Gegenstand, auf welchen das Verhältniß übergeht, nicht genannt ist.

Der Lehrer gibt dem Schüler eine Aufgabe.
Es ist der Schüler ein hoffnungsvoller Jüngling.
Der fleißige Schüler erwirbt sich Achtung.

Im ersten Satze steht der Lehrer zum Schüler in einem äußern Verhältnisse und zwar vermittelst der Aufgabe. Der Lehrer ist der selbstthätige Gegenstand, die Aufgabe der unmittelbar leidende, und der Schüler der mittelbar leidende.

Im zweiten Satze ist ein mittelbares inneres Verhältniß vorhanden. Bei diesen Verhältnissen ist der zweite Gegenstand unmittelbar in dem ersten, und der dritte unmittelbar im zweiten, und daher mittelbar im ersten enthalten.

Im dritten Satze steht der Schüler in einem mittelbaren Selbstverhältnisse durch Achtung.

Dem Schüler gebietet der Lehrer.
Es ist ein hoffnungsvoller Jüngling.
Der fleißige Schüler nützt vorzüglich sich selbst.

Hier ist der Gegenstand, auf welchen das Verhältniß unmittelbar übergeht, ausgelassen, sonst kommen dieselben Verhältnisse vor, wie bei den zuletzt vorher genannten.

Die Verbindung der Sätze kann auf dreifache Weise stattfinden:

1. durch Beiordnung = Sammtsätze.
2. durch Unterordnung = Gliedersätze.
3. durch Selbststand = selbstständig verbundene Sätze."

Dies sind die Grundzüge der Nabholz'schen Sprachauffassung. Herr Director Hermanuz hat auf dieselbe seine Darstellung gegründet, bewegt sich aber auf dem bezeichneten Wege frei und selbstständig, während er zugleich tiefer in das Wesen und den Charakter der Satzverhältnisse eindringt, und dem Ganzen mehr wissenschaftliche Haltung gibt.

Druck und Papier sind recht gut.

Elberfeld.

Cornelius.

Précis de l'histoire de la litérature française, arrangé à l'usage des écoles et augmenté de nombreux morceaux choisis par C. J. Dengel, Königsberg chez Th. Theile libraire 1846. 8. 140 S.

Bei der Stellung, welche die französische Sprache mehr und mehr in denjenigen Gymnasien gewinnt, wo sie durch wirklich tüchtige Männer gelehrt wird, ist es ein erfreuliches Zeichen, daß auch dem Unterrichte in der Literaturgeschichte größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, als dies in früherer Zeit der Fall war. Während man ehemals in den Lehrplänen selten einem Handbuche für französische Literaturgeschichte, und dann höchstens einem Werke wie dem von Leloup oder Hodiesne begegnete — deren geringer Werth hinlänglich anerkannt ist — hat uns die jüngste Vergangenheit nicht nur mit mehreren höchst zweckmäßigen und geschmackvollen Sammlungen bereichert, welche auch ihrer Vollständigkeit wegen als treffliches Material für diesen Unterrichtsgegenstand dienen können, sondern wir haben auch einige sorgfältig gearbeitete Leitfäden erhalten, die sich bereits mit vollem Rechte Geltung verschafft haben. Auch das vorliegende Werkchen begrüßen wir als ein

solches, das sich seiner Brauchbarkeit wegen sicher bewähren wird. Der Verf. will sein Werk als eine Grundlage zu den Uebungen im mündlichen Gebrauche des Französischen betrachtet wissen, und ist in seinem Urtheile über die einzelnen Schriftsteller den vorzüglichsten Kritikern Frankreichs und Deutschlands (La Harpe, Villemain, Ampère, Chénier, Nisard, Loeve Weimar, Ideler u. A.) gefolgt, deren Ansichten er oft mit vielem Geschicke in seine Exposition verflochten hat. Das Buch enthält zugleich eine recht gute Auswahl von Musterstücken, welche die Schüler auswendig lernen sollen. Ganz abgesehen, daß der Cursus in der obersten Klasse circa 2 Jahre dauert, erscheint uns der gegebene Memorirstoff, als solcher, zu wenig umfangreich und zumal bei Behandlung der dramatischen Literatur (s. Corneille) im Verhältniß zu ihrem Reichthum wahrhaft dürftig. Möchte der Verf. bei einer zweiten Aufl. des Buches diesem Uebelstande abhelfen, den ohne Zweifel diejenigen Lehrer ganz besonders empfinden werden, welche das Buch für einen anderthalb- oder zweijährigen Cursus benutzen müssen. Zugleich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß dann auch schon der äußeren Anordnung zufolge die Choryphäen der Literatur mehr hervortreten und vielleicht auch noch ausführlichere Behandlung finden möchten, als dies bis jetzt geschehen ist. Um einen genügenden Totalüberblick zu verschaffen, sollte der Lehrer gewiß vorzugsweise darauf bedacht sein, das Interesse der Schüler für einzelne bedeutende Persönlichkeiten ganz besonders anzuregen, damit sie diese recht vollständig erfassen. — Diese kleinen Ausstellungen verhindern uns indessen nicht, das Werk nach bester Ueberzeugung als ein gutes und brauchbares Handbuch beim Schul- und Privatunterricht bestens zu empfehlen.

Shakspeares Macbeth erläutert und gewürdigt von R. H. Hiecke, Conrector und Professor am Gymnasium zu Merseburg. Merseburg. Nulandt'sche Buchhandlung. (Louis Garcke.) 1846.

Der Verfasser des rühmlichst bekannten Buches: „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien," liefert im obigen Werke einen Beitrag zur Erklärung des britischen Dichters, welcher sich als ein würdiges Seitenstück den Leistungen Rötscher's, Ulrici's und Vischer's anreiht. Während der Zweck der Letzteren die eigentliche Kunstphilosophie ist, während sie von einer vorausgesetzten ästhetischen Theorie ausgehend in der Behandlung der

großen Dichterwerke synthetisch das Ganze wie auch die einzelnen Theile zum philosophischen Verständniß zu bringen suchen; ist der Zweck H's. ein rein praktischer und zugleich ein Beleg zu seiner Methodik des deutschen Unterrichts. Der Verfasser bleibt „Lehrer, der zur Wissenschaft nur vorbereitet, indem er an einem Werke zum Studium und Vollgenuß poetischer Schöpfungen überhaupt anleitet" und wir können zugleich die Versicherung hinzufügen, daß es ihm gelungen ist, die Leser aus der Region des ersten Eindruckes auf das Gefühl und zufälliger vereinzelter Reflexion in die freie Höhe zusammenhängender Betrachtung und ein- und durchdringender Einsicht zu erheben. H. folgt in seiner Darstellung der Continuität des Verlaufs und bezeichnet den Unterschied zwischen derselben und dem Rötscher'schen Werke sehr treffend, indem er sagt: „Verfährt R. dramatisch, indem er die Knotenpunkte der Entwicklung, die starken Veränderungen in Character darlegt, so halte ich mich gleichsam episch, indem ich dem Strome auch in der Mannigfaltigkeit seiner Biegungen folge und die wechselnden Bilder mit leiser Betonung der Punkte, wo die Landschaft ein ganz anderes Ansehn gewinnt vorführe. Sodann aber auch suche ich, was R. übergehen durfte, da er nur mit den Characteren, wie sie nun eben im Moment der Handlung selbst sich darstellen. zu thun hat, das vor dem Stücke selbst liegende Werden dieser Charactere aus den vereinzelten Spuren im Stücke nachzuweisen; ich bemühe mich, den Strom, den R. nur von dem Moment an, wo er im Stücke zu Tage tritt, zu begleiten hatte, bis in seine unterirdischen Tiefen hinab zu verfolgen."

Der Inhalt zerfällt in zwei Hauptheile, von denen der erste eine zergliedernde Betrachtung des Kunstwerkes ist. Der Verfasser schildert die Handlung 1) nach ihrem Gesammtverlauf, 2) nach ihrem Verlaufe durch die einzelnen Akte, 3) nach ihrer Gliederung durch die einzelnen Scenen. Hierauf folgt eine sehr ins Einzelne gehende und gründliche Schilderung der einzelnen Haupt- und Nebencharactere. Der zweite Theil ist ein Beitrag zur Kritik des Macbeth, indem Hr. H. das Drama in dem Verhältniß 1) zu seiner Idee, 2) zur Sage, 3) zur Aufführung auf deutschen Bühnen (Schiller's Bearbeitung) betrachtet.

Der Inhalt des Werkes ist von solcher Bedeutung, daß wir uns nicht damit begnügen können, dasselbe in einer wenn auch ausführlichen Beurtheilung zu behandeln; wir werden vielmehr mehrfach in diesen Blättern darauf zurückkommen und einzelne Partieen desselben besprechen, da es der Form wie auch dem In-

halte nach die weiteste Verbreitung verdient und zumal von jedem Lehrer des Deutschen und Englischen gelesen und studirt werden sollte. Referent fühlte sich von demselben im höchsten Grade angeregt und betrachtet mit Dankbarkeit auch den pag. 73 gelieferten Aufsatz als die Frucht eines solchen Studiums.

Bei der Schilderung der Handlung (2. p. 1.) ist es zu bedauern, daß Hr. H. das Mythische gänzlich ausscheidet und erst bei Characterisirung der Hexen darauf zurückkommt. Diese mythische Partie coincidirt nun aber völlig mit Shakspeare's epischem Character (wie dies auch der Verfasser p. 71 selbst andeutet) und erscheint außerdem in dem ganzen Stücke so sehr als das bewegende Princip, daß es bei dem Leser nothwendig eine Art von Sympathie erwecken muß (wenn gleich in einem geringeren Grade, als dies beim Oedipus Tyrannus der Fall ist) ein Gefühl, daß Macbeth von den bösen Mächten zur Sünde getrieben wird und daß er ungeachtet seiner Verbrechen ein Mensch bleibt und kein Ungeheuer ist. Deshalb muß auch Banquo den Einfluß jener Macht, wenn gleich nur in geringer Weise empfinden, deshalb wird ferner auch Lady Macbeth in dem Uebermuthe eines maßlosen Ehrgeizes plötzlich abgerufen und stirbt „of a mind diseased." Nicht zu übersehen ist überdies, daß König Jakob einen außerordentlichen Hang zu abergläubischen Speculationen besaß und daß Shakspeare bei seiner weltklugen Gewandtheit auch hierauf ganz besondere Rücksicht nehmen mochte und das Mythische in solcher Weise in den Lauf des Stückes verwebte, daß es als ein wichtiges Moment gar nicht übersehen oder getrennt behandelt werden darf.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zugleich auf eine Stelle in unserm Drama aufmerksam zu machen, welche von den Uebersetzern und Erklärern Shakspeare's einfacher und den Worten und dem Zusammenhange angemessener gegeben werden könnte. Donalbain sagt (vergl. p. 36 und 91):

Our separated fortune
Shall keep us both the safer.

Die gewöhnliche Uebersetzung lautet: „Unser getrenntes Glück verwahrt uns besser," und thut dann bei der Erklärung den Worten offenbar Gewalt an. (Siehe Steevens und Malone.)

Wir schlagen statt dessen die Uebersetzung: Vermögen, Habe (dignity) vor und erklären that of the one as Prince of Cumberland and that of the other the isles of the North Channel which he received in the distribution of favours, (cf. Sc. IV.)

Sons, kinsmen, thanes etc.
Signs of nobleness shall shine *on all deservers.*

Daß unter „Ireland" die Inseln des North Channel gemeint sind, läßt sich aus den Worten schließen:

The merciless Macdonwald
* * * *
from the *western* isles, wo of kernes and Gallowglasses zu suppliren ist. Wir versuchen zu erklären: He may perhaps call it a fortune because only newly received. It is certain „England" means only Cumberland, for there is no mention made of the court of king Edward, and the army with which Malcome returns is all from the north. A considerable part of Scotland was reckoned to Cumberland and the isles to Ireland. Möchte diese Andeutung dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Erklärer auf eine Stelle zu leiten, die gewiß der Beachtung werth ist. —

Macbeth ist eins derjenigen Stücke Shakspeare's, welches sich vorzugsweise zur Lectüre in der Schule eignet, und wir können die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, daß H'sche Buch noch deßhalb ganz besonders zu empfehlen, weil es vielen Stoff zu schriftlichen Ausarbeitungen an die Hand gibt; zugleich erlauben wir uns eine skizzirte Andeutung mitzutheilen, wie wir etwa den ersten Act der Tragödie zu einer freien Reproduction in der Schule benutzen würden. Diese Skizze ist von unserem verehrten Mitarbeiter, D. Elwell, der vielleicht auch die andern Akte der Tragödie in ähnlicher Weise bearbeiten wird.

Subject: Temptation; illustrated in the first Act of *Macbeth.*

Motto: Oftentimes to win us to our harm
The instruments of darkness *tell us truths;*
Win us with *honest trifles* to betray us
In deepest consequence (Sc. III.)

Introduction: Such is the moral of the first act of this tragedy; — relate briefly the general story.

The witches: Macbeth was tempted by the promise of three witches; give a description of their character and appearance (Sc. I & III.) *Points to observe:* Their delight in storm, desolation and spiteful cruelty, their being neither like men nor women. Though we cannot now believe in the existence of such beings Shakspeare has done well as a poet to introduce them. Why? Because 1) it was a superstition of the age in which he lived, and therefore though incredible not strange; 2) their hateful nature heightens the horrors of the crime to which they tempt Macbeth; 3) because in this way our sympathy for Macbeth is excited, he being not represented to us as a bad man, but as being led away by temptation.

Character of Macbeth: His valour (Sc. II.); his repugnance to crime (Sc. III.) his loyalty (Sc. IV.); his nature was affectionate, honorable (Sc. V. Lady M's. speech Sc. VII. Soliloquy and dialogue following); — — His defects: he was superstitious (contrast between him and Banquo. Sc. III. dialogue); he was ambitious (Sc. V. letter to Lady M.); his disappointed ambition drives him on to the commission of crime (Sc. IV. at the end); he is weak enough to acknowledge tò his wife the superstition which he dare not avow to Banquo (Letter Sc. VII.); he allows his own better feelings and judgment to be overruled by her.

Character of Lady Macbeth: Penetrating mind, contempt of principle, cruelty (Sc. V.); hypocrisy (V. VI. VII.); imperious character (VII.); yet even this detestable woman is not a monster (Sc. II. Act. II.)

Conclusion: Thus superstition, or „the powers of darkness" when an „honest trifle" such as the promise of being Thane of Cawdor was fulfilled betrays Macbeth into the most criminal resolutions; teaching us: not to yield to superstition which by inflaming the imagination weakens the judgment, — not to allow our imaginations to play with hopes to which we have no right; because (three last speeches of the dialogue Sc. VII.) we are thus tempted to admire those whose wills are more energetic and passions less under control and then led to adopt criminal resolutions under the weak hope of escaping detection.

H.

Ueber den neuen „Lehrplan für die Herzoglich Nassauischen Gymnasien."

Man wird sich erinnern, daß im Laufe des vorigen Jahres ein wohlunterrichteter Gönner der fremden neueren Sprachen sich in der „Rhein- und Moselzeitung" über die stiefmütterliche Berücksichtigung dieses wichtigen Lehrfaches auf den Gymnasien des in neuester Zeit durch Schulreformen vielbewegten Herzogthums Nassau klagend vernehmen ließ, und sicherlich fanden seine wohlbegründeten Beschwerden zumal in der Hauptstadt des Landes, vielseitigen Anklang. Von dem Standpunkte des praktischen Nutzens ausgehend, wies jener Correspondent darauf hin, daß Nassau, als Rheinuferstaat, noch mehr aber als Land der Kurorte, das unabweisliche Bedürfniß, und somit die Verpflichtung habe, zu Nutz und Frommen seiner Staatsdiener, auch auf den Gelehrtenschulen diese Sprachen mit einer angemessenen Stundenzahl zu bedenken; namentlich bedauerte er, daß die vier Unterklassen der neuerrichteten drei Gymnasien gegen frühere Bestimmungen in diesem Fache bedeutend verkürzt worden seien, was nothwendig zur Folge haben müsse, daß die aus diesen Klassen in ein Gewerbe oder höhere Realanstalten übertretende Subjekte von diesem Unterrichte einen nur höchst geringen Gewinn haben könnten. — Nicht von dem Nützlichkeitsprincipe ausgehend, sondern in höherem Interesse, halten wir es für Pflicht unsern Lesern zu melden, daß dem kürzlich im Drucke erschienenen neuen „Lehrplan für die Herzoglich Nassauischen Gymnasien" gemäß die französische Sprache, die einzige fremde, welche in den öffentlichen verbindlichen Studienplan aufgenommen ist, abermals nicht nur in den untern, sondern auch in den beiden

obersten Klassen dieser Anstalten eine namhafte Reduction erfahren hat, und es soll uns, nach dem aus diesem ganzen Documente hervorleuchtenden Geiste zu schließen, nicht wundern, wenn die den Bedürfnissen des Landes fremd gebliebenen Verfasser dieses Aktenstückes auf die unausbleibliche Erfolglosigkeit dieses so gelähmten Lehrzweiges gestützt, bei einer zu erwartenden zweiten Auflage ihres Werkes diese Sprache als unnütz ganz und gar aus dem Gymnasialbereiche verweisen.

Die seit fünf Jahren in Abnahme begriffene Anzahl der, der französischen Sprache zugewiesenen Lehrstunden stellt sich nach den uns zugekommenen Programmen und dem neuen „Lehrplane" wie folgt.

1831. Unterklassen zu Wiesbaden.	$18^{45}/_{46}$. An sämmtlichen Gymnasien.	Neuer Plan. An sämmtlichen Gymnasien.
VIII. 2 Stunden.	0	0
VII. 3 „	2	0
VI. 3 „	3	4
V. 3 „	$^{2}/_{3}$	3
Oberklassen zu Weilburg.		
IV. 3 Stunden.	3	3
III. 3 „	3	3
II. 3 „	3	2
I. 3 „	3	2
23 „	$^{19}/_{20}$	17

Neues Verhältniß sämmtlicher Sprachstunden:

Lateinisch 68. Deutsch 30. Griechisch 29. Französisch 17.

Aus einer Vergleichung dieses neuen Documentes mit den frühern Programmen geht zwar hervor, daß, mit Ausnahme der deutschen Sprache, sämmtliche Sprachfächer sich eine verhältnißmäßig unbedeutende Reduction mußten gefallen lassen, da aber das Französische bereits auf das möglichste minimum gesetzt war, so möchte es schwer fallen, außer den oben angegebenen Thatsachen, für dessen abermalige Schmälerung einen Grund zu finden. Daß übrigens bei der Aufstellung dieses neuen in mancher Hinsicht höchst interessanten Lehrsystems kein Mann von Fache zu Rath gezogen wurde, ist im Allgemeinen schon daraus erklärlich, daß dort, wie noch an andern Orten, die mit der pädagogischen Gesetzgebung Betrauten mit einer gewissen Scheu vor den immer lauter werdenden Ansprüchen und Fortschritten der modernen Philologie jede Gelegenheit vermeiden, diese sich herandrängende Stiefschwester zu Worte kommen zu lassen; eine nähere Begründung für unsere Behauptung liegt aber hier in dem kurzweiligen Umstande, daß von der ganzen Literatur der Franzosen, gegen welche manche junge und alte Philologen nach alter Observanz so gerne eine vornehme Verachtung affectiren, nur der Liederdichter Beranger (!) als nennenswerth erachtet wurde. Kaum kann man es anders denn als einen verzeihlichen Hohn ansehen, wenn ein dem Verfasser der „Frau Schnips" ähnlicher Dichter als alleiniger Träger der Literatur eines gebildeten Volkes auf einem deutschen Gymnasiallehrplane figurirt, und man fühlt sich gleichsam in die Zeiten der Deutschthümelei und des Franzosenhasses versetzt. Einen

grellen Contrast bilden hierzu folgende unter der Rubrik „Allgemeines“ stehende, eine ganz andere Tendenz verkündende Zweckbestimmungen:

„Die französische Sprache und Literatur wird auf den Gymnasien gelehrt, um den Jüngling durch Einführung in eine zwar moderne, aber doch fremde Welt, Denkweise und Sprache geistig zu bilden und ihm die Fähigkeit zu verleihen, daß er die Schriften, welche in dieser Sprache abgefaßt sind, und ihm als Gebildeten, oder für sein Fachstudium nahe liegen, verstehen und sich der Sprache selbst zur Conversation über solche Gegenstände mit Leichtigkeit bedienen kann.“

„Das Ziel ist also Leichtigkeit des Verständnisses sowohl von prosaischen Schriftstellern, als auch von Dichtern, und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Dies Ziel ist zu erreichen durch stete Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische und durch zweckmäßige Lectüre, verbunden mit frühzeitigen sehr fleißigen Sprechübungen.“

Dieser Normalsatz zerfällt seinem Inhalte nach, in zwei Haupttheile, den rein sprachlichen und den literarischen, die geistige Ausbildung bezweckenden. Ersterer ist nach dem Wortinhalte der ausführenden Vorschriften vozugsweise Aufgabe der unteren und mittleren Klassen bis incl. Klasse III. Zuerst erscheint es durch Nichts gerechtfertigt, daß dieser Sprachkursus, welcher nach früheren Programmen schon in Klasse VIII., sodann in Klasse VII. begann, um ein weiteres Jahr, wenn auch mit vier Stunden, verschoben wurde, indem die Erfahrung lehrt, daß grade die Jahre von 10 bis 12 vermöge der biegsameren Sprachorgane und vorherrschenden Gedächtnisses sich vorzugsweise zum Erlernen fremder Sprachen eignen. Im schroffen Gegensatze zu den an mehreren Stellen sich kundgebenden philanthropischen, ja frommen Gesinnungen gegen die liebe Jugend ergibt sich für Klasse V. eine Anhäufung von Sprachstoff, welche, einer nur zu gewöhnlichen Erfahrung gemäß, wiederum zum Nachtheile des gesetzlich minder bedachten Faches ausschlagen muß. Nachdem nämlich in den beiden untersten Klassen möglichste Schonung hinsichtlich der häuslichen Aufgaben empfohlen worden, wird von 13jährigen Knaben erwartet, daß sie neben einer Masse von lateinischen, griechischen und deutschen Arbeiten, Geschichte, Geographie, Arithmetik u. s. w. bei einem 3stündigen Unterrichte die ganze Formenlehre einer dritten Sprache eingeübt haben. Zu diesem Zwecke werden empfohlen Ahn's „Lehrgang“ oder Eisenmann's „Stufengang“ nebst einem passenden Lesebuche. Wie dieses Pensum aber „möglichst ohne mechanisches Conjugiren“ zu bewerkstelligen sei, mußte uns um so unklarer bleiben, als einerseits obige Elementarwerke auf Wissenschaftlichkeit keine Ansprüche machen, anderseits aber förmliche grammatische Behandlung nicht geboten, sondern die Zugrundlegung einer Sprachlehre nur erlaubt wird. — Aufgabe der Klasse IV. und III. ist Beendigung der Syntax (mit oder ohne Grammatik?). In letzterer „seien die Lesebücher: ein gutes literar-historisches Handbuch und für kursorische Lectüre ein gutes Drama. Zuweilen werde ein schönes Lied z. B von Béranger dictirt und auswendig gelernt, auch zur Förderung der feinen Aussprache. (sic!) Als Exercitien werden deutsche Briefe, Erzählungen, Dialoge dictirt und gleich französisch niedergeschrieben. Die nöthigen Erklärungen, besonders Synonymik, Gallicismen und Nüancen des Aus-

drucks betreffend, werden sparsam hinzugefügt, wo möglich immer in französischer Sprache."

Hier schließt der eigentliche sprachliche Cursus, welchem kaum so viele Stunden zugewiesen sind, als zur Uebersetzung des Cornelius Nepos nöthig sind. — Voilà un tour de force! — Nach der ganzen Fassung obiger Vorschriften werden unsere Leser in Betreff der offen liegenden Tendenz derselben keinen Augenblick in Zweifel sein. Wir sind aber der Meinung, daß ein möglichst schnelles Abrichten zum glatten Parliren einer Sprache, sie sei welche sie wolle, der deutschen Gelehrtenschulen unwürdig und bei den gegebenen Verhältnissen, zumal bei vollen Klassen unmöglich ist. — Von Accentlehre und deren eigenthümlichen historischen Entwickelung, von Prosodie, Metrik und Versification, welche sich doch nothwendig an die in den beiden obersten Klassen mit zweistündigem Unterrichte anschließen, geschieht mit keinem Worte Erwähnung.

Wodurch aber und an was soll nun diese reifere Jugend in diesen beiden Klassen „in jene zwar moderne aber doch fremde Welt und Denkweise" eingeführt werden. Wenn nicht an der Beobachtung der historischen Entwickelung des Sprachgebäudes durch wissenschaftliche Behandlung der Grammatik, wird etwa dem Lehrer gestattet sein, ein moralisch-erhebendes Werk, wie Marmontel's Bélisaire oder Montesqieu's gedankenreiches Buch sur la Grandeur et la Décadence des Romains, oder eine von den weltberühmten Reden eines Massillon, eines Bourdaloue zu lesen? Keineswegs: Literarwerke überhaupt sollen nur „angefangen werden zu lesen," und die Fortsetzung der Jugend anheimgestellt werden. Nun höre man die kühnen Erwartungen, welche man unter solchen Umständen auf zweistündigen Unterricht in diesen beiden Klassen setzt:

Klasse II. „In dieser und der folgenden Klasse ist die Erklärung von den Schülern und dem Lehrer nur in französischer Sprache zu geben. Der Schüler muß an das Selbstschaffen und freie Bewegen in der fremden Sprache gewöhnt werden. Der Lehrer gebe jetzt allgemeine Andeutungen über die französische Literatur und ihre Hauptepochen in französischer Sprache, er fahre fort mit Einüben der Gallicismen und sehe beim Uebersetzen der Lectüre, welche nun schon mehr auf Poetisches sich erstreckt, besonders auf gewählten deutschen Ausdruck. Die schriftlichen Arbeiten beschäftigen sich (!) mit Briefen und Erzählungen." — Klasse I. „Die Lectüre sei besonders Unterstützung der jetzt vollständiger zu gebenden literar-historischen Uebersicht; manche größere Stücke, wie Dramen, Reden und dergl. werden angefangen zu lesen, und die häusliche Beendigung der Lectüre auf verschiedene Weise controlirt. Die Exercitien erstrecken sich mehr auf Erzählungen, die eine bestimmte Tendenz haben (?), und auf eigentliche Abhandlungen. Die Unterhaltung ist blos französisch und zur weiteren Unterstützung der Gewandtheit im Ausdruck, welche die Hauptaufgabe bildet, mag eine leichte deutsche Schrift ohne Vorbereitung mündlich ins Französische übersetzt werden."

Von der englischen Sprache wird blos gesagt, sie solle in den vier oberen Klassen, je zu zwei Stunden, unentgeltlich und unverbindlich gelehrt werden.

Wenn das Nassauer Land so glücklich ist, einen Lehrer der neuern Sprachen zu besitzen, welcher das in dem neuen „Lehrplane" gestellte Pensum

seinem ganzen Umfange nach zu leisten vermag, so kann er sich dadurch in ganz Deutschland den ausgezeichnetsten Ruf erwerben. Wenn wir dies nun zu bezweifeln wagen, so hegen wir doch zu den dortigen Lehrern das feste Zutrauen, daß sie die hier besprochenen Vorschriften nach Möglichkeit befolgen und ihren Trost für die so schroff hervortretende Hintansetzung ihres Lehrfaches eben darin finden werden, daß, Dank dem Geiste unserer Zeit! solche Anfeindungen ihren Culminationspunkt erreicht haben dürften: post nebula Phoebus.

Z.

Erziehungsstoffe oder Beiträge zu einer erfolgreichen Erziehung der zarten Kindheit, von J. Fölsing, Lehrer an der G.-H. Garnisonschule zu Darmstadt. Darmstadt bei Leske. Kl. 4. 164.

Ueber alle Unterrichtsgegenstände erscheint jährlich eine Menge von Büchern. Unter der Masse derselben sinkt oft das Bessere, ehe es noch recht bekannt ist, mit in den Strom der Vergessenheit hinab. Am wenigsten bearbeitet ist der Bildungszweig, der von der Erziehung und Entwicklung junger, noch nicht schulfähiger Kinder handelt. Es fehlt nämlich an praktischen, aus dem wirklichen Leben hervorgegangenen Arbeiten; also an Werken, die nicht blos in der Idee wahr und gut sind, sondern auch für die Praxis etwas taugen. Darum begrüßen wir freudig vorstehende Erziehungsstoffe, eben weil sie ein Produkt vieljähriger Erfahrung sind, gute Stoffe liefern, und zugleich zeigen, wie dieselben verarbeitet und angewandt werden können und sollen, besser gesagt: wie sie in des Verfassers Kleinkinderschule und in seiner Familie angewandt worden sind. Wer das Buch nicht nur flüchtig durchblättert, wie das gewöhnlich von vielen Leuten geschieht, sondern es Seite für Seite sorgfältig durchlies't und durchdenkt, der wird dem Ref. vollkommen beistimmen, wenn er behauptet: das Buch ist praktisch, anregend, mit vielem Fleiß bearbeitet und in seiner Art wohl das vollständigste und brauchbarste, was bis jetzt über Kleinkinder-Erziehung und Entwicklung geschrieben wurde. Der Einleitung zufolge, ist dies der erste Band eines größeren Ganzen. Doch bilden diese Erziehungsstoffe ein Ganzes für sich, was von jedem der folgenden Bände ebenfalls zu wünschen wäre. Möchte dies Buch den Anklang finden, den es mit vollem Rechte verdient!

Ein Wort über Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten, als Erwiederung an Herrn H. Düntzer.

Durch eine Kritik des Hrn. Düntzer über Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten (in dem Feuilleton der Nr. 96. der Kölnischen Zeitung) fühlte sich der Unterzeichnete angeregt, seine von der des Hrn. Düntzer abweichende Ansicht über dasselbe Werk zu veröffentlichen, um zu beweisen, daß die von jenem Gelehrten ausgesprochene Rüge in manchen und zwar wesentlichen Punkten ungerecht gewesen sei. Diese kurze Gegenkritik ist in dem Feuilleton der Nr. 309. derselben Zeitung gedruckt worden. In Erwiederung auf dieselbe erklärte H. Düntzer in der Anmerkung zu einem von ihm geschriebenen Artikel:

(im Feuilleton der Nr. 316. der Köln. Ztg.) „Unter allen Behauptungen gegen mich trifft nur eine die Wahrheit, nämlich die, daß Viehoff wirklich die Lesearten zum Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" gegeben hat.... Daß Viehoff sorgfältige und gewissenhafte Untersuchungen über die Geliebten Göthe's gegeben, ist eine Unwahrheit" rc.... Eine solche Erwiederung durfte der Unterzeichnete seiner selbst wegen nicht mit Stillschweigen übergehn; er erklärte daher in Nr. 323. der Köln. Ztg., daß er die Wahrheit seiner Behauptungen genügend darthun werde. Es ist also hier nicht der Zweck, das besprochene Werk einer neuen Beurtheilung zu unterwerfen. Es hat nach Hrn. Düntzer, einen andern Beurtheiler gefunden, dessen Name im ganzen Vaterland und über dessen Gränzen hinaus einen guten Klang hat. Varnhagen von Ense (im Gränzboten Nr. 44.) nennt dieses Werk, das von Hrn. Düntzer mit sonderbarem Eifer und zu wiederholten Malen als ein unglückliches, höchst unzuverlässiges bezeichnet wird, — ein durch Einsicht und Sorgfalt in der Ausführung gelungenes, in welchem das Dienliche aus Lebensnachrichten und literarischer Kenntniß fleißig zusammengebracht ist. „Wo es den geistigen Inhalt und dessen Deutung galt," so schließt jenes Urtheil, „ist aus den Tiefen der Forschung das Nöthige zu Tage gefördert." Dem Unterzeichneten liegt nur ob, sein Versprechen zu erfüllen und dadurch den Vorwurf der Unwahrheit, als höchst willkührlich gemacht, von sich abzuweisen. Er hatte an dem bezeichneten Orte geäußert: „Aber was soll man erst zu dem Vorwurfe sagen, die Untersuchung über die Geliebten Göthe's sei ganz von der Hand gewiesen, da dieselbe mit dem gewissenhaftesten Fleiße durchgeführt, mehr als 50 Seiten in dem vorliegenden ersten Bande anfüllt?" Hr. Viehoff handelt auf S. 22 u. ff. von dem aus Wahrheit und Dichtung bekannten Gretchen, der Tochter eines Wirthes, bei welchem der Knabe Göthe mit Burschen vorgerückten Alters verkehrte, und setzt gründlich auseinander, wie und durch welche Umstände sein Verhältniß zu diesem Mädchen ohne bedeutenden Erfolg für seine poetische Production geblieben sei. Es wird dann (S. 33) seiner Neigung zu Annetten in Leipzig erwähnt und (S. 73) der Einfluß erläutert, den dieselbe auf seine dichterischen Leistungen wie auf seine Gesinnung im Allgemeinen äußerte. War zur Gründlichkeit der Forschung erforderlich, daß dem Stammbaume dieser beiden Mädchen nachgespürt wurde, so ist diesem Anspruche freilich nicht genügt; aber was der Ernst geschichtlicher Darstellung gestattete und begehrte, ist geschehen. Von S. 93 an wird eine neue Epoche in der Göthischen Liederdichtung besprochen, welche durch eine neue Neigung reiche Anregung erhalten hatte. Der Gegenstand dieser Neigung, so wie die ganze Geschichte des Verkehrs Göthe's in der Pfarrer-Familie zu Sesenheim, ist durch Wahrheit und Dichtung so sehr bekannt, daß es zur Erläuterung der hierher bezüglichen Lieder, nur weniger Zusätze bedurfte, und diese werden gemacht, und mit Sorgfalt werden spätere Klänge des Dichters auf die Stimmung bezogen, die aus dem Aufgeben jenes Verhältnisses hervorging. In Bezug aber auf das fernere Schicksal dieser Geliebten, der Göthe's Muse so viel verdankte, wird auf mehrere hieher bezügliche Aufsätze und namentlich Freimund Pfeifers im Jahre 1841 erschienene Schrift „Göthe's Friederike" hingewiesen, ohne daß diese jedoch als eine zuverlässige Quelle bezeichnet wird; im Gegentheil wird ihr Ansehn verschiedentlich wanken gemacht. Die Aufgabe eines Commentators bestand nicht in Sammlung literar-historischer Anekdoten,

sondern, wie der Titel seines Werkes es ausdrücklich sagt, darin, die Gedichte zu erläutern und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückzuführen. Dieses ist auch in Bezug auf die an die Geliebten gerichteten Gedichte von dem Verfasser geschehen; die Versuchung in das Anekdotenmäßige überzugehen lag hier nahe, namentlich wäre es leicht gewesen, aus der angeführten Schrift die Beschreibung des Besuches bei Sophie Brion wiederzugeben; wir müssen im Interesse des ernsten Zweckes seines Werkes dem Verfasser Dank wissen, daß er sich hierzu nicht hat verleiten lassen. — Mit demselben ernsten Sinne wird die Persönlichkeit auch jener Frau vorgeführt, deren Bekanntschaft mit Göthe zu Werther's Leiden die Veranlassung gab. Es werden die Erläuterungen, die Göthe selbst in Wahrheit und Dichtung gibt, mit der Geschichte des jungen Werther's von einem anonymen Berichtiger (Frankfurt und Leipzig 1775) verglichen, und dann, mit großer Genauigkeit, in dem Gedichte „An Lottchen" die Hauptideen, welche jenem berühmtem Romane zu Grunde lagen, nachgewiesen. In derselben Weise wird über die als Lili in Göthischen Gedichten figurirende Jungfrau gesprochen; ihr Alter wird genau angegeben, um die Aeußerung zu erklären, daß sie durch ihre zarte Jugendfrische so große Gewalt über sein Herz geübt habe, und selbst ihr Familienname wie der ihres spätern Gatten wird nicht verschwiegen.

Aus dem Gesagten wird hoffentlich zur Genüge hervorgehn, daß der Unterzeichnete berechtigt war, den Vorwurf, daß die Untersuchung über die Geliebten Göthe's vom Herrn Viehoff ganz von der Hand gewiesen sei, für ungerecht zu erklären und zu behaupten, daß sie vielmehr mit gewissenhaftem Fleiße durchgeführt sei. Vermißte Hr. Düntzer bei dem was jenem als die Frucht gewissenhaften Fleißes erscheint Resultate einer sorgfältigen und gewissenhaften Untersuchung nach seinem Sinne, so hatte er das unbestrittne Recht, dieses zu äußern; aber den anders Gesinnten darum einer Unwahrheit zu zeihen, dazu fehlte jede Berechtigung, und die Unangemessenheit dieses Ausdruckes fällt jedenfalls auf ihn selbst zurück.

Düsseldorf.

Philippi.

III. Programmenschau.

Ueber die Stellung des Altdeutschen auf höhern Bürgerschulen, vom Rector Fr. Breier. Programm der höhern Bürgerschule zu Oldenburg. 1846.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß der Verfasser unter Altdeutsch nur das Mittelhochdeutsch versteht; er hält es für unmöglich, daß einer im Ernste verlangen könne, es solle auf einer Schule Ulfila's Bibelübersetzung oder Otfried's Krist nebst Notter's Psalmen gelesen werden. Die Frage, deren Beantwortung er sich zur Aufgabe stellt, ist nun diese: „Hat das Mittelalter, insonderheit die Literatur des Mittelalters, in sich eine solche Kraft, daß sich daran die Flamme alles Männlichen, Wahren, Großen, Guten und Schönen entzünden lasse?“ Von der Beantwortung dieser Frage hängt es allerdings ab, wie der Verfasser bemerkt, ob man die Schüler mit altdeutscher Grammatik und Sprache so bearbeiten dürfe, wie die Gymnasiasten mit der alten Grammatik Jahre lang beschäftigt werden, d. h. so, daß sie nach unendlicher Mühe erst in den obersten Klassen einige Früchte ihres Schweißes ernten. Referent glaubt, daß, nach dem in den höhern Bürgerschulen fast allgemein beobachteten Verfahren zu urtheilen, jene Frage beinahe als entschieden betrachtet werden könne. Indeß dürfte dies Verfahren bei den Meisten mehr auf einem dunkeln Gefühl, als auf einer hellen Ueberzeugung, wie sie sich in der vorliegenden Abhandlung ausspricht, beruhen; und so müssen wir für das klar und kräftig ausgedrückte Votum in einer so hochwichtigen Angelegenheit immerhin dankbar sein. — Des Verfassers Antwort auf jene Frage lautet entschieden verneinend. Zuerst hebt er den Mangel in der Literatur des Mittelalters hervor, daß sie nur eine halbe Welt ist, indem ihr die Prosa fehlt. Der Poesie des Mittelalters aber gebricht es wieder gerade an derjenigen Gattung, welche, wie sie in sich alle Dichtungsarten, in ihrer Ausübung alle Künste vereinigt, so auch in der Schulbildung den Abschluß macht, am Drama; denn die mittelalterlichen Mysterien und Fastnachtspossen in der höhern Bürgerschule zu behandeln, wäre eine wahre Versündigung an der Jugend. Von den beiden Hauptgattungen, die noch übrig bleiben, der Lyrik und dem Epos, liegt jene schon ihrer Natur nach mit ihrer ganzen innerlichen Welt so weit über die Schule hinaus, daß nur einzelne Produkte derselben der Jugend nahe gebracht werden können. Der Verf. will, und, wie uns scheint, mit vollem Rechte, nur einzelne Stücke aus Walter von der Vogelweide für die Schule gelten

lassen, dessen Poesie auch in dem bewegten Gefühl noch immer von Gedanken getragen und von Gesinnung gehoben wird, in dessen Dichterwelt auch nicht bloß Gottes- und Frauenminne, sondern Patriotismus, Manneswürde, Thatkraft und Heimathsgefühl eine Stelle finden." Was nun ferner das ritter-romantische Epos betrifft, so ist es klar, daß auf einem so genial unsittlichen Grunde, wie Gottfried's Tristan und Isolde keine Schulbildung, keine Jugenderziehung aufgebaut werden könne. Aber auch dem Parzival will der Verf. keinen Platz in den höhern Bürgerschulen zu eingehender, anhaltsamer Behandlung einräumen. Hier möchten sich die Meinungen scheiden. Referent bekennt, daß er dem Verf. beitritt, wenn er, von der oft dunkeln und wunderlichen Sprache, der labyrinthischen Anlage abgesehen, besonders deßhalb die Dichtung für unsere Jugendwelt ungeeignet erklärt, weil das Beste in diesem Gedichte mehr lyrischer, als epischer Natur ist, weil der reale und faktische Inhalt ganz der Abenteuerwelt der übrigen mittelalterlichen Poeten angehört, und besonders weil der eigentliche Kern und Mittelpunkt des Gedichtes, die Schuld des Helden und seine Buße auf einer zu mystischen Gefühlsgrundlage und zum Theil auf scholastischer Dogmatik beruht. — Weiterhin verfährt der Verf. etwas zu summarisch in seiner Abhandlung, indem er, statt der übrigen Dichter und Werke der ritterlichen Romantik, die hier in Erwähnung kommen könnten, einzeln zu betrachten, durch eine aus Ulrich von Lichtenstein ausgehobene Stelle die gesammte Welt- und Lebensanschauung des Ritterthums als eine nur äußerlich religiöse, ja als eine unsittliche und daher zur Nährung und Bildung unsrer Jugend durchaus untaugliche darzustellen sucht. Warum erwähnt der Verfasser nicht mit Einem Worte einer Dichtung, wie Gudrun. Nur Ein episches Produkt der mittelalterlichen Literatur, „welches von allen berührten Verkehrtheiten frei ist, auf nationalem Boden und in einer realen Welt steht, eine Reihe von Gestalten, Charakteren und Kämpfen hinstellt, wie sie keine Literatur aufzuweisen hat, dabei in Plan, Sprache und Darstellung einfach, ernst, groß voll unerreichbarer Kraft und Erhabenheit," nur das Nibelungenlied will der Verf. in den höhern Bürgerschulen gelesen, ja er möchte es von jedem deutschen Jüngling auswendig gelernt wissen. Aber nicht auf dem Wege der alt- und mittelhochdeutschen Grammatik, wie der Gymnasiast zum Homer kommt, sondern vom Boden aus, worauf er geboren ist und steht, von seiner Muttersprache aus soll der Schüler zum Verständniß desselben gelangen. „Man verweile unter Vorlesen, Erklären, Wiederholen, Auswendiglernen bei den ersten Gesängen; und es wird nicht lange dauern, so drängen die Schüler selbst vorwärts. Ist es doch Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein."

So viel genüge, um auf diese der ernstesten Prüfung würdige Abhandlung aufmerksam zu machen.

B.

Die Aa, Au und Ach. Vom Rektor Dr. H. K. Brandes. Programm des Gymnasiums zu Lemgo. 1846. 26 S. 4.

Eine recht fleißige Arbeit. Der Flußnahme Aa ist sehr häufig, 5 Flüsse d. N. sind im Gebiete der Ems, 2 der Weser, 1 der Lippe, 1 der Vecht, 3 der Yssel, 2 in der Provinz Drenthe, 1 fließt in den Dollart, 1 bei Grö-

ningen, 2 in Nordbrabant, 1 bei Vreden, 1 in die kleine Nethe, 1 bei St. Omer, der bei Gravalines in die Nordsee fließt. — Ebenso kommt der Name oft vor in der Schweiz, 2 Flüsse in Unterwalden im Sarner und Engelberger Thale, ferner die Melch-Aa im Melchthal, 1 bei Aargau, 3 im Kanton Zürich, die Glatt heißt zuerst auch Aa, 1 in den Zugersee, 1 in den Lauerzer See. — Ebenso an der Ostsee: 1 in Kurland, die heilige Aa an der lithauischen Grenze, 1 Aa im nördlichen Liefland. — Besonders häufig aber kommt das Wort vor in Schweden und Finnland, den Namen angehängt z. B. Mörrums A — und als Aar in Dänemark, als Aa in Island. Das Schwedische gibt Aufschluß, da heißt A = Elf = Fluß.

Dasselbe Wort ist Aue oder Au, das 16 mal als Flußname im nordwestlichen Deutschland vorkommt, auch die Ilmenau gehört dahin. In Dänemark ist Aue mit Aar gleichbedeutend. — Dasselbe Wort ist ferner Aach, Ach, Ache und Achen, welches sich in den südlichen Gebirgsländern viel findet. 4 Flüsse d. N. Aach nimmt der Bodensee auf, 1 Aach der Zellersee, 1 fließt in die Glatt, 1 bei Blaubeuern, 1 ohnweit Ulm in die Donau, 1 bei Memmingen, die Bregenzer Ach hat 2 Nebenflüsse d. N. Ach; 1 Ach fließt dem Lech parallel, 1 in die Isar, 1 bei Landshut. Ache und Achen finden sich besonders in den Flußgebieten der Isar, des Inn und der Salza, so die Gasteiner, Krimmler, Pinzgauer Ache im Gebiet der Salza; in dem des Inn die Oetzthaler Ache und eine andere Ache mit der Steinberger und Kundler Ache. In den Chiemsee fließt 1 Ache mit 2 Zuflüssen gl. N. Zum Gebiet der Isar gehört der Achensee. Ueberhaupt sind mehr als 30 Flüsse d. N. — Mit dem Worte Ach werden mehrere Wörter zusammengesetzt, z. B. die Golach, mehrere Steinach, Stockach, Wutach, Elzach, Schiltach, Wolfach, mehrere Gutach, mehrere Eschach, mehrere Eiach, mehrere Schwarzach, Elsach, Waldach, Brettach, Rodach, Kronach, Braunach, Weißach, Gerach, Naffach, Volkach, Auerach, Ebrach, Beigach, Linach, Urach, Osterach, Kanach, Westerach, Dürach, Rottach, Aitrach, Sulzach, Aurach, Wertach, Loisach, Windach, Leitznach, Mosach, Salzach oder Salza, Eisak, sämmtlich im südlichen und mittlern Deutschland.

Aa, Au, Ach, Achen ist = Aha altſ., Ahva goth., Ouwe mhd. = aqua. Sicherlich dasselbe Wort ist Avon im Englischen und der Flußname Aar oder Ahr. Von diesen Flußnamen sind nun auch viele Städte benannt, so Aahaus, Aue, Aubad u. s. w. und die zahlreichen Oerter auf Au, die man nicht mit den slavischen Ortsbenennungen auf au oder ow verwechseln muß; ebenso heißen viele Gegenden Aue; mit Ach sind viele Städtenamen gebildet, auch Aachen stammt wohl direkt von aquae, welches Wort sonst in Baden oder Aix oder Aigue (Aigues) übergegangen ist. —

Herford. **Hölscher.**

Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Vom Gymnasiallehrer Dr. B. Hölscher. Progr. des Gymn. zu Recklinghausen. 1846. 38 S. 4.

Nach einer allgemeinen Einleitung über den kirchlichen Gebrauch der lateinischen Sprache (S. 15.) nimmt der Verfasser für sein Thema drei Perioden an: 1) Von der Einführung des Christenthums in Deutschland bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts. 2) Von da bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 3) Von 1300 bis zur Reformation.

Quellen sind dem Verf. besonders Wackernagel, Hoffmann, Rambach Witzel's Psalter Ecclesiasticus, Uhland's Sammlung u. s. w. Er dehnt den Begriff des Kirchenliedes auf öffentlich gesungene geistliche Lieder überhaupt aus, setzt die Anfänge religiöser Poesie in Deutschland ins 9. Jahrhundert und theilt aus der ersten Periode den Lobgesang auf den heil. Petrus und die Uebersetzung des Kirchengebets: Deus cui proprium etc. mit; doch kann man aus dem 8. sec. hieher den Hymnus des heil. Ambrosius und den ambrosian. Lobgesang ziehen, wenn man auch das Wessobruner Gebet ausschließen will. Aus der zweiten reicheren Periode theilt der Verfasser mehrere Lieder mit und handelt auch von den Sequenzen. Aus der dritten Periode sind berücksichtigt Sequenzen, während der Messe gesungene Lieder (auch das n. E. Luthern zugeschriebene Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" u. s. w.), Marienlieder u. s. w., alte umgeänderte Lieder, Uebersetzungen lateinischer Hymnen, auch das Lied „In Mitte unsers Lebens Zeit," fälschlich Luther zugeschrieben, findet sich schon früh. Im Ganzen gibt der Verfasser 45 Proben. —

Herford.

Hölscher.

Leben des Georg Rollenhagen. Vom Oberlehrer Lütcke. Progr. des Berlin. Gymn. zum grauen Kloster. 1846. 16 S. 4.

Wir erhalten nur einen Theil der Abhandlung über R., doch hat er Werth für die Literaturgeschichte. Unter den Quellen nennt der Verfasser besonders die Leichenrede auf R. von Aron Burckhardt 1609, die über die äußerlichen Verhältnisse ziemlich ausführlich ist. R. war geboren 22. April 1542; seine Kinderjahre verlebte er traurig, er war besonders sehr kränklich. 1556 kam er auf die Schule zu Prenzlau. Dann ist er in Mansfeld und Magdeburg. 1560 geht er auf die Universität Wittenberg. 1563 Rector der Johannisschule in Halberstadt. 1565 wieder nach Wittenberg als Hofmeister. Hier wurde das Gedicht R's verfaßt, aber erst 1595 herausgegeben. 1567 ging er nach Braunschweig, hierauf nach Magdeburg als Prorector, 1575 — 1609 war er Rector. Er war zweimal verheirathet und hatte viele Kinder, doch starben die meisten lange vor ihm. Bekannt gemacht hat sich ein Sohn aus zweiter Ehe, Gabriel, durch seine Juvenilia 1606, und unter dem Namen Angelius Lohrbere Liga 1614 durch eine beliebte deutsche Komödie: „Amantes amentes." Ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe oder wie mans deutsch nennt von der Leftelev u. s. w. Dieser war wahrscheinlich Jurist.

R. starb 1609. Trotz seiner vielen körperlichen Leiden war er im Umgange heiter. Als Schulmann wirkte er bedeutend, so daß der bekannte Taubmann (1595 Prof. Poeseos), um ihn kennen zu lernen bei ihm auf einige Wochen als Schüler eintrat, welche ergötzliche Anekdote der Verfasser mittheilt. Auch als Prediger stand R. in Ansehen und lehnte einen Ruf nach Berlin propter inconstantiam aulicam ab. Seine gelehrten Kenntnisse waren bedeutend, auch in Naturwissenschaften; mit Tycho de Brahe stand er in Briefwechsel. Er hielt auch etwas auf Astrologie und darüber Vorlesungen, kam auch mit dem Hauptkalendermacher der Zeit, dem Frankfurter Professor Origanus, den er

eines Plagiats gegen ihn beschuldigte, in Streit. Die Lehren der Alchymisten, die ihm wohl bekannt waren, verspottete er, namentlich den Hauptalchymisten Leonhard Thurneisser, z. B. auch im Froschmäusler. (Die Abh. bricht hier ab.)

Herford.

Hölscher.

Ueber eine im Jahre 1705 zu Arnstadt aufgeführte Operette. Programmenschrift des Gymnasiums zu Arnstadt, 1846. Vom Director Dr. K. Th. Pabst.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Die Operette, deren Text von Actus II, Sc. 2. an unverkürzt mitgetheilt ist, führt den Titel: „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens.“ Ihr wahrscheinlicher Verfasser ist der damalige Rector der Arnstädter Schule Joh. Friedr. Treiber; als Componist wird durch die Sage der damals in Arnstadt als Organist angestellte Joh. Sebastian Bach bezeichnet. Leider sind die Nachforschungen zur Auffindung der Musik bisher vergeblich gewesen. Der ästhetische Werth des Operntextes ist freilich nur sehr gering anzuschlagen; dessenungeachtet sind wir für die Mittheilung desselben, wie für die vom Herausgeber beigefügten Bemerkungen, zu Dank verpflichtet, da das Stück sowohl ein kultur-historisches, als sprachliches Interesse hat; Letzteres besonders dadurch, daß die darin auftretenden Bürger und dienenden Personen den Thüringisch-Arnstädtischen Dialect reden.

W.

Tabellarische Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte (vierte Fortsetzung und Schluß) vom Oberlehrer M. L. Böbel. Programm des Gymnasiums zu Gleiwitz. 1845.

Je reicher das Feld der deutschen Literaturgeschichte in der jüngsten Zeit angebaut worden ist, um so willkommener müssen solche tabellarische Zusammenstellungen der wichtigsten Resultate sein. Sie haben vor kurzen Compendien den Vorzug, daß sie durch eine für das Auge leicht faßliche Gruppirung der zusammengehörigen Erscheinungen dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Den Nachtheil, daß sie keinen continuirlich entwickelnden Gang gestatten, können sie einigermaßen mildern, indem sie den einzelnen Abschnitten allgemeinere, zusammenfassende Erörterungen vorausschicken und nachfolgen lassen. Dieses ist denn auch in der vorliegenden Programmenschrift, obwohl nicht in dem wünschenswerthen Grad und Umfange, geschehen. Mit der Anordnung und Reihenfolge kann sich Referent nicht überall einverstanden erklären. Die Charakteristik der einzelnen Schriftsteller ist häufig recht scharf und treffend und läßt für den Zweck, dem das Buch dienen soll, wenig zu wünschen übrig. Bei einigen jedoch scheint mir der Verfasser zu sehr den ältern Literarhistorikern wie Jördens, Fr. Schlegel und besonders Wachler gefolgt zu sein, wogegen Gervinus und Schäfer nicht in gehörigem Maße berücksichtigt sein dürften.

Sollte der Hr. Verfasser, was zu wünschen wäre, seine Arbeit auch abgesondert, als eine selbstständige Schrift, herauszugeben beabsichtigen, so wären besonders für die ältere Literaturgeschichte die trefflichen Vorlesungen Vilmar's noch zur vorherigen Benutzung zu empfehlen.

B.

Bürger auf der Schule. Von Dr. Herm. Adalb. Daniel. Progr. des Pädagogiums zu Halle. 1845. 24 S. 4.

Das Programm beschäftigt sich weniger mit Bürger als mit den Lehrern des Pädagogiums zu der Zeit als Bürger dasselbe besuchte, und zwar enthält es hauptsächlich biographische Notizen und kurze charakteristische Ansichten derselben aus den Akten der Schule. Inspector war damals Johann Anton Niemeyer, Großoheim des jetzigen Directors, ein Mann seiner Zeit, von christlichem Ernste durchdrungen, freilich mit orthodox pietistischem Beigeschmack, voll von Eifer gegen alles was nach weltlichen Vergnügungen aussah. Neben ihm tritt besonders Christian Leiste hervor, welcher 1815 als Professor in Wolfenbüttel starb; er ergänzte in vieler Hinsicht, vorzüglich in der Gabe zu eigner Thätigkeit anzuregen, Niemeyer's Wirksamkeit.

Unter diesen Männern besuchte Bürger die Schule. Der Geburtsort des Dichters heißt, wie Hr. D. nachweist, Molmerswende (gewöhnlich Molmerschwende gesprochen), ein Dörfchen in der asseburgschen Herrschaft Falkenstein (nicht Wolmerswende, wie es in der Biographie von Althof, in den biographischen Notizen bei Echtermeyer, Schwab, Wolff u. s. w. heißt), eine freilich nicht besonders romantische, aber gesegnete und nicht uninteressante Gegend. Am 8. September 1760 kam B. auf das Pädagogium (nicht 1762, wie die gewöhnliche Angabe lautet). Aus dem Schularchiv theilt Hr. D. Nachrichten über die Wohnung B's. mit. Allgemeines Interesse findet die Bemerkung, daß unter B's. Schulkameraden genannt werden: der Kanzler Niemeyer, der Theologe Knapp und der Dichter von Göckingk, über dessen Freundschaft mit B. aber genauere Kunde fehlt.

Die Biographen sagen ferner, daß B. langsam an Leib und Seele gewachsen sei. Wir wissen aber nun sicher, daß B. als er nach Halle kam, von dem strengen Niemeyer mit Ausnahme des Französischen in allen Gegenständen nach Secunda gesetzt wurde, daß sich nirgends Klagen über Mangel an Fleiß finden, daß er im Sommer 1761 auf dem Actus ein selbstgefertigtes lateinisches Gedicht vortrug und zu Ostern 1763 im Lateinischen und Griechischen nach Prima versetzt wurde. Es wird ferner von Althof erwähnt, daß B. auf dem Pädagogium an dem üblichen Chrienmachen keinen Gefallen gefunden, desto größern aber an den Versübungen bei Leiste; die Lectionspläne aber sagen uns, daß B. nie bei Leiste oratorischen oder deutschen Unterricht gehabt hat, jedoch nimmt Hr. D. an, daß die Nachricht Grund haben möge und entweder die Lectionspläne ungenau seien oder Leiste auch bei der Lectüre lateinischer Dichter solche Uebungen veranstaltet habe. Am 29. Januar 1761 hielt B. eine deutsche Rede contra eos qui contumeliose dicunt, und am 24. Juli 1761 ein carmen latinum, „non titulos sed merita esse aestimanda." Ostern 1762 schilderte er in einem lateinischen Gedichte, dessen Titel

schon den großen Einfluß Klopstocks bezeugt, concilium patrum et angelorum in monte Golgatha. Am 18. — 20. April fand eine Schulfeier des Hubertsburger Friedens statt, am ersten Tage declamirte B. eine Friedensode, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem Tage die Empfindungen laut wurden, aus denen die berühmte Strophe entstand: „Der König und die Kaiserin u. s. w." Zuletzt noch auf dem Examen am 29. und 30. Septbr. 1763 besang er in einer deutschen Ode „Christum in Gethsemane."

Von Excessen auf der Schule, von denen seine Biographen reden, sagen die Schulakten nichts aus, und ehrenvoll bleiben die zwei Zeugnisse Niemeyer's, das eine ein Jahr nach seiner Reception abgefaßt: „des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz;" das andere bei seinem Abgange niedergeschrieben: „Bürger, des alten Hospital-Provisors Bauer aus Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte. Es ist ein alter, eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein Halbjahr und ist ohngefähr 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte seine Stelle doch nicht vergeben; er wollte beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen."

Extrait d'un commentaire sur „Avant, Pendant et Après," esquisses historiques, par Scribe, précédé de quelques notices sur la manière d'enseigner la langue française aux commençants. Von Professor Dr. Braunhard. Progr. des Gymnasiums zu Arnstadt. 1845.

In der Einleitung entwickelt der Hr. Verfasser die Gründe, weshalb auf den Gymnasien der Unterricht im Französischen gewöhnlich eine so höchst untergeordnete Stellung einnimmt und die Resultate desselben fast durchgängig auf diesen Anstalten als nur höchst unbedeutend bezeichnet werden können. Daß hieran vorzüglich die Unkenntniß des Französischen bei denjenigen Schuld ist, welche mit vornehmer Miene über die Sprache aburtheilen, ohne daß sie sich nur im Geringsten die Mühe geben, ein wenig tiefer in die Sache einzudringen, als sie dieses eben auf den Schulbänken an der Hand von Meidinger, Sanguin, Hirzel und wie die Heroen alle weiter heißen mögen, vermochten, das ist eine freilich sehr bekannte Thatsache, aber noch unter den jetzigen Verhältnissen kann man nicht oft und dringend genug darauf aufmerksam machen. Wir könnten in dieser Beziehung unseren Lesern die interessantesten Stückchen erzählen, woraus sie entnehmen möchten, woher es eigentlich komme, daß so manche innige Verehrer der klassischen Sprachen von den „Absurditäten" der franz. Gram. reden, welche für sie eine wahre terra incognita ist. Nur Beispiels halber führen wir an, daß ein sehr bedeutender Schulmann gegen uns sein wegwerfendes Urtheil dadurch zu begründen suchte, daß er die Ansicht aussprach, es sei denn doch widersinnig, in dem Satze J'ai parlé à son frère, le pasteur... den Nom. in der Apposition zu stellen, während im Hauptsatze die Beziehung im Dativ stehe. Man weiß wirklich nicht, was man auf solche Albernheiten antworten soll; nur das Eine dringt sich unwillkürlich dem Denkenden auf: „Ihr Lehrer, die ihr ordentliche gramm. Studien des Französischen gemacht habt, sucht nur durch tüchtigen Unterricht eure Kenntniß zu verbreiten,

dadurch verschafft ihr der Sprache allmählich die beste Stellung in der Schule, und es wird die Zeit kommen, in welcher die ganze Wahrheit der Characteristik anerkannt wird, welche Schmidt in Neiße (Progr. 1843) von der französischen Sprache gemacht hat:

On pourra prétendre que la langue française, fine dans sa grammaire, directe dans sa construction, simple dans ses figures, précise, rapide, harmonieuse, facile surpasse toute autre langue en clarté et qu'enfin plusieurs auteurs fr. peuvent aller de pair avec ceux des Grecs et des Latins.

Hr. B. liefert uns in dem Vorliegenden den Beweis, wie viel ein tüchtiger Unterricht im Französischen auch in formeller Hinsicht nützen müsse; nachdem er nämlich noch einige Bemerkungen über das Methodische des Unterrichts in den neueren Sprachen gemacht hat, geht er zur Hauptsache und gibt uns das Bruchstück einer Erklärung der Scribe'schen Comödie (Scene 1 und 2), welche mit Gründlichkeit und Umsicht ausgearbeitet ist. Höchst dankenswerth ist auch noch der Anhang, in welchem sich eine Uebersetzung der 16 ersten Kapitel des III. Buches von Cäsars comment. de bell. Gall. vorfinden, welche dem lateinischen Texte nach der Schneider'schen Ausgabe gegenübergedruckt und mit Anmerkungen versehen ist. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man auf den Gymnasien recht oft aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen müsse, weil man dadurch eine große Menge Zeit gewinne. Da die Artaud'sche Bearbeitung des Cäsar sehr kostspielig ist und besonders in Rücksicht der Critik Vieles zu wünschen übrig läßt, so wird der Verfasser in einiger Zeit eine vollständige und billige Ausgabe des Caesar de bell. Gall. mit franz. Uebersetzung veranstalten. Wir müssen die ausgesprochene Ansicht auf das Entschiedenste unterstützen, denn bei den Uebersetzungen, welche Geübtere aus einer fremden Sprache in die andere machen, lernen sie ihre Kräfte stärken und erproben; die Vorstellungen der einzelnen Wörter und Redensarten gewinnen für sie an Deutlichkeit und auch in syntactischer Hinsicht ist der Nutzen nicht unbedeutend.

Exposition des lois qui gouvernent la permutation des lettres, dans le passage des mots latins aux mots français. Vom Oberlehrer Dr. Zauge. Progr. des Gymnasiums zu Sondershausen. 1845.

Wenngleich die Abhandlung des rühmlichst bekannten Verfassers über die Verwandlung der Buchstaben eben keine neuen Resultate liefert, sondern in anspruchloser Weise nur eine Zusammenstellung des bereits von Friedrich Diez Aufgefundenen ist, so begrüßten wir sie doch mit aufrichtiger Freude. Nicht nur die ansprechende Form und die Klarheit der Darstellung ist es, welche dem Leser die Schrift des Hrn. Z. willkommen machen muß, sondern vielmehr die Eigenschaft, nach welcher sie als eine Zugabe und wichtiger Anhang zu dem trefflichen etymologischen Wörterbuche des verdienstvollen Hauschild in Leipzig betrachtet werden kann. Beide Schriften werden unzweifelhaft sehr dazu beitragen, einen größeren Einfluß dem Diez'schen Werke zu verschaffen, welches nach seinem hohen Werthe noch lange nicht genug gewürdigt wird.

Ecole poëtique moderne de la Erance par Eugène Borel. Progr. des Gymnasiums in Stuttgart. 1845.

In der Einleitung begründet der Verf. die Ansicht, daß es ungeachtet der Bemühungen der Vermittler nicht mehr geläugnet werden könne, daß die französische Poesie zwei so streng entgegengesetzte Elemente besitze, daß aus ihnen nothwendig zwei verschiedene Dichterschulen hervorgehen mußten; wenngleich die jüngere nach dem mehr denn 25jährigen Kampfe in sich das untrügliche Vorgefühl des nahen Sieges mit freudiger Zuversicht trägt, so kann doch die ältere ihrer Niederlage wegen leicht trösten, denn es sind ihr Lorbeeren in reicher Fülle geblieben. Ehe sich Hr. B. in die Schilderung des Kampfes einläßt, definirt und beschreibt er zuvörderst die Begriffe des „Classicismus und Romanticismus," wie man dieselben in Bezug auf französische Poesie aufzufassen gewohnt ist. Die ganze Abhandlung zerfällt in zwei Haupttheile, in deren erstem er weiter ausführt: „les préludes et les circonstances les plus saillantes de la revolution littéraire operée dans nos jours;" ein zweiter Abschnitt schildert die neuere und die ältere Schule nach ihren charakteristischen Eigenschaften ganz im Einzelnen sowohl dem Inhalte als der Form nach und liefert interessante Punkte zur Vergleichung der beiden Richtungen. Die ganze Darstellung hält sich möglichst objektiv und wenngleich der Verf. nicht umhin kann, seine Freude über alle die Schätze auszusprechen, welche die neuere Schule einer Fundgrube entnahm, die skeptische und mürrische Geister längst für erschöpft hielten, wenngleich er es sich gestehen muß, daß sie noch für die fernste Zukunft reiche Ausbeute verspreche, so scheut er sich doch, irgend einer der beiden Schulen die Palme des Sieges zuzuerkennen. — Es ergibt sich aus diesen Andeutungen wohl von selbst, daß die ganze Schilderung ziemlich unparteiisch gehalten ist, und da sie zugleich in einer höchst angemessenen Form erscheint und die Entwickelung pragmatisch und gründlich durchführt, so verdient sie Beifall und Anerkennung. An einzelnen Stellen nur erscheint uns der Styl etwas zu gesucht, wie wir es auch mißbilligen müssen, daß sich in der Schrift mehrere sehr störende Druckfehler vorfinden z. B. p. 26 Nous sommes bion éloig*né* dé partager . . . und weiter unten ce*ll*e prétendue reforme se réduit . . . u. s. w. Uebrigens verdient die kleine Schrift weitere Verbreitung und gewährt auch Schülern der oberen Klassen eine angenehme und belehrende Lektüre.

Sur l'origine de l'Alexandréide du Clerc Lambert von Dr. A. Philippi. Programm der Realschule zu Düsseldorf. 1846.

Das dem Pfaffen Lamprecht zugeschriebene Alexanderlied gehört, wenn es gleich nicht die feurigen Lobsprüche verdient, die ihm Gervinus zollt, doch jedenfalls zu den besten poetischen Erzeugnissen der Zeit, in welcher es entstanden ist. Fehlt es dem Styl auch an Beweglichkeit, der Ausführung im Ganzen an Leben, Leichtigkeit und Anmuth, so hat es dafür an vielen Stellen sowohl kräftige als liebliche Schilderungen und manchen ernsten und großen Gedanken. Eine neue, sorgfältige Untersuchung der Quellen dieser interessanten Dichtung, wie sie das vorliegende Programm bringt, wird daher den Freunden mittelalterlicher Literatur eine willkommene Erscheinung sein. Der Verfasser

beginnt damit, den Ursprung der zu Grunde liegenden Fabeln im Allgemeinen in den Biographien Alexanders des Großen nachzuweisen, und zeigt, daß jene Fabeln so alt sind, als die wahrhafte Geschichte des macedonischen Eroberers. Er geht sodann auf die alten mythischen Behandlungen des Lebens desselben über und leitet alle diejenigen, die sich über Europa verbreitet haben, aus zwei Quellen ab: 1) aus dem Quint. Curtius und dem ihm nachgebildeten mittelalterlichen Gedichte des Gautier de Châtillon, und 2) aus dem griechischen Romane des Pseudo-Callisthenes. Bei der Besprechung des Gedichtes des Gautier de Châtillon benutzt der Verf. die Gelegenheit, die Resultate seiner bibliographischen Forschungen mitzutheilen, indem er die handschriftliche wie gedruckte Literatur dieses Werkes ausführlich angibt. — Das Werk des Pseudo-Callisthenes aber wird dann der Hauptgegenstand der Untersuchung. Dieselbe beschäftigt sich zuerst (S. 10 u. 11) mit den verschiedenen Namen von Schriftstellern, welchen dieses Werk beigelegt wurde, und sucht daran das Alter des Werkes selbst zu bestimmen, das in das fünfte oder gar vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufzureichen scheint. Da dasselbe bisher noch nicht gedruckt worden, so theilt der Verf. aus der Kopie einer alten Handschrift (codex 1711 ms. gr. der Bibliothek des Königs zu Paris) Auszüge mit; und um das Verhältniß, in welchem die verschiedenen Handschriften, die von diesem Werke vorhanden sind, zu einander stehen, genau erkennen zu lassen, fügt er die parallele Stelle aus einer andern Handschrift (Cod. 113 suppl.) hinzu. Diese Fragmente enthalten den Anfang der Alexander-Geschichte, welche der Verf., im fernern Verlaufe seiner Abhandlung, bis zu der Krankheit Alexanders auszugsweise mittheilt und mit dem altdeutschen Gedichte vergleicht, wodurch sich das Resultat herausstellt, daß die Quelle dieses Werkes der Roman des Pseudo-Callisthenes sei, den der Pfaffe Lambrecht entweder im Original oder in einer der zahlreichen, schon seit dem neunten Jahrhundert existirenden lateinischen Uebersetzungen studirt haben konnte. — Die Untersuchung bewegt sich in einer leichten, klaren und gefälligen Sprache, und die ganze Arbeit stellt sich als die gereifte Frucht sehr umfassender und gründlicher literarhistorischer Studien dar.

Ueber das Verhältniß der deutschen und romanischen Elemente der englischen Sprache von Dr. Behnsch. Programm der Realschule in Breslau. 1844.

„Die Sprache ist das Hauptbildungsmittel des Menschen und jeder geistige Unterricht ist eigentlich Sprachunterricht. Die Sprache ist die Trägerin der Gesammtbildung des Volkes, dessen innerstes Sein man nicht begreifen kann, ohne das Organ, wodurch sein Geist sich ausdrückt, in seinen Lebensäußerungen zu kennen." Von dieser richtigen Ansicht ausgehend führt es der Verf. in seinem Vorworte weiter aus, wie es die Volksschule mit der Volkssprache zu thun habe und wie andrerseits das Gymnasium, um eine vorzugsweise generelle Bildung zu geben, den Geist überhaupt zu schärfen und ihn vorzugsweise zur Erfassung und Wahrung des ideellen Eigenthums des Volkes geschickt zu machen, sein Hauptaugenmerk auf die beiden Basen allgemeiner europäischer Bildung, das griechische und römische Alterthum richten müsse.

Eine dritte, die beiden eben genannten durchdringende Art von Bildung hatten die Realschulen zu verleihen. Ihre Zöglinge sollten als spätere Staatsbürger durch ihren Einfluß allmälig befruchtend und erziehend auf die Masse wirken, und dieses könnten sie nur, wenn sie sich außer den Kenntnissen, welche ein Jeder im Volke habe, auch solche angeeignet hätten, welche der europäischen Gesammtbildung angehören. „Nun sind aber, fährt der Verf. fort, die drei Hauptträger der europäischen Bildung das deutsche, französische und englische Volk: wer in dem Leben und Geiste dieser drei großen Kultur-Völker heimisch geworden ist, steht auf der Höhe der europäischen Bildung; es muß daher ein Hauptgegenstand der höhern Bürgerschulen sein, ihre Schüler mit den Organen jener drei Völker bekannt zu machen.“ Referent hat diese Stelle um so ausführlicher angeführt, da auf der letzten Versammlung der Realschullehrer in Mainz es von einigen Seiten in Frage gestellt wurde, ob das Englische in dem Lehrplane der Realschule ein nothwendiger Unterrichtsgegenstand sei. So wie auf dem Gymnasio Griechisch und Lateinisch, die Bildung des gesammten klassischen Alterthums, fast gleich berücksichtigt wird, so sollte es auch auf der höhern Bürgerschule mit der französischen und englischen Sprache, der außerdeutschen europäischen Kultur der Gegenwart, gehalten werden. Warum dies nicht geschieht, ist schwer einzusehen, da man die Bildung des englischen, uns noch überdies stammverwandten Volkes, wenn nicht grade höher, doch wahrlich nicht niedriger anschlagen kann, als die des französischen. Der Verfasser zeigt nun in Folgendem, wie unter jetzigen Verhältnissen, indem das Englische auf den meisten Schulen nur facultativ und mit sehr wenigen Stunden bedacht ist, nichts als Flickwerk sein kann; er spricht darauf die Anforderungen aus, welche an einen wahrhaft bildenden Sprachunterricht überhaupt zu stellen seien und hofft daß seine Worte, wie auch die folgenden Beiträge zur Characteristik der englischen Sprache mit dazu beitragen möchten, dem so wichtigen Lehrgegenstande eine sorgfältigere Benutzung zu gewinnen. Nach den Anforderungen, welche die Prüfungs-Reglements sowohl an die Schulamts-Candidaten als auch an die Abiturienten stellen ist es überhaupt zu erwarten, daß die hohe Behörde bald geneigt sein werde, für den immer wichtiger werdenden Unterrichtszweig etwas mehr zu thun, als es bis jetzt geschehen konnte. Hr. Behnsch sagt in dieser Rücksicht in einer Anmerkung: „Uebrigens ist das Studium der beiden neueren Hauptsprachen und der neueren Philologie im Allgemeinen auf den Universitäten kläglich bestellt. Außer in Bonn, wo Prof. Diez lehrt, sind an den Königl. Preuß. Universitäten Lectoren für die neuen Sprachen mit 60—80 Thalern jährlichen Gehaltes angestellt. Vergleicht man damit die Municenz, mit der dem Professor der slavischen Literatur an der Universität Breslau ein zwanzigmal größeres Gehalt ausgesetzt worden ist, so steht wohl zu erwarten, daß das hohe Ministerium des Cultus auch für die Belebung des Studiums der neueren europäischen Hauptsprachen bald geneigte Maßregeln ergreifen werde, um das immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Schulen, auf Universitäten gebildete Lehrer dieser Sprachen zu haben, befriedigen zu können.“

Denkt man an die Bildungsmittel, welche den Jüngern der klassischen Philologie geboten werden, so läßt es sich gar nicht in Abrede stellen, daß die höheren Bürgerschulen in dieser Hinsicht noch immer etwas stiefmütterlich behandelt worden sind und ihre Bedürfnisse bis jetzt nur wenig berücksichtigt

wurden. Doch wir haben die feste Zuversicht zu der weisen Fürsorge unserer Behörden, daß es bald anders und besser werden müsse; ist es ja auch für die Gymnasien wünschenswerth, daß sie überall für die neueren Sprachen, welche auf ihnen gelehrt werden, Lehrer erhalten, welche ihres Gegenstandes völlig mächtig sind.

Was nun den weitern Inhalt des Programmes betrifft, so wünschen wir demselben recht weite Verbreitung und können es nicht unterlassen, unsere Freude darüber auszusprechen, daß Hr. B. diese kleine aber werthvolle Schrift in den Buchhandel gegeben hat. Sie liefert ein sehr klares Bild von der Entwicklungsgeschichte der englischen Sprache und ist zugleich mit trefflich gewählten Sprachproben versehen, die dem Verfasser zu den interessantesten Vergleichungen Veranlassung gaben. Mit besonderer Vorliebe vertritt er das deutsche Element und es scheint uns nur, daß er den Einfluß des Scandinavischen ein wenig mehr hätte berücksichtigen sollen, als es in der Abhandlung geschehen ist.

Hg.

IV. Miscellen.

Rüge eines eingewurzelten Druckfehlers.

Je mehr wir Deutsche geneigt sind, etwaige Druckfehler oder Schreibfehler unsrer westlichen Nachbarn lächerlich zu finden, (wie z. B. le chemin de fer du mont Taunus, wenn von der Schienenbahn durch die Weinberge am Mainufer die Rede ist) und in ihnen den Beweis für volksthümliche Oberflächlichkeit und Unwissenheit derselben zu erkennen, desto mehr sollten wir uns hüten, in ähnliche Fehler zu verfallen. Ohne sein Augenmerk auf dergleichen Vorkommnisse absichtlich gerichtet zu haben erinnert sich Referent, in einem der bedeutendsten unsrer Tagesblätter bei Gelegenheit eines Berichtes über die französischen Kammerverhandlungen gelesen zu haben: Alles drängt nach Geld! Alles muß der Speculation dienen! Man geht so weit, Börsen in den Klöstern zu errichten! — Es ist nicht schwer, darin das Französische: on établit des bourses (man gründet Freistellen oder Stipendien in den Klöstern, um zum Eintritt zu veranlassen) zu erkennen. Was soll man Anderes zur Entschuldigung sagen als bonus dormitat Homerus, wenn ein jetziger namhafter deutscher Literat übersetzt: Der Kopf Napoleons war das Mühlrad Europas, und im Originale heißt es: le moule = die Form, in welcher Europa eine neue Gestalt annahm. Allein dergleichen Verstöße sind in der Regel doch nur eine Folge der drängenden Eile unsrer Zeit, haften daher auch wohl hauptsächlich nur an den ephemeren Erzeugnissen politischer und literarischer Uebertragungen, und sind in ihren Wirkungen eben so ephemer wie diese Erzeugnisse selbst. Ernsterer Art ist dagegen die Betrachtung, die sich uns aufdrängt, wenn wir sehen, daß fünfzig Jahre lang und darüber ein und derselbe sinnentstellende Druckfehler in einem, vorzugsweise in Schulen, vielgelesenen Schriftsteller aus einer Ausgabe in die andere hinübergeht.

Dieser Fehler findet sich in Voltaire's histoire de Charles XII. (auf der 8. Seite etwa des 2. Buches am Ende eines Absatzes) wo es heißt: dont ils *furent* la véritable cause anstatt: dont ils *surent* la véritable cause, und zwar in allen deutschen Ausgaben, welche Referent hat vergleichen können, namentlich bei Ernst Fleischer in Leipzig, ferner in den 7 Ausgaben von Thibaut bei Volkmar, in der von Schiebler bei Müller, in der in Deutschland verbreitetesten Zweibrücker Ausgabe der vollst. Werke Voltaire's von 1791 u. ff., dann in den Pariser Stéréotyp-Ausgaben von Didot und von Bossange von den Jahren 1813, 1817, 1827 und 1828, in den bei Lecointe und bei Pougin in Paris 1832 und 1836 erschienenen, und so wahrscheinlich auch in denjenigen, welche nicht haben verglichen werden können. — Die Genfer Ausgabe der vollst. Werke, von welcher Voltaire sagt: je déclare que ...... c'est à cette seule édition que ceux qui me veulent du mal ou du bien doivent

ajouter foi, hat den Druckfehler nicht, eben so wenig wie eine Londoner elegante Schulausgabe von Charles XII. (1842) besorgt von Catty.

Der geschichtliche Zusammenhang weiset zu deutlich den Fehler nach, als daß nicht jeder denkende Leser und besonders viele erklärende Lehrer denselben sollten gefunden haben, und doch sind die Herausgeber auf denselben nicht aufmersam geworden.

Die Sachlage ist folgende: Riga, vertheidigt durch den Grafen Dahlberg, wird von Flemming und Patkul unter den Augen des Königs August belagert. Letzterer verzweifelt am glücklichen Erfolge seines Unternehmens und ergreift eine günstige Gelegenheit, die Belagerung aufzuheben. Riga war nämlich angefüllt mit holländischen Waaren. Der Gesandte der vereinigten Provinzen macht dem Könige Vorstellungen darüber, und August läßt sich nicht lange bitten. Er „will lieber die Belagerung aufheben als seinen Verbündeten den geringsten Verlust veranlassen." Diese letztern wunderten sich jedoch keinesweges über diese übergroße Gefälligkeit, da sie die wahre Ursache derselben kannten (surent) und nicht waren (furent).

Solingen. **Philippi.**

Joseph Labatut.

Es ist bekannt, daß der Almanach populaire in Frankreich sehr beliebt ist, da er wirklich treffliche Artikel liefert; und auch in diesem Jahre zeichnet er sich vor anderen Schriften der Art durch die Gediegenheit seines Inhalts rühmlichst aus. Einer der werthvollsten Aufsätze ist von M. A. Bourchel welcher das Leben des in Deutschland noch gänzlich unbekannten Dichters, Joseph Labatut schildert, dem wie Chatterton, Hégésippe Moreau oder Escousse nur Leid hier auf Erden zu Theil geworden, der aber deshalb das Interesse seiner Zeit um so mehr in Anspruch nimmt, weil er, ungleich seinen Schicksalsgenossen mit einer seltenen Energie gegen das furchtbarste Geschick siegreich anzukämpfen vermochte. Der Vater des Dichters war in Spanien von den Engländern als Soldat gefangen genommen und später nach Malta gebracht. Sein Geschick führte ihn dann nach Messina, wo er eine schöne Sicilianerin heirathete, welche ihn mit einem Sohne beschenkte. Joseph war erst 5 Jahre alt, als das Heimweh seinen Vater veranlaßte, nach Frankreich zurückzukehren. Unterweges starb die Mutter an der Pest, verschiedene Unglücksfälle entrissen dem armen Soldaten all seine Habe und er wäre in das höchste Elend versetzt, wenn sich nicht der edle Raynouard, der Verfasser der Templiers, großmüthig seiner angenommen hätte. Sie zogen nach Bugue, wo Joseph sehr bald nachher seinen Vater verlor; eine arme Frau nahm die Waise bei sich auf und unterrichtete Joseph mit Hülfe des Geistlichen. Lafontaine's Fabeln und eine Uebersetzung der Iliade Homer's wurden seine Lieblingslectüre, und der lebhafte Knabe entwickelte sich in wunderbarer Weise. Doch nach wenigen Jahren entriß ihm der Tod seine zweite Mutter und leider auch den liebevollen Geistlichen. Das unglückliche Kind war wiederum ganz verlassen und einsam in seinem Schmerze; da nahm sich Raynouard von Neuem seines Schützlings an und weil der Knabe große Neigung zum Zeichnen hatte, brachte man ihn zu einem Lithographen in die Lehre. Er hatte daselbst kaum zwei Monate gearbeitet, als er schon im Stande war, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben;

sein Talent für Zeichnen und Malerei zeigte sich so entschieden, daß er sich entschloß, Maler zu werden und schon hatte er das Glück gehabt, mehrere tüchtige Leistungen für bedeutende Summen zu verkaufen, als ihn plötzlich ein Augenübel nöthigte, alles Arbeiten einzustellen. Der Arzt rieth ihm, nachdem viele Mittel sich ganz erfolglos gezeigt hatten, nach dem Süden zu gehen; aber die Krankheit nahm zu, und nachdem er noch einmal das Land seiner Kindheit gesehen, wurde der Schleier, welcher über seinen Augen ruhete immer dichter, bis J. zuletzt völlig erblindete. Ein junger Chirurg, der ihn in seiner Krankheit mit behandelte, hatte Mitleiden mit seinem schrecklichen Loose und nahm den Unglücklichen in sein Haus auf, wo ihn die Familie aufs Liebevollste pflegte; Joseph wollte sich dankbar bezeigen und unterrichtete deshalb die kleine Tochter seines Gastfreundes, welche für ihn eine Antigone wurde. So kam es, daß ihm mehrere Familienväter ihre Kinder zum Unterrichte in verschiedenen Gegenständen anvertrauten und er erwarb sich Zuneigung aller derer, welche mit ihm in Berührung kamen. In den Stunden der Einsamkeit ergab er sich ganz der Poesie, er dichtete und bewahrte Alles, ohne zu schreiben oder zu dictiren, treu in seinem Gedächtnisse, ohne irgend einmal Jemandem eine seiner Schöpfungen mitzutheilen. Ein junger Officier, welcher zufällig vor etwa zwei Jahren in Bugue war, wurde genauer mit ihm bekannt und erhielt zufällig Kunde von den Gedichten. Nach vielem Bitten vermochte er Labatut endlich, ihm Einiges zu dictiren, und wir haben auf diese Weise einen ganzen Band der herrlichsten lyrischen Schöpfungen erhalten. Alfred Bourchel hat dem Dichter durch seine eifrigen Bemühungen eine kleine Pension verschafft und es scheint, als ob das Glück dem jungen dreißigjährigen Greise noch am frühen Abende seines Lebens lächeln wolle.

Unter der großen Menge von Büchern, welche fortwährend für den Schulunterricht in den neuern Sprachen erscheinen, findet man leider nur selten etwas Gutes, und die Aufmerksamkeit der Lehrer und Lernenden verdient deßhalb auf Werke letzterer Art um so mehr hingelenkt zu werden. Zu den besseren Erscheinungen verdient in dieser Hinsicht gerechnet zu werden 1) Französisches Lesebuch für Bürger- und Realschulen von Dr. F. M. Trögel (Leipz. Jackowitz) 2. Aufl. und 2) A. Thiers' Geschichte des Consulats. Ein Auszug aus der Par. Ausg. für Schulen nebst Wörterb. von Fr. Herrman (Berl. Trautwein). Hr. Trögel theilt sein Lesebuch in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste — ein vorbereitender Kursus — Lesestücke zur Einübung der Formenlehre sowohl, als auch über die syntaktischen Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache enthält; der Verf. hat auf diese Weise, wie er es beabsichtigte, ein Mittel gefunden, die Grammatik zu einem leichten, angenehmen und rasch zum Ziele führenden Unterrichtsgegenstande zu machen. Die Stufenfolge ist genau beobachtet und die Beispiele sind leicht und faßlich. Gewiß mit gutem Grunde darf man sich von dieser praktisch-theoretischen Methode gute Früchte versprechen und der Verf. hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Während nach der gewöhnlichen Methode das Studium der Schüler leicht in Versuchung geräth, Grammatik zur reinen Gedächtnißsache zu machen, kann er hier nur im Nachdenken, in der Vergleichung, dem Abstrahiren, kurz nur in den Operationen des Verstandes Mittel zur Lösung der Aufgabe finden. Er kann sich

auch nicht in ungewissen Conjecturen verlieren, denn er fußt immer auf einem sicheren, festen Boden, nämlich dem Concreten, und erlangt Alles durch die Anschauung u. s. w." Was den andern Theil des Buches betrifft, so dürfen wir sagen, daß er ebenfalls sehr geeignet ist, den Schüler die Sprache tüchtig kennen zu lehren. Der Stoff ist formell und materiell bildend; die Lesestücke sind gut geschrieben, der Fassungskraft des Jugendalters angemessen und bieten zugleich eine reiche Abwechslung. — Hr. Herrmann will durch sein Buch nicht gerade einem „wesentlichen Bedürfnisse" abhelfen — was denn doch auch wohl nicht eigentlich vorhanden war; — er meint indessen, daß das Französische, eben als neuere Sprache gerade in ihren neuesten Erzeugnissen gewürdigt und als Lektüre benutzt werden müsse; besonders sei dies in Beziehung auf historische Produktionen der Fall, weil in der neueren Zeit die Geschichtschreibung überhaupt bedeutende Fortschritte gemacht habe und noch mache. Wenngleich wir dieser Ansicht nicht ganz beipflichten können und auch nicht recht einsehen, wie der Thiers gerade den Guillaume Tell oder Numa Pompilius ersetzen könne (wie der Hr. Verf. will), da denn doch in Beziehung auf die Schwierigkeit der resp. Schriften ein außerordentlicher Unterschied ist, so können wir dennoch diese Schulausgabe mit vollem Rechte empfehlen, da die Scenen gut ausgewählt und in möglichstem Zusammenhange aneinander gereiht sind und sowohl der Form als auch dem Inhalte nach anregend und erhebend auf die Jugend einwirken müssen. Das angehängte Wörterverzeichniß scheint uns ganz überflüssig zu sein, da es theils ein ordentliches Wörterbuch keineswegs ersetzt, anderntheils über Sachen Aufschluß ertheilt, welche Lesern des Thiers — also Geübteren — längst bekannt sein müssen. Die Ausstattung beider Schriften ist sehr gut und der Preis mäßig.

In ähnlicher Weise müssen wir auch über zwei Hülfsbücher zum Unterricht in der französischen Conversation berichten, nämlich 1) Guide de la Conversation française et allemande p. Charles Bigot (Stuttgart bei Hallberger) und 2) Causeries Parisiennes p. A. Péschier (Stuttgart bei Neff). Der Verf. von Nr. 1. theilt sein Werk in 4 Abtheilungen: a) Choix de mots usuels, b) choix de phrases sur divers sujets, c) recueil de gallicismes et de germanismes, d) les principaux proverbes des deux langues. Wir finden hier also keine langweiligen Gespräche, welche nichts lehren; sondern der Verf. gibt zuerst das Nothwendigste des Sprachstoffes und benutzt denselben nachher zu den verschiedenartigsten Zusammensetzungen, wobei ein methodischer Stufengang genau beobachtet ist. Den Gallicismen ist mit vollem Rechte der größte Raum gewidmet, da sie auch ganz besonders der Beachtung werth sind; auch die gute Auswahl von Sprichwörtern wird den Lehrern willkommen sein. — Das kleine Werkchen des Hrn. Peschier, welches hier in einer neuen Auflage vor uns liegt, ist zu bekannt, als daß es nur im Geringsten nöthig wäre, dasselbe weiter zu empfehlen. Wir bemerken deßhalb nur, daß es durch die sorgfältige Bearbeitung des Verfassers nur noch gewonnen hat und mit vielen Zusätzen bereichert ist*).

*) Die eingegangenen grammatischen Werke sollen im nächsten Hefte ausführlich besprochen werden.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Der Sprachunterricht nach Hamilton und Jacotot für Lehrer an Gymnasien und Realschulen, dargestellt von J. A. Pfau. 15 Sgr.

Immen von C. Smelzkopf. 20 Sgr.

Scheppenstiddesche streiche in C-dur mit Fis-moll for hoch- un beipnäßige lüe von C. Smelzkop. 7½ Sgr.

Ueber den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache. Eine von der französischen Akademie gekrönte Preisschrift. Deutsch herausgegeben von K. M. Papst. 1 Thlr. 15 Sgr.

F. Génin, Lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du dix-septième siècle, suivi d'une lettre à M. Didot sur quelques points de philologie française. 10 frs.

Neuere Phonologie für das Englische, Italienische, Französische. Von Max Wocher, Professor. 20 Sgr.

Lexicographische Schriften.

H. Bode, Wörterbuch der deutschen Synonymen. 1 Thlr.

Dr. Lorenz Diefenbach, vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache. I. Bd. 3 Thlr.

Dictionnaire provençal-français, ou Dictionnaire de la langue d'Oc ancienne et moderne, suivi d'un vocabulaire français-provençal par L. J. Honorat. T I. (A—D) 15 frs.

Le cabinet secret du Dictionnaire de l'académie, ou Vocabulaire critique de certains mots qui ne devraient pas se trouver dans le dictionnaire de la docte assemblée; par un membre de plusieurs académies. 50 cent.

Dictionnaire français-allemand et allemand-fr., par J. Venedey. 3 frs.

Sermet, J. B. Philèmon, Histoire de la formation des langues, servant d'Introduction au Dictionnaire général étymologique, ou tableaux polyglottes comparatifs des langues anciennes et modernes. I Part.

A. Mège. Dictionnaire des homonymes français.

A. Young, Nautical Dictionary. 10 s. 6 d.

Grieb's englisches Wörterbuch. II. Bd. 3te Abth. Schluß des ganzen Werks.

Grammatik.

Praktisches grammatikalisches Handbuch der deutschen Sprache. I. Lieferung. ⅙ Thlr.

Deutsche Sprachlehre von Josua Eiselein. (Auszug und Umarbeitung seiner Grammatik nach Jacob Grimm.)

Tabellarische französische Grammatik von Pablaseck. 1$^5/_{12}$ Thlr.

J. F. Wolfart, die Formen des französischen Zeitworts $^5/_{12}$ Thlr.

I. Abhandlungen.

Der modernen Philologie wird fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen*)

von Dr. Fr. Tr. Friedemann.

Wie ehedem die hebräische und die neutestamentliche Exegese Namen und Methode ganz von der griechisch-römischen Philologie

*) Wenn mir die Einladung zu Beiträgen für diese Zeitschrift zuging, so durfte ich sie theils als ein Zeichen der Pietät von Seiten des Herrn Dr. Herrig, eines mir werthen Schülers von Braunschweig, betrachten, theils die Veranlassung in den Rücksichten finden, welche meine Paräneseu (namentlich Bd. I. und II. 2. Aufl. und Bd. VI.) von jeher dem täglich sich erweiternden Begriffe der Philologie widmeten; theils hat auch wohl das persönliche Zusammensein mit den Herren Herausgebern zu Darmstadt im Jahr 1845 und meine zufälligen zustimmenden Aeußerungen über das antike und moderne Sprachelement für die höheren Unterrichtsanstalten jeder Art dazu Anlaß gegeben. (Vergl. die gedruckten Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Darmstadt bei Lange, S. 87 ff.). Obwohl nun der besondere Gegenstand der Zeitschrift meine volle Aufmerksamkeit an sich in Anspruch nimmt und der reiche Inhalt des ersten Heftes dieselbe aufs Beste befriedigt hat; so fühle ich mich doch nicht in der Lage, andere als indirekte Beiträge dazu zu liefern, und bitte daher für das Gegenwärtige vielmehr um Entschuldigung, als um geneigte Aufnahme. Kaum darf ich hinzusetzen, um meine alte Verwandtschaft mit den modernen Philologen nachzuweisen, daß ich in früherer Zeit, zur Ausfüllung des zufällig herrschenden Mangels, Jahre lang den französischen Sprachunterricht auf mehreren Gymnasien allein durch alle Klassen nach Kräften ertheilt habe, so daß ich alle Leiden und Freuden der modernen Sprachmeister aus eigener Anschauung kenne, weßhalb auch die seit 10 bis 20 Jahren für dieses Fach gewonnenen Fortschritte meine vollste Sympathie erregen mußten.

entnehmen konnte und mußte, wegen der Aehnlichkeit des Substrates und des Zweckes, nur daß sie sich philologia sacra*) nannte, bis in die neuere Zeit, wo der Ausdruck „Profangeschichte" und „Profanscribenten" noch in Schneider's griechischem Wörterbuche**) erscheint; so hat auch die moderne Philologie ganz an der Hand der antiken sich emporgerichtet und ebenfalls Namen und Methode sachgemäß von ihr entlehnt, wenn auch, wie natürlich, mit mancherlei Modifikationen***). Daß einige Männer, welche mit der altklassischen Philologie sich beschäftigen, zugleich auch in der modernen mit Erfolg arbeiten, wie jetzt C. Lachmann in Berlin, M. Haupt in Leipzig, ist ein weiterer anschaulicher Beweis der vorhandenen Gemeinsamkeit, und wird dazu dienen, daß Vorurtheile und beschränkte Ansichten der antiken Philologen, oder wenigstens eines Theiles derselben, immer mehr schwinden, wie sie denn seit langer Zeit im Abnehmen begriffen sind und einer gründlicheren und freisinnigeren Auffassung Platz gemacht haben, wodurch der alte Spruch Cicero's von dem vinculum commune litterarum omnium, zumal so nahe verwandte, neue und wahrhaftere Geltung erhalten muß.

---

*) Vergl. Sal. Glassii philologia sacra Tom. I. Gramm. et Rhet. Ed. 3 cur. J. A. Dathe. Lips. 1818. T. II. Sect. 1. 2. Crit. et Hermen. Ed. nov. cur. G. L. Bauer. Ibid. 1795.

**) Selbst im Jahr 1846 trägt manche bischöfliche Bibliothek noch die Aufschriften historia sacra et profana; scriptores sacri et profani.

***) So nahm die moderne Philologie sogar die Kritik auf, nicht etwa blos die ästhetische, oder die historische sogenannte höhere, über Aechtheit der Schriftwerke von Autoren, sondern sogar die niedere Wortkritik, mit Einschluß der Verbesserung verderbter Lesarten durch Conjecturen u. s. w., mag in Schreibfehlern der Handschriften oder in Druckfehlern der Ausgaben der Grund liegen. Es ist daher sogar bei Schriftstellern, die nach Erfindung der Buchdruckerkunst lebten, von einer kritischen Ausgabe die Rede, von einer editio princeps, vom Collationiren der verschiedenen Ausgaben zu rein kritischen Zwecken, für die Herstellung eines unverfälschten Textes. Um das Altdeutsche und Indische zu übergehen, wozu Handschriften die nächsten Quellen sind, hat z. B. Dr. Mager an verschiedenen Orten aus neueren deutschen und französischen Schriftstellern Proben hierzu in hinreichender Zahl und Bedeutung gegeben; vergl. dessen Schrift über moderne Philologie (Stuttg. 1840) S. 19 ff. und des Herrn Dr. Bromig Beiträge zu der Texteskritik des Corneille in dieser Zeitschrift Heft 1. S. 189 ff. Die Shakespeare-Literatur ist reich in diesem Stücke. Selbst die slavische Philologie kann nicht anders: man darf nur an Kopitar (denn so, und nicht Kópitar accentuirte er seinen Namen) in Wien erinnern.

Nur entsteht hierbei wiederum das Bedürfniß und der Wunsch, daß auch die moderne Philologie fortdauernde Rücksicht auf die antike nehmen möge, um so mehr, da die letztere jene engen Grenzen, in welche sie ehedem pedantisch sich einschloß, täglich erweitert und fester stellt, wodurch sogar ihr ganzes Gebiet eine andere Eintheilung erhält und die Gemeinsamkeit mit der modernen immer mehr hervortritt. Können doch auch zugleich in praktischer Hinsicht die Lehrer der neuern Sprachen auf Gymnasien für ihre gedeihliche wissenschaftliche und disciplinarische Wirksamkeit nicht besser sorgen, als wenn sie das altklassische Element möglichst in sich aufnehmen oder wenigstens mit ihm sich befreunden und in Bekanntschaft zu erhalten suchen. Sagt doch ein Vertreter und Vorkämpfer der modernen Philologie*) selbst wörtlich: „Wie billig, lassen wir der klassischen Philologie, welche Hellas und Latium bewohnt, den Vorrang; ihr, als der Erstgeborenen, ist das schönste Erbtheil zugefallen. Auch sei Keinem, der sich Philologe nennen will, der Zugang zu einem andern Volke gestattet, er habe denn seinen Weg dahin über Rom und Athen genommen."

Wollte die moderne Philologie der antiken entgegnen, daß sie selbst in ihrem Wesen noch zu keinem Abschlusse gelangt sei, daß alle Encyclopädieen und Darstellungen von ihr noch die Zeichen großer Unvollkommenheiten an sich tragen, daß somit das Muster, welches der modernen vorgehalten werde, gar nicht maßgebend erscheine; so kann man den Vorwurf zwar zugeben als wohlbegründet, aber doch zugleich auch Alles das zur Abwehr entgegen halten, was bereits dafür seit Jahrhunderten Großes von allen den Männern gethan worden ist, welche in der Literatur einen ewigdauernden Ruhm sich erworben haben, durch alle europäische Länder. Denn, wie überall die Praxis naturgemäß der Theorie vorangeht, und jeder Wissenschaft, besonders im historischen Gebiete, durch Thatsachen erst die Gegenstände der Be-

*) Mager a. a. O. S. 8. Vergl. Paränes. Bd. 6. S. 89 ff. So hat ebenderselbe in andern Schriften ganz gleiche Grundsätze aufgestellt, wenn er auch viele pia desideria auf seinem Wege für die Lehrer der alten Sprachen findet und unverholen ausspricht. Vergl. dessen „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen." (Zürich 1843.) Noch mehr schlägt hier ein dessen „Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen nebst Darstellung der analytischen und der synthetischen Methoden." Dritte Bearbeitung. (Zürich 1846.)

trachtung zugeführt werden müssen, so hat man auch das Wesen der altklassischen Philologie für Namen, Umfang, Zweck und Gliederung der Theile erst in neuerer Zeit fester zu stellen begonnen, und ein kurzer Blick auf die Geschichte des Studiums der altklassischen Schriftwerke wird darthun können, daß und wie hier die Theorie erst spät sich entwickeln konnte*).

Im Mittelalter nahm man die Schriftwerke der alten Griechen und Römer (denn von den Kunstwerken war weniger die Rede) als unmittelbare Quellen für eigene höhere menschliche Bildung (Humanität), um aus ihnen das Fehlende für sich zu ergänzen, so daß in die Beschäftigung mit ihnen sowohl die Gelehrten als die nach Bildung Strebenden sich theilten. Dadurch entstanden die Humanisten, d. h. alle Lehrer auf den allgemeinen Vorbildungsanstalten (ehedem lateinische Stadtschulen, jetzt Gymnasien genannt) und diejenigen Lehrer der allgemeinern Fachbildungsanstalten (Universitäten), welche dort griechische und römische Schriftsteller in höherer Potenz erklärten. Die Fachwissenschaften selbst mußte man damals noch ausschließend von den Griechen und Römern entlehnen, sowohl in der höheren Sphäre, als besonders in der niederen. Auf den Universitäten hatten die Theologen ihre griechischen und römischen Bibeltexte und Kirchenväter, und sonst hieß es: Dat Galenus opes dat Justinianus honores; die Philosophen schworen auf Aristoteles. Auf den Gymnasien, wo die Anfänge der sieben freien Künste gelehrt**) wurden, geschah dies, was damals sehr leicht möglich war, nach und aus alten Autoren***). So creirten nun auch wieder die Universitäten doctores theologiae oder sacrae scripturae, juris utriusque, medicinae, philosophiae oder magistros artium liberalium. Jahrhunderte sind darüber hingegangen, ehe Jemand an dem gewohnten Geleise Anstoß nahm. Die Buchdruckerkunst vervielfältigte nur äußerlich die Bildungsmittel. Höchstens überschritt Tag für Tag die Geschichte

---

*) Gräfenhans Geschichte der klassischen Philologie im Alterthume (Bonn 1844, 2 Bde.) schlägt eigentlich in ein ganz anderes Gebiet ein, liefert aber viele hierher gehörige Beweise indirekt.

**) *Gram* loquitur, *Dia* vera docet, *Rhe* verba colorat; *Mus* canit, *Ar* numerat, *Geo* ponderat, *As* colit astra. Das Nähere gibt K. v. Raumer in der Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen der klassischen Studien bis auf unsere Zeit. 2 Bde. Stuttgart 1843.

***) Noch im neunzehnten Jahrhundert wurde Pomponius Mela auf Gymnasien öffentlich gelesen, um die alte Geographie durch ihn zu lehren.

Nhd. **eigen** verglichen werden muß. *sa* statt siâ, sie; später **se**, welches noch mundartlich vorkommt und in unserer Gegend nach dem Verb immer für **sie** gebraucht wird. V. 51 und 52: „Der Tod entreiße mir es nicht — Alles was du gebietest" = wenn der Tod mich nicht hindert. *rettau*, entreißen, entziehen. Das nhd. **retten** ist folglich: herausreißen aus Gefahr. V. 53. *urlub*, Erlaubniß, noch jetzt Urlaub. *gundfano*, Kriegesfahne von gundea, gundja, Kampf. Wackernagel führt das italiän. gonfalone an, wozu sich auch der Titel eines **Gonfaloniere** in der Republik St. Marino vergleichen läßt. Der Stamm **gund** findet sich noch in Eigennamen Kunigunde, Gunther, Gundrat, Gundhelm. V. 58. die sein warteten. *beitôn* schwaches Verb. hier mit Genitiv: harren, warten. V. 59. *qhuëdan*, sprechen; daz quit, das heißt; vielleicht mit dem latein. inquit zusammenhängend. *frômin* statt frô mîn, mein Herr. V. 63. *hiu* statt iu. V. 64. *nôtstallo*, Nothgefährte, Genosse in der Noth — wohl für nôtgistallo. V. 65—69: „Her sandte mich Gott und mir selber gebot (er) ob euch Rath däuchte, daß ich hier föchte, mich selbst nicht sparte, bis ich euch gerettet." *sparôn*, schonen, sparen. *uncih* statt unzi ih, bis ich. V. 70. *gineriti*, Präterit. von nerjan, retten, aus dem Unglück reißen. V. 72. *holt*, geneigt, hier Diener, als Subst. mit Genitiv. V. 73 u. 74: Bescheret ist das Hiersein, (Erdenleben) so lange Christ will. *skerjan*, zutheilen. *hierwist*, Hiersein, starkes Femin. von wisen; den Gegensatz macht das *hinauarth*, Hinfahrt, Tod. Die Verse zeugen von lebendigem Vertrauen auf die Vorsehung. V. 77—82: „Wer hier mit Kraft thut Gottes Willen, kommt er gesund aus, ich lohne ihm es; bleibet er darinne, (im Streit) seinem Geschlechte." *elljan*, Kühnheit und Kraft; davon **Ellenthier**, starkes Thier, nachher verändet in Elendthier, Elend. *he* für er; sonst nur altsächsisch und mittelniederdeutsch. *kunni*, Geschlecht. V. 84. *ellianlicho*, Adv. tapfer, zu elljan. V. 85. *errahchôn*, schwaches Verb, nach Wackernagel ist es ironisch: mit Reden auseinander setzen und begründen. Das einfache rahhôn, rachôn heißt sagen, besprechen. Nach Andern ist wâr errahchôn, Wahrheit beweisen. **Wagner**, poet. Geschichte S. 68: wollte in Wahrheit (ernstlich) ausspähen, dafür läßt sich wohl kein Beweis führen. Am wenigsten trifft es **Genthe** (Deutsche Dichtungen des Mittelalters I, 31): „wollt' er wahrlich erreichen seine Widersacher." Diese Uebersetzung scheint nur gerathen. Die meinige „Rache nehmen" hält sich eben nur an den Wortlaut. *widersahcho*, schwaches Maskul.

Widersacher, d. h. Gegner in einer Sache vor Gericht; man verbindet das spätere *fiant*, Feind, damit und erklärt zugleich den Unterschied zwischen Feind, Gegner, Widersacher. V. 86: „da nicht war es sehr lang." *burolang*, allzu lang, mit ni = gar nicht lang. V. 90. *gerôn*, begehren. V. 92. *lioth*, Lied, Gesangstrophe. V. 94. *Kyrrie leison* statt Kyrie eleison, *κύριε ἐλέησον*, bekannte Worte des geistlichen Liedes. Die falsche Schreibung zeigt, daß Verfasser oder Abschreiber des Gedichtes der Orthographie nicht mächtig war. V. 95. Die lebendigste Stelle des ganzen Liedes, die besonders durch die ausdrucksvolle Kürze der Sprache ungemein gewinnt. Will man das Ganze als von einem Geistlichen überarbeitet ansehen, so wäre möglich, daß diese Verse noch dem ursprünglichen Volksliede ohne weitere Zusätze und Umgestaltung angehören; im Nhd. ist es nicht möglich, diese Kürze wieder zu geben, zumal weil wir die Artikel nöthig haben. *wig* oder *wic*, Krieg, Kampf, davon wîgant, Krieger, Kämpfer — noch jetzt häufig als Familienname. V. 98. *spilodum ther urankon*, dann ist es mit Wackernagel im Wörterbuch von spilôn, scherzen, sich vergnügen — abzuleiten, welches den genit. caus. bei sich hat. Eine zweite Lesart: *spilod unther vrankon* soll an den vorangehenden Vers sich anschließen, also: (Blut) spielet (rollt, wallt, rinnt) unter den Franken. Wagner, poet. Geschichte 68 übersetzt: Jubel unter Franken und bemerkt: „spël, spil, Rede, spillôn, erzählen, wozu bispel, Beispiel, Fabel gehört." Am wenigsten ist gerechtfertigt die alte Lesart: spilionder Vrankon, kämpfender Franken, denn im Wettkampfe sich vergnügen heißt: spilôn. V. 99. *thegeno gelich*, einem Helden gleich, vergl. zu V. 10. V. 100. *nichein* sonst nehein, nechein, keiner. V. 101. sôsô, wie; man vergl. V. 77 die Verstärkung durch sô wer sô. V. 103. *gekunni*, angeboren, vom Geschlecht her eigen; es ist Adjektiv mit Dativ und schließt sich an kunni V. 81. V. 106. *skancta* von skenkjan, einschenken, mit Genitiv. *ce hanton*, mit den Händen. V. 108. Der Genitiv von „einschenken" regiert. *lid*, Obstwein, Most; vergl. Wackernagel zur Stelle. Er vergleicht Leykauf, Befestigung eines Kaufes durch Aufgeld zum Trinken; auch Leitgeber, Weinwirth, mag dazu gehören. V. 109: „so weh ihnen hier des Leibes!" wê mit Genitiv kann hier verwünschen oder beklagen. *lip*, Genitiv: lîbes, Leben; noch jetzt „Leib und Leben." Was die Konstruktion betrifft, ähnelt: sô wol dich des kindis — Wackernagel altd. Leseb. I, 276, 2. Ausgabe. V. 111. *sigihaft*, des Sieges theilhaftig und *sigi kamf*, siegreicher

kurz gehaltenen und vielfach beschnittenen*) Alterthumsstudien auf Gymnasien und Universitäten zu neuem Aufschwunge des Volkes, besonders der studirenden Jugend. Nach dem glücklichen Ende der deutschen Befreiungskriege war es wieder Preußen, welches zuerst seine Gymnasien und Universitäten neu organisirte und dotirte, und aus allen Theilen Deutschlands ohne Unterschied mitwirkende Kräfte dem Stande der Lehrer und der Behörden zuzog**). Nassau und Preußen verordneten zuerst eine von den theologischen Candidaten völlig abgesonderte Prüfung für die Candidaten der Philologie oder des Gymnasial-Lehramtes, und andere Länder, Sachsen fast am spätesten, folgten dem Beispiele. Erst nachdem der ganze Boden so gereiniget und geebnet war, konnte der seit Jahren ausgestreute Samen gehörig Frucht bringen und als vollere selbstständigere Pflanze die „altklassische Philologie" emportreiben.

Nur auf so zubereitetem Boden konnte auch eine verwandte Abart, die „moderne Philologie"***), entstehen, welche ganz gleichen Gang, wie die antike, eingehalten hat. Denn die moderne begann, wie jene, mit Sprachstudien und mit der Erklärung der Schriftsteller, und trieb, wie die antike, ihre Wurzel, wegen des gelockerten Bodens nur rascher, in die Breite. Denn während die antike Philologie aus allen Autoren aller Zeiten sich ein volleres Bild des klassischen Alterthums mühsam zusammenzustellen hatte und erst allmälig den Unterschied der Autoren für diese und andere Zwecke herausarbeiten mußte, fand die moderne Philologie den Begriff der National-Literatur im neunzehnten Jahrhundert bereits festgestellt, neben der Geschichte der speciellen Fachwissen-

*) Verboten war damals Tacitus auf den Collegien Frankreichs, und selbst Suetonius beschränkt.

**) Vergl. meine nähere Nachweisung über das Gedeihen der preußischen Gymnasien in Paränes. Bd. 1. Aufl. 2. S. 288 ff.

***) Eine erweiterte Darstellung ihres Wesens, die uns noch fehlt, ist in der neuen und vermehrten Auflage von Mager's Schrift zu erwarten, welche der Verfasser vorbereitet, um die in unserer Zeit rasch vermehrten Thatsachen vollständig aufzunehmen. Es wäre sogar sehr wünschenswerth, daß wir eine wirkliche „Encyclopädie der modernen Philologie" erhielten, um auch hiernach die Vergleichung mit der antiken anstellen zu können, von der uns Bernhardy, wie man auch über die Anordnung seiner Theile denken mag, ein so außerordentlich reiches und genaues Material geliefert hat, als vor und nach ihm Niemand gethan, so daß seine Schrift allerdings in dieser Hinsicht eine wahre Fundgrube bleibt.

schaften*), und in voller Bearbeitung begriffen. Wie die antike Philologie den nächsten Zweck in dem Unterrichte der Jugend auf Gymnasien hatte und von der praktischen Seite erst zu dem volleren Begriffe einer theoretischen Wissenschaft aufstieg, so auch die moderne Philologie, nur eben rascheren Schrittes, weil von der älteren Schwester unterstützt. Eine neue Begleiterin, welche sich auf demselben Wege einfand und der antiken Philologie Wenig oder Nichts verdanken will, gesellte sich bald dazu, die Sprachwissenschaft (Linguistik), theils durch materielle Bedürfnisse größerer Staaten gepflegt, theils durch erweiterte historische und geographische Studien auch in dem engen Binnenlande der Deutschen mit Eifer angeregt, theils durch anthropologische Untersuchungen in den Kreis gezogen. Haben die altklassischen Philologen wenig hierbei die Hand angelegt, so waren sie in dem Vortheile, daß die indischen, die germanischen und die romantischen Sprachforscher ohne Rücksicht auf das Griechische und Lateinische keinen Schritt in ihrem Gebiete vorwärts thun konnten**).

Vergleichen wir die Leistungen der modernen Philologie im Einzelnen mit denen der antiken, so zeigen sich gleichmäßig viele Aehnlichkeiten, und zwar zu großem Vortheile der altklassischen. Man nehme die oberflächlichen Anfänge der Interpretation deutscher Klassiker, wie sie Pölitz zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte in mehreren Chrestomathieen, und dagegen die Commentare, die jetzt zu Goethe's und Schiller's Produkten zahlreich mit gleicher Tiefe und Gelehrsamkeit täglich erscheinen***). Der Zeitabstand ist gering für diese riesigen Fortschritte; aber man bedenke alle die Wissenschaften,

---

*) Irre ich nicht, so hat L. Wachler zuerst unter den Literarhistorikern den Namen und die abgesonderte Hervorhebung der Nationalliteraturen gegeben. Wie viele Faktoren mitwirken müssen, um solche Dinge hervorzurufen, zeigt Schlosser's umfangreiche Geschichte des 18. Jahrhunderts recht augenscheinlich.

**) Die deutsche Philologie von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1836) ist freilich blos ein unförmliches Register von allerlei Schriften älterer und neuerer Zeit über die betreffenden Gegenstände, statt einer lebensvollen Darstellung des Wesens und Strebens der besonderen deutschen Philologie, welche daher noch erwartet werden muß, wie denn auch die Systematik der antiken Philologie erst spät erschien, nachdem alle ihre Theile durchgearbeitet waren.

***) Von dem Buchhändler Engelmann in Leipzig sind genaue Verzeichnisse darüber erschienen, und ihre Menge bildet an sich eine kleine Bibliothek.

welche inzwischen darauf den günstigsten Einfluß hatten, und das Beispiel, welches die antike Philologie, von ähnlichen Anfängen beginnend, Jahrhunderte hindurch durch ihre nimmer ruhenden Commentare und Kritiken ununterbrochen und unermüdet an den Schriftwerken der Griechen und Römer liefert, so daß sie aus ihnen, wie aus unerschöpflichen Brunnen, tagtäglich neue Resultate hervorziehet.

Nachdem die antike Philologie ihr Feld neu geöffnet sah, dachte man auch daran, den Namen derselben dem Begriffe entsprechend theils zu deuten, theils zu modeln, beides jedoch ohne Erfolg*). Der erweiterte Anbau aller ihrer Theile ließ zwar das Unbequeme der Benennung des Ganzen deutlich erkennen und gestattete eine prinzipvollere Uebersicht und Anordnung, um einen vollen Organismus darzustellen, so daß das Prädikat einer Wissenschaft mit Recht dafür in Anspruch genommen werden konnte; aber eine kurze prägnante Benennung zu finden, wollte durchaus nicht gelingen. Der frühere Name eines „Kritikers" wurde ganz verlassen, und mit Recht; mehr adoptirte man den adäquateren eines „Philologen," zumal da λόγος das Objekt und das Instrument seiner Operationen glücklicher Weise besagte und auch die Literatur als λόγος, je nach Verschiedenheit der Nationen, darstellte. Man faßte zwar Wolf's „Alterthumswissenschaft" bald**) als die „Geschichte eines ganzen Volkslebens," und

*) Paränesen Bd. I. und VI. enthalten diese Versuche von O. Müller, Mützell, Milhausen u. A.

**) Wolf selbst hatte, obschon seine 24 Theile nur als loses Aggregat nebeneinander gereihet (kurz dargestellt in Paränesen Bd. 1.) erscheinen, einen tieferen Gedanken des Zusammenhanges dabei gehabt und denselben mit nachstehenden Worten zweifellos angedeutet: „Es beruht in dieser Wissenschaft, die sich hauptsächlich mit der moralischen Seite der Menschheit beschäftigt, aller wahre und tief eingreifende Sinn des Studiums auf den höchsten Forderungen, die jede einzelne Bemühung leiten und endlich das Ganze zu seinem letzten Zweck hinführen müssen." „Es ist aber dieses Ziel kein anderes, als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." „Nur im alten Griechenland findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen."

Böckh*) hat diesen Inbegriff thatsächlich weiter dargestellt; aber man konnte sich nicht verhehlen, daß es nicht ein einziges Alterthum gebe, sondern daß am Ende jedes Volk, lebendes oder ausgestorbenes, das seinige habe, und man wenigstens genöthigt sei, ein Adjektiv vorzusetzen zum Unterschiede, nachdem das indische Alterthum und das germanische, sogar das slavische, sich Geltung verschafft hatte zur Existenz in der Literatur. Nach Hegel**) meist nahm man drei allgemeine Haupt-Kultur-Perioden an, die orientalische, die griechisch-römische und die christlich-germanische, und wollte darnach auch blos drei Alterthumswissenschaften gestatten, inwiefern nämlich eine Alterthumswissenschaft nur der Entwickelung eines Kultur-Prinzipes, einer Periode der Gesammt-Weltanschauung, einer organisch gegliederten Totalität, einer wesentlichen Bildungsstufe der Menschheit folgen und für sie entstehen könne. Aber zweierlei konnte man hierbei nicht in Abrede stellen. Erstlich hat das griechische und römische Volksleben schon an und für sich wieder allein sein specielles Alterthum, indem für jedes abgesondert eine Vorzeit (d. i. Alterthum), eine Blüthezeit und eine Verfallzeit existirt, oder, wie man sonst***) wohl bildlich sich ausdrückte, ein Kindes-, Mannes- und Greisenalter. Nannte doch schon Cicero†) die Griechen seiner Zeit Neugriechen, nicht ohne Grund, und verglich sie, aber nicht zum Vortheile, mit „jenen alten" Griechen. Künftig, wenn sich die Nationalität des neugriechischen Volkes unter seinen legitimen Königen weiter entwickelt haben wird, wird man ein Alterthum der Altgriechen so gut haben, wie ein Alterthum der Neugriechen, das unter die türkische Botmäßigkeit fällt oder noch weiter in die byzantinische Zeit zurück-

*) Neben gelegentlichen Aeußerungen in Schriften, besonders in Vorlesungen über die Encyclopädie der Philologie, woraus Einzelnes öffentlich mitgetheilt wurde, wovon in Paränesen Bd. 1. Aufl. 2. S. 64 ff. 211 ff. die Hauptsätze stehen. Nach einer vor Jahren brieflich mir von dem verehrten Manne gewordenen Mittheilung dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, diese Vorlesungen noch von der eigenen Hand ihres Verfassers zum Druck gebracht zu erhalten, was in hohem Grade zu wünschen bleibt.

**) S. dessen Aesthetik und Philosophie der Geschichte, und die Hauptsätze daraus in Paränes. Bd. 5. S. 42 ff. Bd. 6. S. 365 ff.

***) Vergl. Funccius de pueritia, de adolescentia, de virili aetate, de vegeta et decrepita senectute linguae lat. Lemgo 1790 ff.

†) In der bekannten epist. ad Quintum fratr.

steigt. Sodann muß jedes Volk, das irgend eine Geschichte*) hat, auch einen Anfang haben, und dieser ist eben sein Alterthum, gleich viel, ob das Volk noch lebt, oder ob es ausgestorben ist, da das Wort Alterthum ein ganz relativer Begriff bleibt. Dies hindert aber nicht, daß die Geschichte mehr mit den merkwürdigen Kultur-Völkern, als mit den bedeutungslosen sich beschäftigen wird und muß. — So brauchte man entweder den Ausdruck „Wissenschaft des griechischen und des römischen Alterthums" oder begnügte sich mit dem allgemeinen Namen „Philologie," an den Spruch des Horatius denkend: Verba valent sicut numi, selbst nachdem die „moderne Philologie" als neue Species aufgetreten ist und eine „antike" wenigstens als Gegensatz unabweislich fordert. Doch scheinen die alten Philologen gar nicht geneigt, auf ihr Besitzthum der allgemeinen Benennung Verzicht zu leisten. Denn was in neuerer und neuester Zeit von ihnen erschien, trägt den einfachen Namen Philologie, mögen es vollständige Encyclopädieen sein, wie die von Bernhardy (1832) oder einzelne Abhandlungen, wie von Elze (1845) und Reinhardt (1846). Der Letztere hat zuerst mit „Philologie" das Ganze, und mit „Alterthumswissenschaft" einen Theil des Ganzen zu benennen vorgeschlagen oder vielmehr begonnen**). Dadurch sind aber die vor-

---

*) Man hat gesagt, daß die amerikanischen Freistaaten keine Geschichte und keine Philologie hätten. Allerdings hängt es vom Zufall ab, ob die Einwohner des Landes, welches die eindringende Kolonie eines fremden Volkes einnimmt, eine Geschichte haben. Aber dieses Alterthum ist nicht das Alterthum der Eindringlinge, so wenig als die Alterthümer der Mexikanischen Vorzeit der jetzigen spanischen Bevölkerung angehören. Aber die Geschichte der amerikanischen Freistaaten ist bereits jetzt schon vorhanden, eben die Geschichte ihrer Existenz vom Anfang bis zur Gegenwart. Eine Philologie und eine Nationalliteratur derselben hängt freilich von ganz anderen Elementen ab. Indessen besteht schon eine eigenthümliche Geistesentwickelung, und in der Sprache treten bereits Amerikanismen hervor, wenn dies auch Verschlechterungen sein sollten, wie die Flandricismen, wovon Heft I. dieser Zeitschrift eine interessante Darstellung brachte: Aber eine Nationalität herrscht schon mächtig, wiewohl sie, nach der Natur der Sache, mehr eine politische ist, als eine ethnische, obschon nicht ohne ethischen Charakter, in dem das Pathos als nordamerikanischer Patriotismus erscheint.

**) Die Gliederung der Philologie, entwickelt von Dr. Hans Reichardt, Stiftsbibliothekar zu Tübingen. (Tüb. 1846.) S. 99. „Es ist gewiß kein gutes Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie so ganz verschiedenartige Namen, wie diese beiden, in ganz gleichem Sinne führt. Ich habe

stehenden Umstände noch gar nicht gehoben. „Die Zeit ist gar ein wunderthätger Gott," sagt Schiller; wollen wir ihr also auch hierin das Weitere überlassen, wie sie sonst schon Manches entwirret und geordnet hat, und uns mit dem Inneren begnügen, das täglich gefegt und gesäubert wird, so daß wir Wesen und Umfang bereits auf eine unzerstörbare Art dargelegt besitzen.

Wenn nun aber die moderne Philologie die Philologie an sich so definirt, daß sie sagt, sie sei dieses, „ein Volk oder einen Kreis von Völkern in der Allseitigkeit ihrer Existenz bis auf den Grund ihrer Seele erforscht zu haben;" so darf nur auf das Vorstehende Bezug genommen werden, um klar darzuthun, daß die antike Philologie auch hierin thatsächlich in Theorie und Praxis vorangegangen ist. Wie die moderne Philologie zunächst an „solche Nationen sich halten will, bei denen ein Schöner und Guter mit Nutzen für eigene Geistes- und Gemüthsbildung Wohnung aufschlagen kann," ohne jedoch, um der historischen Gründlichkeit willen, andere unberücksichtiget zu lassen: so hat auch die antike Philologie zunächst auf Griechenland und Rom sich beschränkt, ohne andere Völker des Alterthums zu vernachlässigen. Es ist oben von uns zugestanden worden, daß auch schon bei lebenden Nationen die Geschichte eines ganzen Volkslebens sich finden kann, und so wird weiter zugestanden, daß, wenn auch der Neu-Europäismus manche Unterschiede verwischt und eine kosmopolitische Civilisation vermittelst des Christenthums verbreitet hat, dennoch genug specifische Unterschiede der Völker des modernen Europa übrig bleiben, deren Darstellung den gesonderten modernen Philologieen anheim fällt, wie auch ehedem die griechische und die römische Nation ihre Eigenthümlichkeit hatte, ungerechnet der Gemeinsamkeit des klassischen Prinzipes ihrer Weltanschauung, und jede von ihnen getrennt erforscht und dargestellt worden ist. So wird also die moderne Philologie Europa's zunächst die drei Hauptvölker (des germanischen, des romanischen und des slavischen

---

daher jeder dieser beiden Bezeichnungen einen besondern Inhalt gegeben, und nach Anleitung der Geschichte den Namen Philologie für das Ganze unserer Wissenschaft beibehalten, den Namen der Alterthumswissenschaft aber, der sich zu derselben Zeit, in welcher man anfing, den Inhalt unseres dritten Theils als eine selbstständige Disciplin zu behandeln, und mit Beziehung auf den neuen Inhalt dieser Disciplin gebildet hat, demgemäß auf diesen dritten Haupttheil der Philologie beschränkt. Diese Bestimmung rechtfertigt sich nicht nur historisch, sondern eben so sehr logisch."

Stammes) mehr oder minder getrennt oder vereint zu ihrem Gegenstande haben. Alle drei aber können der antiken Philologie, wenigstens der Ergebnisse ihrer Forschungen, nicht entbehren, sondern müssen sogar in das Materielle derselben bis auf einen gewissen Punkt wesentlich eingehen.

Selbst die oben erwähnte neueste Schrift über die „Gliederung der (antiken) Philologie" wird von der modernen nicht ohne Nutzen verglichen werden, obwohl von letzterer gar nicht die Rede dabei ist, nicht sowohl wegen der Gliederung an sich, als besonders wegen aller der hier zur Sprache kommenden Gegenstände, wobei die Begriffe fester gestellt werden, um endlich, wie man sagt, Manches aufzuräumen. Der Verfasser war durch Bernhardy's*) Gliederung nicht befriedigt, und noch weniger durch A. Matthiä's, die allerdings besser, nach seinem Tode, ungedruckt geblieben wäre. Auch Anderes, was inzwischen erschien, konnte seine Billigung nicht erhalten. So hat er, auf Wolf's und Böckh's Vorgang weiter bauend, folgende Theile und neue Anordnung aufgestellt: I. Der objektive Theil: Die Denkmälerkunde. II. Der subjektive Theil: Die Auslegung. 1) Hermeneutik und Kritik sind ausschließlicher Inhalt dieses Theiles. 2) Verhältniß der Hermeneutik und Kritik zu einander. 3) Die Momente der Auslegung. III. Die Alterthumswissenschaft. 1) Die sogenannten Hülfswissenschaften nebst der Geographie. 2) Die Trennung der Alterthumswissenschaft in allgemeine und specielle Theile, insbesondere Alterthümer und Geschichte. 3) Das Verhältniß der Alterthumswissenschaft zu den Specialwissenschaften. a. Der quantitative, b. der qualitative Unterschied beider. 4) Die Gliederung der Alterthumswissenschaft**). Darauf behandelt der

*) In Paränes. Bd. I. Aufl. 2. S. 73 ist das Wesentliche davon verzeichnet.

**) Als Beispiel von der Auffassungsweise des Ganzen wird das Nachfolgende genügen, S. 68 ff. „Hat die Alterthumswissenschaft die Aufgabe, eine bestimmte Kulturperiode der Menschheit nach ihrer allseitigen Entfaltung so darzustellen, daß dieser ganze Kompler von Erscheinungen als ein in verschiedenen Richtungen und Formen sich verkörpernder Ausdruck eines und desselben Kultur- oder Volksgeistes sich erweist, so muß dieselbe in ihrer Ausführung vor allem dahin streben, in jedem wichtigen Moment die ganze Summe von Offenbarungsformen, in deren Verzweigung der Volksgeist in jenem Momente sich realisirt, beisammen zu haben, und wie daraus schon oben negativ gefolgert wurde, daß die selbstständige Darstellung einzelner Gebiete des antiken Lebens ohne Beziehung auf jenen Mittelpunkt und Zusammenhang nicht zur Alterthumswissenschaft, sondern

Verfasser noch besonders: Die Sprache, die sogenannte praktische Philologie und die Geschichte der Philologie. In drei abgesonderten Anhängen behandelt er noch weiter: I. Die Namen Philologie und Alterthumswissenschaft. II. Die Popularisirung der Philologie. III. Die vergleichende Analyse der Theorieen von Wolf und Bernhardy.

Eine weitere Rücksicht, welche bei dem Fortbaue jedes Wissenschaftszweiges zu nehmen ist, bezieht sich auf die Stellung, welche dieselbe an dem großen Baume menschlicher Erkenntniß hat. Diese Stellung hängt aber von der Philosophie ab, welche hier durchaus maßgebend auftritt, wie wir seit Plato und Aristoteles, seit Baco und Kant gesehen haben. Im vorigen Jahrhundert war die Zahl dieser Mappe-monde viel größer als jetzt: auf Schulen und Universitäten war nämlich der Vortrag über akademische Hodegetik

---

zu den historischen Fachwissenschaften zu rechnen sei, so ergibt sich jetzt positiv für die Alterthumswissenschaft die Forderung, statt jener Linien der Länge nach, durch welche die verschiedenen Gebiete des Lebens, Staat, Privatleben, Literatur, Kunst u. s. w. von einander abgeschieden werden, die Hauptlinien der Breite nach zu ziehen, so daß die Haupteintheilung nach den verschiedenen Entwickelungsstufen des betreffenden Kulturgeistes sich richtet, auf deren jeder man diesen in der gesammten Ausbreitung seines Wirkungskreises übersieht. Denn die Alterthumswissenschaft ist weder eine Geschichte der Literatur, noch der Religion u. s. w. — solche Geschichten hat man schon ohne dieselbe — sondern eine Geschichte des Volkslebens, das aus dem Ineinandersein und Zusammenwirken aller dieser Momente besteht. Die Forderung einer solchen Darstellung will nichts als historische Treue, daß nämlich das, was in einer bestimmten Zeit zugleich mit und durch einander dagewesen ist, auch als gleichzeitig und gegenseitig bedingt anerkannt werde, während die gewöhnliche Darstellung, statt diesen Zusammenhang, wie er an dem Objekt selbst geschichtlich geworden ist, nachzubilden, mit willkürlichen modernen, der Sache völlig äußerlichen Fachwerken herbeikommt und das Alterthum nach diesen zerstückelt. Wird doch selbst die durchgreifendste Gliederung der klassischen Kulturperiode, der Unterschied des griechischen und römischen Volksthums diesem Fachwerk geopfert, und in jedem einzelnen Fache, z. B. Alterthümer oder Literatur, zuerst das Griechische und dann das Römische von Anfang bis zu Ende abgehandelt, als ob dies alles unter denselben Bedingungen und in demselben Zusammenhang entstanden wäre. Mit dieser Forderung, die Wissenschaft des Alterthums nach dem historischen Zusammenhange des letzteren, nicht nach jenen Fächern zu gliedern, ist natürlich eine abgesonderte Bearbeitung einzelner Gebiete des Alterthums nicht ausgeschlossen, vielmehr nothwendig als die Vorarbeit für die Gesammtdarstellung des Alterthums und selbst nach derselben möglich."

und Wissenschaftskunde eine stereotype Lektion, welche in unserer Zeit immer spärlicher geworden und an manchen Orten ganz ausgestorben ist. Wenn dies auf der einen Seite zu beklagen ist, so muß freilich auf der andern zugestanden werden, daß sich die Schwierigkeiten gehäuft haben*). Aber zu leugnen ist auch nicht, daß unsere Gymnasiallehrer und die Universitätsprofessoren der philosophischen Fakultät exclusiver geworden sind als sonst. Ehedem befaßten sich mit diesem Gegenstande in Vorlesungen und Druckschriften sogar Theologen von ausgezeichnetem Rufe, die von mehreren Universitäten namhaft gemacht werden könnten, und berühmte Philologen, wie F. A. Wolf, redeten diesem Studium das Wort. In der neuesten Zeit haben sich einige literarische Erscheinungen dieser Art wieder gezeigt mit verschiedener Tendenz und Bewährung. Löwe**) hat sich brauchbar erwiesen in einer kurzen Uebersicht der Wissenschaften nach neuerem Prinzip. Kirchner***) hat sehr ausführliche Skiagraphie nach dem Hegel'schen Systeme geliefert, das einzige Buch dieser Art, und es ist fast zu verwundern, daß diese Schule nicht besser für die Popularisirung und Verbreitung ihrer Grundsätze auf diesem Wege gesorgt hat. Die „moderne Philologie" hat hierin freilich noch keinen besondern Platz gefunden; aber daß „Sprachwissenschaft" und „Philologie" überhaupt darin mit den allgemeinen Unterabtheilungen schon erscheint, ist ein Fortschritt. Wie man auch Einzelnes anders wünschen mag, so finden sich doch überall die besseren neueren Grundideen, obschon durchgängig ohne alle und jede literarische Nachweisung, was sehr zu bedauern ist, wenn auch das Mühsame solcher bibliographischen Notizen am Tage liegt. Die Sprache wird als Naturthat des in dem Menschen wirkenden Gottesgeistes gefaßt, und Philologie als Wissenschaft der in der Sprache sich offenbarenden Vernunft. Die Schrift ist antiken und modernen Philologen gleichmäßig zu empfehlen, ohne daß hier auf eine

---

*) Vergl. Paränesen Bd. 2. Aufl. 2. S. 44 ff. u. 445, S. 265 ff.

**) Grundriß der allgemeinen Hodegetik, als Leitfaden beim Beginn der akademischen Studien und bei allgemeinen methodologisch-encyclopädischen Vorträgen. Dresden 1849.

***) Akademische Propädeutik oder Vorbereitungswissenschaft zum akademischen Studium. Leipzig 1842. Th. 1. Bildungslehre S. 6—106. Th. 2. Universitätskunde S. 107 226. Th. 3. Wissenschaftskunde S. 227—436. Th. 4. Methodik oder Lehre von der Einrichtung des akademischen Studiums und Lebens S. 437—590.

nähere Charakterisirung oder Beurtheilung des Einzelnen eingegangen werden kann. Inwiefern man in neuester Zeit die Schleiermacher'sche Philosophie häufig neben die Hegel'sche gestellt hat, war es erwünscht, auch eine Darstellung der Wissenschaftskunde darnach zu erhalten, welche Vetter*) gegeben hat. — Einen neuen Versuch hat so eben Dr. Mager**) begonnen, und bei ihm darf die moderne Philologie eine größere Hervorhebung und bessere Berücksichtigung erwarten. Das Ueberraschende mancher neugewonnenen Abtheilung und Unterabtheilung wird sich vielleicht bei näherer Einsicht der Gründe in dem noch nicht vollendeten Ganzen verlieren***). Beifallswerth ist der Gedanke, durch das Lesebuch dem dürren Gerippe des Systemes sogleich Fleisch und Bein mitzugeben und auf diese Art die neuesten Ansichten anschaulich zu machen, selbst stylistisch durch Vorführung der eigenen Worte aller Hauptsprecher, soweit sie der Jugend auf dem angenommenen Standpunkte dienlich und verständlich sind. Muß auch ein volleres Urtheil bis zur Beendigung beider Hauptabtheilungen ausgesetzt bleiben, so darf man doch mit allem Rechte die Aufmerksamkeit antiker und moderner Philologen schon jetzt darauf hinlenken und die neue pädagogische Erscheinung mit verdienter Theilnahme begrüßen.

Endlich hat die moderne Philologie, wie die antike, darauf zu sehen, daß, wenn sie als Lehrerin der Jugend auftritt, ein genauer Unterschied gemacht werden muß zwischen der absoluten Wissenschaft und der daraus zu wählenden Theile und Stücke für

*) Die Encyclopädie oder die Philosophie der Wissenschaften als Propädeutik und Hodegetik für abgehende Schüler der gelehrten und Bürger-Gymnasien und angehende Studirende auf Hoch- und Fachschulen, so wie für andere Liebhaber wissenschaftlicher Bildung. Lehr- und Lesebuch. Erste Lieferung des Lesebuches. Zürich 1846. Auf gespaltenen Quart-Columnen ist darin enthalten S. 1—304.

**) Die Anfangsgründe der Logik nebst einer encyclopädischen Uebersicht der gesammten Wissenschaften; ein Leitfaden für das Studium der Philosophie. Breslau 1835.

***) Schelling hat zwar in seinen „Vorlesungen über das akademische Studium" gewissermaßen selbst eine Art von Uebersicht der Wissenschaften gegeben und auch sonst auf die Nothwendigkeit derselben für den Eintritt in die Universität dringend hingewiesen; aber eine besondere Darstellung nach dessen Systeme, namentlich nach dem neuesten von Berlin ausgegangenen, hat noch Niemand gebracht. Vergl. Paränes. Bd. 2. Aufl. 2. S. 75 ff.

die Bildungszwecke der jedesmaligen Lebens- und Altersstufe, für welche die Wahl geschiehet. Die Wissenschaft an sich sucht Wahrheit und nichts weiter; sie benutzt alle Quellen, die sich ihr darbieten, auch die trübsten, ohne Unterschied und scheuet keinen Umweg, um zu ihrem Ziele zu gelangen, das ein unendliches ist. Diese pädagogische Hauptrücksicht ist von dem klassischen Philologen, bis in die neueste Zeit herab nicht immer genommen worden, und so ist es geschehen, daß sie bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin gewaltig fehlten *). Die Wissenschaft des griechischen und römischen Alterthums muß für die Gymnasien immer nur als altklassisches Studium, als Bildungsmittel erscheinen, und wenn auch dort ein lebensvolles Bild des Alterthumes, worauf ein neuer Radical-Reformer des Gymnasial-Unterrichtes **) mit vollem Rechte dringt, vorgeführt werden soll, muß und kann es doch nur in bestimmter Beschränkung und mit genauer Wahl der Mittel geschehen. Mußte doch noch F. A. Wolff gegen den Irrthum warnen, daß alle alte Schriftsteller ohne Unterschied für Classiker genommen würden ***). Man denke nur, welche schauderhafte Autoren bis lange in das 19. Jahrhundert herein der Jugend zur Kenntniß des Alterthumes und zur Geistesbildung vorgelegt wurden. In den Mittelklassen herrschte Eutropius und Palaephatus; in den Oberklassen kam man gar nicht bis zu den griechischen Tragikern †). Das verkehrte Streben mancher Philologen

*) An einem glänzenden Beispiele, des verehrten und verehrungswürdigen Hrn. W. van Heusde zu Utrecht, hatte ich Veranlassung, dies anschaulich nachzuweisen in Paränes. Bd. 2. Aufl. 2. S. 204 ff. S. 279 fl., für Philologie und Philosophie, bei den Anmerkungen zur Uebersetzung von dessen „Briefen über das Studium der Philosophie und der alten Literatur, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit."

**) S. Köchly: 1) Ueber das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griech. und römisch. Schriftsteller. Dresden 1845. 2) Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches. Ebendaselbst 1846. Neben vielem Wahren, was hierin enthalten ist, finden sich auch eben so viele Uebertreibungen, welche mehrere Beurtheilungen in der pädagog. Revue von 1845 und 1846 zu rügen Veranlassung nehmen, um das Gleichgewicht des pädagogischen Schiffleins unserer Zeit, das ohne dies soviele Schwankungen ausgesetzt ist, möglichst aufrecht zu erhalten.

***) Vergl. Paränes. Bd. 5. S, 301 ff. und 309, wo auch Niebuhr's Urtheil stehet, daß es unter den alten Schriftstellern „viele schlechte" gibt.

†) Eine nähere Darlegung der Thatsachen habe ich zu geben begonnen mit zwei Artikeln „über Wahl und Folge der alten Schriftsteller für Gymnasien" in der pädagogischen Revue vom Jahre 1844 und 1845, welchen

statt angemessener Chrestomathieen in Unterklassen schon möglichst bald ganze Schriftsteller zu lesen, muß in sprachlicher, sachlicher, ja sogar in moralischer Hinsicht nur verderbliche Folgen haben. Denn wenn Goethe zweierlei Arten haben will, um Geschichte zu schreiben, für Wissende und Nichtwissende, so wird auch das Studium der alten Classiker verschiedene Arten fordern, zumal da sogar mehrere Bildungsanstalten für Nichtwissende in drei von einander ziemlich verschiedene Stufen zerfallen, nämlich die Unterklassen der Gymnasien mit total elementarer Natur, die Oberklassen der Gymnasien mit ausschließend noch immer propädeutischem Character und die Universitäten, wo allein die eigentliche Wissenschaft hingehört, und selbst dort auch manche zarte Rücksicht fordert. — Die moderne Philologie nun, insofern sie auch als Lehrerin in Realschulen und Gelehrtenschulen auftritt, muß, wie die antike, ganz gleichen Unterschied der Gebiete machen und ganz und gar in die pädagogischen Fragen eingehen, nach allen Seiten, theils um eine begrenzte Schulwissenschaft der absoluten Wissenschaft entgegen zu stellen, theils um in allen Klassen jeder Art von Unterrichtsanstalten die dort erforderliche Methode zu befolgen. Wie die alten Autoren, so bedürfen auch die neueren noch einer besonderen Sichtung in Auswahl und Aufeinanderfolge, und die Pädagogik hat hierbei an die antike wie an die moderne Philologie noch manche bisher ganz und gar nicht berücksichtigte, geschweige erledigte Aufgabe und wohlbegründete Forderung zu thun. Herr Mager, als Hauptrepräsentant der modernen, hat das Seine theoretisch und praktisch geleistet auf mancherlei Art, selbst der antiken zur naturgemäßerer Methode deutliche Fingerzeige gegeben, nicht ohne lebhafte Beistimmung von vielen Seiten *). So hat also auch auf diesem Felde die moderne Philologie auf die antike Rücksicht zu nehmen und Hand in Hand mit ihr zu gehen.

---

noch weitere folgen sollen, um das in der Vorrede der 3. Aufl. der kleinen Ciceronianschen Chrestomathie (Braunschw. 1845.) Angedeutete zu begründen. Der Ausdruck „Jugendschriftsteller," den ich in Aufl. 2. meiner „philolog. Handbiblioth. nebst Verzeichniß der vorzügl. Schriften über allgemeine Studien für Gymn. und Univers. mit Andeutungen über Wahl und Gebrauch, und mit einem biogr.-litter.-alphab. Lexikon der Philologen und Literatoren alter und neuer Zeit" (Lpzg. 1835.) gebraucht hatte, nicht ohne Anfechtung von altphilologischer Seite, fand inzwischen seine Rechtfertigung.

*) Die moderne Philologie darf auch nicht fürchten, daß antike Philologen rechter Art sie in den Schulen mißverstehen oder beeinträchtigen. Es

In einem Stücke nun klagt die moderne Philologie mit Recht über ungebührliche Zurücksetzung: sie hat keine besonderen Lehrstühle auf Universitäten, und was vereinzelt hier und da geschiehet, kann ihr nicht genügen, eben weil es nur als vorübergehende Ausnahme von der Regel erscheint. Dafür gibt es jetzt freilich nur den leidigen Trost des Horatius: Non, si male nunc, et olim Sic erit. Die Staatsmänner müssen allmählig einsehen, daß das Bedürfniß der Gymnasien groß genug ist, um andere Abhülfe eintreten zu lassen, als durch die bisherigen Lectoren der neueren Sprachen, welche auf Universitäten diese Fächer versehen. Vor allen fordert die deutsche Literatur mehr, als daß sich dieser oder jener Professor freiwillig herbeiläßt, dann und wann eine Vorlesung zu halten. Aber dieses Bedürfniß der modernen Philologie, hängt mit einem ähnlichen zusammen, welches die antike Philologie auch fühlt und oft schon ausgesprochen hat. Die zahlreichen künftigen Gymnasiallehrer haben wohl Seminarien für die Zwecke der alten Philologie, aber gar keine Lehr- und practischen Uebungsanstalten, für ihre weit wichtigere didactische und pädagogische Wirksamkeit. Die eingeführten Probejahre sind, wie sie jetzt sind, ganz illusorisch, da Niemand Bürgschaft dafür leistet, daß den Candidaten die

---

gibt Viele, welche genau so denken wie Niebuhr: „Was in den Metaphern nicht ganz tadellos ist, ist unausstehlich, und eben daher ist das Lateinschreiben eine so herrliche Schule alles guten Styls: und nächst dem Latein das Französische, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist.“ (Paränes. Bd. 5. S. 286 ff.) Grade die französischen Schriftsteller des Anfangs und der Mitte des 18. Jahrh. betrachtete Niebuhr als Muster richtigen Denkens und angemessenen ungekünstelten Sprechens, etwa wie Jules Janin jetzt alle Tage wenigstens einen Brief der Mad. Sevigné lieset, um im französischen Tone zu bleiben. Bei den jetzt wieder auftauchenden Gehässigkeiten gegen das Lateinschreiben, wie sie ehedem Campe und Basedow in ihrem schroffen Nützlichkeits-Fanatismus maaßlos vorbrachten, kommt es darauf an, die angegebene Seite fest zu halten, die ich schon früher näher geschildert habe in den Beiträg. zur Verfass. u. Verwalt. der Gymnas. Bd. 2. S. 61 ff. und 205 ff. Alle andern Rücksichten kann man ohne Verlust aufgeben. Im Deutschen lieset man jetzt keine drei Zeilen, ohne daß die disparatesten Metaphern in einem Athem verbunden werden zu hohlem Bombaste, zumal im 19. Jahrh., wo Jedermann mit allem Aufwande, um geistreich zu sein, sich spreizen und in die Höhe schrauben zu müssen glaubt. Dagegen zunächst ist Niebuhr's Heilmittel gerichtet, und dazu das Studium der Griechen zu fügen. Denn nach Schiller, „Griechheit, was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit ꝛc. ꝛc.“

rechten Leute mit Rath und That beistehen, für die antiken und die modernen Philologen, inwiefern sie dem Lehramte sich widmen, sollten auf Universitäten gemeinsame pädagogische Vorlesungen und practische Anstalten bestehen, um sie recht zeitig schon gleichmäßig für Alles, was das Amt fordert, ein- und anzuführen. Die Candidaten der modernen Philologie haben sogar noch keine amtliche Stelle, wo sie geprüft werden, sondern man nimmt sie, auf gut Glück fast, wie man ehedem auch die Candidaten der antiken und modernen Philologie unter den Theologen aufgriff. Alles verlangt seine Zeit, und so wird auch die moderne Philologie ihre gerechten Wünsche erfüllt erhalten, sogar noch behender als es früher der antiken gelang. Wenn inzwischen beide fortfahren, einträchtig neben einander die bisherige Bahn erfolgreich und fest einzuhalten, so werden sie, wie alles Wahre und Gute in der Welt erkämpft sein will, auch ihre Siege feiern, wie dieselben bei keinem ehrenhaften Streben je ausgeblieben sind, wenn sie auch durch Umstände verzögert wurden.

Gibt das Vorstehende Anderen zu weiteren Ausführungen und Begründungen Veranlassung, und wird wenigstens der wohlgemeinten Absicht einige Zustimmung zu Theil, so wird es mich nicht reuen dürfen, in einem fremden Kreise als Sprecher aufgetreten zu sein.

Nachweisungen über die Quellen bekannter und im Unterricht oft gebrauchter Gedichte.

Was man auch von den neuerdings aufgekommenen Erläuterungen halten, wie verschieden man Götzinger's, Viehoff's und Anderer Vorarbeiten beurtheilen möge: es ist für den Lehrer von Bedeutung, die Quellen der Gedichte, welche er in seinem Lese- oder Deklamationsbuche mit den Schülern behandelt, durchspricht, verarbeitet, möglichst genau zu kennen. Viele Dichter stehen in einem ganz anderen Glanze, wenn man sieht, wie der Stoff unter ihren Händen Leben und Regsamkeit gewann, wie sie mit dem feinen Maaßstab der Schönheit herzutraten und wahrhaft schöpferisch umgestalteten. Als Beispiel diene Schiller's Taucher, verglichen mit dem kargen, sogar spröden Bericht vom Pesce Cola, der bei einigen Commentatoren zu lesen ist. Hingegen entblättert sich auch der Kranz auf dem Haupte Anderer fast zusehends, wenn man gewahrt, aus welchen Quellen sie schöpften und wie ärmlich ihre Zuthat ist. Ich möchte daher, daß im Archiv ein ständiger Raum für Nachweisungen über die Quellen solcher Gedichte aufgehalten würde, die häufig in Sammlungen für die Jugend stehen, aber noch weniger auf die Quellen zurückgeführt sind. Ich fordere die Mitarbeiter, welche grade in diesem Fache sich umsehen, zu weiteren Beiträgen auf. Manches wird sich aus andern Zeitblättern u. s. w. herbei holen lassen, ohne daß wir grade nachdrucken; im Archiv sucht man die beabsichtigten Nachweisungen wohl am Ersten, das Archiv kann dadurch für künftige Erklärer unserer Volksdichtungen einen noch besondern Werth erhalten, was ich wünsche.

---

1. Die beiden Todtenköpfe.

G. E. Guhrauer hat in den Blättern für literar. Unterhaltung 1846, Nr. 295. die Quelle des bekannten, wohl in allen Sammlungen für die Jugend stehenden Gedichtes:

Beim Graben einer Grube sah
Ein Todtenkopf den andern liegen u. s. w.

in einem französischen Madrigal nachgewiesen, welches den Peter Patrix, einen nur wenig gekannten lyrischen Dichter aus der Zeit von Louis XIV. zum Verfasser hat. Patrix — geb. zu Caen in der Normandie 1583, gest. 1671, soll dies „bekannte Madrigal" — nach dem historischen Wörterbuch von Ladvokat — nur wenige Tage vor seinem Tode gedichtet haben. Es heißt:

Je songeais cette nuit, que de mal consumé
Côte à côte d'un pauvre on m'avait inhumé:
Mais que, n'en pouvant pas souffrir le voisinage,
En mort de qualité je lui tins ce langage:
Retire-toi, coquin, va pourrir loin d'ici;
Il ne t'appartient pas de m'approcher ainsi!
Coquin, ce me dit-il, d'une arrogance extrême,
Va chercher tes coquins ailleurs, coquin toi-même!
Ici tous sont égaux, je ne te dois plus rien,
Je suis sur mon fumier, comme toi sur le tien!

So findet sich dasselbe in Recueil de plus belles pièces des poëtes français, Paris 1752, vol. IV., 222. Die deutsche Bearbeitung hat, wie sich dies auch bei andern Nachbildungen aus dem vorigen Jahrhundert nachweisen läßt, das Ganze nur vermattet. Schon der Anfang ist weniger werth, weil die Todtenköpfe sich erst beim Graben einer neuen Grube, also zu einer Zeit begegnen, wo der Kopf des Reichen längst zur Besinnung gekommen sein mußte. Auch ist nicht unerheblich, daß Patrix von sich selbst erzählt und somit sich des Dünkels auf seine Geburt und andere Verhältnisse anklagt. Guhrauer versichert, er kenne den Verfasser der deutschen Bearbeitung nicht; ich bin auch nicht gewiß, vermuthe aber, daß es Pfeffel ist; die Sprache hat mit der seinen große Aehnlichkeit.

2. Das Crucifix von Lessing.

In der neuen Ausgabe der gesammelten Werke Lessing's (Leipzig 1841) findet sich Thl. I. S. 115. f. diese Schnurre. Ihre Quelle ist bei Pauli Schimpf und Ernst, 173: Drei Bawren kamen zu einem Maler, vnnd hetten gern ein Crucifix, ein Gott an dem Creutz auff den Kirchhoff gehabt. Vnnd da er verdinget war für Fünffetzehn Gülden, sprach der Maler, wolltet jhr einen lebendigen oder todten Gott haben? Sie sprachen, Wir wöllens zu Rath werden. Vnd traten beseits ab. Vnd da der Rath auß war, sprach einer, lieber Meister, wir wöllen einen lebendigen Gott haben, gefellet er den Bawren nicht, so können wir jhn wol selber zu todt schlagen. — Die Lessingische Bearbeitung steht meines Wissens nur in Einer Anthologie für die Jugend, nämlich in „Lesestücke von Tetzner," einem sonst sehr verbreiteten Buche. Sie verdient aber mehr bekannt zu sein.

3. Der Milchtopf von Gleim.

Wer kennt nicht die Geschichte der Frau Martha, die

Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten
Den Milchtopf auf den Kopf —

nach der Stadt geht, unterwegs Luftschlösser baut, aber diese selbst zerstört, weil sie zu voreilig den besten Erfolg träumt? Gleim hat seine Erzählung dem Franzosen La Fontaine nachgebildet. Beide kannten schwerlich die älteste Quelle, auf welche ich hier zurückweise. Das „Buch von den alten Weisen" enthält Kap. VII. folgende Erzählung: Man sagt es wondt eins mals ein bruder der dritten regel der got vast dienet by eins künigs hoff dem versachr der künig alle tag zu vffenthalt seins lebens (d. h. zu seinem Lebensunterhalt) ein küchin spyß vnd ein fläschlin mit honig. Diser aß alle tag die spyß von der küchin vnd den honig behielt er in ein irdin väßlin daz hieng ob siner bettstat so lang bis es vol ward. Nun kam bald eine große türi in das honig vnd eins morgens frü lag er an seinem bett vnd gewart des honigs In dem väßlin ob sinem houbt hangende. Do viel Im in sinen gedanck die türi des honigs vnd fing an mit jm selbs zu reden wan diß väßlin ganntz vol honigs wirt, so verkoff ich das vmb fünnff guldin, darumb kouff ich mir zehen guter schaff vnd

die machen alle des jares lember vnd der werden eins Jars zwienzig vnd die vnnd das von jn kommen mag in zehen jaren werden tusig dann kouff ich vmb vier schaff ein ku vnnd kouff da by ochsen vnd erdtrich vnd die kü meren sich mit ir frucht da nym ich die ochsen zur arbeit der äcker Von den andern küen vnnd schaffen nym ich milich Vnnd so also andre fünf iar für komen so wirt es sich also meren das ich eine grosse hab vnd richtung überkommen würd Dann will ich mir selbs hoch vnnd hübsch büw thon vnd mir selbs knecht vnd kellerin kouffen vnnd darnach so nym ich mir ein hübsch wyb von einem edlen geschlecht vnnd die beschlaff ich mit kurtzwiliger liebi vnnd so empfecht sie vnnd gebirt mir einen schönen glücksälgen vnd gotzfürchtigen sun vnd der wirt wachsen in lere und künsten vnd in wyßheit. Durch den laß ich mir ein guten lümbden (d. h. Leumund) nach meinem tod aber wurde er mir gefölig sein vnd meiner straff nit achtnemen so wölt ich in mit minen stecken über sein rücken on erbermde hart schlahen, vnd nam den stecken damit man pflag das bett zu machen jm selbs zu zaigen wie freuenlich er sinen sun schlahen wölt vnd schlug das irdin väßlin dz ob sinen houbt hieng zu stucken das jm das honig vnder sein antlit vnd an das bett troff vnd ward im von allen sinen gedencken nicht dan das er sein antlit vnd bett wäschen must.

Nach meinem Dafürhalten ist diese Erzählung noch komischer, als die vom Milchtopf. In sprachlicher Beziehung läßt sich viel daraus bemerken! Der Lehrer wird dies aber leicht selbst heraus finden.

4. Der Kater und der Fuchs.

F. Rückert hat unter dieser Ueberschrift in seinen „Brahmanischen Erzählungen" eine Fabel — S. 102 bis 104 — die so anfängt:

> Vern.mm vom Katerstolz, wie er auf Fuchses Rath
> Zuletzt das Weib, das ihm gebührt, bekommen hat.

Der Kater als Freier zieht nämlich den Fuchs zu Rath und nachdem dieser ihm mehrere glänzende Partieen vorgeschlagen hat, bleiben sie zuletzt dabei, daß „der Katze Tochter" sich für den Kater am besten eigene. Diese Fabel muß im Mittelalter allgemein verbreitet gewesen sein. Sie scheint auch wirklich indischen

Ursprungs, wie Rückert annimmt. Bei Polier II, 577—580 findet sich die indische Erzählung. Dort bittet ein Weiser die Gottheit, ein armes Mäuschen, welches er den Klauen von zwei Katzen entriß, in ein Mädchen zu verwandeln. Als dies sein Pflegekind mannbar wird, sucht er einen Gemahl, kommt zum Mond, zur Sonne, zu Maich, (ou nuage) zum Berg Parbut u. s. w. Alle schicken ihn unter einem Vorwande fort, bis endlich: „le Muny confus reconnut, qu'il avait eu tort en voulant déranger l'ordre établi dans les décrets du destin, et que sa fille née souris, était destinée à la rester jusqu'à une autre existence, déterminée aussi dans les decrets éternels. Il lui ordonna donc de reprendre sa nature originaire, et elle devint femme de la souris montagnarde.“ So der Schluß der Metamorphose. Woher der Stricker dieselbe genommen, weiß ich nicht. Er hat sie als Bispel bearbeitet, welches unter andern bei Wackernagel altd. Lesebuch, 2. Ausg. S. 561 nach Grimm in den altd. Wäldern abgedruckt ist. Der Kater kommt hier zum vohe = Fuchs und holt sich Rath. Der Dichter wendet die Moral der Fabel einzig auf die hôhvart an:

Alsam geschiht dem tumben man
der daz niht bedenken kan,
wer er ist und war er sol:
dem ergêt ez selten wol.
swenne er sich sô vergâhet,
daz er diu dinc versmâhet
diu im ze mâze waeren u. s. w.

Auch im „Buch von den alten Weisen,“ Kap. 5. steht die Erzählung; ich lasse sie nach demselben hier folgen, weil gerade dies Buch jetzt zu den Seltenheiten gehört:

Man sagt es wär ein einsidel der got dient vnd nach dem er ein volkomner mensch waz Do erhort in Gott in sinen gebett Vff ein zit saß er by einem wasser darüber flog ein sperber der trug ein müßlin in sinen fuß vnd dis müßly empfiel dem sperber für die fuß des einsidels Der einsidel erbarmdt sich ir vnd band die in ein lind tüchlin und hed begird die In sinem huß zu ziehen vnd forcht doch dz sein huß gesind darab vnlust het vnd batt got das er das müßly ließ werden zu einem töchterlin Dise bett ward von got erhört vnd ward das müßly verwandelt jn ein mätlin vast schön Der einsidel furt die heim in sein huß vnd zoch die vnd seyt sinem hußgesind nicht dauon dz es ein müßlin gewesen wär Dann sy gedachten das dis kind sein gesippter wär oder koufft

Vnnd do das töchterlein manbar ward gedacht der einsidel Dise tochter mag mit allweg on einen man sein der sy regier vnd von dem sie fröud, vnd hab sprach zu der tochter Erwel dir einen wellichen du wilt zu einem man Sy antwurt ja aber einen dem niemant gelych sy in gewalt vnnd herschafft Sprach der einsidel ich weiß niemans der sunen gelych in gewalt vnnd herschafft daruff reiniget sich der einsidel vnd batt die sunn ein erlüchterin aller welt vnd mächtig über all ander geschöfft sein tochter zu nemen Die gab Im antwurt Es wär vnmüglich das ich dir der vonn got so miltiglich erhört wirt das versagen solt Aber ich bin nit der mächtigest Besonder so gang zu dem gewaligen fürer der wolcken der ist mächtiger dann ich dann wenn er will so verhebt er mir den schein das ich den dem erdtrich nit geben mag Vnd do der einsidel zu dem kam by ennd des meeres da sich alle wolcken erheben, do batt er in wie er die sunnen gebetten hat Der antwurt Es ist war mir hat got solichen gewalt geben den sein engel in sinem hymel nit haben mögen. Aber noch einer der noch mer gewalts hat dann ich vnnd das ist der meister der wind der mich vndancks würfet von ein ennd der welt an das andere Vnd das jm nit widerston mag oder sinen gewalt vnd gebott widerrüfen mag Vnd der einsidel gieng zu dem meister der wind vnd wie er vor gesprochen het also sprach er zu jm ouch Er antwurt es ist war mir hat got mer gewalts geben dann vil andern geschöpfften aber ich hab dir einen zu zeigen der mächtiger ist dann ich den ich dick hab wöllen wider standt thun vnd mocht in nie überwinden Der einsidel fragt in wer er wär Der regierer der wind sprach Es ist diser grosser berg der vor dir ist, vnd der einsidel kort sich gegen den berg vnd sprach ich will dz du mein tochter zu wyb nemest so du dah der mächtigest vnd gewaltigest bist Der berg sprach Es ist war dz du sagest aber ich will dir einen zeigen der mächtiger und stercker ist dann ich der in mich grabt vnd tilbet vnd ich mag jm nit widerston Der einsidel sprach wer ist der antwurt der berg Es ist die mus vnd der einsidel sprach zu der mus sein bitt wie er das vor gegen den andern gethan hatt Antwurt jm die mus Es ist war was der berg von mir jesagt hat Aber wie gebürt es mir ein wyb zu haben von menschlichem geschlecht So ich ein mus bin vnd mein wonung ist in den nydern hülinen des bergs vnd löchern der velsen Vff das sprach der einsidel tochter wilt du der mus wyb sein, dann ich find kein sterckern noch gewaltigern wie wol ich sie all ersucht hab, wilt du nun also so will ich gott bitten dich wider lassen zu einer mus werden oder was du wilt vnnd

die tochter erwelet ir wieder zu einer mus zu werden das geschah vnd gab sie der einsidel der andern mus die fürt sy mit in den berg in ir hüly.

Die Sprache dieser Erzählung ist ebenfalls originell, wiewohl im Ganzen nicht schwer. Das Wort tilben muß ein seltener Provinzialismus sein, ich verstehe es hier nicht zu erklären, habe es auch nie gelesen.

Darmstadt.

A. Nodnagel.

Ein Stück aus Goethe's Leben.

(Ausflug nach Waldeck im Spätjahr 1775.)

Zu den dunklern Partien in Goethe's Leben gehört besonders die erste Weimarische Zeit. Um so dankbarer müssen wir selbst kleinere Beiträge aufnehmen, die zur Aufhellung jener Periode dienen können. Zu diesen gehört ein jüngst bereits im Morgenblatte*) veröffentlichter Brief Goethe's an den Herzog Karl August, datirt: „Waldeck, 14. Dec. 1775." Er eröffnet nicht blos einen Blick in Goethe's damaligen Gemüthszustand und in die „Geniewirthschaft" jener Tage, sondern wirft auch ein helles Licht auf sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon gleich in den ersten Monaten seines Aufenthalts zu Weimar entwickelte. Indem ich den Brief in Folgendem mittheile, bringe ich damit ein Schreiben des Herzogs an Goethe, ferner ein von Dorow bekannt gemachtes Tagebuchfragment Goethe's, dessen Entstehungszeit bisher zweifelhaft war, dann eine Hindeutung aus einem Briefe an Lavater und endlich eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung in Verbindung, die sich nun alle wechselseitig, und zugleich die Epoche, worauf sie sich beziehen, in ein überraschend klares Licht stellen.

Zuvörderst ist hier zu bemerken, daß hier nicht das Waldeck im gleichnamigen Fürstenthum, auf einem Berge an der Edder, sondern ein Ort unweit Jena in einer waldig-gebirgigen Gegend gemeint ist. Dann ist statt des 14. Dec. 1775, wie das Datum des Briefes im Morgenblatt heißt, den 22. Dec. 1775 zu lesen, was weiter unten nachgewiesen werden soll. Der Brief beginnt mit dem bekannten Goethe'schen Zigeunerliede;

---

*) Jahrgang 1846, Nr. 123.

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Mitternacht u. s. w.*)

und fährt dann so fort:

„Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, mein lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin herauf gegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt. Die Lage von Jena selbst hat mich erfreut, der Ort mich gedrückt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme der warme Wind her; in den Dreißigern sei er dagewesen, erzählte er so ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin, bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollens nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute herzliche Nacht. — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht.

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern;
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags früh bei Tagesanbruch. — Fatales Thauwetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme,

---

*) In Goethe's Werken (Ausg. in 10 B.) I. 124 ff.; auch mit andern Lesarten am Anfange des 5. Akts von Berlichingen in seiner ältesten Gestalt.

steht hoch am Himmel. Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die alle wohl abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unter ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden, aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat, und hat er sie nicht, schicke ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heut früh lang ausgeschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Herde; über ihnen wehete der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen." Ich muß nach Bürgel zum Rektor schicken um den Homer, hab' indessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe der Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und alle, die herzlich fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche Jauchzen verstummet und der Harfer Gesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen, Niemand gehet aus noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde, denn im Land und Volk gehts eben, als wenn ein Oelbaum abgepflückt ist, als wenn man nachlieset, so die Weinerndte aus ist."

Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen als Wedeln.

Alles was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie.

Goethe."

Dieser Ausflug Goethe's nach Waldeck scheint angekündigt zu sein in einem Briefe an Lavater, datirt: „Freitag den 21. Dec. 1776," worin es gegen den Schluß heißt: „Morgen geh ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen." Da sich nun aber dieses Datum mit dem des Briefes im Morgenblatte (d. 14. Dec.) nicht verträgt, so hätte man, die Richtigkeit des letztern angenommen, nur die Wahl, das Datum des Briefs an Lavater für falsch zu erklären, oder eine zweimalige Excursion nach Waldeck zu unterstellen. Man kommt leicht auf den Gedanken, in dem Briefe an Lavater „Freitag den 12. Dec. zu lesen, woran sich dann das Datum des Briefes aus Waldeck ziemlich gut anschließen würde. Allein im Jahr 1775 fiel nicht der 12. Dec., sondern in der That der 21. Dec. auf einen Freitag, was stark für die Richtigkeit des letztern Datums spricht. Die Annahme eines zweimaligen Ausfluges nach Waldeck so bald nacheinander, in solcher Jahreszeit, hat schon an

und für sich etwas Unwahrscheinliches. Dazu kommt, daß die im Briefe angedeuteten Wochentage nicht zum Datum passen. Goethe schreibt an den Herzog gleich Abends bei der Ankunft in Waldeck; die Gesellschaft hat nur einen Tag zur Reise gebraucht; Goethe ist erst seit zwölf Stunden vom Herzog entfernt; auch stimmt dazu die Entfernung des Ortes von Weimar. Demnach muß die Excursion auf einen Samstag stattgefunden haben; denn die am andern Morgen geschriebene Fortsetzung des Briefes ist Sonntags früh überschrieben. Nun fiel aber im Jahr 1775 der 14. Dec. auf einen Freitag. Wir werden also darauf hingewiesen, daß dieses Datum falsch sein müsse, und zwar, daß dafür der 22. Dec. zu lesen sei, der auf einen Samstag fiel und im Briefe an Lavater als der Reisetag angekündigt ist.

Die Vermuthung wird fast zur Gewißheit erhoben durch ein Tagebuchfragment Goethe's aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat*). Bisher fehlte es uns an festen Anhaltspunkten, um die Entstehungszeit dieses Blattes genau zu ermitteln. Nun aber ergibt sich durch die Vergleichung desselben mit dem obigen Briefe aus Waldeck, daß es höchst wahrscheinlich derselben Zeit angehört. Es spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, derselben Jahreszeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht" weis't nicht undeutlich auf Weihnachten hin. Nur Eines ist auffallend, daß nämlich im ersten Abschnitt, „Sonntag früh eilf" überschrieben, welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage entstanden sein müßte, von einer „lieben Morgensonne" und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief von Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief „früh bei Tagesanbruch" fortgesetzt und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch in ihm durch den „herrlichen Morgenstern, der hoch am Himmel leuchtet," angedeutet. So unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß wir das Tagebuchfragment als eine Fortsetzung des Briefes und als der Weihnachtzeit 1775 angehörig zu betrachten haben. Es lautet:

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegen geschickt worden, wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten

*) In der Schrift: Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.

führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen und Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun aufs Eis! Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr! — — Die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren, und mir ist's wohl."

„Den ersten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geschlafen; die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundirt. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amtshaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl eine Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Portrait vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Gradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt*). Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären; und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Auf diese Tagebuchblätter fällt nun wieder ein helles Licht durch eine Stelle in Wahrheit und Dichtung**). Wir erfahren daraus, daß der eben genannte Krause, oder wie er in Goethe's Selbstbiographie heißt, Johann Melchior Kraus, ein Landsmann des Dichters, Maler und Director des freien Zeichen-Instituts zu Weimar, Goethe'n schon früher in Frankfurt auf die

*) Wir sehen hier Goethe recht tief in seinen physiognomischen Träumereien befangen. Er gerirt sich ganz als Lehrer und Meister, läßt Andere physiognomische Versuche machen und traut sich über Gelingen und Mißlingen ein entschiedenes Urtheil zu.

**) Goethe's Werke (Ausg. in 40 B.) XXII, 397.

Gegend von Bürgel aufmerksam gemacht hatte. Ferner ergibt sich, was für Magnete, außer der romantischen Gegend, die lustigen Gesellen, und besonders Bertuch und Kraus, in jene winterlichen Felsschluchten lockten. „Unter Kraus Zeichnungen," erzählt Goethe, „fanden sich mehrere bezüglich auf die Wild- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann („der Wildmeister," bei dem wir uns die „tolle Compagnie von Volk" als Gäste zu denken haben) hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst, zu Liebe, rauh gestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken, durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht (nach dem Tagebuchblatt hatte Bertuch mit seinem Mägdlein dazu beigetragen); man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste (das „Mägdlein") nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte."

Endlich gewinnt nun auch durch jenen Brief Goethe's aus Waldeck vom 22. Dec. das schon 1841 von Riemer*) mitgetheilte Fragment eines Briefes vom Herzog an Goethe sein volles Verständniß. Es ist offenbar die Antwort auf jenen Brief aus Waldeck (nicht auf einen aus Jena geschriebenen wie Riemer meint) und lautet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage (der Herzog war mittlerweile nach Gotha gereis't), aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben! daß mir's ganz schwindelig und übel ward. — Ich komme erst Freitag (den 28. Dec.) wieder. Mache doch, daß du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich."

Somit wäre uns denn nun in ein halbes Dutzend Tage aus Goethe's frühestem Aufenhalt zu Weimar ein so heller Blick geöffnet, wie in wenige andere Epochen seines Lebens.

B.

*) Mittheilungen über Goethe II, S. 19 f.

Ueber Wortbildung besonders der neuern Sprachen.

Betrachtet man die Wurzel eines Wortes hinsichtlich ihrer Genesis, ihrer organischen Metamorphose und individuellen Entwickelung in irgend einem Wortstamm und hinsichtlich dessen organischer Verzweigung in eine oder mehrere Wortfamilien, so tritt uns ein, auf den Verhältnissen der geistigen und physischen Naturerscheinungen beruhendes, dynamisch-organisches Wortbildungs-System entgegen, dessen Durchdringung zu interessanten Wahrnehmungen von Ideen führt, von denjenigen Ideen nämlich, welche die Urvölker bei der Sprachbildung in den Bau der Wörter niedergelegt haben. Eine solche Wortwurzel, die wir meinen, kann aber keinen andern als einen sehr allgemeinen, hohen und weit umfassenden Begriff d. h. einen sehr unbestimmten Qualitäts-Charakter haben; da nur ein solcher Begriff sich durch stetig fortgesetztes Individualisiren mit organischer Verwandlung der Wurzel- und Stammelemente dynamisch oder qualitativ verändert und auch bei der entferntesten Individualität noch ein Verhältniß der Qualität zu dem Wurzel- und Stammbegriffe erkennen läßt. Zudem dürfte die zu betrachtende logisch-phonetische Individualisation der, sich in Worte gestaltenden, Sprach-Elemente mit Sicherheit nur auf dem Gebiete zweier oder mehrerer stammverwandten z. B. der indo-germanischen oder biblisch-orientalischen Sprachen zu verfolgen sein. Denn nur die phonetisch-ähnlichen Wörter solcher Sprachen können zur Annahme einer logischen Verwandtschaft ihrer innern und äußern Naturverhältnisse berechtigen.

Dr. K. F. Becker erkennt in seiner Schrift: „Das Wort in seiner organischen Verwandlung" S. 91 ein natürliches Begriffssystem an, welches sich auf der logischen Seite eben so verhalte, wie das natürliche Lautsystem auf der phonetischen; aber über den Begriff, welcher die oberste Einheit aller Begriffe bildet, über die Verhältnisse der Begriffe, welche die Grund-

verhältnisse dieses Systems sind, und, wie sich aus wenigen Grundverhältnissen eine unendliche Welt von Begriffen entwickelt, hat er uns doch keine, wenigstens nicht befriedigende Aufschlüsse gegeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beantwortung der fraglichen Momente zu den schwierigsten Aufgaben der Sprachforschung gehört; „indem," wie B. weiter sagt, „nur eine umfassende und tiefer eindringende Betrachtung des Geschichtlichen sie geben kann." Indessen scheint mir zur Lösung dieser Probleme auch ein gewisser natürlicher Takt erforderlich, der den Forscher bei jedem Vorschritte im Felde der Sprachengeschichte zu leiten habe. Im Uebrigen halte ich mit B. dafür, daß der Begriff des Substantiv-Verbums Sein den obersten Wortbegriff bilde; da in demselbem, als dem allgemeinsten Begriffe, nicht nur Thätigkeit und Bewegung, sondern zugleich auch jedes sinnliche und geistige Object des Lebens aufgenommen ist.

Es sei mir hiernach erlaubt, mit Berücksichtigung des Vorbemerkten einmal eine physiologische d. h. eine logisch-phonetische Entwickelung verschiedener Wortfamilien vom Verbum Sein (Leben) in einigen indo-germanischen Sprachen zu versuchen und die Qualität oder die in den individuellen Wortgebilden liegenden Naturanschauungen des indo-germanischen Urvolkes zu erforschen. Vielleicht gelingt es mir oder einem meiner Begleiter, dabei auf den Weg einer Namen-Poesie oder dynamisch-organischen Physiologie der Sprache zu kommen und die Production des Wortes aus der Erkenntniß des Naturlebens — zu begreifen. Bei diesem Streben dürfte es sich zeigen, wie durch Uebertragung des Aeußern auf das Innere und des Innern auf das Aeußere der Natur ganze Familien von Wörtern von dem schaffenden Menschengeiste aus den gemeinsamen innern und äußern Lebensverhältnissen der Dinge erzeugt werden, und daß in dieser Reciprocität oder Wechselwirkung auch die Qualität der Wörter mittelst des reinen, lebendigen Natursinnes, den wir oben den natürlichen Takt genannt haben, gefaßt werden könne und müsse.

Daß ein solcher Versuch wohl schon von namhaften Sprachgelehrten gemacht worden, ist bekannt; daß er aber bis jetzt die gewünschten Resultate nicht geliefert hat, weiß ebenfalls Jeder, den seine Studien in die Sphäre der Sprachwissenschaft geführt haben. Daher wird der billig Denkende den kleinen Versuch mit gebührender Nachsicht beurtheilen: sollte er uns auch zur Erkennt-

niß des innern Grundes der Naturnothwendigkeit, nach welcher Geist und Natur einer und derselben Lebensrichtung folgen, nicht führen; sollte er uns auch nicht überzeugen, daß die Bildung der Wörter fern von dem Spiele des Zufalles und der Willkühr gewesen sei, und daß die Sache einmal so und nicht auch anders habe sein können.

Betrachten wir nun das Wort Sein, so erkennen wir in demselben die Elemente S–e als Wurzel-Elemente, die sich durch den Diphthonge ei aus e–e mit dem Auslaute n zum Stammworte formirt haben. Zugleich erkennen wir die Verwandtschaft dieses Stammwortes mit dem griech. Verbum *Εἶναι*. Auch mit dem lat. Verbum Es–se ist Se–in wurzelmäßig verwandt, aber nur in Beziehung der zweiten Sylbe Se, welche eben so natürlich im Lateinischen wie So, Es oder Ein im Deutschen den höchsten Formbegriff der Objekte bezeichnet. Analysiren wir zuerst das Wort es–se, so erscheint es als Verbal-Stamm, dessen Wurzel e ist, und se als Pronominal-Stamm, welcher gleichfalls e zur Wurzel hat. In diesem Vocale liegt der oberste Wurzelbegriff, in diesem Vocale, welcher sich durch Verdichtung oder Verkörperung des Aushauches in den Consonanten s zum Verbal-Stamme es (sanskr. ans) erweitert. Auch von se liegt der oberste substantive Wurzelbegriff in dem Vocale e, der sich durch Verkörperung seines Anhauches in den hinweisenden Zischlaut s zum Pronominal-Stamm se, welches schon anderwärts das Urpronomen genannt wurde, gebildet hat. In dem Vocale E, als der Seele der beiden Wörter, finden also beide Wortstämme die oberste Einheit ihrer Begriffe, und die einzige Modification dieser Begriffe liegt in der Verkörperung des An- oder Aushauches dieses Vocals. In Uebereinstimmung mit diesem ersten Resultate der Betrachtung erscheint auch der, von dem zischenden Dentalen s eingeführte dumpfe Vocal e als se im Spanischen und Französischen mit dem allgemeinen Pronominal-Begriffe von Es, Ein oder Man verbunden. Im Italien. erscheint se, bei der organischen Wandelbarkeit des e in i, als si mit derselben Bedeutung, wie se in den vorgenannten Sprachen; und selbst im spätern Lateinischen dürfte si, so wie im frühern Latein, statt is, ea, id, ii, eae, ea, verbunden mit quis, qua, quid in jedem Genus, Numerus und Casus vorkommen. Das Wort se oder si hat also den allgemeinsten Formalbegriff des Demonstrativ-Pronomens, welcher noch dadurch gesichert ist, daß se noch in se–mel (dtsch. ein–mal) unter dem

Begriff der Einheit, und si in si-mul (dtsch. zugleich) unter den der Gleichzeitigkeit gestellt wird.

Der lat. Verbal-Stamm es, griech. εἰν(-αι), dtsch. sei(-n) bezeichnet, da alles Sein von Gegenständen mit deren Leben Eins ist, zugleich jede, mit dem Leben gesetzte, Thätigkeit und Bewegung. So sieht man also in es mehr das verbale oder thätige, in se mehr das nominale oder gegenständliche Moment ausgedrückt. Und der Stamm des indo-germanischen Urvolkes hat hiernach in jedem wahrgenommenen sinnlichen Gegenstande eine demonstrative Beziehung desselben zu sich, und eine solche in sich zu jedem Gegenstande erkannt, somit in diesen Beziehungen der Reflexivität und Reprocität die Grundverhältnisse der logisch-organischen Wortbildung, von welcher B. in der oben angeführten Stelle spricht, gefunden.

Und eben daraus ist dann auch erklärlich, wie eine und dieselbe Wortwurzel so gut als Keim oder Wurzel eines Pronomens und Nomens, wie als Keim oder Wurzel eines Verbums in der Sprache erscheinen kann. Daher ist die Annahme, daß das Wort aus dem innigsten Zusammentreffen des Erkennens und des Seins eines Dinges d. h. aus der höhern Identität beider, aus einem höhern Eins (Se) erzeugt worden, über allen Zweifel gewiß. — Die nächste Thätigkeit z. B. des organischen Lebens ist aber die zur Erhaltung desselben, welche das Es-sen, lat. es-se, oder, mit Verwandlung des s von es in d, ed-ere ist. In dem griech. εἶναι ist der verbale Wurzel-Vocal ε noch ohne Verwandlung des Aushauches in s gegeben, der jedoch in ἐσ-μί, ἐσ-σί, ἐσ-τί etc. erscheint; so wie der Anhauch des pronominalen Wurzelvocals ε noch nicht in σ sich verdichtet hat, sondern beide ε (in ἔ-ε-ναι) sich in den Diphthongen εἶ (in εἶ-ν-αι) organisirt haben. In dem deutschen Verbal-Stamm sein ist das Wurzel-E von es abgefallen, dagegen das e des Pronomens en (=ein) durch Wiederholung desselben in dem verwandten Vocal i, der mit e den Diphthongen ei bildet, zum Stamme erweitert. Das n von sei-n hat aber gleichen Werth, wie das n in den Infinitivformen: geb-e-n, flieg-en, schlaf-en, und das ι der griech. Infinitivf. εἶ-ν-αι, wo αι statt ε steht, und der dor. Form τύπτ-ε-ν (schlag-e-n); da das, an die Wurzel se sich angebildete, Pronomen e mit dem Auslaute n als en (=ein) zu betrachten ist. Im Ahd. lautete der Wortstamm syn (sin), wo i als Wurzel erscheint, von welchem das e des angebildeten

Pronomens en (in si-en verschlungen wurde, so daß also die Wurzel bald se bald si war und gleichen Laut mit den Demonstrativ-Stämmen Se und Si hatte.

Wollen wir nun die logische Bedeutung der Wörter, welche Se oder Si zur Wurzel haben, oder die organischen Verwandlungen dieser Elemente in ganzen damit verwandten Wortfamilien verfolgen; so müssen wir vorausschicken, in welche Elemente se und si d. h. in welche e, i und der Zischlaut s übergehen können. Der Vocal e kann nämlich übergehen in i, auch in o und a, wie die Deutschen z. B. ich spreche, sprach, gesprochen; so i in u, wie im Lateinischen z. B. monimentum und monumentum, und dieses sodann auch noch in o, z. B. ich ziehe, zog, das s in sh, sch, dsch, tsch, z, d, t und in th ꝛc., wovon unten mehr.

Indem wir uns hauptsächlich an das Deutsche halten wollen, und an das demselben zunächst verwandte Persische, Griechische und Lateinische insofern, als Wörter aus diesen Sprachen mit deutschen in logisch-phonetischer Verwandtschaft stehen, fragen wir zuerst nach einem Verbum, welches die Sylbe Se oder Si zur Wurzel hat.

In der Wurzel se des Verbums sein, oder in si des ahd. sin haben wir den allgemeinen Begriff des demonstrativen und reflexiven d. h. des reciproken Verhältnisses zwischen dem unbekannten Objecte und dem erkennenden Subjecte gefunden. Wir haben erkannt, daß mit diesem Verhältnisse sowohl der Begriff der Beziehung, Richtung oder Hinweisung des Subjects auf das Object und umgekehrt des Objects auf das Subject gegeben ist. Dieselben logischen Elemente müssen wir auch z. B. in dem Verbum Sehen finden. Das logische Element der Wurzel se dieses Verbums ist also zunächst ein, auf einen Gegenstand sich beziehendes, sich richtendes d. h. hinweisendes oder demonstratives. Der Begriff des Sehens kann aber, wie wir ihn auffassen, in der That kein anderer sein, als der des Hinweisens, nämlich mit dem Blicke des Auges, auf einen Gegenstand, auf den der Geist gerichtet ist. Man vergleiche hierzu die Bedeutung des griech. Verbums δενδίλλω (von δέων, δείνω auch δίνω) εἰς τινά, die Augen auf einen richten und, den Augapfel seitwärts drehend, ihm einen Wink, eine Hinweisung geben. Selbst das Wort weisen ist verwandt mit videre, εἰδέναι (οἶδα). Im Persischen und Gothischen findet sich si-man, welches deutsch sehen heißt. Geht e in i über, so erscheint si in: Ge-si-cht hinweisend, wie in: sieh! Eben so in si-e demonstrativ, in si-ch aber reflexiv und reciprok. Mit der Wurzel se in sehen steht

dieselbe in mehreren andern Wörtern in logisch-phonetischer Verwandtschaft, z. B. in Se-ele, wo el stammbildend ist und das schließende e zur Nominalform des Wortes gehört. In dem Verbum Sehen haben wir als Grundbegriff eine hinweisende, demonstrative Richtung nach einem Gegenstande erkannt; in dem Nomen Seele, das ganz dieselben phonetischen Wurzel-Elemente mit Sehen hat, finden wir auch dasselbe logische Moment des Sehens nach einem Objecte hin. Die qualitative Bedeutung des Wortes Seele ist also, nach dieser Etymologie, die des innern, lebendigen Seh- und Erkenntnißvermögens. Auch in Se-ule (das nicht: Sä-ule geschrieben werden sollte) welche eine dem Zeigefinger ähnliche Form hat, finden wir das logische Element des Hinweisens mit dem des Zeigefingers verwandt; desgl. in Se-il (s. v. a. Schnur.) — Lassen wir se in si sich verändern, so treffen wir durch gegenwärtige Gedanken-Association auf die Wurzel Si in Sinn (= Sin) und sinnen, dessen Begriff, wie wir oben in Gesicht bemerkt, wieder eine Richtung des Sehens nach einem Objecte bezeichnet. Jeder Sinn hat eine hinweisende oder demonstrative Richtung; aber der innere Sinn, welcher unserer Etymologie nach, die Seele ist, ist denn doch der eigentliche Seh-Sinn. Im Persischen findet sich zwar Si, in der Bedeutung von leben, auch als Substantiv das Leben, si-an lebend und belebend, was seine logisch-organische Verwandtschaft zeigt; aber vollkommen rechtfertigt unsere Etymologie das japanesische Wort Sin, welches Seele heißt. Ob Sin mit einem oder zwei n geschrieben wird, verschlägt Nichts; heißt doch das angels. Wort Sunna s. v. a. das engl. Sun — nämlich Sonne. Im Fränkischen findet man sogar So mit gleicher Bedeutung. Den alten Deutschen bedeutet Sol Seele und Sonne, deren logisch-organische Verwandtschaft aus der nachfolgenden Etymologie von Sonne erhellen wird.

Um nach dieser kleinen Abschweifung zur weitern Betrachtung der Wurzel si zurück zu kommen, wollen wir noch anführen, daß nach der Saem. Edda Sinna gehen, fortschreiten und Si-nni Gang, Reise bedeutet, wobei wieder Bewegung und Richtung nach einem bestimmten Punkte hin erscheint. Mit dem pers. Si, Leben ist log.-org. verwandt das sanskr. Shiva, der Lebengebende, verwandt mit Zee-meno (lebend) in der Zendspr. und s. v. a. das griech. *Ζεύς*, äol. *Δεύς*, Deus. Ingleichen erscheint die Wurzel se in se-nden eigentlich nach einem bestimmten Orte hinschicken, aber in se-ngen wie im pers. se-nd und

si im pers. si-nde, dtsch. Zu-nder, ist vom Strahlen und Blitzen die Rede, ähnlich dem Strahlen und Blitzen des Auges, des lebendigen, thätigen Auges, beim Se-hen. Daher ist auch das pers. sche-nk, sol, Sonne, und sü-wan Feuer, Flamme in dieser Rücksicht mit dem deutschen se-hen und se-ngen verwandt. Eben so findet sich si im pers. si-mistan, Weisheit, eigentlich erhaltene Erkenntniß der Seele durch's Sehen, oder Ersehen, oder Einsicht. Verwandt mit s ist, wie wir oben beobachtet haben, auch sch in dem pers. Worte sche-nactan, si-nnen, kennen, wissen, verstehen, zunächst von sche-nas, Sinn abzuleiten. Auch ist s mit tsch organisch verwandt im Pers. mit tschem, Sinn, so wie mit tsche-nim s. v. a. dsche-nane, Herz und dscha-n, Gemüth, Leben, wo dsch = tsch = s ist. In dem Auge zeigt sich äußerlich das Leben, mit der Richtung oder Hinweisung nach einem sinnlichen Objecte. Indeß, das Auge sieht eigentlich nicht, sondern nur der innere Sinn, die Seele, welche der Urmenschheit nichts Anders, als das innere Auge, der allgemeine Seh- oder Erkenntniß-Sinn, das Ich war, welches sieht oder versteht, und dem das äußere Auge wie das Ohr und die übrigen s. g. Sinnes-Organe nur zum Dienste gegeben sind, die Außen- oder s. g. Sinnenwelt zu vernehmen, zu erkennen. Die eigentliche Sinnenwelt ist das Reich der Seelen oder Geister, die einander sehen, d. h. verstehen oder begreifen. Daher sagt man: „Ich sehe," nicht: mein Auge sieht, „Ich höre," nicht: mein Ohr hört, ganz richtig; denn wenn die Richtung des Auges oder Ohres nach einem vernehmbaren Gegenstande nicht auch von der Richtung des innern Sinnes, der Seele oder des Ich begleitet wird; so sieht man nicht, hört man nicht. Soll gesehen werden, so darf also der innere Sinn nicht fehlen oder zusein. Dieser Sinn muß offen sein und dieselbe Richtung wie die Organe haben. — Auch geht e von se in o über, und es erscheint im Deutschen das Pronomen so, auch so-lcher als demonstratives Moment zu dem relativen wo. Daher ist mit Sehen, Seele und sinnen, Sinn der Wurzel und den logischen Elementen nach auch wohl verwandt das Nomen subst. So-n(-n)e, angels. Su-n(-n)a, goth. So-n(-n)ô, altd. Sol, welche wie das offene, lebendige Auge beim Blicken, besonders nach einem der Seele interessanten Gegenstande, Blitze oder Strahlen sendet, welche auf die Erde gerichtet sind und sie treffen. Darum steht auch Som-(m-)er, die Zeit, wo die Sonne mit ihren Strahlen

am Meisten und Wirksamsten auf die Erde hinweiset, auf sie sendet, in einem logisch-phonetischen Verhältnisse mit Sonne, sehendes Wesen. Es sind hiernach sehen, Seele, Sinn, sinnen, so, solcher, sollen, Sonne, Sommer mit einander logisch-organisch verwandt, deren Cardinal-Begriff der Begriff des Hinweisens, der hinrichtenden Bewegung ist. Die Aehnlichkeit des lebendigen, nach einem Gegenstande hingerichteten, strahlenden Auges und der leuchtenden, strahlenden Sonne ist zu evident, als daß man vorbemerkte logische Verwandtschaft beider Objecte nicht wahrnehmen sollte, obgleich man möchte eher geneigt gewesen sein, sehen von Sonne als, umgekehrt, Sonne von sehen abzuleiten. Aus gedachtem ersten Grunde der logischen Verwandtschaft scheint die Sonne von den Dichtern das Auge des Himmels, sogar das Auge Gottes, nach letzterer Ableitung die Augen selbst Sonnen genannt worden zu sein. Auch ist bekannt, daß in der Sonne, als dem Organe, wodurch die Naturseele oder das göttliche Wesen auf die Menschen herabsieht, dieses Wesen selbst verehrt wurde. Nach einer andern unten vorkommenden etymologischen Deutung heißt Sonne, lat. und altd. Sol etc. aber auch das erzeugende Wesen, der Erzeuger, und ist mit Sohn, mhd. Su-on und engl. Sun (son) s. v. a. der Erzeugte, logisch-phonetisch verwandt. Wie mit Ze-he das pers. Wort tscheh, qualis? d. h. eigentl.: mittelst welcher Zehe gebildet? verwandt ist, so ist mit dem engl. Sun (Sohn) das pers. tschu, ähnlich, eigentlich: von ähnlicher Zehe gebildet, und das pers. tschu-n, qui, quomodo, cur, wie, warum? eigentlich: nach welcher oder von welcher Zehe gemacht, erzeugt?, so wie das pers. Wort tschun die Qualität der Dinge d. h. welcher Zehe, welchen Bildungsmomenten oder zeugenden Wesen sie ihr Dasein verdanken, von welchen zeugenden Dingen oder Objecten sie entstanden sind, und das türk. jun Ursache, der dynamische Ursprung. Uebrigens ist das zweite n in Sin-n, wie in Son-n-e unwesentliche Verdoppelung. Auch scheinen die lat. Wörter sonus (Ton), sonare (tönen), eine logisch-organische Verwandtschaft mit Sonne und Sohn zu haben, mit: Sonne, da z. B. der Ton ähnliche Blitze für das Ohr, wie die Sonne für das Auge gibt, und mit: Sohn, da der Ton z. B. im Wiederhall eine Wiederholung oder Fortsetzung des ersten Tones ist, gerade, wie im Sohne der Vater gleichsam wiederholt ist. In den pers. Wörtern Se-min, Erde, eigentlich Gebärerinn, Er-zi-eherinn, (mittelst der Brustzehe, Zi-ze oder Zi-tze)

und Se-man, Universum, Welt, kann se nicht sowohl den objectiven Begriff einer Gebärerinn (Mutter) und Er-zi-eherinn als auch das griech. Σε-λήνη (Selene) Erzeugerinn, den subjectiven des Zeugens und Hervorbringens haben, der unten erörtert werden soll. Daher ist mit se, σε, in se-min und Σε-λήνη auch das deutsche Wort se-ugen (= sä-ugen) Jungen, Kinder (mittelst der Brust-Zehe) logisch oder qualitativ verwandt. Desgl. se-rum, der wässerige Theil der geronnenen Milch, Molke.

Geht e in a über, so ist die Wurzel Sa. Die logische Verwandtschaft der Wurzel sa mit se findet sich auch im Lateinischen, z. B. in se-o eigentl. ich (se-e, wofür später Unrecht:) sä-e (geschrieben), se-men, der Sa-men, span. se-milla, das Samen-Korn, sa-tor, der Sä-er (Se-er) oder Erzeuger, (Vater) und sa-tus, der Sohn (Gezeugte, Erzogene). Im Deutschen findet sich die Wurzel sa z. B. sa-gen und Sa-ge, das logische Element beider Wörter ist ebenfalls ein Hinweisen auf das, wovon man spricht, und die Sache ist der Gegenstand selbst, den die Seele oder der innere Sinn sieht und besagt; unten mehr von dieser Verwandlung des e in a. —

Geht i von si in u über, so tritt die Wurzel su auf, z. B. in su-chen, Su-cht, welche Wörter ebenfalls in logischer Verwandtschaft mit Sehen, als dem Richten seiner Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand hin, sehen. —

Geht s in z über, so ist die Wurzel Ze. Diese erscheint in dem deutschen Worte Ze-he, womit der Deutsche ursprünglich auch den Begriff von dem spätern Worte Finger (aus Fenger oder Fanger entstanden, oder vielmehr vom Imperf. fing [fangen] abzuleiten) und selbst jenen des membr. viril. (σά-θη) verbunden hat. Mit Zehe (lat. digitus, griech. δά-κτυλος) in der bezeichneten Bedeutung ist zunächst logisch-phonetisch verwandt das deutsche Verbum ze-hlen (später: zäh-len geschr. und gespr.); weil die Urmenschheit an den Fingern (welche, wie bemerkt, auch Zehen hießen) ab- und erzählte: daher auch Zahl und Zoll (ein Längenmaaß von der Dicke einer Zehe [oder eines Fingers]). Auch sind mit Zehe in der Bedeutung von Finger, als der Zehe der Hand, logisch-organisch verwandt die Verben ze-chen, s. v. a. Rechnung machen, ze-ihen d. h. mit der Zehe der Hand oder dem Zeigefinger auf den Schuldigen hinweisen, daher auch ze-igen, s. v. a. mit dem Finger nach einem Gegenstande weisen. Von nächster Verwandtschaft mit Zehe ist auch

das Verb. ze-ichnen, d. h. durch Malen einen Gegenstand zeigen; und Ze-ichen, lat. sig-num, span. se-na, Zeichen, Kennzeichen, das Mittel des Zeigens oder Hinweisens auf ein Object. Daher auch Zeile, s. v. a. eine gezogene, hinweisende Linie, und Zeit, die vorüber gehende, vorüber ziehende Form des Lebens. — Eben so sind bei Verwandlung des e in a, zahm und i des Verb. ziehen, (er-ziehen), in u des Nom. Zu-g logisch-organisch verwandt mit Hand-, Fuß- oder Brust-Zehe, mittelst welcher man zieht, einen Zug macht von einem Orte zum andern (geht), Kinder erzieht. Aber auch ze-ugen, Ze-ugniß geben involvirt den Begriff des Hinweisens, und be-zeugen s. v. a. versichern (nämlich mit den Handzehen); daher auch Ze-ug z. B. Seiden-Zeug (was nämlich mit den Handzehen aus Seide gezeugt, gemacht ist). Auch gehört hieher das Wort Ze-uchen (dichterisch alt) statt ziehen (nämlich mit dem Fuß gehen) z. B. der Feind zeucht heran. Ja selbst ze-ugen s. v. a. erze-ugen z. B. einen Sprößling, muß als mit Zehe logisch-organisch verwandt angenommen werden, obgleich das Verwandtschafts-Verhältniß nicht sogleich in die Augen springt, da hierbei nicht an eine Zehe der Hand oder des Fußes zu denken ist. Jedoch ist an die Mittelzehe d. i. an den s. g. digitus medius, impudicus oder infamis, wie das membrum virile auch von den Römern genannt wurde, zu denken. Nicht nur in phonetischer Hinsicht sind die Wörter zeugen, erzeugen, Erzeuger, Erzeugter wurzelmäßig verwandt mit Zehe, sondern auch logisch. Die logische Verwandtschaft des Zeugens mit Zeigen erklärt sich aus der, der Bewegung des Zeigefingers ähnlichen, Erscheinung des digiti medii bei der Zeugung, wo denn für den Urmenschen der dig. med. dem Zeigefinger ähnlich auf deu zu erzeugenden Sprößling (Zôn, Sun oder nhd. Sohn) hinzeigt. Mit Sohn, ald. Zôn (s. v. a. Erzeugter) ist ebenfalls logisch-organisch verwandt das Wort Sonne (Sunne, Sunna, Sunno) hinsichtlich ihrer Zeugungs- und Lebenskraft, womit sie vorzugsweise die organische Natur erfüllt und stärkt. Sie wurde ja von den alten Aegyptern unter dem Namen Osiris als männliches, selbst die organischen Naturen erzeugendes Wesen verehrt, was die gemalten Symbole und Allegorien bezeugen, welche jene auf Fahnen bei ihren Processionen herumtrugen. Wie irrig indessen die bisherige Ansicht der Philologen war, daß die Lateiner unter dem digitus medius den unter den fünf Fingern der Hand in der Mitte sich befindenden verstanden

haben, ist zugleich aus unserer Etymologie des Wortes erzeugen klar, welche unten noch bestätigt werden soll. Im Pers. erscheint, wie im griech. σά-θη, membr. viril., zwar noch das s in sa-jiden, zeugen oder Leben geben, auch geboren werden oder Leben empfangen, aber auch als z in za-ideh, gezeugt, lebendig gemacht, und im Zend: in za-nthre, zeugen, verwandt mit ζά-ω, ζῆ-ν, leben, und mit Ζεὺς s. v. a. der Zeugende, Vater, der Leben gebende, der Alles schaffende und belebende Gott; ferner wird mit ζεῦ-ξις, connexio, conjunctio zum Zwecke der Zeugung; so mit ζεῦ-γος, conjugium, ein Paar z. B. Tauben, daher auch Ehepaar von ζευ-γνύναι, jungere, conjungere, und ζευ-γύσθαι sich paaren. Desgleichen ist verwandt ζέ-εω, fervere et bullire e. gr. semen in conjunctione sive concubitu. Nicht minder verwandt sind ζεῦ-γμα, Zusammenjochung, Verbindung, ζευ-γίτης, gepaart, vereheligt (von ζεῦ-γος) und ζεύ-κτειρα, die Gebärerinn (Venus), eben so ζευ-κτὸς, verehelig t. Mit ζέ-ω und Ζεὺς ist verwandt das dor. σέ-ω (= θέ-ω) ich laufe, mache Bewegungen mit den Zehen (oder Füßen), daher δε-ίω ich bewege, und σε-ύω ich bewege oder erschüttere mit den Zehen der Hände oder Füße. Ferner ist mit ζέω, σέω, σε-ύω auch verwandt θεύω, θύω (σύ-ω), ferveo et macto, und sofort auch σύ-ς, su-s, das befleckend, besudelnde Thier, Schwein, wo ζ mit θ wechselt, wie in θεὸς statt Ζεὺς θ für ζ steht. Mit Zehe, in der Bedeutung von Handzehe, Fußzehe und Mittelzehe (dig. med.) sind auch verwandt ζυ-γὸς, ζυ-γὸν und ζεῦ-γος, Querholz, Querband, überhaupt jeder Gegenstand, durch welchen zwei Körper, zunächst thierische, äußerlich und innerlich verbunden werden. ꝛc. ꝛc. —

Main. (Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Dr. A. Schmitt.

Aesthetische Erläuterungen zu einer Reihe von Gedichten aus Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen.

1. Der Tod des Carus, von Platen.

Noch einmal nach wiederholter schmählicher Demüthigung leuchtet der Stern der weltbeherrschenden Roma glänzend auf. Siege, welche an die alte Heldengröße Rom's erinnern, sind von Aurelian und Probus erfochten über Zenobia und über die germanischen andringenden Völkerschaften: ein neuer heldenmüthiger Kaiser Carus wird auch die letzte noch ungesühnte Schmach tilgen; die Rache an den Persern gilt jedem im Heere, über welches die alte stolze Siegeszuversicht gekommen, für gewiß und unzweifelhaft. Da auf einmal wird der Kaiser vom Blitz erschlagen, und mit diesem Einen Schlage ist alle jene freudige Hoffnung niedergeschmettert: die Götter haben selbst gerichtet; der Untergang Rom's ist unzweifelhaft entschieden.

Also der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolkes sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt; der Untergang des Einen Mannes als den Untergang Rom's selbst: das ist das großartige Thema dieses Gedichtes voll großartigen Schwunges. Kräftig ausgeprägt die verschiedenen Situationen und Empfindungen: breit, meisterhaft, stolz, prachtvoll, und doch in seinem fallenden Gange von einer Empfindung des Schmerzes und der Klage leise durchzogen das Metrum, um die weiche, unbetonte Endsylbe des vollständigen trochäischen Achtfüßlers *) kürzer, wie es der Darstellung des schicksalsschwangern Momentes geziemt:

*) So im Deutschen. Die Griechen nannten den Vers bekanntlich, nach gepaarten Füßen ihn messend, den gekürzten trochäischen Tetrameter.

ganz das aus der griechischen Tragödie uns wohlbekannte Metrum mit Recht, denn die Tragödie, deren Held Rom war, ist zu Ende; seine ganze übrige Geschichte ist nur noch Todeszuckung und Verwesung, denen die Poesie sich fern hält *).

*) Dagegen sprechen nicht die jeweiligen spätern Erfolge der römischen Waffen: sie sind eben nur vorübergehend und, was noch wichtiger, der alte Römergeist ist nicht mehr darin. Mit Diocletian, schon vor Constantin und vor der Verlegung des Kaisersitzes nach Constantinopel, beginnt bereits der Byzantinismus, der Orientalismus im schlechtesten Sinne dieses Wortes; denn was der Orient Heilendes und Erneuendes gebracht, das größte Geschenk der Weltgeschichte, das Christenthum, wurde von der entarteten Römerwelt nur äußerlich aufgenommen, und konnte also nur zur völligen Austilgung des alten heidnisch-großen Sinnes, nicht zur Erweckung eines neuen, größern wirken. — Nur auf Julian und Theodosius den Großen könnte sich berufen, wer den Dichter tadeln wollte, daß er dem Tode des Carus eine zu hohe Bedeutung beigelegt habe. Allein Theodosius, um von diesem zuerst zu sprechen, so ausgezeichnet er war, ist doch schon kein rechter Römer mehr, ist schon — wenigstens ein halber Byzantiner, und gibt auch Rom in der Theilung unter seine beiden Söhne, wenn gleich er damit keine Zerreißung des Reichs beabsichtigte, in der That doch auf. Julian aber, bei aller seiner subjectiven Geistes- und Charactergröße ein verblendeter Reactionär, ist auch nur scheinbar ein alter Römer. Byzantinischen Schlags ist er freilich nicht, aber berauscht vom Geiste des spätern Hellenismus, ein Halbgrieche. Zu einem Drama allerdings gäbe er einen höchst bedeutsamen Stoff ab, immer aber würde dies nur äußerlich der Sphäre des alten Rom, in Wahrheit aber einer über dasselbe schon hinausliegenden (Untergang des Heidenthums) angehören. — Man könnte etwa noch einwenden, daß ja gerade Julian, indem auch er einen Perserzug unternimmt, und gleichfalls ein Opfer desselben wird, eine doppelte Aehnlichkeit mit Carus darböte — allein diese Aehnlichkeit ist nur eine äußerliche. Julians Heereszug war ein phatastisch-genialer Alexanderzug, nicht, wie der des Carus, eine praktisch motivirte Ehrensache römischer Nation. Auch sein Ende, wenn gleich Beweis seines Muthes und seiner Tapferkeit, (er wird tödlich verwundet, indem er ohne Rüstung flüchtigen feindlichen Haufen nachsetzt,) trägt den Character subjectiver Phantastik, welche seinem ganzen Leben eigen gewesen. Ganz anders der Tod des Carus, wie ihn der Dichter darstellt, der mit wenigstens poetischem Recht andere Berichte, welche ihn an einer Krankheit oder durch heimlichen Mord sterben lassen, verworfen hat: ein Blitz von dem Gotte, der vom Capitole herab gebietend so lange des Römervolkes Hort gewesen, — das war die dem Geiste des Römervolkes und darum diesem Stoffe gemäße, die symbolische, aber die im ächten poetischen Sinne gehaltene symbolische Fassung des tragischen Momentes.

2. Das Grab des Busento, von Platen.

Unter den Völkern, welche der Weltherrscherin den Untergang bereiteten, war das edelste, nicht das glücklichste, das der Gothen. Den einen Hauptzweig derselben, die Westgothen, führt uns das vorliegende Gedicht vor, nicht zwar in einem welthistorisch entscheidenden *), wohl aber in einem bedeutenden, für Sinn und Geist des Volkes characteristischen Momente. — Bis tief in das feindliche Land hinein **) hat sie ihr kühner jugendlicher König Alerich geführt: da stirbt er, — für seine großen Pläne, so Großes er schon gethan, allzufrüh, und noch seinem Grabe droht im fremden Lande, wenn sein wanderndes Volk es wird verlassen haben, durch die Habsucht der entarteten Römer, die den Muth, der ihnen gegen den Lebenden gefehlt, gegen den Todten haben würden, Plünderung und in dieser dem Todten selbst Schmach und Entehrung. Davor ihn zu sichern, bereiten ihm die Seinen ein unzugängliches Grab in dem zu diesem Ende erst abzuleitenden, dann wieder in sein altes Bett zurückzuleitenden Flusse Busento ***).

*) Sofern der Tod Alerich's eine Beschränkung in der Ausführung seiner Pläne zur Folge hat, ist er allerdings auch historisch wichtig, aber immer nicht welthistorisch entscheidend zu nennen.

**) Ich sage absichtlich nicht: „bis an die äußerste Spitze Unteritaliens," um auch den bloßen Schein zu vermeiden, a s ob ich die Kenntniß dieser Notiz für das poetische Verständniß als nothwendig ansähe. Der Dichter läßt ihn „fern der Heimath" und im erobernd durchzogenen Römerlande (sonst wäre keine Versehrung des Grabes zu besorgen) sterben, und damit ist man eigentlich für das poetische Verständniß schon hinreichend orientirt. Allerdings liegt noch eine nähere Localisirung in der Nennung von Consenza und des Busento, und so wird, wer das Gedicht in allen Beziehungen zu erklären unternimmt, nicht unterlassen diesen die Lage jener Stadt und dieses Flusses anzugeben, und allenfalls auf der Charte nachsehen zu lassen: aber für das poetische Verständniß hätte dies nur dann Bedeutung, wenn der Dichter den fernen Norden und diese der Südspitze Italiens nahe Gegend schärfer hätte contrastiren, und den Gedanken: ein Volk des Nordens tief im Süden Europa's! hätte wecken wollen.

***) Es wird berichtet, daß die Gothen zu der Arbeit des Flußabgrabens Gefangene benutzt, und diese sodann, damit sie die Stelle nicht verrathen konnten, getödtet. Offenbar that der Dichter wohl, diese Barbarei so großartig und characteristisch sie ist, abzustreifen, d. h. zu idealisiren.

So höhnen die Sieger noch beim Weggange die Ohnmacht der Besiegten, und befriedigen ihre Liebe zu ihres Volkes bestem Todten, indem sie zugleich dem heroischen Schwunge ihrer Seele eine unvergängliche Erinnerung stiften. —

Das Andenken an diese merkwürdige Kraftäußerung der Liebe eines großgesinnten Volkes zu seinem abgeschiedenen Führer hat ohne Zweifel nachdem der Dichter an der Stätte selbst gestanden, in ihm dies Gedicht geschaffen, gewiß eins der schönsten des hochgesinnten Sängers. Wie voll, ganz und wahr ist die Empfindung, und doch wie wenig ist dadurch die Anschaulichkeit, wie nur zu oft bei ungeübtern Dichtern der Fall ist, beeinträchtigt! Und wie entspricht das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende elegische Maaß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, daß der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist, wie im vorigen Gedichte: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männlicher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Character des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachtheile, ändern würde: jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade, — von ergreifender Wehmuth durchhaucht.

Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht: „der Tod des Carus" (noch einmal so lang) forderte ein mächtiger sich entfaltendes Pathos. — Zu gedenken ist nur der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt, (und daher, nicht vom todten Pergament, hat der Dichter die Kunde, denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht heller, sein Ohr hört leiser als das der andern mühseligen Sterblichen,) noch jetzt tönen in schwächerem Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: die Wirbel und die hohen Stromgewässer deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf- und abziehen in nächtlicher Stille die Schaaren der klagenden Tapfern. Aber nicht an diese Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist werth, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meere tragen zum unvergänglichen Zeugniß der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem todten Heldenkönig.

3. Bertran de Born, von Uhland.

So gewaltiger Zauber liegt in dem Göttergeschenke der Poesie, daß, selbst wo der damit Begnadigte sich noch nicht zu einem lauteren Organe derselben gereinigt hat, wo sie noch im Dienste selbstisch kühner und trotzig stolzer Kraft auftritt, sie dennoch mit dämonischer Macht das Gemüth der Hörer zu bestricken vermag. Das ist die Wahrheit, die uns zunächst aus dem genannten Gedicht entgegenleuchtet.

Der schlachtenlustige, in stolzem Selbstgefühl gegen jedes Abhängigkeitsverhältniß sich auflehnende Troubadour Bertran de Born hat mit Einem Liede ganze Landschaften gegen ihren Gebieter aufgewiegelt, ja die eigenen Kinder des Königs hat er gegen diesen auf seine Seite herübergezogen, und so selbst deren Sinn sich unterworfen, über welche dem König als Vater die Macht am gewissesten und zweifellosesten verbürgt erscheinen mochte. Denn der Tochter des Königs, als sie, eines Herzogs Braut, weit über den Sänger, ihren frühern Geliebten, in eine seinem Liede unerreichbare Stellung hinausgerückt scheinen mußte, — dieser hat er durch sein Lied den tiefsten Schmerz über das verlorne Liebesglück in der Brust aufgeregt, und das Herz, das gehorsam dem väterlichen Willen einem Fürsten sich zugeneigt, wenn auch ohne äußern Erfolg, doch im Stillen wieder zu sich umgewendet; und wenn beim weiblichen Gemüthe diese Auflehnung der innerlichen Gesinnung schon für einen Abfall vom Vater gelten muß, so hat derselbe mit dämonischer Gewalt ausgerüstete Mann den besten Sohn des Königs nicht nur in seiner Gesinnung dem Vater abwendig gemacht, sondern — wie denn beim Manne die verwerfliche Gesinnung auch eher in der frevelhaften That sich ihren Ausdruck geben wird, — durch zornige Schlachtgesänge hat er diesen Sohn sogar nach geschlossenem Frieden zum offenen Aufruhr gegen den Vater entflammt, und so einen Krieg entzündet, von welchem der Unbändige sich zugleich die Befriedigung seiner Thatenlust und seines Unabhängigkeitssinnes verspricht.

Aber in diesem dämonischen Zauber des Gesanges, durch welchen er, der länderarme Burgherr und zum Dienst bestimmte Vasall, sich mächtiger als sein Lehnsherr erwiesen, — in ihm tritt doch nicht die reine und nicht die volle Macht der Poesie hervor. Die Kinder des Königs vermochte Bertran zu bethören; den König selbst, der mit gleicher Characterkraft und mit dem

Bewußtsein seines Rechtes ihm gegenübersteht, — den konnte er auf diese Weise nicht bezwingen, vielmehr nur zu erbitterterem Hasse, zu entschlossnerer Gegenwehr entflammen. Und bittere Frucht hat dem Sänger die Verführung des Königssohnes getragen; denn nicht genug, daß dieser sein Freund gleich im Beginn des Streites einen frühen Tod gefunden, auch Bertran selbst ist im Kampfe unterlegen: sein festes, auf schroffen Felsen trotzendes Schloß ist erobert, gebrochen und von rächerischen Flammen verzehrt, und er, der Burgherr selbst, steht gefesselt vor des Königs Zelte, preisgegeben der Gewalt des erzürnten Gebieters und Vaters, der nun am Genusse seiner Macht sich weidet gegenüber dem Vermessenen, der sich gerühmt, daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes (Königsmuth oder Dichterkraft) gegen den König nöthig sei. Aber dem Hohne beugt sich am wenigsten der starre Mann: wehrlos fordert er doch noch den Zorn des Mächtigen heraus, indem er stolz sich zu dem bekennt, was ihm jener vorgeworfen, ja in breiterer Aufzählung die Macht noch feiert, welche er gegen ihn besessen und geübt. Weiß er doch, daß nicht die Waffengewalt des Königs, sondern das Bewußtsein des gestifteten Unheils seine Kraft gebrochen, und ihn wehrlos den Händen seines Feindes überantwortet hat! Seine Schuld ist es, daß der Sohn des Königs, sein Freund, im Kampfe gegen den Vater und gequält von dessen Fluche gestorben; die Hand, welche reuevoll der Sohn in dem Momente des Todes dem Vater Verzeihung flehend hätte reichen mögen, hat er, da dies versagt war, ihm, dem Freunde, gedrückt und dieser bedeutungsschwere Händedruck des unter dem Vaterfluche sterbenden Freundes hat den selbstsüchtig Unbändigen zur Besinnung gebracht, und seine ganze Kraft — mit der Heldenkraft auch die Dichterkraft, welche ihm wohl noch neue Verbündete hätte schaffen können, — untergraben und gebrochen. Zwar den Kampf sogleich aufgegeben hat selbst der Schwergetroffne nicht: von der Gewohnheit trotzigen Widerstrebens abzulassen hat er nicht vermocht, — wäre ihm doch Unterwerfung wohl gar als Feigheit gemißdeutet worden! — aber eben so wenig zum wahren Gegenkampfe mehr den Muth und die Entschlossenheit in sich gefühlt. So ist er unterlegen, — nicht der physischen Macht des Königs, sondern der durch die Liebe zum unversöhnt hingestorbenen Freunde vermittelten innern, sittlichen Macht des Gefühls seiner Schuld.

Dieses Gefühl ist es, welches ihm nur noch zu einem Trauerliede sich aufzuraffen gestattet hat, und dieses Gefühl ist es auch,

welches mit der ganzen Stärke männlich an sich haltender und doch zugleich frei strömender Beredtsamkeit sich aussprechend, unerwartet und unbeabsichtigt dem Geschicke des Sängers eine neue Wendung gibt. Verzeihung und Straflosigkeit, die er ja von dem Schwerbeleidigten gar nicht hätte erwarten dürfen, ist er so wenig bedacht gewesen sich zu erbitten, daß noch der Schluß seiner Rede, in welchem er dem König alles Verdienst des Sieges abspricht, jeden Verdacht niedrigen Erbangens vor den äußern Folgen seiner Vergehung unmöglich macht. Aber durch all diesen Stolz, den er der äußern Gewalt gegenüber behauptet, ist doch der tiefste Seelenschmerz um den Freund hindurch erklungen, um den Freund, der wortlos seine Schuld gestraft, der mit einer und derselben bedeutsamen Handlung seinem Verführer verziehen und ihm die heilige, aber scheinbar nicht zu erfüllende Verpflichtung, selbst dem Todten noch die Verzeihung des Vaters zu gewinnen, als ein letztes Vermächtniß auferlegt. Und dieser Seelenschmerz, in ergreifender Schlichtheit sich darlegend, erficht dem Sänger einen neuen Sieg, — den schwersten von allen: absichtslos erreicht er, was keine Absicht und Berechnung erreicht hätte, die Verzeihung des Königs, nicht blos für sich, (so hätte sie ihm ja auch nicht genügen können,) sondern — damit nichts Unausgeglichenes zurückbleibe, — noch über das Grab hinaus auch für den Todten. —

So entläßt uns das Gedicht *) mit einem tief tragischen Eindruck, mit dem demüthigenden zugleich erhebenden Gedanken an die göttliche Ordnung der Dinge, wonach selbst schwere Verschuldung und tiefes Leiden noch gesühnt und aufgehoben werden kann, (in dem höhern Sinne der Verklärung) selbst da, wo eine äußere Wiederherstellung nicht mehr möglich ist, wo eine offen bleibende Wunde mit ernster Mahnung fort und fort an die Schwäche menschlicher Stärke, und an die Endlichkeit aller menschlichen Größe und Hoheit erinnert. —

Wir haben gesehen, was es war, das die Verwickelung herbeigeführt: die Macht der Poesie trat uns gleich anfänglich, aber als dämonische Macht entgegen. Aber woher die Lösung? Fließt sie aus einer andern Quelle als die Verwickelung? oder ist es

*) Aehnlich in Romeo und Julie. Freilich ist dort die Vertheilung der Schuld auf die beiden gegenüberstehenden Familien eine andere: doch ist auch hier der andere Theil, der König, nicht ganz frei von Schuld zu denken; denn einen Character wie Bertran früher für sich zu gewinnen, wäre für ihn ohne Zweifel ein würdiges Ziel des Strebens gewesen.

nicht vielmehr gleichfalls die Macht der Poesie, welche jetzt die von ihr gestiftete Verwickelung lös't, die von ihr geschlagene Wunde heilt, und gerade in dieser segensreichen Wirkung sich erst in ihrer ganzen Fülle und Reinheit kund gibt?

Zwar diese Ansicht kann befremden. Nicht doch, die Liebe des Gefangenen zu dem Freunde, diese allein kann man sagen, ist es, welche das Herz des Königs rührt. Was soll denn zur psychologischen Erklärung hier wieder die Macht der Poesie herangezogen werden, die doch wahrlich in dem hier vorgeführten Kreise von Thaten und Geschichten unzweideutig genug sich als Verderben bringend erwiesen hat? Ja, wenn der König das Trauerlied, wozu der Sänger nach des Freundes Tode einzig noch sich aufgerafft, wenn er dieses vernommen hätte, dann könnte der Poesie jener Sieg zugeschrieben werden, der hier vielmehr der sittlichen Empfindung der Liebe zuzusprechen ist, in welcher, so feindlich sie sich sonst gegenüber stehen, Sänger und König sich begegnen.

Was wäre wohl auf diesen Einwurf zu erwiedern? Dieses, daß er gegründet und doch ungegründet ist. Freilich, ein eigentliches Lied ist das nicht, was der König vernommen hat; freilich, die Saiten hat der Gefesselte nicht rühren können, und nicht hat er, wie früher seine bethörenden Liebeslieder und zornigen Schlachtgesänge, so jetzt ein reuiges Trauer- und Versöhnungslied gesungen. Aber ist denn das nicht Poesie, was mit der Kraft und Beseeltheit des tiefsten Schmerzens sich aus dem ergriffenen Innern eines Dichtergemüthes losringt? Und hat sich also in dieser Seelenerschütterung, von wannen ja alle Lyrik stammt, nicht der ursprünglich Dichtergeist geoffenbart? — Doch der Schöpfer des Gedichtes, könnte man wieder entgegnen, gibt uns ja selbst den Aufschluß, daß es die Liebe des Sängers zum Todten ist, welche das Herz des Königs zur Verzeihung stimmt, indem er diesen dem Gefesselten die Hand mit den Worten reichen läßt: „Nimm die Hand du Freund des Todten!" — Aber woher und wie wird diese Liebe dem Könige klar, und wie wird die ursprüngliche Liebe des schwerbeleidigten Vaters gegen den schuldvollen Sohn unwiederstehlich wieder geweckt? Doch wohl durch nichts anderes, als dadurch, daß der seit jenem Unglückstage in Haft liegende Dichtergeist, der nur noch eines Trauerliedes fähig gewesen, (dessen bloße Erwähnung überdies schon zur Versöhnung mitwirkt,) jetzt wieder aus den Worten des Gefangenen, um so mächtiger, je weniger dieser selbst davon weiß, geredet hat? Ist nicht, was er gesprochen, unwillkührlich zu einem zweiten Trauerliede gewor-

den, wenn auch ohne die Form eines solchen? — Allerdings, der **alte** Dichtergeist, der nur Unfrieden zu stiften vermochte, ist es nicht mehr, welcher diesen wunderbaren Umschwung herbeigeführt, vielmehr ist er jetzt gereinigt und mit der sittlichen Substanz geeinigt, welche in dem Gefangenen, nachdem dessen selbstisches Ich gebrochen ist, rein und mächtig waltet: aber ist diese sittliche Substanz nicht selbst der eigentlichste und wahrste Lebensgeist der Poesie, welcher in deren Gebilden nur die schöne Gestalt und Form gewinnt, die dem schönen Innern entspricht? Doch wen alles dies nicht überzeugen könnte, wer mit der vorgefaßten Meinung, daß die neuern Ausleger es lieben, vorgefaßte Meinungen in Gedichte hineinzulegen, alle diese Betrachtungen nur für künstliche, dem Schöpfer des Gedichtes fremde und fernliegende Gedankengespinnste halten wollte, der wäre ja glücklicher Weise an den Dichter selbst zu verweisen, welcher den König sich selbst in Eine Reihe mit dem Sohne und der Tochter, die des Sängers Macht empfunden haben, stellen läßt:

„Meinen Sohn hast du verführt;
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast **auch meines** nun **gerührt**."

und überdies zu den darauf folgenden Worten:

„Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die verzeihend ihm gebührt."

dem Könige noch die Schlußzeilen in den Mund legt:

„Weg die Fesseln! **Deines Geistes**
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Verstehe man nun recht, was vernünftiger Weise allein heißen kann, wenn man von Macht und Gewalt der Poesie spricht. Nicht die Verführung durch eine dem Inhalte gleichgültige Fertigkeit kann darunter gemeint sein, sondern die Gewalt, welche die steigernde Behandlung eines ächt menschlichen Pathos (Seelengehaltes) über die Menschenseele übt, und eben dadurch übt, daß sie die Seele, welche bei gleichförmiger Formirung desselben Inhalts nach einer Menge anderweitiger, theils abziehender, theils sogar entgegenwirkender Einflüsse und Motive offen bleibt, durch den Zauber der Form von allen diesen andern Einflüssen isolirt, und dem durch die Form verklärten Gehalte gleichsam die Pforten eröffnet, durch welche er seinen siegreichen Einzug in die Seele halten kann. Allerdings kömmt es wesentlich auf den Gehalt an, aber gleichgültig ist doch auch die Form nicht, mit welcher derselbe

sich bekleidet. Gewiß würden auch die frühern Wirkungen Bertran's unmöglich gewesen sein, wenn er nicht in dem Pathos einer keine conventionellen Schranken kennenden und anerkennenden Liebe, wie in dem Stolze einer freien, kühnen, hochstrebenden Männerseele einen an sich nicht unberechtigten, im Conflikte freilich mit der höhern Kindespflicht unberechtigten Gehalt zur Grundlage und zum Hebel gehabt hätte, aber er würde jene Wirkungen auch nicht geübt haben, wenn jenes doppelte Pathos des Gehaltes nicht in Bund getreten wäre mit einem unwiderstehlichen Pathos der Form.

Und so wird wohl kein Widerspruch mehr zu befürchten sein, wenn ich die gegebene Entwickelung abschließend so zusammenfasse: Dämonisch waltend hat die Macht der Poesie, an das noch selbstische Wesen des Dichters gebunden, Unfrieden und Krieg bis zum Tode unter den Lebenden gestiftet, welche durch Liebe eng an einander geknüpft sich hätten fühlen sollen, aber auch rächend Unglück und innere Entzweiung dem gebracht, welcher jene hohe Gabe im Dienste selbstischer Gesinnung verwendet; mit Himmelsgewalt stiftet derselbe Geist der Poesie, in dem von Selbstsucht gereinigten Wesen des Gefangenen ohne sein Wissen und Wollen frei wirkend, Frieden und Versöhnung der Lebenden unter einander und mit dem Todten. Oder kürzer: Wir bewundern in dem großartigen Gedichte eine ergreifende Darstellung der Macht, welche die Poesie in ihrer Getrenntheit von der sittlichen Substanz und der unendlich höhern Macht, welche sie in ihrer Verbindung und Einheit mit der sittlichen Substanz auf das Menschenherz ausübt *). — —

Bis jetzt ist zwar der blos äußerliche, dem Dichter erst zur Verarbeitung vorliegende Stoff, aber doch an dem Gedichte nur die stoffliche Seite betrachtet worden, wenn anders es erlaubt ist, unter diesem Namen auch den Gehalt mit zu begreifen, welchen der Dichter in jenem Stoffe erkannt und so wirksam zur vollen und unverkümmerten Erscheinung herausgestaltet hat. Aber von dieser Gestaltung selbst, von der idealen Form des substantiellen Gehaltes (des idealen Stoffes,) ist bis jetzt nur mittelbar und so weit dieselbe von dem factischen

*) Ich erlaube mir, was diese Nothwendigkeit betrifft, zur Feststellung der Idee eines Dichterwerkes zwei Bestimmungen (so jedoch, daß die eine davon vorherrscht,) zusammenzufassen, auf die Entwickelung in meiner Schrift über Shakspeare's Macbeth S. 65—67 mich zu beziehn.

Inhalte und von dem ethischen Gehalte sich nicht abtrennen läßt, die Rede gewesen. Nunmehr auch noch diese Seite ausdrücklich ins Auge zu fassen bin ich hier um so mehr verpflichtet, je höher ich oben den Werth der poetischen Form angeschlagen. Dabei läßt sich das Gedicht entweder als gewordenes, wie es da vorliegt, oder als werdendes, d. h. nach seinem Verhältniß zu dem rohen, vom Dichter erst verarbeiteten und gestalteten Stoffe betrachten. Ich schlage zuerst den nächsten Weg ein.

Ein sehr achtungswerther Beurtheiler (Götzinger in seinem höchst verdienstlichen Werke: Deutsche Dichter, 1. Th. 2. Aufl. 1844, S. 527 und 531) bemerkt zu diesem Gedichte erst im Allgemeinen: „Wenn die frühesten Balladen Uhland's oft einen düstern Character tragen, die darauf folgenden alle ein heiteres Colorit aufweisen: so zeigen nun die spätern fast ohne Ausnahme einen feierlichen, gemessnen Ernst. Von dem frühern Streben nach Volksmäßigkeit ist nichts geblieben als Einfachheit und Gedrängtheit des Ausdrucks; dagegen finden wir nun keine Bearbeitungen der Sage mehr blos als solche; der Dichter legt überall eine Grundidee hinein und nähert sich in dieser Hinsicht Schillern, aber blos in dieser Hinsicht." Sodann, nachdem er „die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born" mitgetheilt, gibt G. über das vorliegende Gedicht im Besondern folgendes Urtheil ab: „Bertran de Born gehört nicht nur zu Uhland's vortrefflichsten Balladen, sondern überhaupt zu den vollendetsten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große Gewalt, welche Bertran laut der Geschichte als Dichter und vermöge seiner Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübte, tritt hell und kräftig hervor. Hierzu trägt nicht nur die gewohnte feste Zeichnung bei, sondern auch die künstlerische Anordnung, wodurch lange Zeiträume in einen Augenblick zusammengeschmolzen werden. Der sprachliche Ausdruck ist spiegelhell, einfach, würdig, nie auf derbe augenblickliche Wirkung ausgehend. Auch der Strophenbau ist beachtenswerth. Eigentlich besteht die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen von acht Füßen, und alle vier Zeilen haben nur einen Reim."

Ich stimme in das Lob des Gedichts von ganzer Seele ein, und habe auch gegen die Begründung desselben nicht eben etwas einzuwenden, halte es jedoch um des hohen Werthes der Dichtung willen nicht für unangemessen, auch in Bezug auf die Form dieses Urtheil etwas näher zu motiviren, womit sich eine

theils directe, theils indirecte Kritik von Götzinger's Urtheil und dessen Fassung verbinden wird.

Zunächst mag es befremden, daß G., der doch hervorhebt, daß Uhland in seine spätern Balladen eine Grundidee hineinlege, diese nicht einmal angibt, geschweige denn entwickelt; denn die Anfangszeilen der angeführten Stelle sprechen keine Idee, die nothwendig ein wesentlich Allgemeines des Menschengeistes sein muß, aus, sondern deuten höchstens ganz von ferne und sehr indirect darauf hin. — Ganz gegründet ist das Lob der festen Zeichnung, wie der künstlerischen Anordnung.

Diese letztere, bei der ich zunächst etwas verweile, trägt allerdings wesentlich zur Schönheit des Gedichtes bei. Es beginnt nämlich im drohendsten Momente, und gerade dadurch unmittelbar vor dem glücklichen Ausgange. Die reiche Fülle vorausliegender, die gegenwärtige Lage motivirender Thatsachen ist nicht in ihrer chronologischen Folge vorausgeschickt, sondern den feindlich Gegenüberstehenden in den Mund gelegt, und so in die Mitte des Ganzen hereingehoben. Dieser verschränkte Bau steigert die Spannung und die Plastik in der Zeichnung der beiden Hauptfiguren. Denkt man sich dagegen das Vorausgegangene auch vorausgestellt, so stimmt sich, trotz dem daß die Sachlage ganz dieselbe bleibt, die Theilnahme doch sogleich zu der löslich epischeren herab. Dies hätte nun am Ende an sich weniger zu sagen, da ein dramatischer Character doch schwerlich der Ballade so wesentlich sein dürfte, als nach manchen Stellen seines Buches Götzinger meint. Hier aber verlöre allerdings das Gedicht, weil dann die Idee nicht mit der gerade ihr zukommenden Macht und Energie sich geltend machen würde. Denn wenn nicht Wiederholungen eintreten sollten, so wären dem König und Sänger auch wenig Worte angewiesen, bei denen nicht nur die Energie ihres Wesens minder hervortreten würde, sondern auch die Umstimmung des Königs, welche ja durch die ihm fühlbar werdende Macht von Bertran's Dichtergeiste herbeigeführt wird, an Begreiflichkeit und Wahrheit verlieren müßte.

Die Zeichnung steht im engen Zusammenhange mit dem sprachlichen Ausdruck, als dem Mittel, worin der Dichter darstellt. Sie ist fest und charactervoll, ohne auch nur in Einem Zuge grell und übertrieben zu werden. Von den Personen sind die beiden sprechend eingeführten gedrungene Gestalten, wahre Männerseelen, in denen eben deshalb die Empfindung ihrer gegenwärtigen Lage und Stellung, wie der Vergangenheit, zu ihrem vollen, aber

ebenfalls gedrungenen Ausdruck kömmt. Dieser Character der Gedrungenheit geht selbst in den Mittelstrophen bei aller erst stolzen, dann wehmüthigen Darlegung der Vergangenheit nicht verloren, wenn er sich darin auch modificirt. Mag man die Behandlung in diesem Theile Entfaltung nennen im Gegensatz zu den übrigen Parthieen, immer ist es doch nur relativ Entfaltung; Entfaltung nicht in epischem Tone, sondern in lyrischem, wenn auch die Zeichnung der Vergangenheit so gründlich ist, daß das Gedicht an bedeutenden Zügen zur Characteristik jener Periode des Mittelalters gar reich ist, (selbst der Spielmann, dem das Lied als Boten anvertraut worden, fehlt nicht,) so ist doch Alles kurz und bündig zusammengefaßt. Durchaus empfindet man aus der markigen Sprache des Ganzen, daß König wie Sänger (letzterer tritt natürlich noch mehr hervor,) Naturen sind, deren Reden mehr als bloße Reden, und selbst nur eine Aeußerung inwohnender Thatkraft sind: durch das Wort blickt noch die natürliche Sprödigkeit und Starrheit dieser Naturen hindurch, die um so ergreifender wirkt, je weniger sie bei strengeren Schicksalsproben den ursprünglichen Zug zu einer nur um so trotzigern, krampfhaftern Zusammenziehung in sich selbst behauptet. Die Kruste, welche das edle Mark der Seele umschließt, sie springt, und um so mächtigeren Eindruck macht die erst allmählich zu Tage kommende Weichheit und Zartheit der Empfindung. Oder noch richtiger, (in der That, man kann sich nicht ersättigen in dem Kreise des köstlichen Gedichts!) das schon anfänglich zu Tage liegende, aber noch ganz sprödgediegne, zum Theil schlackenhafte Metall kommt durch das Feuer schwerer Schicksale in Fluß und zu seiner Läuterung. — Und wie schön contrastiren damit die unselbstständigen und doch so anziehenden beiden Königskinder! Und wie harmonirt auch deren Zeichnung mit dem Geiste und der Haltung des Ganzen, diesem inhaltsschweren, nachdrücklichen Ernste, welcher alles bloße Beiwerk ausschließt. Mit Einem Striche steht die unglücklich Liebende in ihrem ganzen Seelenschmerze vor uns, und auch die Figur des Sohnes, wenn auch natülich ihr mehr Raum gegönnt ist, ist doch nicht etwa ausgemalt, sondern nur in mehrfacher Situation scharf und sicher umrissen. — Dasselbe, was von der Darstellung der Personen und Situationen, gilt von der Zeichnung der Localitäten. Auch hier wenige, aber durchaus wirksame Mittel. Vier Zeilen, und die ganze Grundsituation ist mit ihrer Localität uns vollkommen klar zur Anschauung gebracht und unverlierbar fest eingeprägt: kein Wort, das nicht gehaltvoll wäre

und die Phantasie zur Erzeugung und Festhaltung des Bildes bestimmte und nöthigte *).

Dem bisher über die Sprache schon Gesagten wäre nur etwa noch beizufügen, daß der tiefe, schwere Ernst so wenig, als der so eng zusammengehaltne Reichthum an Anschauungen irgendwo zur Undeutlichkeit geführt hat, vielmehr Alles trotz des theils grollend finstern, theils schwermüthig düstern Colorits ganz wohl erkennbar wird, und daß die Prägnanz frei von Geschränktheit und Gesuchtheit, die mächtig ausschreitende Fortbewegung frei von aller sich überstürzenden Hast, wie von springender Heftigkeit ist.

Endlich stimmt zu der Würde und Hoheit der Idee, dem Ergreifenden der Situationen, der geschlossenen Kernhaftigkeit der beiden Hauptcharactere auch ganz die phonetische Seite des Gedichtes. Mit Recht hat Götzinger die vierfache Wiederkehr des Reims in jeder Strophe, wodurch der Strophenbau eine imponirende Geschlossenheit erhält, hervorgehoben. Wenn er aber zugleich sagt, daß eigentlich die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen bestehe, so wäre dagegen wohl die Frage zu erheben, warum dann der Dichter sie nicht als solche bezeichnet habe. Hat er doch die von ihm umgebildete Nibelungenstrophe (oder kürzer: die Uhlandsstrophe) nicht achtzeilig, sondern vierzeilig geschrieben! Gewiß, die Darstellung für das Auge ist auch eine für das Ohr, indem sie die Länge und Ausdehung der rhythmischen Glieder andeutet. Ist der Reim zur Constituirung eines Verses überhaupt nicht schlechthin nothwendig, weshalb soll er denn in Gedichten mit Reimen durchweg nothwendig sein, und gerade nur sein Eintreten das Ende der Zeile bestimmen? Consequent müssen dann auch alle regelmäßig wiederkehrenden Binnenreime verbannt werden: denn sonst könnte man mit gleichem Rechte, wie G. die vorliegende achtzeilige Strophe zu einer vierzeiligen machen will, gerade umgekehrt ein achtzeiliges Gedicht mit gekreuzten Reimen als ein vierzeiliges mit Binnenreimen ansehn. Doch wie dem auch sei, so lange nicht eine strenge Deduction mich zu einer andern Absicht nöthigt, wird mir immer in unserm Gedicht dieser Wechsel von freiem Gehenlassen der Rede und das immer wieder Hindurchbrechen des bändigenden Reimes als ein höchst characteristischer Contrast erscheinen. — Bei weitem wichtiger aber ist na-

*) Ich kann hier nicht unterlassen, auf die, wie mir scheint, noch nicht allgemein beachteten feinsinnigen Bemerkungen in Viehoff's Schrift: „Wie malt der Dichter Gestalten" (Emmerich, 1834.) hinzuweisen.

türlich die Tiefe, Fülle und Wucht des Klanges der Worte überhaupt in ihren vocalischen, wie in ihren consonantlichen Lauten und namentlich der Reime, wozu bei letztern noch die Schwere der Bedeutung hinzukömmt. Fast ohne alle Ausnahme fallen in diese Stellen die gehaltvollsten Vorstellungen und Anschauungen, so daß auch von dieser Seite an dieser Ballade eine seltne Vollendung zu bewundern ist. —

Die Exegese unsrer Dichter ist in neuerer Zeit gern auf die Quellen, aus denen diese geschöpft, zurückgegangen, und wenn auch diese Richtung der Exegese nicht eigentlich nothwendig ist, wenigstens bei solchen Gedichten es nicht ist, welche wirklich zu voller, selbstständiger Klarheit ausgestaltet sind, so ist ein solches Bemühen doch immer dankenswerth, da es zu interessanten Einblicken in den Proceß des dichterischen Verfahrens Anlaß gibt. Ein sehr großes Verdienst hat bekanntlich grade in dieser Beziehung Götzinger in dem oben genannten Buche sich erworben. Doch droht hier eine Gefahr, welche auch von sehr tüchtigen Erklärern nicht immer vermieden worden ist. Der Dichter wirft natürlich von dem ihm vorliegenden Stoffe Manches weg, Andres bildet er um, setzt auch wohl hinzu, kurz er verfährt, auch wo er nicht frei erdichtet, (was immer bedenklich ist,) doch ganz frei sich gestaltend. Wird nun aber sein Stoff in der Urgestalt ausfindig gemacht, so kann die materielle Verschiedenheit desselben, die wohl gar als ein Ueberschuß an Reichthum sich geltend macht, dazu verleiten, daß man im Gedichte Manches vermißt, was in dem Grundstoffe sich vorfindet, und daß man dann einen Mangel an Klarheit und Vollständigkeit wahrzunehmen glaubt, wo doch für den poetischen Sinn Alles gegeben ist, wessen derselbe bedarf. Auf diesen Abweg hatte sich Götzinger in der ersten Aufgabe seines Buches eben bei dem vorliegenden Gedichte verirrt. Dort sagt er nämlich S. 410: „Keine Ballade bedarf wohl so sehr eines erläuternden Commentars als diese, denn wirklich kann sie durchaus nicht verstanden werden, sobald man nicht die auftretenden Personen näher kennt. Insofern hat das Gedicht etwas Bedenkliches. Ist es schon beim dramatischen Dichter nicht zu billigen, wenn er das Verständniß seiner Dichtung auf die Bedingung baut, daß die Zuschauer eine Menge historischer Kenntnisse mitbringen, so kann man es dem Balladendichter wohl noch weniger gestatten, wenn dieser bei einem so kleinen Gedichte viel voraussetzt. Es handelt sich hier gar nicht um gewöhnliches historisches Wissen, sondern um eigentliche gelehrte Kenntniß der altfranzösi-

schen Litteraturgeschichte, und wie viele Leser bringen die wohl mit, und welcher Dichter könnte wünschen, nur gelehrten Lesern zu gefallen?" Später wird dieser Tadel kurz dahin zusammengefaßt, daß diese Ballade zu viel voraussetze, um verstanden zu werden. — Aber wo in aller Welt setzt sie denn die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born, welche G. aus Diez (Leben und Werke der Troubadurs,) und aus Millot (histoire littéraire des Troubadours) beibringt, zu ihrem Verständniß voraus? Nichts, auch gar nichts braucht man davon um das Gedicht vollkommen zu verstehen und zu genießen: vielmehr könnte sich der aufmerksame, aber sonst über jene Zeit, in die es fällt, nicht unterrichtete Leser aus ihm ganz allein ein vollständiges und anschauliches Bild des Geistes jener Periode des noch unbefestigten Königthums entwerfen: ein Bild nach seinen wesentlichen Zügen, freilich nicht mit dem eben nur prosaischen factischen Beiwerke Königthum und Vasallenthum, jenes mit seinem Anspruch auf Gehorsam und seinem Zorn, wo dieser verweigert wird, dieses mit seiner Unfügsamkeit und Widerspenstigkeit, und daneben, oder vielmehr damit eng verbunden ein stolzes, zauberisch über die Gemüther waltendes Sängerthum, ist denn das nicht auf das klarste und schärfste in unserm Gedichte ausgeprägt? Tritt uns denn dies Alles nicht viel lebendiger und nachdrücklicher aus ihm als aus G's. beigefügten „nöthigen Nachrichten" entgegen? Denn was enthalten denn diese Nachrichten? Der Raum verbietet sie alle aufzunehmen, (auf einige davon komme ich später noch zu sprechen,) und so den Beweis zu führen, daß wir daraus allerdings mehr erfahren, als aus dem Gedicht selbst, aber daß dies Mehr nur in einem verwirrenden Hin und Her von Begebenheiten besteht, welches den eigentlichen Gehalt nur verdunkelt, daß wir dadurch einen Ballast von Thatsächlikeiten und Persönlilichkeiten erhalten, durch welchen die tiefe Idee des Ganzen erdrückt wird, und welchen der Dichter grade wohlgethan wegzuwerfen, und sich in Auswahl von Facten und Zahl der Personen auf das Nothwendige zu beschränken. — Doch G. hat sein nicht wohl bedachtes Urtheil in der zweiten Ausgabe theils stillschweigend zurückgenommen, theils, wenn er den Ausdruck im Gedichte „spiegelhell" nennt, (eine Bezeichnung, die ich übrigens für den bei aller Deutlichkeit der Umrisse doch düstern Farbenton nicht recht passend finden kann,) sogar von Grund aus reformirt, und so würd' ich diesen Mißgriff des verdienstvollen Mannes auch gar nicht erwähnt haben, wenn nicht Mißgriffe gerade tüchtiger Männer eine wohl zu beherzigende

Lehre einschlössen, und wenn ich nicht glaubte, daß die Achtung vor so anerkennenswerthen Leistungen durch eine Rüge keinen Eintrag erleiden kann. Ein Rest übrigens von jenem Irrthum ist doch stehn geblieben, wenn er die in der ersten Ausgabe beibehaltnen Nachrichten über Bertran auch jetzt noch nöthig findet. Das sind sie nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, den man an jener Stelle mit diesem Worte verbinden muß, sie sind nur lehrreich, um zu sehen, — wie viel der Stoff unter den Händen des Dichters gewonnen hat. Und eben deshalb hätte G. in der zweiten Ausgabe noch etwas mehr thun sollen. Die Facten, wie sie Uhland gibt, stimmen nämlich vollkommen mit dem von G. Mitgetheilten, und G. vermuthet eben deshalb, daß Uhland den Stoff einer andern Quelle, etwa des Nostradamus Biographien der Troubadours oder ähnlichen Ueberlieferungen entnommen. Er kann damit Recht haben; indeß warum sollte denn eben Uhland, dem gründlichen Kenner auch der altfranzösischen Poesie, (auf die beiläufig gesagt er unter uns zuerst — in einem Aufsatze in W. Naumann's Musen — durch Mittheilung ernster Forschungen den Blick hingelenkt,) Millot's schon 1778, und Diez im gleichen Jahre mit unserm Gedicht (1829) erschienene Buch unbekannt geblieben sein, warum sollte nicht eben so gut die Vermuthung ausgesprochen werden dürfen, daß das Buch von Diez unserm Uhland gerade den Anlaß zu seinem Gedichte geboten habe? Doch das verhalte sich wie es wolle. Wenn nur die Abweichungen poetische Schönheiten sind, mögen sie nun aus einer andern Quelle geflossen sei, oder mag sie Uhland kraft seines Dichterrechtes sich selbstständig erlaubt haben! Und Schönheiten sind sie, was eben G., statt sie als Verwechselungen und Unrichtigkeiten zu bezeichnen, hätte nachweisen sollen. — „Als Troubadour huldigte Bertran auch den Frauen, und zwar sind unter den Damen denen er seine Huldigung darbrachte, zwei Mathilden zu bemerken. Die erste war eine vermählte Frau von Montignac zu Perigord; die spätere Heinrich's II. (des Königs in unserm Gedicht) Tochter, die Gemahlin Heinrich's des Löwen von Sachsen. — — In unserer Ballade sind diese zwei Mathilden offenbar verwechselt. Denn bei der Gefangennehmung Bertran's war Mathilde von England chon 15—16 Jahre verheirathet. Das Lied, auf welches Str. 4. angespielt wird, ist vermuthlich dasjenige, welches in dem genannten Buche von Diez (S. 184) übersetzt steht. Es ist an die frühere Mathilde gerichtet, welche ihn eines Mißverständnisses wegen verabschiedet hatte. Er schickte ihr dasselbe durch seinen

Spielmann Papiol." Nun, ich denke, **nöthig** ist diese historische Notiz eben nicht, aber nicht uninteressant, wenn die Bemerkung beigefügt wird, daß Uhland — ganz Recht gethan, die beiden Mathilden zu „**verwechseln**." Wer wird denn dem Dichter aus einer anderweitig erhaltnen Kunde das Alter seiner Personen oder von deren Ehe so nachrechnen? Es durfte eben keine andre Dame sein, als die Tochter des Königs; das lehrt doch in der That ein Blick auf die Idee des Gedichts. — Ferner: der Sohn ist nicht an einem rächenden Todespfeil gestorben, sondern, bevor er den beabsichtigten entscheidenden Schlag gegen seinen Vater ausführen konnte, hat ihn ein Fieber hingerafft. Auch hat er vor seinem Sterben den Vater durch einen Eilboten um Vergebung angefleht, und auch wirklich von diesem zum Zeichen derselben sterbend einen Ring zugesandt erhalten. Wer sieht nicht auch hier, daß Uhland mit der „völlig unhistorischen Todesart" des Königssohnes durch einen Pfeil, die aus einer Verwechselung des Berichterstatters, dem Uhland gefolgt sein soll, abgeleitet wird, vollkommen im Rechte ist? Richard Löwenherz, der Bruder von Bertran's Freunde, war es, der bei der Belagerung einer Feste, die aber nicht Montfort, sondern Chalus hieß, einen Pfeilschuß in die Schulter erhielt, an welchem er sterben mußte. Das wäre an einem Factensammler allerdings zu rügen, der Dichter aber ist entweder glücklich zu preisen, daß ihm ein unkritischer Berichterstatter unabsichtlich so trefflich vorgearbeitet, oder zu loben, daß er das Factum verbessert. Es gilt der alte Lessingsche Satz, daß, wo die Geschichte nicht poetisch genug ist, der Dichter entweder davon bleiben, oder sie corrigiren muß. Man denke sich nur in unserm Gedichte eine andre Dame, als des Königs Tochter, von dem Zauberlied des Dichters erschüttert! Was hätte eine solche denn hier vorstellen sollen? Die konnte Uhland doch offenbar gar nicht brauchen. Man denke sich den Sohn des Königs an einem Fieber sterbend! Man denke sich die Versöhnung zwischen Vater und Sohn schon vollbracht, Bertran also nicht vom Sohne durch den schmerzlichen Händedruck aufgefordert, noch nach seinem Tode Verzeihung auszuwirken, Bertran's Kraft nicht durch die Erinnerung daran, daß der Sohn in des Vaters Fluche gestorben sei, gebrochen, sondern statt dessen die Notiz, daß Bertran, **dessen Pläne durch des Königssohnes Tode vernichtet waren**, zwei *) Trauerlieder dich-

*) Es wird wohl jeder Leser ganz froh sein, daß Uhland ihm eins davon erlassen hat.

tete, in welchen er den verstorbenen Prinzen auf's Höchste pries. Das Gedicht ist damit sogleich aus allen Fugen gerissen, und vollkommen zerstört, was wohl nach der im Anfang dieses Aufsatzes gegebenen Entwickelung des ideellen Zusammenhanges der Ballade keiner weitern Auseinandersetzung mehr bedürfen wird. Genug: hat Uhland Millot und Diez gekannt, so ist er eben so frei mit seinen Quellen verfahren, als Shakspeare z. B. mit der Macbethsage *) gethan: Recht hat er jedenfalls, vollkommen Recht.

Merseburg. N. H. Hiecke.

*) Darüber kann, wen dies interessirt, Näheres finden in meiner oben bereits in anderer Beziehung angeführten Schrift über Macbeth. Seite 81—102.

Ueber die Entwicklung des englischen Drama's.

Dritter Artikel.

Der berühmteste Zeitgenosse Ch. Marlow's, welchen wir im zweiten Hefte dieser Zeitschrift (S. 384) zu characterisiren suchten, war Robert Greene, ein reichbegabter Mensch, dessen unzählige Schriften sich alle durch eine gewisse Heiterkeit, Frische, Leichtigkeit und Lebendigkeit auszeichnen, und mit geringer Anstrengung und ohne eigentliches Studium hingeworfen zu sein scheinen. Bei einer großen Meisterschaft über die Sprache bewies er in manchen seiner moralischen Schriften eine Lukrezische Seele, die extra flammantia moenia mundi hinausstrebt; die Schilderung seiner eigenen Verirrungen führte ihn zu den Regionen der eigentlichen Speculation, führte ihn aber auch zur Reue und Zerknirschung, welche den Leser wunderbar ergreift. In seinen Schauspielen und Gedichten ist er der stärksten und zartesten, der süßesten und schrecklichsten Töne fähig, er hat die Geheimnisse des innigsten Naturlebens belauscht.

Robert Greene, der seinem Namen häufig das Epitheton Norfolciensis hinzufügte, wurde etwa um das Jahr 1550 geboren, oder vielleicht etwas später. Er erhielt in Clare-Hall in Cambridge eine gelehrte Erziehung und machte nach Beendigung seiner Studien mit mehreren jungen Leuten eine größere Reise durch Italien und Spanien, wo er sehr ausschweifend lebte und seine geistige und körperliche Kraft bedeutend schwächte. Nachdem er in die Heimath zurückgekehrt, erwarb er sich im Jahre 1578 den academischen Grad eines Bachelor of arts und erhielt im Jahre 1583 die Würde eines Master of arts. Wie man gewöhnlich annimmt wurde er darauf nach einem kurzen Aufenthalte in London ordinirt und erhielt eine Pfarrstelle in Tollesbury in der Grafschaft Essex, die er indessen kurze Zeit nachher wieder aufgab und

von nun an ein höchst leichtsinniges zügelloses Leben führte. Die Ungebundenheit seiner frühern Verhältnisse hatte einen zu nachtheiligen Einfluß auf seine ganze Sinnesart ausgeübt, als daß ihn die stille friedliche Lebensweise und Wirksamkeit eines Landgeistlichen hätte befriedigen können. Sein unruhiger Geist verlangte stets nach neuer Aufregung, nach neuer Thätigkeit, und da er sich bereits mit einigem Glücke als Schriftsteller versucht hatte, beschloß er, sich diesem Berufe ausschließlich zu widmen und begab sich deshalb nach London, um besonders für die Bühne thätig zu sein. Die Liebe zu einem schönen, liebenswürdigen Mädchen, mit welcher er sich kurze Zeit nachher verheirathete, führte ihn indessen noch einmal in die ländliche Einsamkeit zurück, wo er mehrere Jahre glücklich und zufrieden lebte und die wohlthätigsten Eindrücke für Herz und Geist erhielt, die er selbst in rührender Weise in seinem „Never too late" ergreifend schildert; und mag man auch Vieles in dieser Schrift für Dichtung halten, so bleibt doch immer ein schöner Kern von Wahrheit über.

Leider führte ihn das Schicksal im Jahre 1586 auf einer Geschäftsreise noch einmal nach dem Schauplatze seines früheren wüsten Lebens zurück; er gerieth in London in schlechte Gesellschaft und ließ sich verleiten, ganz dort zu bleiben. Bei einem wüsten, regellosen Leben gerieth er in das höchste Elend, die Kraft seines Characters brach allmählich zusammen und voll von Reue und Zerknirschung starb er im Jahre 1592 ganz plötzlich an den Folgen einer unmäßigen Schwelgerei.

Greene verfaßte eine außerordentliche Menge von Flugschriften über die verschiedenartigsten Gegenstände, und nach der Angabe seines Freundes Nash arbeitete er dergleichen Sachen äußerst schnell und leicht. Seine Prosa ist sehr concis und klar, seine Beweisführung wohl begründend und überzeugend und der ganze Styl äußerst frisch und anziehend. Hier und da scheint er allerdings oft etwas zu geziert und gesucht; der Ausdruck ist sehr gewählt und zuweilen wahrhaft kraftvoll und gewinnend. Es fehlt ihm sehr häufig an der edlen Einfachheit, und er hielt sich durchaus nicht frei von der vorherrschenden Neigung seiner Zeit, mit klassischen Citaten die eigenen Gedanken breit und pedantisch aufzuputzen.

Mehrere seiner Flugschriften und Abhandlungen haben mit Recht außerordentliche Berühmtheit erlangt; wir erwähnen z. B. Pandosto the Triumph of Time (1588) worauf Shakspeare sein „Wintermährchen" gründete, und die folgenden Zeilen mögen den Beweis liefern, daß auch in den kleineren Schöpfungen Greene's

sich manches außerordentlich Schöne findet und daß Tieck unseren Dichter keinesweges überschätzt habe.

Ah, were she pitiful as she is fair,
Or but as mild as she is seeming so,
Then were my hopes greater than my despair —
Then all the world were heaven, nothing woe.
Ah, were her heart relenting as her hand,
That seems to melt e'en with the mildest touch,
Then knew I where to seat me in a land
Under the wide heavens, but yet not such
So as she shows, she seems the budding rose,
Yet sweeter far than is an earthly flower;
Sovereign of beauty, like the spray she grows,
Compass'd she is with thorns and canker'd flower;
Yet, were she willing to be pluck'd and worn,
She would be gather'd though she grew on thorn.

Abgesehen von seinen moralischen, lyrischen und humoristischen Werken beschäftigen uns hier vorzugsweise seine Schauspiele, welche von A. Dyce im Jahr 1831 gesammelt und herausgegeben sind. Einzeln waren sie bereits früher erschienen unter dem Titel: 1) The honorable history of fryer Bacon and fryer Bongay (Lond. 1594. 1630. 4.); 2) A looking glasse for London and Englande (1598. 1617. 4.); 3) A pleasant conceited comedie of George a Greene, the pinner of Wakefield (1599. 4.); 4) The historie of Orlando Furioso one of the twelve Pieres (1594. 1599. 4. nicht in Acte eingetheilt, fast wörtliche Uebersetzung des Ariost.); 5) A most pleasant comedy of Macedony the kings son of Valencia and Amadine the kings daughter of Aragon (1611. 1619. 1663. 1668. 4. Das Stück erschien anonym, und die Authenthie desselben ist von vielen Seiten nicht ohne Grund angegriffen.); 6) The comicall history of Alphonsus, king of Aragon (1599. 4.); 7) The scottish history of James the fourth slaine at Flodden, entermixed with a pleasant comedie pres. by Oboram king of Fayeries (1598.) Außerdem erschien noch Fair Emm 1631 aber ebenfalls anonym.

Man erkennt Robert Greene mit vollem Rechte das Verdienst zu, Marlowe's Vorbilde in der Anordnung des blank-verse bei öffentlichen dramatischen Darstellungen zuerst und zwar mit Glück gefolgt zu sein; er übertraf außerdem seinen Zeitgenossen Peele noch darin, daß er dem Rhythmus eine etwas größere Mannigfaltigkeit zu geben wußte. Seine Diction war vortrefflich und wenn gleich er oft nicht so energisch und gewaltig ist, als Marlowe,

so erinnert er dagegen andrerseits an Shakspeare durch seinen blühendenden heitern Styl und durch den Ueberreichthum an Bildern. Nach der Ansicht des oben erwähnten Kritikers Dyce gehen seine Bilder freilich in der Anlage sowohl, als auch in der Ausführung oft über das Bereich der Wahrheit und Natürlichkeit hinaus, die Sprache schwillt oft zu großem Bombast und sinkt dann wieder bis zu dem Gemeinen und Niedrigen; aber öfters noch malt er auch, ohne irgend ein Vorbild zu haben, die menschlichen Leidenschaften mit sicherer Hand und kräftigen entsprechenden Farben, und wenn gleich der Ausdruck zuweilen einförmig und monoton erscheint, so ist er doch andrerseits auch wieder voll von ächt poetischem Schwunge und reich an harmonischem Flusse.

Welchen Werth man seinen dramatischen Leistungen schon zu seiner Zeit beilegte, das beweisen unter Anderen die bekannten 14 Sonnette, welche 1594 nach seinem Tode unter dem Titel: „Greene's Funeralls" erschienen und dem Dichter unbegränzte Verehrung zollten. Es heißt darin z. B.

For Judgement Jove, for learning deepe he still Apollo seemde;
For floent tongue, for eloquence, men Mercury him deemde;
For cortesie suppose him Guy, or Guyons somewhat lesse.
His life and manners, though I would, I cannot halfe expresse:
  Nor mouth, nor mind, nor Muse can halfe declare,
  His life, his love, his laude, so excellent they were.

Bei allem Talente Green's indessen, bei der Frische und Lebendigkeit seiner Diction, der Heiterkeit seines Scherzes und der Zartheit des Gefühls, bei dem Schwunge seiner Phantasie und der Kraft der Harmonie des ganzen Colorits — bei allen diesen Vorzügen darf man nicht vergessen, daß in Green's Character zugleich der Grund lag für manche Mängel, welche wir an seinen Dramen finden, Mängel, welche Ulrici (p. 44) vortrefflich characterisirt hat indem er sagte: „Green handhabt die dramatische Kunst noch zu sehr im epischen Style: das innere Leben tritt bei ihm in den Hintergrund zurück, die Action entfaltet sich zu wenig aus dem subjectiven Geiste und Character der handelnden Personen, und was geschieht, erscheint daher zu sehr als Begebenheit, zu wenig als Handlung."

In der History of Orlando Furioso one of the twelve Peers of France, einem seiner ältesten Stücke, welches freilich seinem ganzen Versbau nach höchst lahm genannt werden muß, ist die Raserei des Helden wegen Angelica's und Medoro's Liebe ganz

nach Ariost's berühmten Gedichte geschildert, und Roland wird am Schlusse des Stückes mit seiner Geliebten vereinigt.

Zu Anfange des Stückes findet man Angelica auf der Bühne, die Tochter des Marsillus, Kaisers von Afrika; sie ist umgeben von mehreren Freiern, Sacripant, Rodamont, Mandricard, Brandemart und Orlando, welche ihr mit Ausdrücken der größten Leidenschaft ihre Liebe erklären und sich um ihre Hand bewerben. Nachdem Angelica in Uebereinstimmung mit ihrem Vater sich endlich dahin ausgesprochen hat, daß sie Orlando den Vorzug gebe, schwören die Anderen blutige Rache. Roland vereitelt indessen die Plane seiner Nebenbuhler; es kommt zu mehreren Kämpfen, aus denen er stets siegreich hervorgeht und Rodamont und Brandemart müssen vor seinem Zorne fliehen, nachdem er sie aus ihren Schlössern vertrieben. Im Gefühle seiner Ohnmacht schmiedet der ränkevolle Sacripant nun den Plan, in Roland das Gefühl der Eifersucht rege zu machen und ihn seiner Geliebten durch trügerische Fallstricke zu entfremden. Er hängt an verschiedenen Bäumen Liebeslieder auf, welche auf ein geheimes Einverständniß zwischen Angelica und Medoro schließen lassen. Nachdem Roland die Lieder entdeckt, überläßt er sich ganz seinem Schmerze; er unterliegt der Gewalt der Leidenschaft und geräth zuletzt in völlige Verzweiflung, in welcher er auf der Bühne die abgeschmacktesten Streiche ausübt. Endlich führt ihn das Geschick zu der Zauberin Ariost's, Melissa, welche ihm durch einen heilenden Trank seine Vernunft wieder gibt. Er stellt sich indessen noch immer rasend und erst nachdem er Oliver, Ogier und die übrigen Paladine als Angelica's Ritter siegreich bekämpft hat, zeigt er sich in seiner wahren Gestalt und wird mit seiner Geliebten vereinigt.

Das Stück ist eine Hofcomödie, wie schon der Titel besagt, und es finden sich in demselben viele Anspielungen auf die Königin, ihre Zeit und Umgebung. Wenn gleich nun aber die Allegorie an manchen Stellen sehr versteckt und fein angebracht ist, so erscheint sie dagegen an andern um so plumper, und die oft sehr weit ausgesponnenen Gleichnisse und spitzfindigen Witzspiele, vor Allem aber der Schwall von Citaten aus den Klassikern und die weit hergeholten Anspielungen auf Mythologie und Geschichte sind wahrhaft geschmacklos und lächerlich und vernichten allen Eindruck der besten Scenen. Das Ganze ist allerdings eine ziemlich leicht hingeworfene Arbeit, welche man in den meisten Beziehungen den andern Stücken Green's nicht an die Seite stellen

kann; es finden sich aber auch hier schon im Einzelnen viele Proben von Sinnigkeit und poetischer Zartheit.

Außerordentlich schön sind die folgenden Worte, mit welchen Roland den Abendstern anredet, und sie sind jedenfalls das Beste im ganzen Stücke:

Fair Queen of love, thou mistress of delight,
Thou gladsome lamp that wait'st on Phoebe's train,
Spreading thy kindness through the jarring orbs,
That in their union praise thy lasting powers;
Thou that hast stay'd the fiery Phlegon's course,
And mad'st the coachman of the glorious wain
To droop in view of Daphne's excellence;
Fair pride of morn, sweet beauty of the even,
Look on Orlando languishing in love.
Sweet solitary groves, whereas the nymphs
With pleasance laugh too see the Satires play,
Witness Orlando's faith unto his love.
Tread she these lawns? — kind Flora, boast thy pride:
Seek she for shades? — spread, cedars, for her sake.
Fair Flora, make her couch amidst thy flowers.
Sweet crystal springs,
Wash ye with roses when she longs to drink.
Ah thought, my heaven! Ah heaven, that knows my thought!
Smile, joy in her that my content hath wrought!

Ein anderes Stück Scottish History of James the fourth slain at Flodden, 1598 kann auf historischen Werth sehr wenig Anspruch machen, und ist eigentlich mehr eine romantische Fiction, welche noch in der Hinsicht bemerkenswerth ist, daß der Dichter sich hier gegen seine frühere Gewohnheit wieder des Reimes bediente. Von historischer Auffassung kann hier keine Rede sein, und im Gefühl seiner Schwäche nahm Greene ohne Zweifel seine Zuflucht zu Oberon und den Elfen und warf über seinen Stoff eine romantische Hülle, wodurch er die eigentliche Entwickelung hemmte und die Kraft des leitenden Gedankens völlig paralysirte.

Jacob IV. hat sich in Ida, die Tochter der Countess of Arrain verliebt, und weil ihm seine Gattin Dorothea in der Erfüllung seiner Wünsche hinderlich ist, entfernt er sie von seinem Hofe. Dies erregt die entschiedenste Mißbilligung der Großen; der König wird immer herrischer und wahrhaft tyrannisch, und es bedroht ihn zuletzt ein offener Aufstand. Die Königin ist heimlich in männlicher Verkleidung entflohen und bemüht sich, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Während dessen wird gegen

Dorothea ein Mordversuch gemacht, welchem die Verstoßene noch glücklich entgeht. Man hält sie für todt; aber sie war nicht ermordet und gewinnt sogar die Liebe ihres Gatten wieder, der sie von Neuem bei sich aufnimmt, weil ihn Ida verschmähet und er dadurch reuig geworden.

Wir übergehen eine ausführliche Exposition des nun folgenden Stückes: The Comicall Historie of Alphonsus, King of Aragon (1599) wo der Verfasser auf halbgeschichtlichem Boden stehend sich freier als bei den früheren Leistungen in seiner Romantik bewegen konnte und deshalb auch allen Ansprüchen besser genügte. Die Vorzüge dieses Stücks finden sich in noch weiterer Ausdehnung im Friar Bacon, dem bekanntsten Stücke Greene's, welches wir weiter unten näher betrachten werden, und wir begnügen uns vorläufig nur darauf aufmerksam zu machen, daß der Alphonsus gewissermaßen eine Nachahmung von Marlowe's Tamerlan ist und bei der oft einförmigen, wiederholten Schilderung des Schlachtenlärms und bei der häufig unmotivirten Fortbewegung der Aktion an denselben Fehlern leidet, welche wir oben (Archiv I. S. 391) in Beziehung auf Tamerlan ausführlich besprochen haben.

Unter allen Stücken Greene's fand den größten Beifall die Honorable History of Friar Bacon and Friar Bongay, welche nach Collier's Ansicht eine Nachahmung von Marlowe's Faust sein soll, dem sie indessen einigermaßen nachsteht. Der bekannte Franciskaner-Mönch Roger Bacon war durch seine außerordentlichen Kenntnisse und Erfindungen in den Verdacht der Zauberei gekommen, und starb 1229 im Collegium zu Oxford, nachdem er früher zehn Jahre im Gefängnisse gesessen und erst durch die Vermittlung mehrerer Edelleute seine Freiheit wieder erlangt hatte. Mit der Tradition über diesen alten Hexenmeister hat Greene die Liebesgeschichte der schönen Försterstochter Margaretha von Fresingfeld verknüpft, welche mit dem Grafen Lacy sich verbindet, nachdem der Prinz von Wallis seine Leidenschaft zu ihr überwunden hat. Der Letztere heirathet die Tochter des deutschen Kaisers Friedrich, welcher in seinem Gefolge den großen Mathematiker und Zauberer Vandermast mitgebracht hat, um diesen mit den englischen Gelehrten disputiren zu lassen. Baco siegt freilich in diesem Kampfe; aber durch die Fahrlässigkeit seines Dieners verliert er die Macht über die Geister und bereitet sich selbst den Untergang.

Die Verbindung zwischen den beiden verschiedenen Handlungen erscheint äußerst locker, und ihre Entwickelung steht eigentlich in gar keiner Beziehung zu einander: der Prinz von Wallis nimmt

zwar in Liebesgluth seine Zuflucht zu dem Zauberer, der seinen Wünschen enspricht und ihm die Geliebte zeigt, wie sie der Liebe des Grafen Lacy sich hingibt; aber der Untergang des Baco hat gar nichts mit der Liebesgeschichte gemein. Ebenso ist das Auftreten des Königs Heinrich und des Kaisers Friedrich eine ganz äußerliche Begebenheit, welche auf die Entwickelung einer der beiden Haupthandlungen durchaus keinen Einfluß ausübt. Hiervon abgesehen muß man indessen zugeben, daß die Scenen des Stückes im Allgemeinen rasch in einander greifen, die Entwickelung der Handlung ist natürlich und oft überraschend anmuthig; die einzelnen Charactere sind gut und bestimmt gezeichnet und das ganze Werk kann zugleich als höchst jovial, mannigfaltig und launig bezeichnet werden.

Baco erscheint, bei seinem ersten Auftreten, im Kreise seiner Schüler und Freunde, welche er über manchfache Gegenstände unterrichtet*). Wir sehen keineswegs den Weisen der Geschichte vor uns, sondern vielmehr den Helden, wie ihn die Volkssage sich zugestutzt, und sein hochfahrendes Streben zeigt sich schon sehr deutlich in der Antwort, welche er seinem Verehrer Burden gibt.

Burden.

„Wir hören Baco, was wir längst vermuthet,
Dir sei das magische Geheimniß kund.
Durch Pyromantik weissagt dir die Flamme,
Durch Hydromantik kennst du Ebb' und Fluth,
Du lösest Zweifel durch die Aeromantik,
Um, wie Apollo, Fragen aufzuklären. —

* * *

Baco, noch mehr, Oxford erzählt sich laut,
Ja, England selbst und Heinrichs Hof verbreitet,
Daß du, durch Kunst, ein erzen Haupt erschafft,
Das Zweifel lösen soll und Aphorismen,
Und Vorlesungen hoher Weisheit halten;
Daß du durch Hülfe teuflisch böser Feinde
Gedenkst, in kurzer Frist von wen'gen Jahren,
Mit erznem Walle England einzuschließen."

Baco.

„Als Freunde, seh' ich, kommt ihr zu dem Mönch.
So wißt Doctoren, Baco kann durch Bücher
Den rauhen Boreas zum Donner wecken,
In Finsterniß die schöne Luna hüllen;
Der große Herrscher, Potentat der Hölle,
Zittert, wenn Baco ihn und seine Diener
Beugt vor dem mächtigen Pentagonen:

*) S. Tieck's Bearbeitung in seiner „Vorschule Shakspeare's."

Was Kunst vermag, das weiß der wack're Mönch;
Deshalb will ich die Zauberbücher öffnen,
Der Nekromantik Kraft auf's höchste spannen:
Ja, ich ersann und schuf ein erzen Haupt,
Die Masse mußte Belcephon mir hämmern,
Das soll Philosophie durch Zauber lesen:
England will ich durch meine Macht befest'gen,
Daß wenn zwölf Cäsars jetzo Rom beherrschten,
In ihrem Sold Europa's Legionen,
Kein Grashalm rührten sie auf Englands Boden.
Des Ninus Bau, in Babylon erhoben,
Der Erzwall, den Semiramis geschmiedet,
Und hoch geschwungen, wie das Thor der Sonne,
War nicht wie der, der Englands Strand umgürtet
Von Dover her bis zu dem Markt von Rye."

In Uebereinstimmung hiermit ist der Character Bacon's im weiteren Verlaufe des Stückes durchgeführt, und selbst sein Gegner Vandermast erkennt schon bei dem ersten Zusammentreffen den Gelehrten in ihm, welchem er das Zeugniß geben muß:

„Erhaben, Weisheit kündend ist dein Blick,
In deinem Antlitz scheint die Kunst zu thronen
Auf den gewölbten Brauen deiner Stirn."

Die Disputation wird von Bacon siegreich durchgeführt, der Fremdling muß sich vor seiner Macht und Weisheit beugen. Unbegreiflich bleibt es nun aber, wie Greene gegen das Ende des Stücks so ganz unmotivirt seinen Helden aus der Rolle fallen läßt. Baco tritt dort nämlich mit seinem Diener Miles auf, den man im ganzen Verlaufe der Handlung als einen höchst albernen Menschen kennen gelernt hat.

Er erzählt dem Diener, daß er durch siebenjähriges nekromantisches Zaubern und seine Forschungen in Hecate's verborgnen Lehren, ein ungeheures Haupt von Erz erschaffen habe, welches durch ein wunderbares Wirken Belcephon's, neue Aphorismen künden und England mit einem neuen Walle von Erz umgürten solle. Baco fügt hinzu, daß seine Lebensgeister jetzt der Ruhe bedürften und beschwört Miles, treulich zu wachen und ihn zu wecken, wenn der Kopf anfange zu sprechen, welches noch vor Tagesanbruch geschehen werde. Nichtsdestoweniger versinkt Miles bald nachher in einen leichten Schlummer; plötzlich fährt ein Blitz herab, eine Hand erscheint, die den Kopf mit einem Hammer zerschlägt, die Geister werden frei und Baco's Ruhm und Glorie sinkt auf ewig.

Die Lösung ist offenbar übereilt und unmotivirt und unser Held durfte seinem Character gemäß einem solchen Thoren einen so wichtigen Dienst durchaus nicht anvertrauen; um so weniger, da er sogar nicht umhin kann, selbst seine Angst wegen der ihm bekannten Fahrlässigkeit des Dieners auszusprechen.

Mit außerordentlicher Zartheit ist die liebliche Novelle von der Liebe des Prinzen und des Grafen Lacy gezeichnet, und man begreift schon hieraus zur Genüge, wie das Stück so sehr beliebt wurde. Der Character des Prinzen ist im Ganzen recht gut skizzirt; die schöne Försterstochter hat ihn bezaubert und er entsendet ihr seinen Busenfreund Lacy als Unterhändler. Aber Margaretha empfindet Liebe zu dem Grafen, und die Macht des Gefühls ist auch bei ihm plötzlich so mächtig, daß er ganz und gar seines Auftrages vergißt und sich seinem Glücke überläßt. Die Glücklichen hoffen Gnade vor dem Prinzen zu erhalten; doch dieser, welcher mit Hülfe des Zauberers Bacon zu ihnen geführt, Zeuge der Treulosigkeit seines Dieners wird, weiß sich kaum vor Zorn zu halten und ruft aus:

„Boshafter Lacy, liebt ich dich nicht mehr,
Als Alexander den Hephästion!
Enthüllt' ich dir die Schmerzen meiner Liebe,
Und schloß sie ein in deines Herzens Kammer!
Warst du nicht Eduards zweites Selbst! Sein Freund,
Einz'ger Vertrauter der geheimen Liebe?
Und brach ein Blitz der leicht verwelkten Schönheit
Die mächt'gen Ketten so vereinter Freunde?
Verworfner, falsch, und weibisch, Nebenbuhler
Zu sein, nur in Gedanken, deinem Prinzen!
Von Oxford eilt' ich her, seit ich gespeist,
Um noch vor Nacht dich Bösewicht zu strafen."

Margarethe entgegnet ihm hierauf:

„Ich war's mein Prinz, die fehlte, Lacy nicht.
Denn oftmals fleht und bat er mich für euch,
Und warb stets für den Herrn in Grün gekleidet:
Doch ich, von Liebesphantasie bethört,
Sucht' ihn mit süßen Blicken zu gewinnen.
Mein Auge nährt' ich, in sein Antlitz schauend,
Bezaubert liebt' ich Lacy mit den Blicken,
In Seufzern sprach mein Herz, das Aug' in Thränen.
Mitleid und Freude stritten mir im Antlitz.
Und alle diese stumm beredten Zeichen
Sie sollten meines Herzens Andacht künden.

Drum würd'ger Eduard, miß es nach dir selbst,
Ob Frauengunst den Mann zum Fall nicht zwinge,
Ob Schönheit und der heißen Liebe Pfeil
Nicht mächtig sind, der Freundschaft Bund zu lösen."

Nicht mit Unrecht hat man nach dem Vorhergehenden den plötzlichen Wechsel in dem Benehmen des Prinzen getadelt. Aus dem höchsten Zorne verfällt er in der folgenden Scene in einen plötzlichen ganz unmotivirten Edelmuth und verzichtet auf das schöne Mädchen zu Gunsten seines Freundes, welcher Margaretha heirathen und zur Gräfin erheben will. Auch in dem Character Lacy's erscheint es ganz unbegreiflich, daß er nach seiner früher ausgesprochenen Begeisterung noch immer zögert und zuletzt seine Geliebte in unbarmherziger Weise eine qualvolle Probe bestehen läßt.

Ganz besondere Sorgfalt hat Greene auf die Zeichnung von Margarethen's Character verwendet und dadurch zugleich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens bekundet. Gleich bei ihrem ersten Auftreten zeigt sie sich des Lobes werth, welches ihr der Prinz von Wallis zu Anfange des Stücks so reichlich spendet; aber der ganze Liebreiz ihres Wesens entfaltet sich erst dann recht, nachdem sie sich von Lacy geliebt weiß, und wir haben bereits oben gesehen, wie sie den Geliebten bei seinem Herrn wegen der scheinbaren Treulosigkeit entschuldigt.

In einer Zwischenscene bewerben sich zwei Freier, Lambert und Serlsby, um Margarethen's Hand, bei ihrem Vater, suchen sodann des Mädchen Gunst zu gewinnen und flehen mit den innigsten Liebesbetheuerungen um eine entscheidende Antwort, indem sie die Versicherung geben, sich damit beruhigen zu wollen, wie sie auch ausfallen möge. Da entgegnete ihnen Margarethe:

„Drum wißt Ihr Herr'n, daß kurz die Liebe dauert.
Und daß die Flammen, welche Venus zündet,
Nur brennen, wenn sie Neigung angefacht.
Deshalb verzeiht, wenn eines Mädchens Antwort
In Zweifel steht, bis ich mit mir berathen,
Weß Liebe noch mein Herz bezwingen möchte.

— — — —

Drum gebt mir Raum, mich etwas zu bedenken,
Denn Liebe blüht nicht gleich beim ersten Sturm;
Zehn Tage Frist und ihr sollt Antwort haben
Zu welchem Mann mein Herz sich neigen könnte."

Der glücklich Liebende läßt sich in dem Rausche des Hoflebens dazu verleiten, seine Margarethe auf eine Probe zu stellen.

Während sie noch darüber nachsinnt, wie sie dem Vater und den Freiern die Kunde ihres Glückes mittheilen solle, bringt ihr plötzlich ein Bote von Lacy einen Brief mit der Nachricht, daß er sich auf Befehl des Königs mit einer Hofdame verheirathen und sich deshalb von ihr trennen müsse. Den Betheuerungen seines herzlichen Andenkens hat er zugleich ein für die damalige Zeit reiches Geschenk hinzugefügt. — Margaretha ist wie vernichtet, und ihr Schmerz wahrhaft elegisch; endlich ermannt sie sich einigermaßen und entgegnet dem Boten:

„Nimm du mein Freund die hundert Pfund für dich,
Denn keine Mitgift braucht mein letzter Wunsch;
Von nun an ist die Welt mir Eitelkeit,
Das Gold nur Spreu, die Liebe Haß, Vergnügen Schmerz;
Denn ich will schnell zum hohen Fremingham,
Als Nonne will ich dort den Schleier nehmen,
Und opfern meine Lieb' und Freiheit Gott.
Nimm dies, du Mann, doch nicht für diesen Brief,
Denn hassenswerth ist er für Margarethe,
Nein, weil du Lacy dienst, den ich einst liebte."

Der Bote scheint gerührt und verspricht ihr, seinem Herrn die Kunde von ihrem tiefen Schmerze zu bringen; da entgegnet sie:

„Sag' ich bin froh, daß er verschmerzt die Liebe,
Ich bete, daß ihr Leiden mich nur treffe."

Der später herbeikommende Vater sucht sie, nachdem er die ganze Größe ihres Schmerzes begriffen, von dem gefaßten Entschlusse wieder abzubringen; aber vergebens, nur im Kloster glaubt sie die verlorne Ruhe wieder finden zu können.

„Ach Vater! wann des Himmels Harmonie
Im holden Klang nur ew'ge Treue tönt,
So wird der eitle Trug der Schmeichelwelt
Dem Herzen Margarethens nur verhaßt.
Ich liebte einst, Lacy war mein Geliebter,
Nun hass' ich mich dafür, daß ich geliebt,
Und mehr an ihn als meinem Gotte hing;
Dafür straf' ich mich selbst mit bitt'rer Reue:
Doch nun sagt mir der Schmerz so stolzer Sünden:
Lieb' ist nur Lust, und Himmels-Lieb' ist Liebe,
Und Schönheit, die der Liebe dient, ist eitel,
Die Welt hat nichts als lockende Verführung,
Stolz, Schmeichelei und unbeständ'gen Sinn.
Des Todes Dorn zu fliehn lass' ich die Welt,
Gelobe, nur des Himmels Heil zu suchen,

In Fremingham will ich als Nonne leben,
Heilig und rein in That, wie in Gedanken,
Und mögen alle Mädchen von mir lernen,
Um Himmelslust sich von der Welt entfernen."

Außerordentlich ergreifend ist nun endlich noch der Moment geschildert, in welchem das Herz der armen Margaretha vom Schmerze durch Wehmuth zur Freude geführt wird, als ihr der Geliebte wiedergegeben ist und sie der frühern Gelübde bald nicht mehr gedenkt.

Was endlich die Nebenpersonen betrifft, so erwähnen wir noch schließlich des Hofnarren, der eine wahrhaft komische Figur ist und jovial und ergötzlich die Zuhörer unterhält; das glänzende Beiwerk des deutschen Kaisers *) Friedrich II. und seiner Tochter

*) Man lese zur Characterisirung dieser Zeichnung folgende Stelle:

Heinrich.

„Europa's große Fürsten, Herr'n des Abends,
Ummauert rings vom alten Ocean,
Deß Wogen, hochgethürmt, den Zinnen gleichen
Die Babels Prachtbau wolkenhoch umzogen,
Willkomm', ihr Herr'n, willkomm' des Westlands Kön'ge
An Englands Küste, deß gespalt'ne Klippen
Zur eignen kleinen Welt dies Albion machen:
Willkomm' ruft Englands Heinrich euch entgegen,
Vor allen doch der schönen Leonore,
Die kühn für Eduard durch die Wogen schritt,
Der Fluth sich wie Agenors Kind vertraute,
Des wilden Sohnes Liebe zu gewinnen.
Englands Monarch, hoher Plantagenet,
Der Pyrenäen himmelhohe Berge,
Die felsenfest Castiliens Land ummauern,
Sie hemmten nicht die schöne Leonore.
Nein, hörend von des jungen Eduards Ruhm,
Hat sie dem grausen Stolz Neptuns getrotzt,
Die Stirn dem rauhen Aeolus geboten,
Drum froher mag sie Englands Herr begrüßen."

Leonore.

„Als Englands Herr durch seine Lords mir sandte
Des Prinzen Eduards liebliches Gemälde,
Ein theu'r Geschenk Castiliens Leonoren,
Die schöne Bildung dieses wackern Helden,
Die Tugend, die der Ruf von ihm verkündet
Des jungen Eduards kühnes Wagestück
Im heil'gen Lande vor Damaskus Mauern,
Schlugen mir Aug' und Sinn in gleiche Ketten,

wie auch des Königs Heinrichs III. ist eine höchst absonderliche Zuthat, welcher, wie auch den Disputationen des gelehrten Vandermast, eben kein sehr großer Werth beizulegen ist.

Das bekannte Stück „The pleasant conceited Comedie of George-a-Greene, the Pinner of Wakefield (1599)" können wir um so kürzer behandeln, da es bereits vielfach besprochen und in früherer Zeit fast allgemein für eine Jugendarbeit Shakspeare's gehalten ist. Dyce und Tieck erklären es indessen wohlbegründet für ein Werk Greene's, und eine vorurtheilsfreie Betrachtung der ganzen Anlage sowohl als auch des Einzelnen wird diese Ansicht nur unterstützen können. Wir finden in dem Stücke ein Paar volksthümliche Sagen in epischer, rein äußerlicher Verbindung und dabei dieselben Vorzüge und Mängel der Green'schen Diction und Anschauungsweise.

Auffallend und vielleicht unpassend möchte es ganz besonders erscheinen, daß die einfachen Landmädchen in diesem Stücke eine ungewöhnliche Kenntniß der Mythologie bekunden. Es ist in

---

So sprach mein Herz für Englands tapfern Sohn,
Daß ich Gefahren seinethalb bestand.
Wo ist der Prinz, mein König?"

Heinrich.

„Vor kurzem erst entfernt er sich vom Hofe,
Nach Suffolk hin zum schönen Fresingfeld,
Im Jagen eines Wilds sich zu ergötzen
Nach Hampton Hauf' gesandte Briefe melden,
Es sei der Prinz mit seinen Lords geritten
Nach Oxford hin zur Universität,
Die Weisen disputiren dort zu hören.
Doch Briefe send' ich eilig meinem Sohn,
Von Oxford ihn an unsern Hof zu laden."

Friedrich.

„Nein, Heinrich, laßt uns alle wie wir sind,
Mit unserm Zug sogleich nach Oxford reiten,
Gern möcht' ich eure hohen Schulen sehen,
Was eur' Academien an Weisen haben;
Von Habsburg bracht' ich diesen Tiefgelehrten,
Mit Englands Rednern hier zu disputiren:
Des Doctors Nam' ist Jacob Vandermast.
Ein Deutscher von Geburt, ging er nach Padua,
Nach Florenz und zum herrlichen Bologna,
Und dort die tief Gelehrten sprechend, schlug
Er die berühmtesten mit Aphorismen,
Und in Magie, in Kunst, Mathematik:
Nun mag er sich in deinen Schulen prüfen."

dieser Hinsicht indessen mit vollem Rechte von verschiedenen Seiten*) darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Kenntniß in damaliger Zeit ziemlich allgemein verbreitet war und daß die Stadtfeste, Aufzüge, die moralischen und allegorischen Feierlichkeiten, alle beliebte Gedichte und Romane dafür sorgten, die Kenntniß der griechischen Gottheiten zu verbreiten und zu erhalten.

Nach dem bisher Mitgetheilten wird hoffentlich die Behauptung als gerechtfertigt erscheinen, daß Shakspeare bei seinem Auftreten einen guten Boden für seine Bestrebungen bereits vorfand, und daß besonders Marlowe und Greene nicht ohne Erfolg dafür gesorgt hatten, den rohen Geschmack der Zuschauer zu bilden und ungeachtet der vorherrschenden Begierde nach stetem Wechsel, ungeachtet des bloßen Verlangens nach Lust und Vergnügen, Sinn für das Wahre und Bleibende, für die eigentliche dramatische Poësie zu verbreiten und demselben Nahrung zu geben.

Ehe wir indessen die Entwicklungsgeschichte des englischen Drama's abbrechen, müssen wir hier vor dem Auftreten Shakspeare's noch einiger Dichter erwähnen, deren Namen wohl genannt zu werden verdienen, wenngleich sie nicht eigentlich Epoche machten, nämlich John Lyly, George Peele, Th. Kydd, Th. Nash und Th. Lodge.

John Lyly, den wir hier voranstellen, lieferte in seinen Schriften manche Züge von wahrer Genialität, die man bei seinem ziemlich schlechten Geschmacke nicht hätte erwarten sollen, und neben vielen Seltsamkeiten und Albernheiten findet sich in seiner Poesie zuweilen ein süßer lyrischer Gesang. Er wurde 1554 in der Grafschaft Kent geboren, erhielt in Oxford und Cambridge eine gelehrte Erziehung, wurde 1573 B. A., 1576 M. A. und starb etwa um das Jahr 1600. Wenngleich er kein eigentlicher Dichter genannt werden kann, so besaß er doch bei außerordentlicher Gelehrsamkeit einige Phantasie und übte nicht nur auf das Drama, sondern auf die damalige Sprache und Bildung überhaupt einen bedeutenden Einfluß. Durch die Herausgabe seiner Euphues (1580) führte er jene phantastisch verkehrte und lächerlich pathetische Unterhaltungssprache**) ein, welche mit einer Art von

*) S. Tieck's Vorschule Shakspeare's I. Bd. XXI.

**) Die unter dem Namen „Euphuism" bekannte gezierte Schreibart war die Erfindung Lyly's; dieses neue Englisch fand gleich anfangs solchen Beifall, daß sich Niemand an den Hof oder in die höheren Regionen der Gesellschaft wagen durfte, der es nicht verstand to parley Euphuism.

Manie am Hofe geredet und von Frankreich aus im 18. Jahrhundert auch an die deutschen Höfe verpflanzt wurde. Seine Werke enthalten eine fabelhafte und widernatürliche Naturphilosophie und man begreift nicht, wie Malone die Behauptung aufstellen konnte, Lyly habe sich einer guten Zeichnung des Charakters und des Lebens mehr als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Zeit genähert. Von der consequenten Durchführung einer leitenden Idee kann nämlich in seinen Stücken eben so wenig die Rede sein, als von einer treuen Haltung der Charaktere; schon der von ihm gewählte Stoff, welcher meistentheils rein mythologisch war, läßt vermuthen, daß Lyly wahres menschliches Leben nicht eben schildern konnte, und es genügte ihm auch eigentlich in seiner Stellung zu dem Hofe durch seine feinen und oft sehr versteckten Allegorien seine hohen Gönner zu erfreuen und sie durch Witze und Scherze zugleich zu belustigen. Er besaß übrigens außerordentlich viel Talent für die leichtern Arten lyrischer Poesie und erwarb sich um das Drama noch das besondere Verdienst, der Prosa auch an diesem Orte zuerst Geltung verschafft und so gleichsam Shakspeare vorgearbeitet zu haben. Von seinen neun dramatischen Stücken waren sieben in Prosa, eins in Versen und eins im sogenannten blank verse oder jambischen Versmaße ohne Reime. Sein bestes und wahrscheinlich ältestes Stück ist Campaspe (1584 A most excellent comedie of Alexander, Campaspe and Diogenes), welches im Ganzen nicht recht befriedigt, wenngleich es viele einzelne Schönheiten enthält, und man hat mit Recht darüber die Bemerkung gemacht*), es sei ein warnendes Beispiel, daß man aus Anekdoten und epigrammatischen Einfällen niemals ein dramatisches Ganzes zusammenbaue. Der Verfasser ist ein gelehrter Witzling, aber durchaus kein dramatischer Dichter.

Man erinnert sich indessen nach dem Lesen seiner Stücke unwillkürlich einer großen Anzahl kleiner Lieder und kurzer poeti-

---

Eine gewisse Vorstellung von diesem „pure and reformed English“ gibt der berühmte Verfasser des „Klosters“ in der Rede des Sir Piercie Shafton, wenn gleich die ganze Zeichnung mehr eine Karrikatur zu nennen ist. Ein interessanter Beitrag hierzu findet sich auch bei Shakspeare in Love's labour lost, wo Holofernes über den Euphuist Don Adriano de Armada schmähet und seine Sprachweise ziemlich ausführlich schildert: a man of fire-new words, fashion's own knight, — that hath a mint of phrases in his brain — one of whom the music of his own vain tongue doth ravish like enchanting harmony u. s. w.

*) S. Schlegel's dramatische Vorlesungen II. 2. p. 269.

scher Sentenzen, welche in den Dialog eingeflochten und in ihrer Art unübertrefflich sind; z. B.

Cupid and Campaspe.

Cupid and my Campaspe play'd
At cards for kisses; Cupid paid.
He stakes his quiver, bow, and arrows,
His mother's doves and team of sparrows;
Loves them too, and down he throws
The coral of his lip — the rose
Growing on's cheek; but none knows how;
With these the crystal on his brow,
And then the dimple of his chin;
All these did my Campaspe win:
At last he set her both his eyes;
She won, and Cupid blind did rise.
Oh Love, hath she done this to thee?
What shall, alas, become of me!

Song.

What bird so sings, yet so does wail?
O 't'is the ravish'd nightingale —
Jug, jug, jug, jug — tereu — she cries,
And still her woes at midnight rise.
Brave prick — song! who is't now we hear?
None but the lark so shrill and clear,
Now at heaven's gate she claps her wings,
The morn not waking till she sings.
Harh, hark! but what a pretty note,
Poor Robin red-breast tunes his throat;
Hark, how the jolly cuckoos sing
„Cuckoo!" to welcome in the spring.

Neben Lyly verdient vor Allem George Peele genannt zu werden, welcher als Stadtpoet und Leiter der Hoffpiele (pageants) ein freies ungebundenes Leben führte und sich durch seinen Leichtsinn zu manchen schlechten Streichen hinreißen ließ, welche ihm die Achtung seiner Zeitgenossen rauben mußte. Man verzieh ihm indessen Vieles in Anerkennung seines Talentes und aus Mitleiden mit der Noth, in welche er sich oft versetzt fand. Er stammte aus Devonshire, erhielt in Oxford von 1573 an eine gelehrte Erziehung und im Jahre 1579 von Christ church college den akademischen Grad eines Master of arts. Nach seiner Rückkehr nach London, trat er daselbst als Dichter und Schauspieler auf, wurde 1589 Theilhaber am Blackfriars Theater und verfaßte außer seinen Schaustücken (shows) und Dramen eine große Menge

von Gelegenheitsgedichten. Erst nach seinem Tode, im Jahre 1606, erschienen die Merry conceited Jests, eine Art von Lebensbeschreibung, welche auf seine Moralität kein eben sehr günstiges Licht wirft.

In seiner dramatischen Poesie entfaltete er eine reiche Phantasie und viel Zartheit; aber es fehlte ihm die höhere Weihe des Dichters: bei aller Schönheit und Idealität seiner Charaktere fehlt es ihnen sehr oft an der inneren Wahrheit, bei aller Anmuth des Ausdrucks, bei aller Melodie des Verses fehlt es an jener Kühnheit des Genies und jener Originalität der Erfindung, welche den wahren Dichter charakterisiren. Dessen ungeachtet erfreute er sich des höchsten Beifalls in seiner Zeit und der bekannte Nash unter Andern empfiehlt ihn in his Address vor Greene's Menaphon 1587 mit folgenden Worten:

> I dare commend George Peele unto all that know him, as the chief supporter of pleasance now living, the Atlas of poetry, and *primus verborum artifex;* whose first increase, the Arraignmeut of Paris, might plead to your opinions his pregnant dexterity of wit and manifold variety of invention, wherein, *(me judice)* he goeth a step beyond all that write.

Wenn gleich indessen Peele's Stücke viele einzelne poetische Schönheiten enthalten, so stehen sie doch — abgesehen von allem Uebrigen — auch in Hinsicht des Versbaues Marlow's Leistungen bei weitem nach, und es fehlt ihnen überhaupt an dem eigentlich dramatischen Charakter.

Wenn man die Schriften Peele's ohne Vorurtheil betrachtet, so muß man gegen Campbell*), welcher ihm ein überschwängliches Lob ertheilte, der Ansicht Collier's beipflichten, welcher dieses Rühmen für übertrieben erklärt. Peele ist allerdings nicht ohne Phantasie und hat in der Schilderung einzelner Scenen oft höchst glänzende Farben; was aber den Totaleindruck des Ganzen betrifft, so befriedigt dieser auch die bescheidensten Ansprüche nicht im Geringsten. Sein Eduard I. ist z. B. ein höchst abgeschmacktes Stück, und wenn gleich man es hie und da wegen der Leichtigkeit

*) Campbell sagt über Peele: His David and Bethsabe is the earliest fountain of pathos and harmony that can be traced in our dramatic poetry. His fancy is rich and his feeling tender; and his conceptions of dramatic character have no inconsiderable mixture of solid veracity (??) and ideal beauty. There is no such sweetness of versification and imagery to be found in our blank verse anterior to Shakespeare.

des Dialogs loben mag, so verdient es andrerseits schon aus dem Grunde den entschiedensten Tadel, weil es den Thatsachen der Geschichte geradezu Hohn spricht und die tugendhafte Eleonore von Castilien in ein scheußliches Fratzenbild umgewandelt hat; eine Thatsache, welche, wie man vermuthet, wohl nur in der unedlen Absicht ihren Grund hat, die spanische Nation dem Volke verhaßt zu machen. Den meisten und gerechtesten Beifall fand the Love of King David and fair Bethsabe, ein Stück, welches indessen häufig überschätzt worden ist. Wir haben hier ein abgerundetes Ganze vor uns, dessen Inhalt genau mit der alttestamentlichen Erzählung übereinstimmt; die Form ist ebenfalls wohl gelungen zu nennen, wenn gleich der Vers zuweilen etwas monoton erscheint. Die Charaktere sind im Allgemeinen gut gezeichnet, nur stellenweise zu sehr idealisirt. Große Sorgfalt ist auf die Schilderung des David verwendet, und die Scenen, in denen er seiner Schuld bewußt wird oder auch seine Liebe zu Bethsabe ausspricht, die Scenen, in denen er des Urias kriegerischen Ehrgeiz zu entflammen sucht, oder auch seinem Kummer um Absalon freien Lauf läßt, sind meisterhaft.

Außer diesen beiden Stücken erwähnen wir noch kurz des Arraignment of Paris (1584), einer Jugendarbeit, welches als show am Hofe vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde; the Old Wives tale und the battel of Alcazar verdienen nur geringe Beachtung, indem das eine nur eine trockene Skizze von Mährchen und das andere von Schlachten liefert, wobei sich der Verfasser zugleich im ganzen Plane manche nicht zu rechtfertigende Licenz erlaubt hat.

Ueber die Zeit, in welcher Th. Kyd seine Dramen schrieb, wie überhaupt über seine Lebensumstände läßt sich mit Sicherheit nichts feststellen. Er erhielt ohne Zweifel eine gelehrte Erziehung und dichtete wahrscheinlich um das Jahr 1588 seinen Jeronimo, welchem in späterer Zeit the Spanish tragedy, eine Art von Fortsetzung, folgte.

Es ist außer allem Zweifel, daß Kyd die Sprache außerordentlich beherrschte, aber in Ansehung seines dramatischen Verdienstes sind gar viele Zweifel erhoben worden, da nach der Ansicht vieler Kritiker das Beste aus seinen beiden Stücken der Feder Jonson's angehören soll. Lamb hat die fraglichen Stellen alle gesammelt und unserer Meinung nach überzeugend dargethan, daß sie „das eigentliche Salz" des alten Stückes seien welches, ohne sie, nur ein caput mortuum gewesen wäre.

Collier trägt indessen nicht im Geringsten Bedenken, zu behaupten, daß Jonson diese Zusätze gemacht habe, obgleich er dafür durchaus keinen genügenden Grund anzuführen weiß, ja sogar gestehen muß, daß diese Zusätze Jonson in einem ganz neuen Lichte zeigten und daß sich in Jonson's eignen Stücken nichts vorfände, was in Beziehung auf pathetische Schönheit einigen der fraglichen Stellen an die Seite gesetzt werden könne. Lamb ist der Ansicht, daß man die Zusätze mit weit besserem Grunde Webster zuschreiben könne, wenn man sie überhaupt nicht für das Werk Kyd's annehmen wolle; „They are full, sagt er, of that wild, solemn preternatural cast of grief which bewilders us in the Duchess of Malfy.“ Beide Stücke hielten sich bei dem schaulustigen Publikum sehr lange in ihrer Popularität, was sich nur aus der einfachen und kräftigen Diktion sowohl, die freilich oft sehr schwülstig ist, als auch aus der gelungenen Schilderung einzelner Charaktere erklären läßt. Um so mehr wurden sie von anderen Dichtern angefeindet und besonders die spanische Tragödie ward in späterer Zeit aufs Bitterste verspottet und parodirt, und sie verdiente dieses gewissermaßen wegen der oft manierirten Schilderung der gewaltigsten Leidenschaften und wegen der höchst matten Katastrophe, die nicht tragisch, sondern nur albern und lächerlich ist.

Kyd übersetzte außerdem eine Tragödie von Garnier aus dem Französischen: „Pompey the Great and his fair Cornelia's Tragedie, welche 1595 gedruckt ward.

In Rücksicht seiner dramatischen Leistungen stand Thomas Nash noch tiefer; auch über seine Lebensverhältnisse ist wenig mit Sicherheit bekannt. Er war in Leostoff in Suffolk etwa um 1558 geboren, studirte in Cambridge, sah sich in späterer Zeit durch die Bitterkeit seiner Satyre vielen Verfolgungen preisgegeben und starb etwa um das Jahr 1600.

Als Satyriker verdiente er weit mehr Lob und Anerkennung, als wegen seiner Dramen; sein sprudelnder ergötzlicher Witz, wie auch die beißende Bitterkeit seiner Satyre*), vor Allem aber die rasche Aufeinanderfolge seiner Streitschriften gegen die Puritaner und deren Vorkämpfer Martin Mar-Prelate, wie auch der Kampf

*) His style was witty, though he had some gall,
Something he might have mended, though not all.
Return from Parnassus.

gegen den armen Gabriel Harvey*) haben ihm eine wohlverdiente Berühmtheit verschafft, welche noch kürzlich durch D' Israeli in den bekannten Quarrels und Calamities in meisterhafter Weise geschildert sind.

Außer dem kleinen Stücke „Summer's Last Will and Testament," welches theils in Prosa, theils in jambischem Versmaße (blank verse) geschrieben ist und 1592 in Nonsuch vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde, unterstützte er Marlow bei der Abfassung seiner Tragedy of Didó, Queen of Carthage, wie wir dies bereits oben gezeigt haben. Der Versbau Nash's ist durchaus nicht melodisch, sondern vielmehr hart und monoton, und die besten Verse, welche er überhaupt jemals machte, sind diejenigen, in denen er seine eigne Verzweiflung beschreibt. Die Aufführung des satyrischen Stückes Dido, queen of Carthage, welches nicht gedruckt wurde, brachte den Verfasser ins Gefängniß, und da er mit der Schärfe seiner Satyre Alles geißelte, so war die Zahl seiner Feinde außerordentlich groß und es ist nur von Sydney bekannt, daß er sich mit Edelmuth und Wärme des verfolgten Dichters zu wiederholten Malen annahm.

Wir erwähnen noch zum Schlusse des Dichters Thomas Lodge, welcher mit den besten Dramatikern seiner Zeit in engstem Freundschaftsbündnisse lebte. Er studirte im Jahr 1573 in Oxford, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, später indessen dem Studium der Medicin und wurde in Avignon zum Doctor promovirt. Späterhin begleitete er den Capitain Clarke nach den Canarischen Inseln als Wundarzt. Sein außerordentliches poetisches Talent veranlaßte ihn im Jahre 1590 eine Novelle unter dem Namen Rosalind, Euphues' golden Legacy zu veröffentlichen, in welcher er den manierirten Styl Lyly's mit Wärme empfahl. Das Werk fand großen Beifall und Shakspeare nahm aus demselben später den Stoff zu seinem Stücke „As you like it." — Lodge wurde nach seiner Rückkehr in das Vaterland mit Marlow, Greene und Peele bekannt und innig befreundet, und da er in sich den Beruf fühlte, für die Fortbildung des Drama's zu wirken, so gab er seine bisherige Stellung auf, um sich ganz und gar der Bühne zu widmen und trat zuerst mit einem historischen Stücke auf the Wounds of Civil War, lively set forth in the true tragedies of Marius and Sylla. Wahrscheinlich ist dieses

*) H. hatte bekanntlich die Vereinigung des Jupiter und Saturn 1582 vorausgesagt.

Werk dem Tamerlan nachgebildet; es enthält eine Menge von Gräuelscenen, deren Verbindung ziemlich locker ist, und es fehlt ihm an der rechten Einheit. Im Einzelnen finden sich recht schöne Momente und der Dichter ist besonders wegen seiner Einfachheit und Zartheit des Ausdrucks zu loben, worin er Marlow bei weitem übertrifft.

Ein höchst eigenthümliches Drama verfaßte Lodge in Verbindung mit Greene unter dem Titel: A looking glass for London and England, worin sie mit Benutzung der biblischen Geschichte der Stadt Ninive (London) die puritanischen Jammerlieder parodirten, welche über die Unsittlichkeit der Bühne lamentirten. Es ist schwer zu bestimmen, wie groß Lodge's Antheil an dieser Arbeit gewesen sein mag; die Entscheidung der Frage, welche gewöhnlich zum Nachtheile Greene's ausgefallen, ist übrigens von keiner großen Bedeutung, da das Stück im Ganzen geringen Werth hat und zur Genüge beweis't, daß Lodge sehr wenig dramatisches Talent besaß. Ein größeres Verdienst erwarb er sich durch seine lyrischen Gedichte und Satyren, wie auch durch seine Uebersetzung des Josephus. Sein Versbau war außerordentlich schön und mit einem Reichthum und einer natürlichen Einfachheit des poetischen Beiwerks verband er eine Zartheit des Gedankens und eine Eleganz des Ausdrucks, welche ihm die Herzen gewinnen mußte. Als Dichter wird er mit vollem Rechte über Greene gesetzt und übertrifft auch Kyd in der Zeichnung des Charakters, wenn gleich er letzterem in der Kraft und Kühnheit der Conception bei weitem nachsteht. Man lese z. B.

Turn I my looks unto the skies,
Love with his arrows wounds mine eyes;
If so I gaze upon the ground;
Love then in every flower is found;
Search I the shade to fly my pain,
Love meets me in the shade again;
Want I to walk in secret grove,
E'en there I meet with sacred love;
If so I bathe me in the spring,
E'en on the brink I hear him sing;
If so I meditate alone,
He will be partner of my moan;
If so I mourn he weeps with me,
And where I am there will he be!

Werfen wir von dem jetzt erreichten Standpunkte nochmals einen Blick zurück, so können wir vor Allem die Bemerkung nicht

unterdrücken, daß fast sämmtliche Dichter, welche das eigentliche Drama begründen und bisher fortbilden halfen, eine gelehrte Erziehung erhalten hatten, und es erklärt sich daraus, daß nicht nur die Form, sondern auch der Geist der alten Stücke eine klassische Färbung besaß. Vor allem beweis't die ganze Diction der besprochenen Werke, daß ihre Verfasser gelehrte Studien getrieben hatten und die Latinität auf die kräftige aber oft klanglose angelsächsische Sprache einwirken ließen. Die bedeutendsten unter ihnen hatten aber außer ihren Büchern auch das Leben zugleich gehörig kennen gelernt und die Triebfedern des menschlichen Handelns wie auch das ganze Treiben der Welt mit scharfem Auge sorgfältig beobachtet. Shakspeare fand in diesen Vorgängen freilich kein vollendetes Vorbild, wohl aber viele einzelne Elemente, welche er in sich aufnahm, veredelte und zu einem harmonischen Ganzen in genialer Weise verband. Fehlte ihm freilich eine gelehrte Bildung, so vermied er eben dadurch um so leichter die Gefahren, denen der verbildete Geschmack der Zeit die Dichter aussetzte, und er konnte ungehemmt auf das große Ganze die Kraft seines Genies in solcher Weise wenden, daß wir bei dem Lesen seiner Tragödien mit unserm Goethe fühlen müssen, gleichsam vor den ungeheuren Blättern des Schicksals selbst zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Nicht sowohl in dem Glanze einzelner Scenen oder in der Haltung einzelner Personen mußte das Drama fortentwickelt werden, sondern vielmehr durch den eigentlichen Fortschritt der Fabel und den ganzen Schwung des Dialogs, und äußerst treffend ist in dieser Hinsicht das Wort des „Dr. Johnson," daß derjenige, welcher es versuchen wollte, Shakspeare durch einzelne Citate zu empfehlen, nicht besser erscheinen möchte, als der Pedant in Hierocles, welcher bei dem Feilbieten seines Hauses einen Dachziegel zur Probe vorzeigte. Shakspeare wandelte anfangs die Bahn seiner Vorgänger, wich aber allmählig mehr von den Einzelnen ab, je mehr sich die Blüthe des Genius in ihm entfaltete und je mehr sich die verschiedenen Elemente in ihm harmonisch gliederten, bis er endlich die Regelmäßigkeit der Disposition, die Symmetrie der einzelnen Theile und die planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen erreichte, welche die Nachwelt in vielen seiner Stücke nicht genug bewundern kann.

Zwei Fabeln von Lafontaine.

Ob wir schon eine vollständige Uebersetzung von Lafontaine'schen Fabeln besitzen, weiß ich nicht. Die mir bekannten Nachahmungen, in denen sich unsere frühere Literatur gefiel, entfernen sich so sehr vom Original, daß man dasselbe kaum daraus kennen lernen kann. Sie stehen etwa in demselben Verhältniß zu Lafontaine, wie dieser zu Aesop, Babrius und Phaedrus, nur mit dem Unterschiede, daß Lafontaine, der sorglose Liebling der Musen, den oft noch rohen Stoff mit unnachahmlicher Laune, Anmuth und Feinheit zum neuen Kunstwerk umschmilzt und ihm durch neue Anwendung und Beziehung ein selbstständiges Leben einhaucht, während jene ihr Original nur verwässern. Unsere Zeit glaubt sich der Fabel entwachsen, ohne zu bedenken, daß selbst die Politik, der sie sich besonders zuneigt, grade in dieser Dichtungsform ein anspielungsreiches, ausdrucksvolles Organ finden könnte, in dem sich, Lafontaine beweist es, allerlei Wahrheiten aussprechen lassen, die dem directen Ausdruck verschlossen bleiben. Ob die Herausgabe einer Sammlung Lafontaine'scher Fabeln in möglichst treuer Nachbildung Anklang finden würde, ist zweifelhaft. Die beiden folgenden Proben mögen als ballon d'essai dienen.

Der Rabe und der Fuchs.

Herr Rabe saß auf einem Ast gehockt,
Im Schnabel einen Käse haltend,
Herr Fuchs, von dem Geruch herbeigelockt,
Spricht, alle seine List entfaltend:
Wie freut michs, Herr von Rabe, Sie zu sehn.
Doch, ach mein Herr! wie sind Sie schön!

Wie blühen Antlitz und Gestalt!
Entsprechen Ihre Lieder
Dem strahlenden Gefieder,
Dann nenn' ich Phönix Sie im Wald.
Vor Lust weiß kaum der Rabe sich zu fassen,
Es drängt ihn, hören sich zu lassen,
Er reißt den Schnabel auf und läßt die Beute fallen,
Der Fuchs greift zu, er hat sie schon in seinen Krallen
Und spricht: Mein Herr, der Schmeichler pflegt zu leben
Auf Kosten derer, die Gehör ihm geben,
Dies ist die Lehre, die mein Thun erklärt,
Sie ist schon, denk ich, einen Käse werth.
Der Rabe, wie er das vernimmt,
Schwört, ganz beschämt und ganz ergrimmt,
Nur etwas spät: „Durch Schmeichelein
Zieht Niemand mehr mich in sein Netz hinein!"

Die Eichel und der Kürbis.

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Um diese Wahrheit zu beweisen
Brauch' ich mit Euch nicht durch die Welt zu reisen,
Ein Kürbis führt uns auf die Bahn.
„Wie schwer ist diese Frucht, wie schwach ihr Stengel,
Woran, sprach Hans, hat Gott gedacht,
Das Ding hat, scheint mir, seine Mängel,
Ich hätt' es anders wohl gemacht,
Der dicke Kürbis sollte hangen
An jener Eiche starkem Zweig,
Das, mein ich, wäre schon gegangen.
Wie schade, Hans, daß er um Rath dich nicht
Gefragt, von dem der Pfarrer Sonntags spricht,
Gewiß, es würde Manches besser sein,
Die Eichel, wie mein Finger klein,
Pflanzt' ich an diesem Platze ein,
Sie paßt hier wahrlich besser her,
Als jener Kürbis, groß und schwer.
Je mehr ich sinne, wird mir klar,
Daß Gott in großem Irrthum war."
Geblendet so von seiner Weisheit Licht
Sprach Hans: Mit so viel Geist, da schläft man nicht,
Und läßt im Schatten jener Eichen
Gar bald vom Schlummer sich beschleichen.
Da sieh, fällt eine Eichel 'runter,
Sie fällt just auf die Nasenspitze
Und, wie geweckt vom Blitze,
Wird Hans auf einmal munter,

Und greift, von Schmerz und Angst gedrängt,
Zur Eichel, die im Bart ihm hängt.
O weh! o weh! mein Nasenbein,
Was aber würde dann es sein,
Wenn mir ein Kürbis mit der ganzen Schwere
Statt jener Eichel in's Gesicht gefallen wäre. —
Gott wollt' es nicht, das Ding hat seinen Grund,
    Schon fang ich an, es einzusehn,
    Drum will ich nun nach Hause gehn,
Gott preisend mit bescheidnem Mund. —

Bremen.

A. Laun.

Ueber eine Art der Attraktion des Relativs im Französischen und Italienischen (Lateinischen, Deutschen, Englischen.)

Im Griechischen ist es häufig, daß das Relativum den Casus des ausgelassenen Demonstrativums annimmt. Bisweilen wird dieser Casus von einer Präposition regiert, bisweilen nicht. Vgl. einerseits Xen. memorab. Socr. 2, 6, 34: *ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὔνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω εὐνοϊκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ*, — vergl. 4, 7, 2. *μέχρις οὗ* für *μέχρις ἐκείνου, ὅπου*, Anab. 1, 9, 25; Plat. Phaedon. p. 61 c; — andrerseits Thuc. 1, 4: *Μίνως παλαιότατος, ὧν ἀκοῇ ἴσμεν, ναυτικὸν ἐκτήσατο*, das. 5: *ὧν πυνθάνονται ἀπαξιούντων τὸ ἔργον.* — Im Deutschen ist ein ähnlicher Sprachgebrauch, doch seltner, und im Neuhochdeutschen für anomal zu achten. So sagt Kleist im „Käthchen von Heilbron" Akt 1 Auftr. 2: „Als ich auf der Schwelle saß und weinte, und dir auf was du sprachst, nicht Rede stand" — und etwas vorher: „Du sollst sogleich vor jene Schranken treten und Rede stehen auf was man fragen wird." Bei Häring (Alexis) heißt es (Shakespeare und seine Freunde B. 3. S. 270): „Kümmre dich nicht nicht um was ich sagte, schier dich nicht um was ich that;" bei Oehlenschläger (Corregio Ausg. von 1820 S. 101): „Ihr seid kein blinder Greis, der artige Sachen in Holz ausschneidet ohne Auge für was Andere thun;" bei Hans Sachs (s. Kunisch B. 3. S. 251): „Die zween (Erstochenen) ich auch alltag besich, daß sie zu rach ergrimmen mich über die sie entleibten" und Heinr. von Morrungen singt (Wackernagels Leseb. B. 1. Ausg. 1. S. 229 V. 11): Singe ab ich durch die mich frout hie bevoren, sô velsche dur got nieman mîne triuwe." Möglicher Weise kann man über diese Säze dreifacher Ansicht sein. Man kann einmal das Relativ von der Präposition regiert denken, wie das im Griechischen augenfällig ist, man kann ferner den ganzen Relativsatz als ein unwandelbares Substantiv ansehn und

von der Präposition abhängig denken, oder man kann endlich hinter der Präposition eine Pause setzen und dieselbe adverbial *) auffassen. Im Deutschen dürfen wir den ersten Fall zulassen, da auch ohne Präposition das Relativ den Casus des ausgelassenen Demonstrativums durch Attraktion annimmt. So steht bei Wackernagel a. a. O. S. 19 „Wê demo vinstrî scal sinô virinâ stuen." Es dürften sich also im Deutschen wenigstens für die frühere Periode auch Beispiele finden wie: „Sprich mit denen es gesehen haben." Wie weit die englische Sprache in dieser Wortfügung gehe, ist uns nicht bekannt. Sie findet sich in Beispielen wie: I gave him part of what I had. I gave only a part of what you want. He gave me some of what he had. From what you say **). Im Hebräischen, wo sich auch die genannte Verbindung der Präpositionen mit dem Relativ findet, kann wegen der mangelnden Casusendung nicht so leicht entschieden werden, welcher der oben genannten drei Fälle anzunehmen ist. Vergl. 1 Mos. 43, 16. Jer. 15, 4. Doch s. das Nähere bei Ewald (Gram. der hebräischen Sprache des A. T. 2. Aufl. §. 592. f.) Fast eben so ist es im Französischen und Italienischen. Voltaire läßt in seiner Geschichte Karl's XII. (l. 4 p. 165 ed. 2 Leipzig bei G. Fleischer d. J. 1825 p. 165) den russischen Kaiser zur Arrieregarde sagen: „Je vous ordonne, de tirer *sur quiconque* fuira et de me tuer moi-même, si j'étais assez lâche pour me retirer. Maynard sagt in einem Chanson (S. Handbuch der franz. Sprache und Literatur von Ideler und Nolte poet. Th. 4. Aufl. S. 19): „Je demande sur toutes choses, garçon, que les portes soient closes *à qui* voudra parler à moi. Boileau in der 4. Satyre V. 50 (Ideler rc. S. 185): Cela s'est dit *pour qui* veut se connaître, le plus sage est celui, qui ne pense point l'être; Deshoulières (Reflexions diverses das. p. 262): *De qui*

*) In freilich anderer Weise gebraucht man in der Conversationssprache mitunter „ohne" adverbial z. B. „Das ist nicht ohne" oder auch „er ist nicht ohne," wie denn auch Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik (Sämmtl. W. 12. B. Leipzig bei G. J. Göschen 1823 S. 67) sagt: „Es ist nicht ohne, daß die Gesetzgeber gegen eingewurzelte und hartnäckige Schaden...

**) Wenn Milton (Paradise lost B. 1, 180 ff.) singt: „Seest thou yon dreary plain forlorn and wild, the seat of desolation, void of light, *save what* the glimmering of these livid flames casts pale and dreadful? so gehört dies wohl nicht hierher, noch weniger B. 1, 75. O how unlike the place *from whence* they fell!" obwohl es eine Uebersetzung so scheint aufgefaßt zu haben.

nous a servi la vue est importune; Lafontaine in der „Phoebus et Borée" überschriebenen Fabel (das. p. 283): Celui-ci, dit le Vent, prétend avoir pourvu à tous les accidens; mais il n'a pas prévu que je saurai souffler de sorte, qu'il n'est bouton qui tienne; il faudra, si je veux que le manteau s'en aille au diable. L'ébattement pourrait nous en être agréable. Vous plait-il de l'avoir? Eh bien gageons nous deux, dit Phoebus sans tant de paroles; *à qui* plutôt aura dégarni les épaules du cavalier, que nous voyons; Piron (les deux tonneaux conte allégorique das. S. 444): Quand de Japet le fils, tant bien que mal eut fagotté le risible animal au front superbe, à cervelle débile, d'orgueil ayant la tare indélébile; *de qui* le mange assurant qu'il est Roi, pour tout réptile avouant son effroi, et qui pourtant raisonnable se nomme u. s. w. Delille im ersten Gesange des Gedichtes: Les Jardins (Idel. a. a. O. S. 608): „Ainsi l'arbre et les eaux se prêtent leur secours... Sachez donc les unir; ou si dans des beaux lieux la nature sans nous fit cet hymen heureux respectez-la. Malheur *à qui* ferait mieux qu'elle! Molière (l'avare Acte 5 scene 5 Ideler S. 111.): „Je suis prêt à soutenir cette vérité *contre qui* que ce soit." Andere Beispiele der bezeichneten Verbindung einer Präposition mit dem Relativ geben die Grammatiken.

Bei Delille heißt es an einer andern Stelle: Le bonheur appartient à qui fait des heureux. Ferner sagt man: On promit cent louis à qui découvrirait l'auteur de cette pasquinade. — Il n'y a pas de Dieu *pour qui* ne croit pas à la vertu. — On ne peut rien exiger *de qui* n'a rien (*de quiconque* n'a rien). — Nous pardonnons *à qui* nous a offensés. — C'est une consolation *pour qui* est dans la même situation. Il raconte sa bonne fortune *à qui (à quiconque)* veut l'entendre. — Je gagerai *à qui* le voudra. — C'est bon *pour qui* le fait. — *A qui* venge son père, il n'est rien d'impossible. — *Pour qui* ne sait se vaincre, il n'y a point de victoire. — *De qui* se rend trop tôt, il faut craindre une embûche. — La plupart des villes d'Afrique étant peu fortifiées, se rendaient *à quiconque* se présentait pour les prendre. — Nous vous protègerons *contre quiconque* nous attaquera. — Je le dirai *à quiconque* le voudra apprendre. Hierher gehören auch noch folgende eigenthümliche Wendungen: Ce jeune homme est si aimable, que c'est *à qui* l'aura = daß es an dem liegt, der ihn haben will (da ihn nämlich

Jeder gern haben will.) C'était *à qui* crierait le plus fort oder *à qui* boirait davantage d. i. es lag an dem, der am lautsten schrie; ihm lag nämlich ganz was besonders ob, da jeder am lautesten schreien wollte. Eben so: C'est *à qui* apprendra le mieux sa leçon. C'est *à qui* fera le mieux son travail. C'est *à qui* l'aura. C'était *à qui* précipiterait l'exécution de ce destin. C'est *à qui* de nos jeunes filles atteindra sa quinzième année. Die Redensart à qui mieux mieux wird so zu erklären sein, daß zum Relativsatz das Verb des vorhergehenden Satzes, zu der Präposition mit dem hinzuzudenkenden Demonstrativ ein Tempus von être zu suppliren ist. Oder ist das zweite mieux vielleicht nur zur Verstärkung hinzugefügt und einigermaßen mit sese, selbselbst (s. P. Flemming bei Müller — Dichter des 17 Jahrh. B. 3, 125) und derartiger Wiederholung im Hebräischen zu vergleichen? Es hieße dann z. B.: „sie arbeiten zum (dahin): wer besser, besser." Wir würden dann folgendes Beispiel aus Molière (Avare, act. 1. scène 5.): Nous marchandons, mon frère et moi, *à qui* parlera le premier, et nous avons tous quelque chose à vous dire so erklären: „Wir handeln dahin, darauf los, wer zuerst... und in dem aus Lafontaine angeführten Satze würden wir konstruiren: „Laß uns wetten aufs oder drauf hin: Wer eher ꝛc. ꝛc." Wir trauen uns so viel tiefe Sprachkunde in der romanischen Zunge nicht zu, daß wir hierüber entscheiden könnten; uns genügt es, die Sache zur Entscheidung anzuregen.

Im Italienischen sagt man: Non guardate al carattere *di chi* vi prega. Credi *a chi* ti salva. Le quali *da chi* non le conosce, sono tenute onestissime donne. Il perder tempo *a chi* più sa più dispiace. So singt Petrarka in der 11. Kanzone (Il parnasso Italiano Lipsia 1826 p. 40): assai mi doglio, quand'un soverchio orgoglio molte virtute in bella donna asconde, alcun è, che risponde *a chi* nol chiama, altri *a chi*'l prega, si dilegua è fugge. Wie sollten wir nun diese Konstruktionen erklären? Schifflin scheint in seiner französischen Sprachlehre, wenn wir ihn §. 1063. recht verstehen, die zweite von uns angegebene Erklärungsweise einschlagen zu wollen. Wir müssen zunächst wohl auf das Lateinische zurückkommen. Man hat aber bei Erläuterung des Sprachgebrauches der romanischen Sprache mehr auf die Ausdrucksweise des Volkes und der nachklassischen Periode, als auf die Latinität des Cicero und seiner Zeitgenossen

zu sehen. *) Läßt sich nun im Lateinischen diese Ausdrucksweise vorzeigen? Daß Präpositionen mitunter adverbial gebraucht werden, ist bekannt und wenn Sallust Catil. 36 schreibt: Ceterae multitudini diem statuit, ante quam sine fraude liceret ab armis discedere, *praeter* rerum capitalium condemnatis, so wird es auch erlaubt sein zu sagen: *praeter qui* rerum capitalium condemnati essent, nimmer aber praeter quos. So heißt es dann auch bei Attic. 5, 3. 2: Nullas enim adhuc acceperam (literas) praeter quae mihi binae redditae sunt. Bei Plautus findet sich prae auf ähnliche Weise gebraucht z. B. Stich. 2, 2, 38 (ed. Bothe 2, 3, 339): Res omnes relictas habeo, prae quod tu velis wie denn Terentius Andr. 1, 1, 144; Eun. 5, 2, 69, Plaut. Pseud. 1, 2, 37 (ed. Bothe 167) sagen: i prae! oder Ter. Eun. 3, 2, 46; Plaut. Amph. 1, 3, 45 (ed. Bothe 389) abi prae! Von ad ist es bekannt, daß es bei unbestimmt angegebenen Zahlen adverbial gebraucht wird. So heißt es Caes. 6. g. 2, 33: Occisis ad hominum millibus quatuor reliqui in oppidum rejecti sunt; — Liv. 3, 15: Exsules servique ad quatuor millia hominum et quingenti... Capitolium atque arcem occupavere; 8, 18: ad vingenti mactronis accitis. Aehnlich 38, 16: Ad viginti millia hominum... in Thraciam iter averterunt; Caes. 6. g. 1, 29: Summa omnium fuerunt ad millia CCCLXVIII. — Darnach scheint erklärt werden zu müssen Cic. Att. 5, 11, 6: Nunc redeo, ad quae mihi mandas und Quint. inst. orat. 4, 2, 92 (p. 245 ed. Bipont): non respondere ad quae interrogatur. Auch von juxta ist der adverbiale Gebrauch bekannt, z. B. Vulg. 5 Mos. 13, 7: quae juxta vel

*) In dieser Hinsicht sind vorzüglich die latein. Kirchenväter wichtig. Wie viel Uebergänge sind in Bezug auf syntaktische Fügung noch unerörtert. Cic. Depot. 3 sagt: querelae cum Dejotaro; ad Attic. 6, 1, 25: Vedius venit mihi obviam *cum* duobus essedis et rheda equis juncta et lectica et familia magna, wo der Grund, weshalb cum steht, leicht zu sehen ist; ders. Tusc. q. 5, 5, 13: imagines constituit arte oculos cum amplissima dignitate; Plaut. mil. glorios. 16: Illum dicis cum armis aureis; August. de civ. D. 11, 23: Sicut pictura cum colore nigro, loco suo posito, ita universitas rerum... etiam cum peccatoribus pulchra est. Wie drücken sich hier die röm. Sprachen aus? — Cic. nat. deor. 1, 23: de divis neque ut sint neque ut non sint, habeo dicere vergl. Rosc. Amer. 35, 100; Ambros. hexaem. 1, 9, 33: divina incipere habebat operatio. Vergl. ibid. 1, 7, 25: „Lucem habitat inaccessibilem.“

procul sunt, wie dann auch Sallust Cat. 2. in einer etwas eigenthümlichen Wendung sagt: Eorum vitam mortemque juxta aestimo. Hiernach ist wohl zu erklären Vulg. 4 Mos. 6, 21: *Juxta quod* mente devoverat, ita faciet ad perfectionem sanctificationis suae und 4 Kön. 7, 17: mortuus est juxta quod locutus fuerat vir dei und ebendas. 14, 6: *Juxta quod* scriptum est in libro legis Moysi; das. 2 Chron. (paralip. 2) 30, 18: Non *juxta quod* scriptum est; das. 35, 13: *juxta quod* in lege scriptum est; 1 Esdr. 3, 7: *juxta quod* praeceperat Cyrus, rex Persarum eis; 2 Esdr. (Nehem.) 5, 12: Et vocavi sacerdotes et adjuravi eos, ut facerent *juxta quod* dixeram; Jerem. 48, 30: Ego scio, ait dominus, jactantiam ejus et quod non sit juxta eam virtus ejus nec *juxta quod* poterat, conata sit facere, wo jedoch wahrscheinlich zu konstruiren ist: quod non juxta id conata sit facere, juxta quod facere poterat; Apostelgesch. 2, 24: Quem deus suscitavit solutis doloribus inferni *juxta quod* impossibile erat teneri illum ab eo; 2 Kor. 4, 1: Habentes administrationem *juxta quod* misericordiam consecuti sumus, non deficimus (*καθὼς ἠλεήθημεν* = dem gemäß, daß = da oder weil). — *Propter* steht in der Bedeutung „neben" auch bei guten Lateinern adverbial z. B. Terent. ad 4, 2, 37: Ibi angiportum propter est; Eun. 2, 3, 76: interdum propter dormiet, Cic. Verr. 4, 48, 107: Propter est spelunca quaedam. Wir nehmen bei der Erklärung von Baruch 4, 6. auf diesen adverb. Gebrauch Rücksicht, mag dort auch die Bedeutung eine andere sein. Die Stelle heißt: Venumdati estis gentibus; non in perditionem, sed *propter quod* (= deshalb oder weil) in ira ad iracundiam provocastis deum, traditi estis adversariis. Man hat ferner: *ante* et *pone* moveri (Cic. de univ. 13 extr.); ingredi ante, non retro (Cic. fin. 5, 12) vergl. Krüger's Grammatik der lat. Sprache (Hannover 1842) §. 249; doch ist uns hiervon keine attraktionsartige Verbindung mit einem Relativum bekannt. Für die Wendung *per quidquid deorum* est Liv. 23, 9. ist zu vergleichen Virg. Aen. 2, 142: Per, si qua est. quae restet adhuc mortalibus usquam intemerata fides, oro, miserere laborum tantorum; Liv. 23, 9: Per ego te, fili, quaequnque jura liberos jungunt parentibus, precor quaesoque. Es scheint hier allerdings die Präposition ihren Casus in der folgenden Wendung finden zu müssen, wie auch Krüger a. a. O. §. 691. Anmerk. 1. andeutet. Doch ist hiermit die adverbiale Fassung keineswegs abgewiesen, ja bei dem Beispiele aus Virgil möchten wir sie vorzugsweise

gern annehmen. Denn kommt es freilich auch dem Sinne nach auf eins hinaus, so glauben wir doch der Analogie des obigen Beispiels folgen zu müssen. Krüger läßt auch in dem aus Cic. Att. 5, 11, 6. angeführten Beispiele die Präposition, welche vor dem ausgelassenen Determinativum stehen sollte, gleich vor das Relativ treten. Ja, er nimmt auch sonst eine Attraktion des Relativs im Lateinischen an. Dahin rechnet er Cic. Att. 10, 8, 7: Nos tamen hoc confirmamus illo augurio, quo diximus. Aber Cicero nimmt hier einen das. Nr. 6. angeregten Gedanken, den er mit dem corruat u. s. w. klar ausspricht, nämlich, daß Cäsar fallen müssen, wieder auf und sagt: nos tamen hoc confirmamus illo augurio, quo nos id confirmari diximus. Terent. heaut. tim. 1, 1, 35: Hac quidem causa, qua dixi tibi (scire volo) kann sein: qua me scire velle dixi. Gell. 1, 25. sagt: Ex iis, quibus dixi vocibus .... nomen induciarum connexum est d. i. ex quibus connexum esse dixi, wo die Präposition vor dem Relativ nicht wiederholt ist — s. Krüger a. a. O. §. 550. Eben so ist 1, 3: In eo quo dixi libro... disserit zu erklären, nämlich in eo libro, in quo eum disserere dixi. Die Stelle aus ad Herenn. 1, 7: Principium ejusmodi debet esse, ut statim apertis his rationibus, quibus praescripsimus, aut benevolum aut attentum aut docilem faciamus auditorem läßt eine ähnliche Erklärung zu, nämlich quibus ut aut benev. aut att. aut doc. faciamus praescripsimus. Die Stelle bei Liv. 25, 32: Ibi C. Scipio, cum quibus ante dictum est copiis, substitit enthält jedenfalls eine Nachlässigkeit und Unklarheit, da man mit Krüger kein accepisse ergänzen kann, weil keines im Satze verborgen ist; man muß also etwa ergänzen: cum quibus eum subsistere (posse) ante dictum est. Liv. 1, 29. ist nothwendig eine der griechischen gleiche Attraktion anzunehmen und aufzulösen: raptim, quae quisque efferre poterat, elatis da man wohl den Nebensatz, der mit quum anhebt auf das raptim beziehen muß; quum quibus elatis quisque exire poterat, exirent wird sich nicht konstruiren lassen. Uebrigens ist jedenfalls eine unlogische Verwirrung im Satze, denn die Verbindung ut instabat... audiebatur... impleverat, jam agmen impleverat vias schwächt wieder das raptim. Die rhetorische Malerei hat der klaren Darstellung Abbruch gethan. Bei 2, 26: sed in iis tamen coloribus, quibus modo dixisti, denominandis non proinde inopes sumus, ut tibi videmur, ist es nicht unbedingt nöthig, eine Attraktion anzunehmen, die Konstruktion quibus den. nos, inopes esse m. d. ist auch noch möglich, obwohl hart. Die Stellen

aus Horaz sat. 1, 6, 14: notante judice quo nosti populo und aus Ovid trist. 5. 6, 35 sq.: Elige nostrorum minimum minimumque laborum, isto, quo reris, grandius illud erit können nur durch Annahme einer Attraktion erklärt werden, aber grade aus solchen Beispielen geht hervor, daß diese Konstruktion wohl eine seltene, gerade der Ungewöhnlichkeit wegen gewählt war. Bei Suet. Cal. 43: Caligula contracto omnis generis commeatu, quanto nunquam alias, iter ingressus est ist zu q. n. a. zu ergänzen contracto und die Konstruktion verläuft also: Cal. contracto o. g. commeatu iter ingressus est, quanto n. a contracto i. ingr. erat. Wir sind also keinesweges berechtigt, zu glauben, daß im eigentlichen lateinischen Idiome die bei den Griechen gebräuchliche Attraktion des Relativs stattgefunden habe. Die aus Plaut. Stich. nnd C. Att. 5, 3, 2. beigebrachten Stellen dünken uns entscheidend. Somit bleibt uns nur die Wahl in den folgenden Beispielen das secundum adverbial zu fassen, oder den ganzen Relativsatz als abhängig davon zu denken. Für die erste Auffassung spricht Plaut. Amphitr. 2, 1, 1 (397 ed. Bothe): Age, i tu secundum! Die Beispiele sind aber: Ambros. hexaemeron l. i. c. 2, 7: Is itaque Moyses aperuit os suum et effudit, quae in eo dominus loquebatur, *secundum quod* ei dixerat, cum eum ad Pharao regem dirigeret: Vade ergo, et ego aperiam os tuum et instruam te, quid debeas loqui; — epist. Barnab. c. 4: Unusquisque *secundum quae* facit, accipiet; — Clem. recognitt. l. 2 c. 53 p. 66 (ed. Gersdorf): Ego ergo cum cognovissem deum hunc qui creaverat mundum, *secundum quod* lex docet, in multis esse infirmum, longe autem abhorret infirmitas a perfecto deo, et hunc viderem non esse perfectum, necessario alium esse intellexi qui esset perfectus. Hic enim ut dixi, *secundum qaod* scriptura legis docet, in multis infirmus esse deprehenditur; — das. l. 3, 7 p. 80: Sine principio ergo substantiam, *secundum quod* sentire potuimus, absque periculo suscepistis; — Cyprian. ep. 28 (ad clerum de Gajo etc.): qui ... in pravis erroribus suis frequenter deprehensi et semel atque iterum, *secundum quod* mihi scripsistis, a collegis meis moniti ne hoc facerent, in praesumtione et audacia sua pertinaciter perstiterunt. Wir fügen aus der Vulgata hinzu 4 Kön. 23, 21: Facite Phase Domino Deo vestro, *secundum quod* scriptum est in libro foederis hujus; 1 Esdr. 6, 13: *Secundum quod* praeceperat Darius rex, sic diligenter executi sunt; Judith 4, 7: Et fecerunt filii Israel *secundum quod* constituerat eis

sacerdos Domini Eliachim; B. der Weish. 3, 10: Impii autem, *secundum quae* cogitaverunt, correptionem habebunt; Sirach 8, 17: *Secundum quod* justum est judicat; Baruch 2, 2: *Secundum quae* scripta sunt in lege Moisi; Daniel 2, 45: *Secundum quod* vidisti; 9, 12: *secundum quod* factum est in Jerusalem; Luc. 2, 24: *Secundum quod* dictum est in lege Moysi; das. 22, 22: Et quidem Filius hominis *secundum quod* definitum est, vadit; Röm. 4, 18: Qui (Abraham) praeter spem in spem credidit, ut fieret pater multarum gentium, *secundum quod* dictum est ei: Sic erit semen tuum; 2 Petri 1, 14: *Secundum quod* et Dominus noster Jesus Christus significavit mihi etc. Obwohl wir uns insbesondere mit Bezug auf die adverbiale Fassung des ad vor Zahlwörtern ziemlich deutlich für die uns wahrscheinliche Erklärungsweise ausgesprochen haben, so können wir doch nicht leugnen, daß derjenigen, welche den Relativsatz von der Präposition abhängig denkt, bis auf lichtvollere und entscheidendere Besprechung dieses Gegenstandes, die wir erwarten, ihre Berechtigung verbleiben muß.

Coesfeld.

Teipel.

Das Ludwigslied.

Uebersetzung und Anmerkungen von A. Rodnagel.

Einen König kenne ich,
Der genannt ist Ludwig,
Willig dient er Gott dem Herrn,
Gott belohnet das ihm gern.

Kind war er schon vaterlos,
Doch der Schaden ward nicht groß.
Denn der Herr selbst nahm ihn an,
Führte ihn auf seiner Bahn;

Gab ihm Muth und Geisteskraft,
Degen edler Ritterschaft,
Einen Thron in Franken,
Mög' er nimmer wanken.

Dieses theilt er dann
Gleich mit Karlemann,
Wie sein Bruder ward genannt,
List und Trug blieb da verbannt.

Als dies nun vollendet war,
Prüfte Gott ihn durch Gefahr,
Ob er noch so jung zum Streit
Und zur Duldung sei bereit.

Heidenschaaren über Meer
Rief mit großer Macht er her,
Mahnte Frankenvolk in Huld
Seiner schweren Sündenschuld.

Mancher gar verloren war,
Mancher doch erkoren war,
Harm in Schaaren traf den Mann,
Der nur Frevel sonst begann.

Der zuvor mit Dieben ging
Und sein reiches Theil empfing,
Nach der Reu genoß er dies,
Seit er nun ein Gutsherr hieß.

Mancher ward als Lügner groß,
Mancher Schächer Blut vergoß,
War voll Trug und schnöder Lust
Und warf stolz sich in die Brust.

Ach! der König war im Wahn,
Um das Reich schien es gethan,
Schwer erzürnte Jesus Christ'
Und vergalt in kurzer Frist.

Da erbarmete sich Gott,
Wußt' er ja um alle Noth,
Ließ, daß Einer Retter sei,
Ludwig reiten schnell herbei.

Ludewig, o König mein,
Eile du, uns zu befrei'n,
Die der wilde Norman drang
Und zu hartem Dienste zwang.

Drauf begann Herr Ludwig:
So mit Freuden thu' ich,
Wehret nicht der Tod es mir,
Was du wünschest jetzt von mir.

Gottes Urlaub nahm er dann,
Hub empor die Kriegesfahn',
Daß er gleich nach Franken reit',
Mit Normannen in den Streit.

Wie erglühten sie von Dank! —
Ach, sie harrten seiner lang —,
Sprachen all: o Herre mein
Lange harren wir schon Dein!

Da versetzt mit Heldenmuth
Ludewig so fromm und gut:
O Gesellen, tröstet euch,
Die die Noth mir stellet gleich.

Her zu euch mich sandte Gott,
Der es selber mir gebot,
Und ihr seht zum ernsten Streit,
Euch zum Heile mich bereit!

Meines Lebens spar' ich nicht,
Bis ich euch erfüllt die Pflicht.
Auf nun, mit mir in Gefahr!
Folge, Gottes treue Schaar!

Nur so lang ist Lebens Frist,
Als es uns bescheeret Christ,
Will er aber unsern Tod —
O wer hindert sein Gebot?

Drum, wer hier in Kraft und Muth
Kämpfend Gottes Willen thut,
Und gesund der Schlacht entrinnt,
Reichen Lohn von mir gewinnt.

Wer im Streite fällt, deß Lohn
Nimmt dahin ein edler Sohn —

Dann ergriff er Schild und Speer,
Heldenkühn in's Feld ritt er,
An den Gegner wollt' er dann
Rache nehmen wie ein Mann.

Lange war dies nicht gethan,
Traf er die Normannen an,
Dankte Gott, der ihn bewehrt,
Und ihm zeigt', die er begehrt.

Kühn der König ritt voran,
Stimmt ein heilig Lied erst an,
Alle sangen mit sogleich:
Hilf, o Herr vom Himmelreich!

Und gesungen war das Lied,
Und die Streitlust war erglüht,
In den Wangen schien das Blut,
Franken jubelten voll Muth.

Aller Helden in dem Heer
Keiner stritt wie Ludwig mehr,
Schnell und kühn in dem Gefecht,
Wie gewohnt war sein Geschlecht.

Manchen streckt' er hin zur Stund',
Manchen schlug er todeswund,
Seinen Feinden schenkt er ein
Bittre Todespein.

Sei gelobt des Herren Kraft,
Ludewig ward siegeshaft,
Allen Heil'gen sagt er Dank,
Daß der Siegeskampf gelang.

So geschlagen war die Schlacht.
Schütz', o Gott, durch deine Macht
Ludwig, edler Väter Sohn,
Und erhalte seinen Thron!

Dieser ursprünglich wohl volksmäßige Gesang, in seiner jetzigen Fassung vermuthlich von einem fränk. Geistlichen zugeschnitten, verherrlicht den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Sodalcourt (Saucourt) im Jahre 881. Dieser war Sohn Ludwigs des Stammlers, mithin Enkel Karls des Kahlen und seit 879 König in Westfranken. Nach einer andern gar gekünstelten Erklärung sind zwei Helden Ludwig angeführt, der Eine Ludwig II. oder Jüngere, Sohn Ludwigs des Deutschen, der 876 die Normannen bei Thimiun (Thuin an der Sambre bei Maubeuge) furchtbar schlug. Wer dieser letzten Ansicht beipflichtet, muß V. 1 — 40 als Schilderung der Noth des Westfranken Ludwig III. ansehen. V. 41. thô erbarmêdes got beginne dann von der Hülfe des ostfränk. Ludwig II., den V. 45 der andere, nämlich Ludwig III. anrede. Allein dieser Meinung kann ich schon darum nicht sein, weil die beiden Ludwige ja durch kein Wörtchen unterschieden würden und man also rathen müsse, wann das Gedicht von Einem oder dem Andern spricht. Man kann daher mit andern Erklärern sich für Einen Ludwig entscheiden, die Worte V. 49 sind als Worte Gottes zu betrachten. Das Gedicht ist verschieden beurtheilt worden; Gervinus meint, es bleibe immer ein durchaus volksmäßiger Gesang, möge es auch durch die Hände eines Geistlichen gegangen sein; Vilmar sagt: „Dieses zu der Zeit als man wenig von der deutschen Poesie wußte, vielbesprochene und hochberühmte Lied hat allerdings noch einige volksmäßige Färbung und größtentheils eine bedeutende Lebendigkeit, doch reicht es weit nicht aus, um mit der alten, nunmehr untergegangenen epischen Poesie verglichen zu werden. Auch in ihm herrscht das nunmehr schon zur allgemeinen Geltung durchgedrungene neue metrische Prinzip, der Reim." Der unbekannte Verfasser könnte, wie man vermuthet, Mönch im Kloster St. Amand für l'Elnon gewesen sein. In der Klosterbibliothek von St. Amand wurde

das Lied zuerst von Mabillon aufgefunden; dieser schickte eine Abschrift an Schilter, welcher es 1696 herausgab; nachher erschien es in Mabillon's Anal. ord. Bened. III, im Thesaur. Tom. II. Den Text verbesserten neuerdings Docen: Lied eines fränkischen Dichters auf Ludwig III. München, 1813, dann Lachmann Specim. ling. franc. Berlin, 1825, Hoffmann Fundgruben Thl. 1. Die alte Handschrift, welche schon zu Mabillon's Zeit verschwunden war, wurde 1837 von Hoffmann in Valenciennes neu aufgefunden. Er und Willems gaben dieselbe mit flämischer und franz. Uebersetzung und Anmerk. unter dem Titel: Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX siècle, Gand 1837. heraus, welche Recension Wackernagel im altd. Lesebuche, 2. Ausg. zu Grunde legt, weil sie die beste ist. Auch meine Uebersetzung hält sich meistens daran.

V. 2. her, nach Andern herro, Herr, im Verse macht es keinen Unterschied. V. 4. ih uueiz imoſ lonot, ich weiß, er lohnet es ihm; nach anderer Lesart wol hër imos lônôt, wohl, gern lohnt er ihm. V. 6. Eigentlich: dafür ward ihm bald Ersatz, denn buoz, Buße, Entschädigung. V. 7. *truhtin*, der Herr, wofür auch trehtin, es heißt im weltlichen Sinn dominus, steht aber häufig von Gott. Als Benennung des höchsten Herrn steht es wie cot ohne Artikel. Der Artikel fehlt aber überhaupt häufig bei den Subst. in diesem Liede. V. 8. *magaczogo*, schwaches Maskul:, Knabenerzieher, hängt mit dem goth. magus παῖς zusammen und erinnert an *παιδαγωγός*. V. 9. *dugidi*. tuged, erst im Mhd. tugent, Brauchbarkeit, Tüchtigkeit. V. 10. *fronisc gilhigini*, herrliche Degenschaft = treffliches Gefolge von Kämpfern. frônisc (von frô, Herr) Adjekt. herrschaftlich, herrlich; der Stamm noch in fröhnen, Frohnleichnam. Rückert versucht ein neues Wort: fröhnig, dienstbar. *githigini*, starkes Neutr. hier als Collectiv von dëgen, Kämpfer. So bei Otfried: ther kuning irdisgo mit sinemo githigine. Nach Uhland: Ich bin ein alter Degen. Haudegen ist volksthümlicher Ausdruck. V. 11—12: „Stuhl hier in Franken, so brauche er es lange." bruchê, Conjunktiv von pruhhan, brauchen, gebrauchen. Durch hier gibt sich der Verfasser wohl als Franken zu erkennen. V. 14. sar, sogleich, nun. V. 16. Ich behalte die alte Lesart: thia zâla wârun âno = die List, Uebervortheilungen waren ohne = fern. Nach Wackernagel: thia czala uuunniono, denn zala eine ganze Menge, Zahl; wunne, Lust, Freude, also: Freude in Menge. V. 17—20. wörtlich: da dies all geendet war, wollte Gott ihn küren, (prüfen) ob er Arbeit so

jung dulden möchte. *tholôn*, mhd. doln, dulden, aushalten. V. 21—24: ließ er heidnische Männer über See leiten, das Volk der Franken an seine Sünden zu mahnen. Die Lesart manôn sundiono ist der ältern mannon sin dionon (ihren Mannen dienen) vorzuziehen. V. 25—28: Manche wurden verlorene, manche erkorene, Harm in Schaaren duldete, wer eher mislebte. *sum*, engl. some, dem griech. *τις* entsprechend. Es ist Pronominal-adjektiv der Zahl. *harauskara* für haramskara, Strafe, erklärt Wackernagel: haram, Harm, Leid und scara, der Reihe nach vertheilte und ungehemmte Dienstleistung, Frohndienst, Jak. Grimm, Rechtsalterth. 681. Es erinnert an bescheren. V. 29. Eine Art Alliteration. *thanne*, damals, *τότε* und *thanana*, davon, *τόθεν*. V. 31. *nam sina uaston*, nahm seine Fasten, büßte dadurch, daß er fastete, that sonach der Kirche genug und versöhnte sich mit Gott. Ein Mißverständniß ist es, wenn Genthe übersetzt: seine Vesten = feste Schlösser. „Nach der Reue" entspricht nicht ganz dem Text. V. 33—36: Mancher war Lügner, Mancher ein Schächer, Mancher voll Truges und er büßte dies. *skachari*, Räuber, Mörder; die mit Jesu Gekreuzigten hießen noch die Schächer. Statt *gibuozla*, mit Genitiv, welche Lesart Wackernagel im Wörterbuche selbst noch in Frage stellt, behalte ich *giburla*, also giburthan von bairan, sich erheben, vielleicht sich brüsten. *fol loses*, voll Unzucht, von lôs starkes Neutr., das mit dem Adjektiv zusammenhängen wird, in der Bedeutung Zuchtlosigkeit. Andere übersetzen: voll Truges. V. 37—40. König war entfernt, das Reich ganz geirret, erzürnet war Christ, leider entgalt es dies. — *ervirran*, wegführen, entfernen. *erbolgan* ist Particip von erbëlgan, zürnen, mit dem Dativ. Wackernagel weis't darauf hin, daß das Paritcip mit wesan häufig eine Redensart bildet. (Balgen heißt mithin zunächst: zürnen, sich streiten; oder wie Schwenck im Wörterbuch angibt: von Unmuth schwellen; so hängt es mit Balg zusammen, was ursprünglich die aufgeblasene Haut bedeutet.) In dem Vers uuas erbolgan krist fehlt ein Wort nach Wackernagel etwa imo. leidhor, leider, Interjektion. *ingëltan*, wofür Strafe leiden, büßen müssen; hier mit Genitiv. Das nhd. entgelten noch im nämlichen Sinne; auch die Redensart Fersentgelt geben gehört hierher, sie bedeutet: mit den Fersen = mit Laufen zahlen, aber Fersengeld ist unrichtig. V. 44. *tharot*, dorthin, wozu Wackernagel im Wörterbuche tharort für tharawert, darwärts bemerkt. V. 47. *heijun*, es haben, von eigan, womit das griech. *ἔχειν*, Imperfekt *εἶχον* und das

Nhd. eigen verglichen werden muß. *sa* statt siâ, sie; später se, welches noch mundartlich vorkommt und in unserer Gegend nach dem Verb immer für sie gebraucht wird. V. 51 und 52: „Der Tod entreiße mir es nicht — Alles was du gebietest" = wenn der Tod mich nicht hindert. *rettau*, entreißen, entziehen. Das nhd. retten ist folglich: herausreißen aus Gefahr. V. 53. *urlub*, Erlaubniß, noch jetzt Urlaub. *gundfano*, Kriegesfahne von gundea, gundja, Kampf. Wackernagel führt das italiän. gonfalone an, wozu sich auch der Titel eines Gonfaloniere in der Republik St. Marino vergleichen läßt. Der Stamm gund findet sich noch in Eigennamen Kunigunde, Gunther, Gundrat, Gundhelm. V. 58. die sein warteten. *beitôn* schwaches Verb. hier mit Genitiv: harren, warten. V. 59. *qhuëdan*, sprechen; daz quit, das heißt; vielleicht mit dem latein. inquit zusammenhängend. *frômin* statt frô mîn, mein Herr. V. 63. *hiu* statt iu. V. 64. *nôtstallo*, Nothgefährte, Genosse in der Noth — wohl für nôtgistallo. V. 65—69: „Her sandte mich Gott und mir selber gebot (er) ob euch Rath däuchte, daß ich hier föchte, mich selbst nicht sparte, bis ich euch gerettet." *sparôn*, schonen, sparen. *uncih* statt unzi ih, bis ich. V. 70. *ginerili*, Präterit. von nerjan, retten, aus dem Unglück reißen. V. 72. *holt*, geneigt, hier Diener, als Subst. mit Genitiv. V. 73 u. 74: Bescheret ist das Hiersein, (Erdenleben) so lange Christ will. *skerjan*, zutheilen. *hierwist*, Hiersein, starkes Femin. von wisen; den Gegensatz macht das *hinauarth*, Hinfahrt, Tod. Die Verse zeugen von lebendigem Vertrauen auf die Vorsehung. V. 77—82: „Wer hier mit Kraft thut Gottes Willen, kommt er gesund aus, ich lohne ihm es; bleibet er darinne, (im Streit) seinem Geschlechte." *elljan*, Kühnheit und Kraft; davon Ellenthier, starkes Thier, nachher verändet in Elendthier, Elend. *he* für er; sonst nur altsächsisch und mittelniederdeutsch. *kunni*, Geschlecht. V. 84. *ellianlicho*, Adv. tapfer, zu elljan. V. 85. *errahchôn*, schwaches Verb, nach Wackernagel ist es ironisch: mit Reden auseinander setzen und begründen. Das einfache rahhôn, rachôn heißt sagen, besprechen. Nach Andern ist wâr errahchôn, Wahrheit beweisen. Wagner, poet. Geschichte S. 68: wollte in Wahrheit (ernstlich) ausspähen, dafür läßt sich wohl kein Beweis führen. Am wenigsten trifft es Genthe (Deutsche Dichtungen des Mittelalters I, 31): „wollt' er wahrlich erreichen seine Widersacher." Diese Uebersetzung scheint nur gerathen. Die meinige „Rache nehmen" hält sich eben nur an den Wortlaut. *widersahcho*, schwaches Mascul.

Widersacher, d. h. Gegner in einer Sache vor Gericht; man verbindet das spätere *fiant*, Feind, damit und erklärt zugleich den Unterschied zwischen Feind, Gegner, Widersacher. V. 86: „da nicht war es sehr lang." *burolang*, allzu lang, mit ni = gar nicht lang. V. 90. *gerôn*, begehren. V. 92. *lioth*, Lied, Gesangstrophe. V. 94. *Kyrrie leison* statt Kyrie eleison, *κύριε ἐλέησον*, bekannte Worte des geistlichen Liedes. Die falsche Schreibung zeigt, daß Verfasser oder Abschreiber des Gedichtes der Orthographie nicht mächtig war. V. 95. Die lebendigste Stelle des ganzen Liedes, die besonders durch die ausdrucksvolle Kürze der Sprache ungemein gewinnt. Will man das Ganze als von einem Geistlichen überarbeitet ansehen, so wäre möglich, daß diese Verse noch dem ursprünglichen Volksliede ohne weitere Zusätze und Umgestaltung angehören; im Nhd. ist es nicht möglich, diese Kürze wieder zu geben, zumal weil wir die Artikel nöthig haben. *wîg* oder *wîc*, Krieg, Kampf, davon wîgant, Krieger, Kämpfer — noch jetzt häufig als Familienname. V. 98. *spilodum ther urankon*, dann ist es mit Wackernagel im Wörterbuch von spilôn, scherzen, sich vergnügen — abzuleiten, welches den genit. caus. bei sich hat. Eine zweite Lesart: *spilod unther vrankon* soll an den vorangehenden Vers sich anschließen, also: (Blut) spielet (rollt, wallt, rinnt) unter den Franken. Wagner, poet. Geschichte 68 übersetzt: Jubel unter Franken und bemerkt: „spël, spil, Rede, spillôn, erzählen, wozu bispel, Beispiel, Fabel gehört." Am wenigsten ist gerechtfertigt die alte Lesart: spilionder Vrankon, kämpfender Franken, denn im Wettkampfe sich vergnügen heißt: spilôn. V. 99. *thegeno gelich*, einem Helden gleich, vergl. zu V. 10. V. 100. *nichein* sonst nehein, nechein, keiner. V. 101. sôsô, wie; man vergl. V. 77 die Verstärkung durch sô wer sô. V. 103. *gekunni*, angeboren, vom Geschlecht her eigen; es ist Adjektiv mit Dativ und schließt sich an kunni V. 81. V. 106. *skancta* von skenkjan, einschenken, mit Genitiv. *ce hanton*, mit den Händen. V. 108. Der Genitiv von „einschenken" regiert. *lid*, Obstwein, Most; vergl. Wackernagel zur Stelle. Er vergleicht Leykauf, Befestigung eines Kaufes durch Aufgeld zum Trinken; auch Leitgeber, Weinwirth, mag dazu gehören. V. 109: „so weh ihnen hier des Leibes!" wê mit Genitiv kann hier verwünschen oder beklagen. *lîp*, Genitiv: lîbes, Leben; noch jetzt „Leib und Leben." Was die Konstruktion betrifft, ähnelt: sô wol dich des kindis — Wackernagel altd. Leseb. I, 276, 2. Ausgabe. V. 111. *sigihaft*, des Sieges theilhaftig und *sigi kamf*, siegreicher

Kampf, beide von sigo. V. 114—117 nicht klar. Der Sinn scheint: Da war nachher König Ludwig selig (hoch erfreut), bereit, so wie er hier war, so auch wo es Noth that. *sēs* = sô es. *garo*, bereit, fertig, vergl. ganz und gar. *thurft*, Bedürfniß; mir ist des thurft, mir ist das nöthig, ich bedarf dessen. V. 119: bei seinen Herrlichkeiten. *ērgrēhti* von êre und gereht, Aufrechtstehen in Ehren, Majestät; vergl. Wackernagel im Wörterbuch.

Das Ludwigslied ist mehrfach in Prosa und Versen übersetzt. Solche Uebersetzungen haben große Schwierigkeiten und sind im Grunde nicht belohnend, weil der poetische Werth der noch erhaltenen altdeutschen Gedichte nur gering anzuschlagen ist. Am schwierigsten wird es hier, sich für ein bestimmtes Versmaß zu entscheiden. Die altdeutschen Verse haben ursprünglich 4 Arsen oder Hebungen, zu denen die Thesen oder Senkungen in beliebiger Zahl treten, ja bei denen sie ganz fehlen dürfen. Hierdurch erhält der Vers, wenigstens für unser Ohr, etwas Regelloses; wozu noch kommt, daß auch zwei Hebungen in zweisylbigen Wörtern nebeneinander liegen können und oft im Anfange des Verses, wie noch jetzt bei unsern Dichtern eine Basis, ein Vortakt steht, welcher zu den Hebungen des Verses nicht hinzu gerechnet wird. Wie soll man ferner den so ganz einfachen Reim, der gewöhnlich stumpf ist, nachbilden? Ja, in unserm Gedicht ist mitunter der Reim eher noch ein bloßer Anklang der Vokale, demnach ist das eigentliche Prinzip noch nicht völlig durchgedrungen. Man vergleiche: dugidi: githigini — arbeidi: mahti — vrankon: northmannon; auf der andern Seite findet sich sogar ein schwebender Reim: uerlorane: erkorane, aber dieser gilt hier, wie noch im spätern Mittelalter nur gleich einem stumpfen. Man mag daher meine Uebersetzung, die ich nicht ohne Bedenken veröffentliche, nachsichtig ansehen, wenigstens wird sie Vielen lesbarer sein, als die noch kürzlich im „Hausschatz deutscher Volkslieder“ von O. L. B. Wolff abgedruckte alte Nachbildung. Eine andere Frage ist die: Wäre es nicht angemessener, altdeutsche Gedichte in einem andern Versmaße nachzubilden? Solche Schlachtgesänge und epische Schilderungen etwa in der Odenstrophe oder im Hexameter? Gervinus hat bekanntlich vor einigen Jahren einen Probegesang der „Gudrun“ in Hexameter gebracht und sich dahin ausgesprochen, daß man auf ähnliche Weise die altdeutschen Gedichte bearbeiten müsse; die Gudrun hat aber, wie man weiß, die Nibelungenstrophe, die uns

nicht allein zufällig in das Ohr tönt, sondern auch schon durch Uhland und viele neuere Dichter geläufig ist, abgesehen davon, daß sie der Schwierigkeiten weniger zeigt, als die Strophe des Ludwigsliedes. Ich bin inzwischen nicht der Meinung, alt- oder mitteldeutsche Dichtungen im Hexameter oder sonst einem antiken Verse nachzubilden; diese Versarten widerstreben gewöhnlich unserer Sprache, da diese meist den Accent und nicht die Quantität allein walten läßt. Auch muß man bei solchen Umschmelzungen den Reim wegschaffen, der doch selbst in seiner naiven Unbeholfenheit, womit er in jenen Gedichten nicht selten auftritt, eine für unser Ohr unersetzliche Zierde bleibt. Ich muß auch hier wieder den alten Kohl wärmen und wiederholen, daß unser Ohr für die Rhythmen der Hellenen nicht mehr geschärft genug ist und gewisse Herren, die sich einbilden, den süßesten Wohllaut zu hören, wenn man jene Rhythmen im Deutschen nachpfuscht — sind nur in einer Selbsttäuschung begriffen. Goethe und Schiller verstanden es in der That, wohlklingende Verse zu bilden, aber wie häufig staunt man über den übeln Klang, wenn sie z. B. Hexameter haben! Sogar ein Platen bietet verunglückte Beispiele, denn der Sprachgeist läßt sich keine Gewalt anthun, ohne Rache dafür zu nehmen. Bleiben wir also bei unsern Reimversen!

Will der Lehrer das Ludwigslied zum Gegenstande besonderer Aufgaben wählen, so habe ich gegen diese Wahl selbst dann nichts zu erinnern, wenn er mit seinen Schülern nachher so viel Zeit behält, um den Otfried mehr im Vorbeigehen betrachten zu müssen: das Ludwigslied ist ja ein Ganzes und aus dem „Krist“ darf er nur Bruchstücke wählen. Es wird daher genügen, wenn er die Eigenthümlichkeiten des Althochdeutschen an diesem Liede zeigt; er kann darauf den vermittelnden Uebergang zu der Sprache des Nibelungenliedes suchen, welches der Schüler zum größten Theil im Original kennen lernen soll. — Ist der Inhalt angegeben und jede Schwierigkeit der Worterklärung beseitigt, so lasse man Einiges aufsuchen, was noch im Nhd. vorkommt und erinnere daran, daß sich Manches davon ohne Kenntniß des Altdeutschen gar nicht verstehen lasse. Alsdann versuchen die Schüler eine Nachbildung und zwar in Versen. In der Schule mag eine hexametrische Uebersetzung nicht allein gebilligt, sie darf sogar aufgegeben werden, denn die Schüler unserer obern Gymnasialklassen, die gewöhnlich Jahre lang den Homer, Ovid, Virgil gelesen, stellen sich zur Bildung eines Hexameters meistens weit besser an, als wenn man Reimverse verlangt. Nur würde ich nicht unter-

lassen, bei der Gelegenheit überhaupt zu erörtern, wie ferne der Hexameter dem Geist unserer Sprache zusagt und was als eigenthümliche Erscheinung bei den meisten Uebersetzern augenfällig wird. Natürlich läßt sich dies nicht mit einigen oberflächlichen Bemerkungen über den Gegenstand abthun; der Lehrer muß z. B. Wackernagels „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" (Berlin 1831) kennen, sowie eine Schrift von F. Wachter „Die Anwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutschen Sprache" (Jena 1820) ihm nicht fremd sein darf. Mit diesen verbindet er K. Poggel „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe" (Hamm 1834) und was ihm eigene Studien und ein reichliches Nachdenken darüber als Stoff zur Hand liefern.

Endlich möchte ich das „Ludwigslied als Schlachtgesang betrachtet" mit andern Denkmälern des Alterthums und der neuern Zeit vergleichen lassen. Nur nicht mit Schilderungen aus dem Homer, mit denen ich nicht einmal das Nibelungenlied vergleiche, um nicht den ehrwürdigen Rest unserer alten Volkspoesie unverdient herabzusetzen. Was kann sich denn auch sonst in epischer Dichtung dem Homer an die Seite stellen? Und ist es ein Wunder, wenn ein so reich begabtes Land und Volk in seiner Jugendzeit Unübertreffliches dichtet? Also keine Vergleichung mit Homer, sondern etwa mit dem Siegsgesang der Debora, im Buche der Richter, Kap. 5, wo sich einige ganz passende Stellen finden. Das Volk Israel steht in demselben ungefähr auf der Bildungsstufe wie die Franken zur Zeit, als das Ludwigslied gedichtet ward. Will man in die neuere Zeit gehen, so bietet sich unter Andern ein Schlachtlied Gleim's, „des preuß. Grenadiers" zur Vergleichung dar, z. B. das Lowositzer Lied. Gervinus endlich vergleicht es mit dem angelsächsischen Siegeslied auf Athelstans Sieg bei Brunaburg, welches er sehr hoch stellt, weil es den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner versetzt, weil die Beschreibung der Schlacht nicht wie hier mit wenig kurzen Worten abgemacht wird, sondern das ganze angelsächsische Lied füllt, wo wir mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt werden, mit den Führern und Erschlagenen, wo wir die Fliehenden und Verfolgenden begleiten, die Sieger und Besiegten heimkehren sehen u. s. w., vergl. Gervinus I, 78. Man hüte sich jedoch auch hier, das Ludwigslied zu tief in den Schatten zu stellen, was es in keinem Falle verdient.

Das psychologische und nationale Moment in dem deutschen Sprachunterrichte.

Um den Einfluß des Unterrichtes in unserer Muttersprache auf den Geist der Jugend zu erörtern, unterscheiden wir den psychologischen und nationalen Werth desselben. Jenes nennt man wohl den formalen Nutzen und setzt demselben den materialen entgegen. Diese Benennungen entsprechen aber unserer Idee nicht, und wir müssen die hier aufgestellte Benennung — der psychologische Einfluß — festhalten, auch den zweiten Punkt besonders betrachten und die zu beschränkte Bezeichnung — material — fahren lassen. Man könnte einwenden, daß der nationale Einfluß ebenfalls zum psychologischen gehöre. Im weitesten Sinne des letzteren Ausdrucks mag dies wahr sein; jedoch kann hier das Nationale auch das Politische, auf den Staat sich beziehende, genannt werden und somit ist hinlänglicher Grund zur Scheidung vorhanden. Worin also besteht der psychologische Einfluß des Unterrichtes in der Muttersprache, und warum soll er insonderheit auf Realschulen beachtet werden?

Die Gegenstände, mit denen auf Realschulen der jugendliche Geist hauptsächlich beschäftigt wird, verdienen vorzugsweise die Benennung real. Sie beziehen sich auf Größe und Ausdehnung der Dinge, auf ihre Zusammensetzung, ihre Kräfte und Wirkungen. Sie regen das mathematische Anschauungsvermögen an und vervollkommnen dasselbe; sie schärfen die Beobachtungsgabe; sie stärken die geistige Kraft überhaupt und das Gedächtniß insbesondere; sie betreffen den Menschen in seiner Herrschaft über die Außenwelt: aber sie berühren die eigentlichen Tiefen des Geistes nicht; sie dringen nicht in's Innere desselben; sie lassen, wie schon mehrfach ausgesprochen worden, den Geist, wie er ist. Somit geht von selbst hervor, daß es eines Gegengewichtes bedarf, wenn Gleichförmigkeit in der Bildung statt finden soll. Der Jüngling soll nicht blos rechnen und messen, Stoffe trennen und verbinden

lernen; er soll auch sich rein und würdig aussprechen und das Schöne in den sprachlichen Erzeugnissen des Menschengeistes und vor Allem der ihm verwandten Geister seines Volkes erkennen und beurtheilen lernen. Dies kann aber ohne einen anregenden und umfassenden Unterricht in der Muttersprache nicht geschehen.

Die Einwendungen, die man hiergegen machen kann, scheinen hauptsächlich von zwei Seiten herzukommen, nämlich von der Ueberschätzung des Einflusses der alten, und von der der neueren fremden Sprachen. Die fremden Sprachen, sagt man, insonderheit die alten und namentlich die lateinische, leisten dies Alles hinlänglich und besser, als unsere Muttersprache. Aber abgesehen davon, daß die alten Sprachen auf Realschulen nicht umfassend gelehrt werden können, scheint auch diese Ansicht an sich irrig und des Grundes ermangelnd. — Was die alten Sprachen betrifft, so ist freilich behauptet worden, und zwar besonders von einem jetzt sehr hochstehenden Schulmanne, daß sie allein, und, wie schon gesagt, namentlich die lateinische, die Grundlage einer wahren und genügenden Schulbildung seien. Es haben sich aber andere, ebenfalls bedeutende Stimmen dagegen erhoben, unter welchen ich jetzt nur als das Neueste anführe den „offenen Brief" von Dr. B. Matthiae — Jena 1846, in welchem es heißt: (S. 8) — „die Zeiten, in denen der Quell des klassischen Alterthums allein die durstenden Glieder tränkte, stärkte und erquickte, sind vorbei — diese ruhigen und schönen Zeiten, wo die Gegenwart demüthig sich vor der Größe der Vergangenheit beugte, keine Kraft zur eigenen Belebung in ihr zündete, kein Athemzug eines politischen Volksgeistes die patriarchalische Stille der Erdenhimmel störte und beunruhigte. Die Zeiten sind vorbei, in denen Alles nur den cyclopischen Wortfechtereien der Vorkämpfer der formalen und realen Philologie lauschte, und die Schaar der Gläubigen dem Sieger zujauchzte, als habe er eine neue Welt oder eine neue Staatsform in's Leben gerufen. Die Zeiten sind vorbei, in denen es als Kriterium eines gelehrten Mannes von Charakter galt, daß er gut lateinisch spreche und schreibe, und die Tugenden eines ersten Latinisten selbst die Fehler und Laster des Menschen noch verherrlichten." Ueberhaupt möchte das Bestreben, eine von dem Zeitgeist ausgestoßene Ansicht durch Anpreisung wieder geltend zu machen, stets ein vergebliches sein. Daher kann auch der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, obwohl selbst ein Zögling der alten, dieser Ansicht huldigenden philologischen Schule, doch derselben nicht das Wort reden. Er muß vielmehr darauf dringen, daß

man nicht bei Fremden suche, was man in der Heimath haben kann; nicht in der entfernten Vergangenheit, was in der Gegenwart vor uns liegt. Also wenn auch für den Unterricht in den alten Sprachen auf Realschulen der Raum zu gewinnen wäre, so würde doch durch diesen der psychologische Einfluß der Muttersprache nicht ersetzt oder entbehrlich gemacht werden können. Was jene Sprachen für ihr Volk waren, können sie für das unsrige nicht sein. Sie sind Gebilde der Vorzeit, verflossener und verschwundener Völker und Zustände, und können ungeachtet aller ihrer Vortrefflichkeit das Lebende nicht ersetzen oder verdrängen.

Wenn nun die alten Sprachen dies nicht vermögen, so können es die Sprachen der neueren Zeit, die auf jenen als ihrer Grundlage ruhen, noch weit weniger. Weder die französische Sprache, noch die englische, obwohl letztere durch den bedeutenden Antheil des Germanischen uns näher steht, vermögen den psychologischen Einfluß unserer Muttersprache bei unserer Jugend hervorzubringen. Jenen Sprachen fehlt die freie, eigene Organisation, die Urkraft, welche in unserer Sprache so mächtig gewirkt hat und noch fortwirkt. Ihre Erzeugnisse, seien sie auch noch so vortrefflich, bringen nicht die Wirkung auf den Geist des Jünglings hervor, wie die der eigenen Sprache. Und welche Vorarbeit gehört dazu, ehe der Jüngling befähigt ist, die besten dieser Erzeugnisse recht aufzufassen und zu genießen! Vermögen doch Manche gar nicht bis zu diesem Ziele zu gelangen! Ja selbst in grammatischer Hinsicht können jene Sprachen mit der unsrigen sich nicht vergleichen. Oder hätte etwa die Ausbildung der Grammatik dieser Sprachen den Standpunkt der unsrigen erreicht? Was ist in ihnen die Wortbildungslehre, die Syntaxis, die Metrik? Die französische Sprache, fast nur durch das Medium der italiänischen aus der lateinischen hervorgegangen, wenigstens in syntaktischer Hinsicht, kann beinahe gar nichts Eigenes aufweisen. Die englische, aus zu verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, hat eine zu große Licenz des Sprachgebrauches und zu viel Unbestimmtes, um in ihrem grammatischen Bau den Forderungen des Geistes zu genügen. Es bleibt also als hinlängliches Gegengewicht der blos realen Erkenntniß und Bildung auf unseren Realschulen nur die Muttersprache übrig, und wir haben demnächst die Frage zu beantworten, ob und inwiefern sie zur Befriedigung dieses geistigen Bedürfnisses geeignet sei.

Wir können den grammatischen Gehalt einer Sprache unter folgende vier Gesichtspunkte bringen: Wortbildung, Biegung

(Flexion), Satzbildung (Syntaxis), Sylben- und Versmessung (Metrik). Sehen wir, inwiefern unsere Sprache in dieser vierfachen Hinsicht den Anforderungen des denkenden Geistes entspreche!

In ihrer Wortbildung kann sie es gewiß. Deutlich und genügend bildet sich in ihr aus der Wurzelform die abgeleitete, theilt sich diese wieder in Stammform und Sproßform u. s. w., wie dieses in Becker's Grammatik zur Genüge nachgewiesen ist. Es gewährt dem jugendlichen Geiste eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung, dieser Bildung nachzugehen, und wenn einmal ihr Gang gezeigt worden ist, sie in die besondern Gestaltungen zu verfolgen. Eben so ist es mit der Zusammensetzung. Auch ihre Regeln und Gebilde zu betrachten, ist befriedigend für den Geist und lehrreich. Ueberhaupt kann keine der romanischen Mischsprachen sich in Hinsicht der Wortbildung mit unserer Sprache vergleichen, und von den Sprachen des Alterthums ist nur die griechische ihr darin überlegen. Weniger genügend in geistiger Hinsicht ist im Deutschen die Flexion, welche man wohl in Vergleich mit den Sprachen des Alterthums mangelhaft nennen kann. Allein ganz ohne Befriedigung wird auch sie uns nicht lassen. Auch in ihr finden wir manche Spuren tiefer und richtiger Ansichten, und können anziehende Vergleichungen mit anderen Sprachen anstellen. — Den Satz von seiner einfachsten, auf einem unumstößlichen Dualismus*) beruhenden Gestalt durch seine ganze Ausbildung in Haupt- und Nebensätzen bis zur verschlungensten Periode zu verfolgen; zu sehen, mit welcher Kunst der menschliche Geist in jede Wort- und Satzfolge, in jede Verbindung eigenthümliche Schattirungen des Gedankens legte; wie im Satze rhythmische Vollendung und Klarheit des Gedankens selbst sich stets durchdringen und Eines zu sein scheinen — dies Alles ist höchst bildend und weckt und erfreut den Geist des denkenden Jünglings. Dies aber leistet die Satzlehre unserer Sprache in hoher Vollkommenheit und mit größerer Vollendung, als es in den fremden Sprachen der Fall ist, die auf Realschulen gelehrt werden können. Nicht einmal die hierzu nöthige Terminologie besitzen diese Sprachen, und sie haben es in ihrer grammatischen Ausbildung nicht so weit gebracht, daß ihre Syntaxis mit der deutschen sich gleichstellen könnte.

*) S. darüber des Verf. Abhandlung zum Programm der Crefelder Schule vom Jahre 1838.

Den vierten unserer Gesichtspunkte, den der Sylben- und Versmessung, werden Viele von Realschulen lieber ganz ausgeschlossen sehen. Wir glauben mit Unrecht. Auch der metrische Gehalt der Sprache gewährt dem Geiste manche Befriedigung, und es wird nicht viel Zeit erforderlich sein, das Wichtigste aus der Metrik der Jugend vorzutragen. Welche andere der neueren Sprachen kann aber in dieser Hinsicht mit der unsrigen zusammengestellt werden? Den Engländern und Franzosen fehlt in ihrer Sprache das rhythmische Element fast gänzlich. Schon ihre getrübten Selbstlauter taugen dazu nicht, und im Ganzen zeigt es sich, daß sie unmusikalische Nationen sind und ihr Gefühl für Rhythmus nicht geweckt ist. Die Italiener unterliegen in metrischer Hinsicht zum Theil dem nämlichen Tadel, und dabei hat ihre Poesie eine zu große Licenz der Elision, um metrisch befriedigen zu können. Daher ist auch in diesen Sprachen die Nachbildung der antiken Versmaße, Weniges ausgenommen, schwerlich ausführbar und kaum einmal versucht worden, dahingegen sie im Deutschen so trefflich gelungen ist. Wie aber dieser Gegenstand im Unterrichte zu behandeln sei, darüber hat der Verfasser in seiner Abhandlung zum Programm der Crefelder Schule vom Jahr 1845 Vorschläge gethan, auf welche er hier aufmerksam zu machen sich erlaubt.

Wenn es also gegründet ist, daß die deutsche Sprache den grammatischen Forderungen im Ganzen auf ausgezeichnete Weise genügt, so ist auch erwiesen, daß der Unterricht in derselben auf den Geist des denkenden Jünglings einen höchst bedeutenden Einfluß üben, daß ihm in denselben eine reiche Quelle der Erkenntniß und der Anregung sich öffnen werde; daß also dieser Unterricht in psychologischer Hinsicht höchst wichtig und durch keinen andern Lehrgegenstand zu ersetzen sei. —

Wir haben nun über den zweiten der hier aufgestellten Gesichtspunkte, nämlich über den nationalen Einfluß des Unterrichts in der deutschen Sprache noch wenige Worte zu sagen. Auch dieser ist nicht gering anzuschlagen. Abgesehen davon, daß es eine Mißachtung des eigenen Besitzes verrathen würde, wenn man diesem Unterrichte keine oder nur eine ganz dürftige Rücksicht einräumen wollte; so ist es gerade die nationale Einheit und Selbstständigkeit, welche unserem Volke fehlt und von jeher gefehlt hat, und worin allein noch Heil für dasselbe zu hoffen ist*).

*) Man sehe darüber die treffliche deutsche Gesch., v. Dr. Wirth, an vielen Stellen.

Sollte nun nicht eine gründliche Bekanntschaft mit seiner Sprache, eine verdiente Würdigung ihrer Vorzüge in dem Geiste des deutschen Jünglings das Nationalgefühl stärken und fördern? Das ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Nur allzu oft finden wir — was auch schon von Vielen bemerkt und getadelt worden ist, bei dem Deutschen die Schwäche, daß er eine besondere Ehre darin sucht, fremde Sprachen, wenn auch mangelhaft und stolpernd, zu sprechen und sich ihrer zu bedienen, wohingegen er auf das gute und richtige Sprechen der Muttersprache nur geringen Werth legt. So sollte es nicht sein! Ein genügender Unterricht in seiner eigenen Sprache wird den deutschen Jüngling hier auf den richtigen Standpunkt bringen. Er wird ihn befähigen, seinen Bildungsgrad auch in seiner eigenen Sprache hinlänglich zu Tage zu legen, ohne dazu der fremden Sprachen als Aushängeschild zu bedürfen. Dies gilt um so mehr, da es doch eine Täuschung ist, zu glauben, man könne sich eine fremde Sprache so zu eigen machen, wie seine Muttersprache, und sie in demselben Grade als Auslegerin des Geistes gebrauchen. Warum also seine ganze Fassungskraft auf einen Besitz richten, den man nie vollständig erlangen kann? Mag immerhin der deutsche Knabe und Jüngling fremden Sprachen so viel Zeit und Anstrengung widmen, als zu ihrer genügenden Auffassung nothwendig ist — schon zu praktischen Zwecken muß dies geschehen — aber vernachlässigen darf er das Organ seines eigenen Nationalgeistes nicht. Er muß vielmehr dahin streben, sich dasselbe zu mündlichem und schriftlichem Gebrauche in möglichster Vollkommenheit zu eigen zu machen.

Der Sinn für das Nationale soll also ebenfalls bei dem deutschen Jüngling durch einen gründlichen, umfassenden und anregenden Unterricht in der deutschen Sprache geweckt und unterhalten werden, daß er in Sprache und Gesinnung ächt deutsch sei, bei einem deutschen Herzen auch eine deutsche Zunge habe, die seine schöne und kraftvolle Sprache auch schön und kraftvoll zu gebrauchen wisse. —

C. Risler.

Ueber Englische Hexameter.

Die zehnsylbigen iambischen Verse bilden, wie bekannt, das eigenthümliche heroische Versmaß der Engländer, und gleich den elegischen und lyrischen wollte sich auch die heroische Versart der Alten der englischen Sprache nicht recht fügen.

In den letzten Heften des Blackwood'schen Edinburgh Magazine hat man nun mehrfach versucht, theoretisch und praktisch das klassische heroische Versmaß auch dem Englischen zu vindiciren. Frühere Versuche in dieser Hinsicht waren nicht sehr glücklich gewesen. Sidney und die Dichter zur Zeit der Königin Elisabeth gingen von dem Grundsatze aus, den Werth der einzelnen Sylben nach lateinischen Regeln abzumessen, welche das englische Ohr nicht anerkennen kann, und deren Anwendung eine unerträgliche Härte des Ausdrucks und der Aussprache veranlassen mußten. Stanihurst's Virgil ist in der Phraseologie so seltsam und komisch, daß eigentlich Alles in dem Werke dadurch den Character des Lächerlichen gewinnen mußte; Southey's Vision ist ferner in ihrer ganzen Anlage so völlig verfehlt, daß dafür eigentlich gar kein Versmaß als geeignet erscheinen konnte. Der Anfang des letztgenannten Werkes ist indessen eine gut gelungene Probe von der Art und Weise, in welcher sich das epische Versmaß modificirt auch im Englischen anwenden läßt und selbst demjenigen, welcher mit der klassischen Versart ganz unbekannt ist, wird hier das Metrum als ein gut gewähltes und der Sprache angemessenes scheinen müssen. Ließe sich nun in dieser Weise z. B. die epische Erzählung der Ilias nachahmen, so würde die englische Nation dadurch jedenfalls ein treueres, besseres Bild von Homer gewinnen, als sie bei den gegenwärtigen Leistungen haben kann.

Gewöhnlich hat man gegen den Hexameter im Englischen den Einwand gemacht, daß man so sehr wenig Spondeen besitze, und Southey behauptet geradezu, daß Egypt der einzige Spondeus sei. Hier irrt er indessen, man denke z. B. nur an precept oder

rescript, und ganz abgesehen davon möchte man vielmehr geneigt sein, den Gebrauch der vielen Spondeen am Schlusse der Versfüße für die Hauptursache zu erklären, weshalb es im Englischen so wenig gute Hexameter gibt. Das englische Gefühl für Rhythmus verwirft den Spondeus am Ende aufs Entschiedenste, und selbst wo die Wörter nach der gewöhnlichen Aussprache einen Spondeus bilden würden, zwängt man ihnen, wenn sie am Schlusse des Verses stehen, fast unwillkührlich den trochäischen Character auf. Man vergleiche z. B. folgende Verse von Sidney:

But yet well do I find each man most wise in his *own case*.
And yet neither of ūs great ŏr blest deemeth his *own self*.
Shall such morning dews be an ease to heat of a *love's fire?*

Man kann fast nicht umhin, den letzten Fuß obiger Verse als Trochäus zu lesen, und wer überhaupt an der Nothwendigkeit des Trochäus für den englischen Hexameter noch zweifelt, der bedenke nur, daß man bei dem Versuche, einen Reim in diesem Versmaße anzubringen, sich stets des doppelten Reimes bedienen mußte z. B.

See, o citizens, here old Ennius's image pre*sented*.
Honour me not with your tears, by none let my death be pre*sented*.

— und ein Reim wie der folgende müßte dem Ohre durchaus mißfallen:

But yet well do I find each man most wise in his own *case:*
Wisely let each resolve, and meet the event with a calm *face*.

So lange man nun dabei stehen bleibt, nur diejenigen Hexameter für gut zu erklären, welche am Schlusse den Spondeus anwenden, so lange wird man in unnatürlicher Weise dem Klange Gewalt anthun und deshalb dem englischen Ohre das epische Versmaß nicht empfehlen können. Wir finden nur bei Southey, ungeachtet seiner oben erwähnten Behauptung, eine große Menge ächter Spondeen, die durch ihre Stellung gezwungen den Character des Trochäus annehmen, der dem englischen Verse wesentlich ist; außerdem bleibt es übrigens bei Southey zu tadeln, daß er sehr häufig die Cäsur gar nicht beobachtet und überhaupt mehrfach Ausdrücke und Wendungen gebraucht, die in einem Gedichte nicht am rechten Orte sind.

Was die Quantität der Sylben betrifft, die sich im Englischen nicht nach Art der lateinischen und griechischen Sprache behandeln läßt, so kann sie der Anwendung des Hexameters kein erhebliches Hinderniß bereiten. Die eigentliche Länge und Kürze kommt im

Englischen eigentlich gar nicht in Betracht, sondern es handelt sich nur darum, ob die Sylben stark oder schwach sind. Man vergleiche z. B.

When in *death* I shall *calm* re*cline*,
O *bear* my *heart* to my *mis*tress *dear*.
Tell her it *lived* upon *smiles* and *wine*,
Of the *bright*est *hue* while it *linger*'d *here*.

Die mit Cursiv-Schrift gedruckten Sylben stehen hier an der Stelle der langen, und umgekehrt; so ist denn auch z. B. I und while schwach aber lang: Wir erfahren von Spenser, daß man es in seiner Zeit versuchte, die lateinischen Quantitäts-Regeln bei den ältern englischen Herametern anzuwenden und z. B. in carpenter die zweite Sylbe als lang (Position) gebrauchte, um gehörig scandiren zu können. Man lese z. B.

Unto a caitiff wretch whom long affliction holdeth,
Grant yet, grant yet a look to the last monument of his anguish.

Es liegt am Tage, wie gering der Gewinn dieser Methode sein mußte, und der Herameter konnte offenbar in England keinen rechten Beifall gewinnen, weil man ihm die Gelegenheit abschnitt, sich frei und selbstständig national zu entwickeln.

Ein anderer Hauptübelstand war es ferner noch, daß Southey und mehrere seiner Nachfolger einzelne wichtige klassische Regeln des Herameters unbeachtet ließen und sich Freiheiten und Nachlässigkeiten erlaubten, worin sie seltsamer Weise die nationale Ausbildung des Herameters erkannten. Es scheint uns durchaus nothwendig zu sein, daß jeder Vers mit einer langen Sylbe beginne, wenn er nicht ein wesentliches Moment des Herameters verlieren soll; Southey fing aber zuweilen seine Verse mit it oder the — als Vorschlagssylbe — an, was ihm die Sache natürlich sehr erleichtern mußte, das eigentliche Versmaß aber völlig vernichtete z. B.

Upon all seas and shores, wheresoever her rights were offended.

Ebenso tadelnswerth sind die häufig vorkommenden überzähligen Sylben, und diejenigen, welche nur durch eine harte Elysion abgeschnitten werden können, ein Fall, der besonders am Schlusse der Verse sich mehrfach findet, wo nur durch eine gezwungene Elysion der Dactylus entfernt werden kann z. B.

Still it deceiveth the weak, inflmeth the rash and the *desperate*.
Rich in Italy's works and the masterly labours of *Belgium*.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten, welche die Anwendung des klassischen Metrums der englischen Sprache in den Weg legt und ungeachtet der manchfachen mißglückten Versuche hat man sich in der neuesten Zeit, wie wir dies bereits oben andeuteten, mit besonderer Vorliebe in England dem klassisch heroischen Versmaße wieder zugewendet und neben dem Hexameter auch dem Pentameter seine Geltung zu verschaffen gesucht; wir theilen hier eine ganz neue Uebersetzung des „Tanzes" von Schiller mit, deren Verfasser mit einigem Glücke die antike Form nachgeahmt hat, ohne dabei die nationale Eigenthümlichkeit der Sprache unberücksichtigt zu lassen.

The Dance. From Schiller.

See with floating tread the bright pair whirl in a wave-like
   Swing, and the winged foot scarce gives a touch to the floor.
Say, is it shadows that flit unclogg'd by the load of the body?
   Say, is it elves that weave fairy-wings under the moon?
So rolls the curling smoke through air on the breath of the zephyr;
   So sways the light canoe borne on the silvery lake
— Bounds the well — taught foot on the sweet-flowing wave of the measure;
   Whispering musical strains buoy up the aëry forms.
Now, as if in its rush it would break the chain of the dancers,
   Dives an adventurous pair into the thick of the throng.
Quick before them a pathway is formed, and closes behind them;
   As by a magical hand, open'd and shut is the way.
Now it is lost to the eye; into wild confusion resolved —
   So! that revolving world loses its orderly frame.
No! from the mass there it gaily emerges and glides from the tangle;
   Order resumes her sway, only with altered charm.
Vanishing still, it still reappears, the revolving creation,
   And, deep-working, a law governs the aspects of change.
Say, how is it that forms ever passing are ever restored?
   How still fixity stays, even where motions most reigns?
How each, master and free, by his own heart shaping his pathway,
   Finds in the hurrying maze simply the path that he seeks?
This thou would'st know? 'Tis he might divine harmony's empire;
   She in the social dance governs the motions of each.
She, like the Goddess Severe, with the golden bridle of order,
   Tames and guides at her will wild and tumultuous strength.
And avound thee in vain the word its harmonies utters
   If the heart be not swept on in the stream of the strain,
— Not by the measure of life which beats through all beings avound thee,
   — Not by the whirl of the dance, which through the vacant abyss
Launches the blazing suns in the spacious sweeps of their orbits.
   Order rules in thy sports: so let it rule in thy acts.

M. L.

Das Distichon ist dem Ohre noch wohlgefälliger, als der stets wiederkehrende Hexameter, und wenn gleich die englische Literatur in diesem Metrum nicht grade eben so viele Schätze besitzt als die deutsche, so hat sie doch bereits mehrere gute Proben gegeben und dadurch zugleich den Beweis geliefert, daß sich auch hierzu die englische Sprache einigermaßen eignet. Man kann deshalb nach den bisherigen Erfahrungen die Ansicht aussprechen, daß sich dieses Versmaß in England eines größeren Beifalls noch als der bloße Hexameter selbst erfreuen und sich demzufolge vielleicht um so schneller volksthümlich entwickeln dürfte.

Hg.

Gedankenspäne über Sprachunterricht; mit Bezugnahme auf Mager's „genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen."

Das oben genannte pädagogische Werk Mager's ist so voll gesunden Urtheils und gesunder Ansichten, daß es auf die künftige Gestaltung unseres Schulwesens und speciell der Methodik des Sprachunterrichts nicht ohne Einfluß bleiben kann. Je trefflicher und beherzigungswerther aber diese Schrift im Ganzen ist, desto weniger kann ich mich enthalten, unumwunden hier auszusprechen, was mir im Einzelnen daran verfehlt oder mißlungen scheint. Eine Kritik des Mager'schen Werkes soll aber das Folgende durchaus nicht sein, sondern nur einzelne Gedanken enthalten, von denen Schreiber dieses glaubt, daß sie bei einer künftigen Reform des Sprachunterrichts auch ihrerseits eine Berücksichtigung beanspruchen dürften.

Das Erste, worin ich mit Hrn. Mager nicht einverstanden bin, ist seine Benennung „gelehrtes Gymnasium und Bürgergymnasium," wofür ich lieber die Ausdrücke: klassisches Gymnasium und Realgymnasium gebraucht gesehen hätte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir, denke ich, einer Zeit entgegen gehen, wo Gelehrtenthum und Bürgerthum nicht mehr als ein so Getrenntes erscheinen, sondern mehr und mehr sich decken und in einander aufgehen wird. Wie unter den Gelehrten selbst die hervorragenden Größen in dem Maße verschwinden als die Bildung sich verallgemeinert, so wird auch die Kluft zwischen dem Bürger und Gelehrten immer kleiner werden, und darum sollten wir nicht Schulen bekommen, die Gelehrte oder Bürger, sondern Gelehrte und Bürger, oder vielmehr erst Bürger und dann Gelehrte erziehen. Eben deshalb sollten wir aber unsere männliche Jugend nicht schon im zehnten Jahr, wie Hr. Mager will, durch ein sogenanntes

gelehrtes Gymnasium und Bürger-Gymnasium von einander abschließen, sondern sie bis zum Abschluß des Knabenalters durch die Confirmation, also bis zum vierzehnten Lebensjahre zusammen gehen lassen, wo dann die Lebenswege von selbst aus einander gehen. Damit hängt aber noch ein zweiter Uebelstand zusammen, der mir im Folgenden zu liegen scheint. Einmal will Hr. Mager, daß der Unterricht in einer fremden Sprache erst im zehnten Lebensjahre beginne, und das ist höchst vernünftig. Nun soll aber der Knabe, noch ehe er überhaupt eine fremde Sprache zu lernen begonnen hat, sich entweder für das gelehrte oder das Bürger-Gymnasium entscheiden, wo gleich vom ersten Anfang an der Sprachunterricht völlig aus einander geht, indem das gelehrte Gymnasium denselben mit der lateinischen, das Bürger-Gymnasium mit der französischen Sprache beginnt. Bei dieser Einrichtung soll sich aber einmal der Knabe schon im zehnten Jahr für einen bestimmten Lebenslauf entscheiden, was im Allgemeinen wohl viel zu früh ist; und dann soll er sich entweder für eine alte oder neuere Sprache entscheiden, wo er doch außer der Muttersprache noch gar keine kennen gelernt hat. Sollte er nicht erst eine fremde Sprache überhaupt ein wenig gesehen haben, ehe er sich für die eine oder andere entscheidet, zumal diese Entscheidung so genau mit seiner ganzen Zukunft zusammenhängt? Wie mir aber ein solcher Griff auf gut Glück hin mißlich erscheint, so wie mich diese frühe Trennung unserer Jugend überhaupt nicht befriedigt (Zersplitterung haben wir ja so schon genug), eben so kann ich mit Hrn. Mager darin nicht übereinstimmen, daß die erste fremde Sprache für das gelehrte Gymnasium die lateinische, für das Bürger-Gymnasium die französische sein soll. Beides scheint mir unnatürlich und ist unnatürlich, daß ich es offen heraussage. Die Natur, meines Wissens, thut niemals Sprünge, sondern Alles entwickelt sich in ihr in homogener Stufenfolge. Aber ein moderner Knabe von zehn Jahren und ein alter römischer Schriftsteller mit seinem Ideengang und seiner Sprache scheinen mir nicht minder heterogene Gegenstände zu sein als z. B. deutsches Wesen und französisches. Will man daher einmal zu den Grundsätzen unserer großen alten Pädagogen, wie Ratich und Comenius, d. h. zur Natur zurückkehren, so sollte man doch einen zehnjährigen Knaben dieser unserer Zeit nicht zuerst Lateinisch lehren, sondern die erste fremde Sprache, die er lernt, doch ebenfalls ein Produkt dieser unserer Zeit, also eine neuere sein lassen, wie es schon vor 200 Jahren der treffliche Comenius gewollt hat und

wie es endlich Zeit wäre, daß wir es auch wollten. Ist aber diese Forderung Natur und nichts als Natur, so ist auch Hr. Mager nothwendig im Widerspruch mit der Natur; denn weder die lateinische noch französische Sprache reiht sich naturgemäß der deutschen an oder steht mit ihr in einem natürlichen Zusammenhang. Dieses thut unter allen neueren Sprachen, die zu lernen überhaupt der Mühe sich lohnt, am meisten die englische, die nicht nur mit der unsrigen in nächster natürlicher Verwandtschaft steht, sondern auch, nach und neben der unsrigen, selbst wieder der reinste Abdruck der Natur ist, und zugleich die Sprache eines der tüchtigsten und mächtigsten Völker der Welt. Englisch wäre es also, was unsere Jugend — naturgemäß — zuerst zu lernen hätte, sobald sie einmal fremde Sprachen lernen soll und diese nicht auf einmal lernen kann, sondern mit Einer den Anfang machen muß. Soll aber diese eine und erste von natürlicher Wirkung und dem gehörigen Erfolg sein, soll sie, mit Einem Wort, durchschlagen, so muß sie gleich tüchtig und völlig, und vor Allem schnell gelernt werden, wie die Muttersprache. Darum werden wir als die erste fremde Sprache eine solche wählen müssen, die in ihren Formen möglichst einfach und leicht sei, damit unser Lehrling möglichst bald durch die äußere Schale hindurch zu dem Kern und Inhalt, zu dem Geist derselben vor- und in denselben eindringe, denn nur Geist zeugt und bildet wieder Geist, und geistbildend soll ja vor Allem der Sprachunterricht sein. Auch dieser Anforderung entspricht die englische Sprache vollkommen; denn ein zehnjähriger deutscher Knabe, vorausgesetzt, daß er mit der deutschen Muttersprache schon einigermaßen umzugehen gelernt hat, kann die englische Sprache, bei wöchentlich sechs Stunden Unterricht, binnen zwei Jahren schon ziemlich fertig sprechen und schreiben lernen, auch wenn er den Unterricht mit mehreren zusammen hat. Noch wäre für die Wahl dieser ersten fremden Sprache wünschenswerth, daß sie ihrem materiellen und geistigen Inhalt nach schon die Elemente der Sprache oder Sprachen enthielte, die der Schüler zunächst nach ihr lernen soll. Und auch dieser Anforderung genügt die englische Sprache, denn sie enthält von dem Griechischen und Lateinischen, und folglich Französischen, nicht nur viele Wörter, sondern auch Vieles von dem ganzen Bau und Geist jener Sprachen. Diese verschiedenen Bestandtheile nun müssen unsere Zöglinge vom zwölften Jahre an aufsuchen und unterscheiden lernen, so daß sie also erführen, daß z. B. catastrophe und philosophy ursprünglich griechische, religion und pronunciation aber lateinische und

französische Wörter sind (wobei kaum bemerkt zu werden braucht, daß das deutsche Element der Sprache vorzugsweise genützt werden muß, als vorläufig das allinteressanteste und allerbildendste). Zu dem Ende müßte etwa vom zwölften Jahre an unseren Schülern ein Buch in die Hände gegeben werden, das in übersichtlicher Zusammenstellung die Formenlehre der griechischen, lateinischen und französischen Sprache böte; denn sie sind nunmehr gedächtniß- und geistesstark genug, um diese drei Sprachen in ihren ersten Anfängen zu übersehen und zusammen zu betreiben. Würden für diese **vergleichende Formenlehre**, in die gerade durch die Vergleichung ein gewisser Sporn und Reiz käme, noch wöchentlich zwei Stunden angesetzt, so würden unsere Schüler im vierzehnten Jahre griechische, lateinische und französische Wörter nach ihren verschiedenen Formen sattsam unterscheiden, und diese Formen selbst nach ihren verschiedenen Wandlungen innehaben, deutsch und englisch aber mittlerweile gleich gut, d. h. das Englische wie eine zweite Muttersprache gelernt haben.

Jetzt ist das Knabenalter zurückgelegt und unsere jungen Leute entscheiden sich, je nach Neigung und Beruf, für das klassische oder das Realgymnasium. Im ersteren tritt jetzt Griechisch, Lateinisch und Französisch vorauf und Englisch zurück; und wie früher die Formenlehre dieser Sprachen, so wird jetzt auch ihre Syntax, woran sich noch Deutsch und Englisch knüpft, vergleichend behandelt; in dem Realgymnasium dagegen tritt jetzt das Französische, der Stundenzahl nach, vorauf, Englisch zurück, Griechisch und Latein natürlich noch mehr zurück, doch so, daß auch der Realgymnasiast wenigstens einen leichten **lateinischen** Schriftsteller lesen und verstehen lernt. — Dies wäre, so weit ich die Natur des menschlichen Geistes begriffen zu haben glaube, der naturgemäße Gang des Sprachunterrichts für unsere deutsche Jugend. Im klassischen Gymnasium würde nunmehr in zwei bis drei Jahren sicherlich mehr Griechisch und Latein gelernt werden als früher in sechs und mehr Jahren; auch würden wohl die klassischen Schriftsteller nicht mehr so allgemein gleich mit oder nach der Universitätszeit bei Seite gelegt werden, und geschähe es doch, so würde wenigstens Eine fremde Sprache fortgeübt und mit Dank fortgeübt werden, die neben und mit der Muttersprache erlernte Englische.

Aber auch noch andere, äußere und innere Gründe gibt es, die uns bei einer Reform des Sprachunterrichts bestimmen sollten, die zu erlernende erste fremde Sprache für uns die englische sein

zu lassen. Die Aussprache des Englischen, ob es gleich keinen Laut enthält, den ein schon sprachlicher geübter Knabe von zehn Jahren nicht alsbald eben so gut wie der Eingeborne wiedergeben könnte*), erfordert jedoch junge, noch geschmeidige Organe und eine lange Uebung, wiewohl sie binnen drei bis vier Wochen in Bausch und Bogen schon ziemlich fertig erlernt werden kann. Ein Student lernt sie, nach meiner Erfahrung, schon nicht mehr vollkommen, auch wenn er sich wirklich Mühe gibt; ein Professor noch weniger. Die alten Sprachen sind der Ausbildung unserer Sprachorgane mehr hinderlich als förderlich, weil es fast Niemand damit genau nimmt. Was würde wohl ein alter Grieche dazu sagen, wenn er z. B. sein δ, τ und ϑ von uns so gar nicht unterscheiden hörte? Er würde gewiß mit jenem abgerichteten Deutsch-Griechen (in Hauff's Memoiren des Satan) sagen: „mein Herr, das ist nicht Griechisch.“ Dagegen würde ein frühzeitiges Erlernen des Englischen, d. h. eine frühe allseitige Entwicklung und Ausbildung unserer Sprachorgane gewiß auch sehr vortheilhaft auf den Betrieb der alten Sprachen, von phonetischer Seite betrachtet, zurückwirken. Bedächten z. B. unsere klassischen Philologen, daß die englische die einzige neuere Sprache ist, in der wir die Doppellauter ae, oe, th ($\alpha\iota$, $o\iota$, ϑ) nicht in die Monothongen äh, öh, t verflacht und verkümmert finden; daß vielmehr die englische Sprache Laute wie äh und öh gar nicht kennt, so würden sie bei der sonstigen nahen Verwandtschaft der englischen und griechischen Sprache, mit ziemlicher, wo nicht voller Sicherheit, von der erstern auf die letztere zurückschließen und darum 1) sich nicht streiten, wie man z. B. $\kappa\alpha\iota$ aussprechen soll; 2) aber würde keiner von ihnen so inconsequent sein, $\alpha\iota$ als Monothong (äh), $o\iota$ aber als Diphthong zu betrachten. — Ein viel triftigerer und tieferer Grund aber, warum unsere erste fremde Sprache die englische sein sollte, liegt noch darin, daß die englische Sprache ihren geistigen Anhalts- und Hauptstützpunkt an England selbst mehr und mehr zu verlieren scheint; gewiß ist, daß sie sich dort von Tag zu Tag verschlechtert und so zersetzt und zerklüftet, daß sie eines wissenschaftlichen Anbaues mehr als jede andere bedarf, um nicht allmälig völlig sich aufzulösen und ganz zu verderben. Sollten wir ihr, die wir es mehr als jede andere Nation,

*) Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht schon mit dem Französischen, dessen Nasenlaute von dem deutschen Organ sehr selten völlig erreicht werden.

ja die wir es allein zu thun vermögen, diesen Anbau versagen? Und können wir dies besser thun, als wenn wir sie als unsere nächste Verwandte gleichsam adoptiren, da die Arme im eigenen Lande betteln geht? Würden wir sie aber, sie, die sich zugleich mehr und mehr anschickt, sich über den ganzen Erdboden auszubreiten, in ihrer Reinheit und Kraftfülle zu erhalten wissen, dadurch, daß wir sie, unter der Wacht der Wissenschaft, als zweite Muttersprache an unsere Jugend bringen, und würden wir mit ihr vielleicht einen Theil der Thatkraft ererben, die das englische Volk groß gemacht hat, so dürfte die Sache für unsere ganze Zukunft nicht ohne Bedeutung sein. Doch lassen wir Ungewisses und Fernes und wenden uns zu Thatsachen und dem Naheliegenden. Vom Standpunkt der klassischen Philologie hat man oft den modernen Sprachen vorgeworfen, daß sie nicht reich genug an Bildungsstoff wären, um einen wesentlichen Bestandtheil unserer Jugendbildung auszumachen. Wenn aber die alten Sprachen vorzugsweise und allein die rechten Bildner des Geistes sind, wie kommt es dann, frage ich, daß ein deutscher Professor der griechischen und lateinischen Literatur und Beredtsamkeit, und Direktor eines philologischen Seminars, der eine bekannte englische Grammatik geschrieben hat, doch so wenig Nutzen für diese Arbeit aus seinen klassischen Studien zu ziehen gewußt hat, daß ein Schulknabe, der ein bis zwei Jahr gründlichen Unterricht im Englischen gehabt hätte, sich über viele der Regeln des klassischen Professors höchlichst verwundern dürfte? So ist es z. B. gewiß nicht schwer, einem zehn- bis zwölfjährigen Knaben begreiflich zu machen, daß das deutsche Wörtchen noch im Englischen durch zwei Wörter vertreten wird, durch yet und still; und daß dabei die englische Sprache genauer und bestimmter ist als die deutsche, indem sie in dem Begriff des Wortes ein Doppeltes unterscheidet, nämlich Zeitpunkt, d. h. Gegenwart mit Beziehung auf Zukunft; und Zeitdauer, d. i. Gegenwart mit Beziehung auf Vergangenheit, welches Erstere sich durch yet (jetzt), und das Letztere durch still (stets) ausdrückt, so daß auch der schwächere Schüler den Unterschied von yet und still leicht begreifen wird, wenn man ihm sagt, das erste stehe für jetzt noch, das zweite für stets noch, noch immer. Er wird demnach leicht übersetzen: Ich bin noch jung, hoffe aber alt zu werden — I am *yet* young, etc.; oder: Franz ist zwei Jahre in N. gewesen und ist noch dort — and is *still* there. Er würde somit leicht begreifen, daß eine Versetzung dieser Conjunctionen in beiden Sätzen

Unsinn zu Wege brächte. Nun höre man aber die Erklärung des klassisch gebildeten Grammatikers (§. 885 der Wagner'schen Grammatik):

„Yet und still sollen, selbst nach Horne Tooke, völlig gleichbedeutend sein und durchaus mit einander verwechselt werden können. Daß diesem aber nicht so sei, erhellet daraus, daß man statt he is *not yet* arrived, nicht sagen kann, he is *not still* arrived. Der Unterschied scheint darin zu liegen, daß yet auf die Zeit, still hingegen auf die Fortdauer einer Handlung oder eines Zustandes hindeutet, so daß man also, wo diese, nämlich Handlung oder Zustand, noch nicht eingetreten sind, von still nicht Gebrauch machen kann, sondern vermittelst des Adverbii yet die Verneinung auf die Zeit beziehen muß. Daß in allen übrigen Fällen ihr Gebrauch gleichgültig sei, bezeugen folgende Stellen: Though it was *yet* early, I insisted upon seeing him immediately (Goldsmith). As I was *yet* but weak, I resolved to return home by easy journeys (Ebend.). The forest sheds what of his tarnished honours *yet* remain (Thomson). Part of the front remained *still* entire (Fielding). His wife was not only *still* alive, but, what was worse, known to be so by Mr. Allworthy (Ebend.)." Dazu die Anmerkung: „Wenn gleich in den aufgestellten Sätzen yet und still miteinander vertauscht werden können, so möchte dieses doch wohl nicht in folgender Stelle der Fall sein: Woods — whose gloomy horrors *yet* no desperate foot has ever dar'd to pierce (Thomson). Doch liegt auch hier, wie es scheint, der Grund in der Verneinung." —

Ich füge diesem nichts bei als die Bemerkung, daß eine Menge anderer nicht minder starker Verstöße in demselben Buche zu finden sind, und daß somit die englische Sprache unserer Jugend doch wohl einigen Stoff zu ihrer Verstandes- und Geistesbildung bieten könnte. Was aber Horne Tooke betrifft, so würde er als Engländer eine solche Abgeschmacktheit wahrscheinlich nicht ausgesprochen haben, wenn er in seiner Schule, statt Latein und Griechisch, vorerst hübsch Englisch zu lernen wäre angewiesen worden. — Haben wir es doch mit all unserer klassischen Gelehrsamkeit in Bezug auf die Sprache unserer nächsten Verwandten und Nachbarn noch nicht so weit gebracht, daß wir z. B. wüßten, daß einsilbige Wörter nicht zweisilbig sein können, d. h. unabtheilbar sind, wovon ich ganze Seiten von Beispielen aufführen könnte, die durchaus nicht auf Rechnung des Setzers geschrieben werden können, wodurch wir uns aber in den Augen des Engländers alle Tage lächerlich machen. Geradezu abgeschmackt ist es auch bei einer gelehrten Philologenversammlung vom Redner gelegentlich ein „asiatikäl resihrtsches," statt Asiatical Researches vernehmen zu müssen. Und wie kommt, um noch Eins zu sagen, ein Gottfried Hermann dazu, seinen ehrenwerthen Namen den

Büchern eines Flügel beizugesellen? — Dies Alles und mehr noch zeigt ja wohl, daß etwas faul sein muß in unserm Bildungsgange in Bezug auf den Sprachunterricht, und daß die Zeit eine Umkehrung der Verhältnisse verlangt. Die klassischen Sprachen sollen und dürfen von ihrem Werthe nichts verlieren, aber sie müssen vor Allem natur- und zeitgemäßer, und so namentlich zeitsparender betrieben werden.

Gründlichkeit des Wissens aber und Ehrfurcht vor der Wissenschaft darf auch dem Zöglinge des Realgymnasiums nicht fremd bleiben und bleibt es nicht, wenn die Sprachen in der hier angedeuteten naturgemäßen Weise betrieben werden. Einen leichten lateinischen Schriftsteller z. B. muß auch der Realgymnasiast verstehen lernen und es im Griechischen wenigstens bis zum fertigen Lesen und Verstehen leichter Sätze bringen; außerdem bleibt ihm schon die erste fremde Sprache, die er lernt, ein miserables Stück- und Flickwerk. Darum schließt Hr. Mager gewiß mit großem Unrecht die alten Sprachen von seinem Bürger-Gymnasium aus, so wie schon oben getadelt worden ist, daß er überhaupt dem Gelehrten und dem Bürger zu getrennte Bahnen anweis't. Man nütze nur den in der englischen Sprache liegenden Bildungsstoff tüchtig, und der Realgymnasiast wird dem klassischen in sprachlicher Hinsicht wenig genug nachstehen; bleiben aber in unseren Gymnasien die Sachen, wie sie eben sind, so dürfte er ihn mit der Zeit sogar überflügeln.

Soll ich schließlich auch noch Hrn. Mager einen, obwohl kaum nöthigen Beweis geben, daß in der englischen Sprache recht viel gesunder Takt und eine tüchtige Logik steckt, so daß sie einen gar vortrefflichen geistigen Tummelplatz für unsere Jugend abgeben könnte, so mag es die Berührung eines kleinen Versehens sein, das er — ohl nur in der Eile — auf Seite 254 seines Werkes gemacht hat, nämlich in dem Satze: j'eus à peine dîné *quand* le maître entra, statt *que* le maître entra. In diesem Falle setzt die englische Sprache sehr logisch before (s. meine engl. Grammatik §. 290, Anmerk. 2.). So gleich im Anfang des Vicar of Wakefield: I had scarcely taken orders a year, *before* I began to think seriously of matrimony; nach der französischen Uebersetzung von Dauthereau: il y avait à peine un an que j'avais pris les ordres, *que* je commençai à penser sérieusement à prendre une femme. Läßt sich nun wohl auch im Französischen durch ein vor que supplirtes *avant* die Sache veranschaulichen, so ist doch keine Frage, daß die englische Sprache das

Verhältniß viel schärfer und klarer auffaßt, so wie sie überhaupt in ihrer klaren Ruhe, Einfachheit, Gedrungenheit und Kraft den alten Sprachen unter den neuern, neben der deutschen, am nächsten steht, sie vielleicht im Einzelnen selbst übertrifft. Schon in ihrer Aussprache entwickelt sie eine natürliche Logik, wie wir sie in keiner bekannten Sprache, weder alten noch neuern, wiederfinden. Und wie man England überhaupt das Land der Gegensätze genannt hat, so kann man auch von der Sprache dieses Landes sagen, daß sie zugleich die leichteste und schwerste der Welt sei.

Eine solche Sprache, die, wenn man will, einfaches Kind, kräftiger Jüngling und gereifter Mann zugleich ist, wäre unter allen fremden gewiß am meisten geschickt zur ersten sprachlichen Entwickelung, d. i. Geistes- und Characterbildung unserer Jugend. Darum: Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Jena.

Voigtmann.

Beitrag zur Kenntniß der deutschen Wortbildung.

Bei der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M., wo manche nützliche Anregung gegeben, manches Samenkorn ausgestreut wurde, das gewiß nicht auf felsigem Boden oder unter den Dornen verkümmern wird, kam, durch eine Frage des Herrn Prof. **Schmeller** aus München veranlaßt, die Rede auch auf die Bildungssylben **-ieren** und **-ien** (diese bei Ländernamen) in der deutschen Sprache. Herr Präsident J. **Grimm** gab mit gewohnter Meisterschaft einige Erläuterungen, wünschte jedoch, daß die Sache gelegentlich weiter untersucht, namentlich die Zeit festgestellt werden möchte, wo Ländernamen mit der aus -ie gebildeten Endung **-ien** zuerst erscheinen.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß durch ein wechselseitiges Fördern, oft durch einen glücklichen Fund, solche Punkte klar werden *), wage ich nachfolgende Zeilen der Prüfung und Vervollständigung nachsichtiger Leser vorzulegen. Nur das muß ich noch vorausschicken, daß ich, aus Mangel älterer geschichtlichen und geographischen Werke, bei der Frage nach der „Bildung **-ien** bei Ländernamen" mich kurz fassen und fast nur auf Anführung der belehrenden Worte **Grimms** und einiger Beispiele beschränken muß.

Grimm sagt (Gram. II, 97.): „In fremden wörtern wurde bald tieftoniges *-ei* gelassen, wie *partei, schalmei, türkei, barbarei, pedanterei* etc., bald die französische aussprache hergestellt: *astronomie, theorie, artillerie* (wofür im 15-17. jahrh. durchaus *-ei* **), einigen ländernamen *-ien* gegeben: *italien,*

*) So wurde das erste Eintreten des **worden** neben dem Partic. Prät. durch die Untersuchungen von **Grimm** (in seiner Gram.) **Weigand** (in s. syn. Wörterbuche und in der Schulzeitung) und den Unterzeichneten (im Archiv f. d. Unterr. im Deutschen) im 13. Jahrh. nachgewiesen.

**) Ist im Allgemeinen richtig, doch finden sich einzelne Ausnahmen z. B. bei Opitz († 1639) Fantasie neben Fantasey und im 16. Jahrh. bei

romanien, *gallien*, *spanien* etc. nach der analogie von schwêden, franken, hessen (d. h. schwêden-land etc.) vgl. I, 779, 780. oder stammt *persien*, *indien* aus dem alten *persîdn*, *indîdn*?" — An dem angeführten Orte (I, 779-80.) heißt es: „Lat. fem. auf -ia behalten (im Mittelhochdeutschen) selten -a, als *âsiâ*, *europâ*, *traciâ*, zuweilen nehmen sie -ê, -î *(arabê, arabî, valturniê)*, meist ein unbetontes -e an, richten sich aber in der aussprache des ihm vorstehenden i nach dem romanischen. Nämlich î gilt in *turkîe*, *barbarîe*, *surîe*, *bulgerîe*, *picardîe*, *rûmenîe*, *armenîe* etc. geht ein nasales an, on voraus, so entspringt ein franz. agne, ogne; ital. agna, ogna; span. aña, uña und mittelhochd. anje, onje, als: *spanje*, *schampanje*, *almanje*, *britanje*, *katelanje*, *babilonje*, *macedonje*, *wildonje* mit zwei nebenformen, theils verhärtung des j in g *(spangen, katelangen*, wie im mittelniederl. *spaengen*, *almaengen)* theils gänzlichem ausstoss des j mit vocalverlängerung *(spâne, britâne, macedône, babilône)*. Ebenso wird aus ili ein ital. igli, span. ill, franz. ill, mittelhochd. ilj *(sibilje, sicilje)*. Alle diese namen auf -e decliniren wie die städtenamen auf -e; consonantisch auslautende *(indîdn, persîdn* etc.) sind inflexibel. Deutsche ländernamen pflegen durch den dat. pl. des völkernamens und die praepos. ze, von, in umschrieben zu werden, als: zen *burgunden*, zen *swâben*, oder ohne artikel: ze *burgunden*; aus diesem dat. pl. (vielleicht auch aus dem schwachen gen. pl. mit weggelaßnem *lant*, statt: sahsenlant?) führte sich nach und nach der unorganische ländername *burgunden schwâben*, *sahsen* ein, und wird ein neutrales sing. construirt."

Zu diesen Worten des großen Sprachforschers, die, an sich klar und erschöpfend, nur die Zeit, in welcher jenes **-ien** zuerst eintritt, nicht genauer bezeichnen, erlaube ich mir einige Beispiele mit näherer Zeitangabe beizufügen. Im Parzival (13. Jahrh. in W. Wackernagels altd. Lesebuch 2. A. I. 406, 12. 411, 23.) steht von *Arâbî* gereimt vrî, achmardî; in Gottfrieds Tristan (13. Jahrh. W. I. 448, 23.) von *Arâbe* gereimt gâbe; im Osterspiel (15. Jahrh. W. J. 1020, 28.) das noch mehr verkürzte: die brachte ich von *arab* gereimt stap. In der Weltchronik, Annolied aus

Hugen und Fischart mehrere Substantiva auf y, die jedoch etwas anderer Art sind, als: Leibsgwardy, Glaßprechsi vnd einlaßbrüchy, gehorsamy, gewißny, gewaltsamy, gerechtigkeit und ehaffty. Hier steht y für mhd. i, nhd. e, wie denn auch gewißne neben gewißny sich findet.

dem 12. Jahrh. (W. 180, 3. 22. 18, 18. 182, 33.) steht von *Armenie*, ci *Babilonie*, in *Siciljen* gereimt gesindin, ciclopin *), ûzir *Gallia*, unt *Germanje;* in Lamprechts Alexander aus dem 12. Jahrh. (W. I.255, 2. 268, 2: daz di *macedonjen* **) deme hêrren von *Indjen* hie vore sins sanden... unde wurden all underlân deme hêrren von *Macedonjân*. Bei Otfried aus dem 9. Jahrh. (W. I. 82, 12.) heißt es *macedónju* gereimt rédinu. In der genannten Weltchronik, Annolied, (W. I. 181 26): nû havit (hat) si got van uns virtribin hinnân in daz gewelde hienhalf (d. i. hie en half = diesseits) *Indiâ*. Im Nibelungenlied (13. Jahrh. 387, 1.) heißt es: von *Indiâ* dem lande sach man si steine tragen; in der Weltchronik von Rudolf von Ems (um 1250 in Pischons Denkmälern I, 448 f.): diu obere *Germania*, daz *Alemania* heiz, zi *Caluaria*, *Moguncia*, in der Mörin des Hermann von Sachsenheim (15. Jahrh. W. I. 1002, 41.): do sich die *Türkey* fahet an; im Weltbuch von Sebastian Franck (16. Jahrh. W. III. 329, 24.): in *Germanien*; bei Aegidus Tschudi (16. Jahrh. W. III. 382, 11.): die statt *Massilien;* daselbst 383: in *Rhetia; Germania*, von *Massilia* u. a. auf -ia; in der Cosmographie von Sebastian Münster (16. Jahrh. W. III. 399, 8.): zwischen *Hispanien* und *Indiam;* in der Gargantua des Fischart (16. Jahrh. W. III. 470.): Greiffen inn *India*, Pantherthier in *Parthia*, Siegerthier inn *Hircania*, Perlin inn *Persien*, Myrrhen in *Arabien*... Magneten in *Macedonien*, gifft in *Thessalien*... Kungelein in *Spanien*. In Hugens Rethorica vom Jahre 1528 heißt Karl V. Keyser in Germanien, zuo Hispanien, beider Sicilien, Dalmacien, Croacien rc.

Aus den angeführten Beispielen scheint hervorzugehen:

1) daß die Namen auf -ien aus dem dat. pl. entsprungen sind, wobei noch bemerkt werden mag, daß vielleicht nur wenige so gebildet wurden, andere der Analogie jener folgten. Man kann schwerlich annehmen, daß an das einmal abgeschwächte -ie aus -ia, wie z. B. die weiblichen Personen Amalie, Sophie u. a. aus Amalia, Sophia abgeschwächt sind, ein -n gefügt worden sei. Wir sind im Gegentheil geneigt, das auslautende -n oft wegzuwerfen, im Sprechen zwar mehr als im Schreiben;

*) Der nicht genaue Reim in diesem Gedicht kann nicht streng genommen werden. So reimt gleich unten hinnân: Indiâ.

**) Macedonje ist ein schwaches masc. und heißt Macedonier.

2) daß die ältesten Spuren dieser Bildung in das 12—13. Jahrh. zurückreichen, daß aber ihr Gebrauch erst im 15—16. Jahrh. allgemeiner, wenn auch noch nicht durchgehends herrschend wurde.

Bildungen -ier -ieren.

Grimm sagt hierüber (Gram. II, 142.): „*ier, iur* finden bloß statt in einzelnen fremden wörtern. Masc. auf *-ier:* mhd. *beschelier* (franz. bachelier), *soldier*, *schevalier* etc. Nhd. gilt dieses *-ier* statt des deutschen *-er* in: *falkenier* (mhd. falkenere, d. i. falkner), *juwelier*, *kämmerier* *). Starke fem. auf *-iere:* mhd. *baniere* (Fahne) u. a. Starke neutra: *banier*, *refier*, *turnier* etc. Schwache verba zweiter conjugation mhd. nhd. auf *-ieren* in menge: *parlieren*, *turnieren* etc Alle diese *-ier* reißen erst seit dem 13. jahrh. ein, und sind der ältern sprache unbekannt, welche nur einige fremde auf *-ur* aufgenommen hatte."

Heut zu Tage haben wir solche Bildungen, besonders schwache Verba im Uebermaß, nicht allein fremde, deren Zahl kaum zu übersehen ist, sondern auch halbdeutsche, indem man deutschen Stämmen das fremde -ieren anfügte: buchstabieren, schattieren, halbieren, hausieren, stolzieren u. a. Minder zahlreich sind die isieren, z. B. bei Goethe (ital. Reise 10. Jan. 1787): Wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten. Derselbe gebraucht dagegen (Campagne in Frankreich) die Form katalogiren, wofür Andere katalogisiren sagen. Das, wie es scheint, zunächst vom franz. hanter gebildete handthieren, hantthieren, hanthieren, hantiren, schreibt Goethe (Campagne von Frankreich 30. Aug.) handiren: „Eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und handirten etwas innerhalb desselben." Unter den Schriftstellern des 15—16. Jahrh. ist der sprachgewandte und sprachkühne Fischart am reichsten an solchen Bildungen, deren viele nur bei ihm sich finden. Ich will eine Reihe aus seiner „Gargantua" hier anführen, und zwar ganz in seiner Schreibweise. Jubilirer vnd Gesteinhändeler; Kleidfuhrierer, Hosenquartierer; Saffranirer; Pastetenmangierer; Klingenbalierer vnd Waldsauger; Grandgusier; Falckonier; Schwartzthurnier. —

*) So sagt auch Goethe öfters, z. B. in der Campagne in Frankreich, wo er Hr. v. Rietz, Kämmerier Friedr. Wilhelm II., Königs von Preußen anführt. Im Leben des Benv. Cellini gebraucht er die Form Kämmerer.

Banketierer; verpanketiren; hossieren; thoniren; glasiren; ergrossiren; aufblähiren; entbouchieren; bosselieren; truchsessiren; glockentrinckeballieren; wursteliren; Saumagiren; gehalbirt; bäurisch quartirt von leib; der boß stumpfirt vns; schumpfierboß; da lindirt, kelberirt, dorffarirt er; pätschirt mit dem Hallenpart; das heißt Narriert. — extrahiren, saluiren, calcinieren, reuerberiren, cimentiren, sublimiren, fixiren, putreficirn, circulirn, ascrudirn, lauiren, imbibiren, cohibiren, coaguliren, tingiren, transmutiren, laniniren, stralisticiren, paradiren, potiren, potioniren, politioniren, compotiren, expotiren, apportiren, petiren, appetiren, christianisiren, verdistilliren, schlafftrinkeliren, fabuliren, balliren, conferieren, repetieren, repliciren, recitieren, practiciren, postiren, decliniren, bassieren (boß singen). Tenorieren, vagieren, formieren, excipieren, exprimieren, representiren, tabulieren, rotulieren, trutinieren, insinuiren, releviren, granuliren, larsiren, parlamentieren, purgieren, abverieren, lanciren, studieren, doctoriren, trichumbiren. — Das bellischieren mit wurstanatomieren; mit Wachsbossiren, schnidelgebäuvisieren, Papirenschiffformiren; woltischponiert; Lugenpreviligiert. — losiren, Sillogisiren, solmisieren, arborisieren, herbieren, colonisiren, verpithisiren (nach Art der Pythia in Verzuckung gerathen), Pindarisiren, neptunisieren, Pantagruelisiren, Alchimisieren, cardinalisiren (roth machen), quidproquoquisiren, promuscisiren (vermischen), außdensieren (ausdehnen), den Heraclytisenten Democritum vnd den democrytisenden Heraclitum, sie Lauanvelierts (das Tuch) vnd einspickenardisierts.

Als im 17. Jahrh. die deutsche Sprache durch das Einmischen, ja Ueberhandnehmen fremder Ausdrücke ein buntscheckiges Ansehen gewann, da nahmen die Bildungen auf -ieren so zu, daß das 18. und 19. Jahrh. alle Mühe aufwenden mußten, um dieselben nicht vollständig Herr werden zu lassen. Man findet sie besonders zahlreich in den deutsch-lateinischen Anmerkungen zu den lateinischen und griechischen Schulautoren.

Die Endung dieser Verba wird, wie aus den angeführten Beispielen sich ergibt, wie ferner ein Blick in unsere neueren und neuesten Schriftsteller lehrt, schwankend geschrieben, -ieren und -iren. Die Ableitungsformel ist -ier, nicht -ir; der ältere Gebrauch stimmt für -ier, nicht für -ir; unser größter Grammatiker J. Grimm, schreibt -ieren, und mit ihm alle Anhänger der historischen Sprachforschung; die Substantive Juwelier, Hatschier, Clavier, Manier, Turnier u. v. a. schreiben wir mit -ier, wie auch regieren und Regierung. Manche wollen

-iren den fremden, -ieren den deutschen Wörtern geben. Abgesehen von den Widersprüchen, da Niemand regiren, Regirung schreibt; da Turnir, weil turniren u. s. w. geschrieben werden müßte, wird durch solche Unterscheidung nichts bewirkt, da die Endung eine fremde ist, die sich an einen fremden oder an einen deutschen Namen fügt. Nicht -iren oder -ieren zeigt uns das Deutsche oder Fremde, sondern der Stamm des Wortes. Von den wirklich deutschen Formen frieren, schmieren, stieren, verlieren, zieren, deren ier-, als organischer Diphthong ior, iur, in der Wurzel liegt, sind darum diese Bildungen mit dem fremden -iren leicht zu unterscheiden.

Hadamar. **J. Kehrein.**

Zur Beurtheilung des Chaucer.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu Lukanus, bei dem wir nicht nöthig haben, lange zu verweilen. Außer der oben S. 22. angeführten Stelle wird er meines Wissens nur noch einmal erwähnt und zwar C. T. 14637 in der Erzählung des Mönches; wo er, nachdem er die Geschichte Julius Cäsar's erzählt hat, hinzufügt:

> Lukanus, dir verdank' ich die Geschichte
> Und dem Sueton und dem Valerius.

Doch ist die Geschichte so erzählt, daß eine Benutzung des Lukanus nirgends sichtbar ist. Stellen von einiger Bedeutung scheint Chaucer nicht aus Lukanus entlehnt zu haben.

Wichtiger ist Statius. Es ist schon oben bemerkt, daß Chaucer weit größere Vorliebe für den schwülstigen Statius als für die Einfachheit des Virgil zeigt. Diese Vorliebe offenbart sich schon durch die Art, wie Chaucer aus beiden Dichtern entlehnt. Wir haben oben unter Virgil gesehen, wie Chaucer zwar an mehreren Stellen sich auf Virgilius stützt; aber mit Ausnahme weniger Stellen hat er fast nur den Inhalt der Virgil'schen Stellen entlehnt und diesem ein eigenes Gewand geliehen. Anders ist dies bei den Nachahmungen aus Statius, wenigstens dem größten Theile nach. Statius gefällt sich, wie bekannt, namentlich in Beschreibungen, Schilderungen und Gemälden, die er mit üppiger, oft krankhafter Phantasie meistens überladen hat. Diese Gemälde finden sich bei Chaucer gewöhnlich sehr treu wiedergegeben, sogar dann, wenn Chaucer dieselben nicht von Statius selbst, sondern erst mittelbar durch Boccaccio erhalten hat, wie dies in der aus des Ritters Erzählung mitgetheilten Stelle der Fall war. Ueberhaupt finden sich in jener Erzählung viele Stellen, die offenbar mit Statius übereinstimmen und von denen ich es

zum Theil wenigstens zweifelhaft lassen muß, ob Chaucer sie aus Boccaccio oder unmittelbar aus Statius entnommen hat, so lange Boccaccio's Theseide nicht bekannt ist. Doch glaube ich, von allen diesen Stellen das Erstere annehmen zu dürfen. Der Anfang jener Erzählung wenigstens, wo Theseus bei seiner Heimkehr die Frauen der vor Theben gefallenen Helden am Wege knieend und um seinen Beistand flehend findet, ist sicher aus Boccaccio entlehnt, wie einige aus der Theseide in der Anmerkung zu V. 907 mitgetheilte Verse lehren. Die entsprechende Stelle bei Statius ist XII. 545 ff. Derselbe Fall dürfte es mit dem Leichenbegängniß des Arcitas (V. 2940) sein, das mit der Beschreibung des Statius VI. 195 ff. übereinstimmt.

In Troilus und Cressida sind die aus Statius entnommenen Stellen nicht selten; Cressida selbst wird durch einen etwas starken Anachronismus*) als in Statius Thebaide eingeführt (II. V. 81), welche er bald the geste of the siege of Thebes, bald the Romance of Thebes nennt (II. V. 84. 100). Im 5. Buche V. 1485 finden wir die lateinische Inhaltsanzeige der 12 Bücher des Statius in 12 Versen, nebst einer Umschreibung derselben in 4 Stanzen. Da diese Inhaltsanzeige in den gewöhnlichen Ausgaben des Statius ganz anders lautet, will ich sie hier mittheilen:

Associat profuges Tydeus primo Polynicem;
Tydea legatum docet insidiasque secundus;
Tertius Haemonidem canit et vatem latitantem;
Quartus habet Reges ineuntes praelia septem;
Lemniadum furiae quinto narrantur et angues;
Archemori bustum sexto ludique leguntur;
Dat Thebis vatem Grajorum septimus umbris;
Octavo cecidit Tydeus, spes, vita Pelasgum;
Hippomedon nono moritur cum Parthenopaeo;
Fulmine percussus decimo Capaneus superatur;
Undecimo sese perimunt per vulnera fratres;
Argidum flentem narrat duodenus et ignem.

Die Uebersetzung von Chaucer's trockener Umschreibung dieser trockenen Inhaltsanzeige wird mir der Leser gern erlassen.

*) Ueberhaupt finden sich hier nicht wenig Anachronismen. Amphiaruus heißt hier Bishop Amphiorax II. 104. Troilus geht auf die Habichtjagd III. 1785. Cressida verlangt von Troilus, daß er sich dem Gottesgericht unterwerfe III. 1490. Doch dergleichen ist in den mittelaltrigen Dichtern, auch in unsern deutschen sehr gewöhnlich.

Die Rückkehr des Theseus nach Athen, welche, wie wir bereits gesehen haben, den Eingang zu des Ritters Erzählung machte, ist auch noch in einer andern abgesonderten Erzählung Chaucer's, welche den Titel führt „Königin Annelida und der falsche Arcites (Queen Annelida and the false Arcite)," zum Eingange benutzt worden; dort verweilt er jedoch bei dem Triumphzuge selbst nur wenig und geht sogleich zu den flehenden Weibern über; hier beschreibt er den Triumphzug ausführlich. V. 21 dieser Erzählung gibt Chaucer selbst an, daß er im Anfange derselben dem Statius, nachher der Corinna gefolgt sei. Wer unter Corinna zu verstehen sei, ist eine schwierige Frage, auf welche wir weiter unten wieder zurückkommen werden: Die genannte Beschreibung des Triumphzuges ist aus dem 12. Buche der Thebeis V. 519 ff. entlehnt und die ersten Verse dieser Stelle stehen lateinisch im Texte. Bei Statius heißt die Beschreibung nach meiner Uebersetzung etwa so:

Schon nach geendetem Kampf mit dem rauhen Volke der Scythen
Zeiget des Volkes Freude, das Jubelgeschrei, das zum Himmel
Steigt und die heitere Tuba zugleich mit den ruhenden Treffen
An, daß Theseus lorbeerbekränzt heimkehret zur Heimath.
Vor dem Feldherrn führt man die Beut' und des schrecklichen Mavors
Bild, jungfräuliche Wagen und Bahren mit Helmen beladen;
Traurende Rosse sodann, stiellose zweischneidige Aexte,
Die zu der Hain' Umhau und der starken Maeoterin Tödtung
Dienten und leichte Pfeile dazu und Gürtel, von Gemmen
Strahlend und Schilde vom Blute der Kriegerinnen beflecket.
Aber sie zittern nicht und bekennen noch ihr Geschlecht nicht,
Lassen zu Seufzern sich nicht und nimmer herab zu den Bitten,
Suchen den Tempel allein der unvermählten Minerva
Jeder strebet den Sieger zuerst zu erschauen; ihn ziehet
Schneeiges Viergespann; dann lenket die Augen des Volkes
Auch Hyppolita auf sich u. s. w.

Chaucer hat diese Beschreibung in 3 siebenzeilige Stanzen gebracht:

Als Theseus nun in langen blut'gen Kriegen,
Der Scythen wilde Völker hat geschlagen
Und er zur Heimath kehrt von seinen Siegen
Lorbeerbekränzt in goldbeschlag'nen Wagen.
Da ihm entgegen alle Herzen schlagen.
Ihr Jubelruf empor zum Himmel steigt
Und Jeder sich vor ihm mit Ehrfurcht neigt.
　　Trompeter gingen vor dem Herzog her
Als Siegeszeichen und des Mars Gebild
In seinem Banner war; und rings umher

Sah manchen großen Schatz man im Gefild,
Zum Ruhmeszeichen, manchen Speer und Schild
Und Helm, und schöne Ritter und zu Roß
Und Fuß um ihn den hocherfreuten Troß.
Und Scythiens Königin Hyppolita,
Die Kühne, die erkämpft zum Weib er sich
Und ihre Schwester jung, Emilia
Führt er im gold'nen Wagen prächtiglich.
Die Erde um den Wagen rings erblich,
Vor ihres Angesichtes Schönheitsglanz,
Das war erfüllt mit Mild und Anmuth ganz.

Namentlich angeführt wird Statius an ziemlich zahlreichen Stellen.

Der letzte der in der S. 23 angeführten Stelle genannten Dichter ist Claudianus, auf dessen Gedichte de raptu Proserpinae sowohl hier, als auch C. T. 10103 ff. hingedeutet wird, in der letztern Stelle mit den deutlichen Worten:

Und manche Dame, die vom Hofstaat war,
Bei seinem Weibe der Proserpina,
Die er geraubet hat von dem Aetna
Als auf der Wiese sie die Blumen windet.
Im Claudian man die Geschichte findet
Wie er in seinen Wagen sie gebracht u. s. w.

Aus Claudian entlehnte Stellen vermag ich bei Chaucer nicht nachzuweisen.

Außer diesen 5 Dichtern finden wir in Chaucer's Werken noch eine ziemlich große Anzahl römischer Schriftsteller, sowohl Dichter als Prosaiker, theils nur erwähnt, theils auch benutzt.

Der Erste und zugleich der Wichtigste in Rücksicht auf Chaucer ist Boethius. Kaum ein Schriftsteller des römischen Alterthums ist im Mittelalter so viel gelesen worden, als dieser bereits auf der Grenzscheide zwischen Alterthum und Mittelalter stehende Philosoph; das beweisen schon die Uebersetzungen seines wichtigsten Werkes, der consolatio philosophiae, in verschiedenen Sprachen des Mittelalters, von denen die Griechische des Planudes, die Angelsächsische des Alfred, die Althochdeutsche des Notker, eine Altflammändische und die Altfranzösischen von Jean de Meun und Jean de Langres die wichtigsten sind. Auch von Chaucer haben wir bekanntlich eine Uebersetzung dieses Werkes und außerdem, wie schon erwähnt, im Testament of love eine Nachahmung, die von Chaucer ebenfalls im Gefängnisse verfaßt ist. Aber Chaucer's Vorliebe für Boethius zeigt sich noch an vielen andern Stellen seiner Werke. Er nennt ihn nicht nur ziemlich häufig

(z. B. C. T. 6750. 15248) und führt einzelne Aussprüche von ihm an; z. B. C. T. B. 1165:

Und weißt du nicht was jener Alte sprach?
Niemand Gesetz Verliebten geben mag.
Ein größeres Gesetz bei meinem Leben
Ist Lieb', als Erdenmenschen können geben.

nach cons. Buch 3, metr. 12:

Quis legem dat amantibus?
Major lex amor est sibi.

16. B. 1267:

Der trunk'ne Mann weiß wohl, er hat ein Haus
Doch weiß er nicht den rechten Weg dahin.

aus cons. III. pros. 2, auch lange Stellen hat er aus ihm fast wörtlich übersetzt, wie man denn überhaupt fast durchgängig mit Recht wird sagen können, daß, wo Chaucer philosophirt, seine Philosophie aus dem Boethius entlehnt ist. Die längsten aus Boethius entnommenen Stellen finden sich in dem schon oft genannten Gedichte Troilus und Cressida, wo Troilus bald über Liebe, bald über Vorsehung, bald über Natur mit den Worten des Boethius philosophirt. Ich theile eine Stelle aus Troilus und Cressida mit im 3. Buche B. 1743—64 aus den Schlußversen des 2. Buches der consolatio, übersetzt.

Die Stelle heißt bei Chaucer so:

Die Liebe ist Lenkerin von Meer und Land,
Sie hat den hohen Himmel selbst bezwungen.
Die Liebe ist's, der mit heilsamen Band
Die Völker zu vereinen ist gelungen
Die der Gesetz' und Sitten Band geschlungen,
Und keuschen Liebenden den Bund der Eh'
Gegeben, den gepriesen ich schon eh.
Daß so die Welt mit Treu und Festigkeit
Harmonisch sich in stetem Wechsel schwinget
Daß selbst der Elemente Widerstreit
Zum ew'gen Bunde sich zusammenschlinget,
Daß Phoebus her den ros'gen Tag uns bringet,
Und daß der Mond der Herrscher ist der Nacht:
Die Liebe thuts; auf, preiset ihre Macht!
Und daß das Meer, das immer strebt zu fließen,
In feste Schranken seine Fluthen zwängt,
Daß sie in wilder Wuth sich nicht ergießen,
Die Erde nicht von ihnen wird ertränkt.

Wenn Liebe nicht der Welten Zügel lenkt
Dann was sich liebet, auseinander fällt
Und Alles stürzt, was jetzt die Liebe hält.

Die Vergleichung mit Boethius zeigt, daß Chaucer sich nur die Voranstellung des Schlusses an den Anfang erlaubt hat, im Uebrigen aber der Urschrift fast wörtlich gefolgt ist.

Daß mit stätiger Ruh die Welt
In harmonischem Wechsel kreis't;
Daß ein ewiger Bund besteht
Der die streitenden Kräfte eint;
Daß mit gold'nem Wagen uns
Phoebus bringet den ros'gen Tag,
Phoebe über die Nächte herrscht
Womit Hesperus uns beschenkt;
Daß die Wogen das gier'ge Meer
Schließt in hemmende Schranken ein;
Daß die schweifenden Welten nicht
Aus den mächtigen Bahnen gehn:
Er nur schließet der Dinge Bund,
Der die Erd' und das Meer beherrscht,
Amor, Lenker des Himmels auch.
Was jetzt Liebe verbunden hält
Alles im ewigen Kriege liegt,
Wenn die Zügel er fallen läßt.
Und zu stören den künstlichen Bau
Müh'n die Kräfte sich, die vereint
Jetzt ihn bringen in schönen Schwung.
Auch die Völker vereint er, hält
Sie zusammen im heil'gen Bund;
Knüpft durch's heil'ge Band der Eh'
Aneinander die Liebenden.
Stellet seine Gesetze auch
Für die treuen Gefährten auf
O glückseliges Menschenvolk,
Wenn die Liebe regiert Eu'r Herz,
Wie der Himmel sie selbst regiert.

Auch in des Ritters Erzählung finden sich einzelne aus Boethius entlehnte Stellen, die jedoch hier nicht in Betracht kommen können, da Chaucer's Vorbild bei dieser Erzählung, Boccaccio, dieselben ebenfalls hat, wie einige in den Anmerkungen (cf. V. 3019) beigebrachte Verse aus der Theseide beweisen.

Vielfach benutzt ist auch Cato, d. h. die unter dem Namen des Dionysius Cato vorhandene Sammlung von Sittensprüchen

in Distichen, die im Mittelalter ebenso wie des Boethius consolatio ungemein verbreitet war, fast in alle Sprachen des Mittelalters übersetzt und in alle Schulen aufgenommen wurde. (S. Bähr Römische Literaturgeschichte §. 100.) Wir finden ihn bei Chaucer öfter erwähnt, aber stets unter dem Namen Caton, woraus man schließen kann, daß Chaucer auch französische Uebersetzungen dieser Sprüche zur Hand waren. So finden wir C. T. V. 9251:

Laß reden auch dein Weib, wie Cato spricht.
Befehlen laß sie, widersprich ihr nicht.

nach Dist. III. 24:

Höre die Rede der Frau, wofern zum Guten sie redet.
Schlimm ist's, läßt du sie nicht reden, wenn reden sie muß.

ebendaselbst V. 16155:

Denn Cato sagt: Der wer sich schuldig fühlt
Glaubt, daß ein jedes Wort auf ihn nur zielt.

nach Dist. I. 17:

Achte nicht drauf, wenn Jemand im Sprechen die Namen verschweiget:
Alles beziehet auf sich nur wer der Schuld sich bewußt.

nach V. 14946:

Sieh Cato der doch war ein weiser Mann
Sprach er nicht so: auf Träume baue nicht.

nach Dist. II. 31:

Kümmr' um Träume dich nicht; denn was die menschliche Seele
Wachend hofft und wünscht, siehet im Traume sie auch.

S. noch die Erzählung des Melibeus IV. S. 157, 163 nach Beles Ausgabe.

Auch Nachahmungen und Zusätze zu der Catonischen Sammlung von Sprüchen wurden häufig gemacht und gingen meistens auch unter Cato's Namen. So finden wir C. T. 3227:

Sein Witz war blöd' und Cato kannt' er nicht.
„Ein Jeder such' ein Weib," wie Jener spricht,
„Das ihm sei gleich an Alter und an Stand."

Dieser Spruch ist in der gewöhnlichen Sammlung nicht zu finden, wohl aber in einer Art von Zusatz zu derselben, der unter dem Titel Facetus auctores octo morales 1538 zu Leyden erschienen ist:

Wähle die Gattin an Stand dir gleich und von zierlichen Sitten
Willst dein Leben du hin bringen in Frieden und Ruh.

Dieser Spruch wird in einer Dubliner Handschrift dem Daniel Ecclesiensis zugeschrieben, der um 1180 lebte.

Juvenalis. Auch dieser römische Satyriker, dessen Verbreitung im Mittelalter sehr gering gewesen zu sein scheint, wird von Chaucer an zwei Stellen erwähnt und Aussprüche von ihm werden angeführt. So Troilus und Cressida IV. 197 ff. und C. T. V. 677 ff. Die erste Stelle:

O Juvenal, wohl sagtest du mit Recht,
Der Mensch weiß wenig, was er soll erflehen.
Er sieht nicht ein, daß seine Bitt' ist schlecht;
Des Irrthums Wolken lassen ihn nicht sehen
Was gut ist —

ist aus dem Anfange der 10. Satyre entnommen:

Such in jeglichem Land, das zwischen dem Aufgang der Sonne
Ganges und Gades liegt — nur Wenige wissen zu trennen
Wahres Gut von weit entlegenem Nebel des Irrthums.

Die andern:

Im Scherz sagt von der Armuth Juvenal:
Der arme Mann, der seines Weges zieht,
Der spiel' und sing', auch wenn ein Dieb ihn sieht.

aus dem 22. Vers derselben Satyre:

Coram vacuus cantat latrone viator.

Uebrigens konnte Chaucer aus Juvenalis nichts weiter entlehnen als einige derartige Sprüche, da ihm der größte Theil jener Werke theils wegen der unzähligen Anspielungen auf Zeitereignisse und Anekdoten, unverständlich, theils wegen der zu großen Verschiedenheit der von Juvenal geschilderten Sitten von denen zu Chaucers Zeit und der verschiedenen Eigenthümlichkeit beider Dichter, ungenießbar war.

Wir erwähnen hier noch ganz kurz des T. Livius, Macrobius, Maximianus, Seneca, Suetonius, Tullius (Cicero) und Valerius Maximus, aus denen Chaucer Manches benutzte; und es muß hier zugleich bemerkt werden, daß er ebenfalls mehrere lateinische Kirchenväter wie z. B. Augustinus, Hieronymus und Tertullian mehrfach in seinen Werken angeführt und aus ihnen viele einzelne Stellen entlehnt hat, was wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit weiter darlegen werden.

So groß nun auch die Anzahl der von Chaucer benutzten und erwähnten römischen Schriftsteller ist, so sind doch Manche von Chaucer übergangen, deren Nichterwähnung sonderbar ist.

Daß Tacitus nicht erwähnt ist, ist natürlich, er war zu Chaucers Zeiten unbekannt; derselbe Fall mag vielleicht mit Sallust stattgefunden haben. Plautus und Terentius, zum wenigsten der Letztere waren im Mittelalter sehr bekannt und beliebt; aber Chaucer hätte aus ihnen nur einzelne Sentenzen anbringen können und da gewährten ihm Cato, Seneca und andere an Sittensprüchen reiche Bücher schon hinlänglichen Stoff. Daß Chaucer Horatius nicht gekannt haben sollte, ist kaum glaublich, da dieser im Mittelalter ungemein verbreitet war, wie die Unzahl der vorhandenen Handschriften schon zur Genüge beweisen könnten, wenn es eines Beweises bedürfte. Auch mußten Horatius Satiren, verständlich und klar, reich an Sittensprüchen und Geschichten, wie sie sind, Chaucer sehr zusagen. Die Elegiker mochte er vielleicht nicht zu benutzen wissen, obwohl er den spätern Maximianus Gallus benutzt hat und einzelne Stücke aus ihren Elegien, namentlich im Troilus und Cressida, das bei Chaucer der Sammelplatz für alle Liebeslieder ist, auch wohl hätten Platz finden können. Der Grundsatz, den man bei Chaucer sonst aufstellen könnte, daß er die Schriftsteller, die er nicht erwähnt, nicht gekannt hat, scheint bei diesen Dichtern keine Anwendung finden zu können.

Wir haben gesehen, daß Chaucer keine verächtliche Kenntniß des Lateinischen und seines Schriftenthums besaß, und daß er genügenden Anspruch auf den Namen eines gelehrten Dichters hatte. Aber er war auch Hofdichter und für einen solchen war dies nordfranzösische Schriftenthum von noch weit größerer Wichtigkeit. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß Chaucer seine Werke nur eigentlich für die des Französischen Unkundigen geschrieben habe, und in der That ist wenigstens ein großer Theil seiner Werke gradezu aus dem Französischen übersetzt, oder so enge Nachahmung und Umarbeitung, daß sie fast für Uebersetzungen gelten können. Das Französische kam zu Chaucers Zeit selbst bei Hofe mehr und mehr in Verfall; die Gerichtsverhandlungen wurden Englisch und in allen Schulen wurde wieder Englisch gelehrt. Das Französische war bereits der großen Mehrzahl unbekannt und so war es natürlich, daß Chaucer, ein großer Freund der französischen Dichtung, seine Landsleute durch Uebertragungen und Bearbeitungen mit den Schätzen derselben bekannt zu machen suchte. Wir brauchen hier nicht erst Chaucers Kenntniß der französischen Dichtung zu erweisen und begnügen uns daher mit einer kurzen Angabe des Wichtigsten, was Chaucer aus derselben entlehnte.

Ein Lieblingsbuch Chaucers war der Roman de la Rose, um die Mitte des 13. Jahrh. von Guillaume de Lorris begonnen, später von Jean de Meung vollendet. Chaucer hat uns eine Uebersetzung dieses Gedichts hinterlassen, welche indessen nur das Werk des Lorris vollständig, Meung's Fortsetzung aber nur zum Theil enthält. Wahrscheinlich sagte ihm letztere weniger zu als der an Erfindungsgeist reichere und mit Schilderungen prangendere Lorris. Ueber die Art und Weise der Uebersetzung spricht sich Chaucer selbst in der of leg. women 329. aus, indem er Cupido zu sich sagen läßt:

In reinem Text und ohne weitere Glosse
Hast übersetzt du den Roman der Rose.

was im Ganzen genommen auch wahr ist, wenn man übersieht, daß Chaucer bald die Urschrift etwas ausführt, bald etwas abkürzt. Viele Stellen sind sehr gut übersetzt. Außerdem aber finden sich in Chaucers Werken zerstreut viele Stellen, die dem Roman de la Rose entlehnt sind. So ist C. T. Vers 12159 die Erzählung von der Virginie aus dem R. de la. R. Vers 5871 ff. und in des Mönchs Erzählung Vers 14381 ff. die Geschichte des Nero zum großen Theil eben daher Vers 6500 ff. entnommen. Auch einzelne Aussprüche finden sich hier und da entlehnt, so in der Einleitung zur Erzählung der Frau von Bath 5809,10:

Nicht halb so kühnlich schwören kann
Und lügen, als das Weib, der Mann.

nach R. de la R. 19013; so C. T. 6049.

Die trunkenen Weiber sind des Anstands leer

aus Rose 14222. Vgl. C. T. 17132 und Rose 8142, C. T. 6137 und Rose 12492 u. s. w. Wie hoch Chaucer übrigens den Roman de la Rose schätzte, geht auch daraus hervor, daß er in seinem Traum die Wände des Zimmers, in dem er er schläft, mit der Geschichte dieses Romans bemalt denkt. Chaucers Vorliebe für den R. de la Rose theilen die Meisten seiner Zeitgenossen in England, Frankreich und Italien. Manche verwarfen ihn zwar völlig, aber nur aus theologischen Gründen; der Einzige fast, der ihn aus Gründen des Geschmacks mißbilligte, war Petrarca, der gebildet durch die eifrige Beschäftigung mit den Alten, dies Gedicht mit Recht kalt und ungezügelt nennt. (Carm. L. 1. 50.) Chaucers Geschmack erhob sich so hoch nicht;

er hatte die alten Dichter zwar, wie wir wissen, ziemlich fleißig studiert, allein mehr mit der Absicht Stoffe zu Erzählungen aus ihnen zu suchen, als seinen Geschmack an ihnen zu bilden. Chaucer steht daher auch als Dichter ganz im Mittelalter, während Petrarca den Uebergang zu der neuen Zeit bildet.

Daß Chaucer auch mit einigen französischen Romanen bekannt war, leidet keinen Zweifel, obwohl er sie nur selten anführt und vielleicht auch nur selten benutzt hat. Seine Kenntniß des Troischen Krieges (C. T. 15147) schöpfte er wahrscheinlich aus Benoit's Roman de Troye, obwohl er dieselbe auch aus Guido dalle Colonne, der den Benoit ebenfalls benutzte, geschöpft haben kann. Die Erwähnung von La belle Isaude House of fame III. 707. und von Launcelot du lake C. T. 15218 deuten auf seine Bekanntschaft mit den Romanen des Chrétien von Troyes hin; eine Anspielung auf den Roman de Roncevaux findet Tyrrwhitt in dem Namen einer saracenischen Gottheit Termagaunt C. T. 13741, der in jenem Roman öfters vorkommt.

Am wichtigsten für Chaucer waren jedoch die Lais, fabliaux et contes, erstere ernsthaften, letztere gewöhnlich scherzhaften Inhalts. Von beiden finden sich zahlreiche Nachahmungen bei Chaucer. Die lais waren zum Theil Uebersetzungen von Bretagnischen Dichtungen, mit denen die Franzosen und Engländer, namentlich durch die Bearbeitungen der Marie de France, welche meistens in England lebte, bekannt wurde. So sagt auch Chaucer in der Einleitung zu des Freisassen Erzählung Vers 11021 ff.

Die alten Britten vordem, brav und bieder,
Die brachten Abenteuer viel in Lieder,
In alter Brittensprach' und Reimesklang,
Mit Musik meist begleitend den Gesang.
Auch lasen nach Belieben sie darin
Und eins von diesen hab' ich noch im Sinn
Erzählen will ich es so gut ich kann.

Das französische Lai aber nach welchem des Freisassen Erzählung bearbeitet ist, ist meines Wissens bis jetzt nicht aufgefunden worden. (Vgl. Tyrrwhitt Anm. zu C. T. 11021 und Discourse to the C. T. Anm. 24). Dieselbe Erzählung findet sich übrigens bei Boccaccio Dec. X. 5. und in Filocopo im 5. Buche. Wahrscheinlich schöpfte Boccaccio aus derselben Quelle wie Chaucer.

Die Lais und fabliaux nach welchen Chaucer seine Erzählungen gearbeitet hat, sind nicht immer bekannt; wir dürfen vermuthen, daß ein großer Theil der Canterbury-Erzählungen auf franzö-

sischen Quellen fußen, obwohl wir diese Quellen nur zum kleinen Theile kennen. Von des Vogts Erzählung nahm man früher Boccacio Dec. IX. 6.) als Quelle an; Tyrrwhitt machte zuerst auf das Fabliau de Gombert et des deux clercs von Jean de Boves aufmerksam, und seitdem hat man eben so allgemein dieses Fabliau für die Quelle gehalten, bis Thomas Wright vor wenigen Jahren in den Anecdotis literariis das wirkliche französische Original aus einer Berner Handschrift mitgetheilt hat, wodurch sich denn auch meine Vermuthungen über Chaucers Verdienst bei dieser Erzählung (s. meine Uebersetzung S. 153 ff.) als unrichtig erwiesen: das von Wright mitgetheilte Fabliau ist eine weit bessere Erzählung als das von Jean de Boves und stimmt mit der Erzählung Chaucers in den Hauptpunkten überein, sie hat unter Chaucers Händen unzweifelhaft sehr gewonnen, aber doch nicht in dem Maße als man früher, als man nur Jean de Boves kannte, vermuthen mußte.

Die Erzählung des Priesters der Nonne scheint einer Sammlung der Fabeln der Marie de France entlehnt, obwohl sie bedeutend länger ist; vielleicht lag noch ein ausgedehntes französisches Gedicht zu Grunde. Des Schiffers Erzählung stimmt im Stoff mit Boccacio Dec. VIII. 1., ist aber wahrscheinlich aus derselben französischen Quelle geschöpft, aus der Boccacio die seinige hat. Des Müllers Erzählung findet sich beim Italier Masuccio und dürfte eben so auf französische Urschrift zuruckzuführen sein; eine Masse anderer Erzählungen (z. B. des Bettelmönchs, des Pedells u. a. m.) haben höchst wahrscheinlich ebenfalls denselben Ursprung, vielleicht daß eine genauere Durchforschung der Bibliotheken uns noch manche französische Quellen Chaucers nachweist.

Ueber das was Chaucer dem Italischen verdankte, habe ich, wie schon oben gesagt, bereits in den Bl. für literarische Unterhaltung gesprochen. Aus eigentlich englischen Quellen entnahm er nur wenig, am meisten noch von seinem Freund Gower, dem er mehrere Erzählungen, wie die des Advocaten und der Frau von Bath nacherzählte, nicht ohne an verschiedenen Stellen ihn wegen schlechter Erzählungsweise zu tadeln.

Sehen wir nun Chaucers Werke noch einmal durch, so werden wir nur einen kleinen Theil derselben sein Eigenthum nennen können. Die größern Gedichte, die Canterbury-Erzählungen, Troilus, Cressida, der Roman von der Rose und die Legende der guten Weiber sind nur Bearbeitungen fremder Gedichte und selbst unter seinen kleinern Gedichten findet sich kaum eins, in dem nicht

wenigstens ein Theil anders woher als aus Chaucers Dichtergeiste entsprungen wäre. Wenn uns dies vor einer Ueberschätzung Chaucers gewiß bewahrt, so darf es uns doch nicht dahin bringen, seinen Werth zu gering anzuschlagen; es bleibt ihm immer noch genug, wodurch er den Namen eines Dichters mit dem vollsten Rechte verdient, in Schilderungen der äußern Natur und aller Kunstgegenstände mag er immerhin gern an fremde Muster sich anlehnen, seine philosophischen Ansichten mag er aus allen Weltgegenden zusammenstoppeln, seine tiefe Kenntniß des menschlichen Innern allein wird schon hinreichen, ihn zu einem Dichter zu stempeln, dem die schärfste Kritik seinen hohen Werth nicht nehmen kann.

Dessau.

E. Fiedler.

Mystifikationen der Goetheliteratur.

Manche unschädliche Mystifikationen, zu denen wir vor allen die Schrift „Goethe als Mensch und Schriftsteller; aus dem Englischen von Friedrich Glover“ rechnen, welche eine Spekulation ihres Verlegers ist, des Buchhändler Vogler (Glover ist bloßes Anagramm), bedürfen keiner weitern Würdigung, dagegen gibt es andere, welche nur zu geeignet sind, die oft schwierigen Untersuchungen über den großen Dichter und seine Werke unsäglich zu verwirren, woher es gerathen scheint, die Täuschung derselben offen darzulegen. Zwei Mystifikationen, von denen der Verfasser der zweiten selbst von der ersten getäuscht worden ist, gedenken wir hier kurz darzulegen.

In der Schrift „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757 bis 1775; gesammelt von Dr. Heinrich Döring“ (1839)*) finden sich S. 61 bis 88 „Auszüge aus Goethe's Briefen in den Jahren 1768 bis 1775,“ welche wir hier deßhalb besprechen, weil bei vielen dieser, zuweilen nicht einmal genau gegebenen Auszüge ein falsches, oft ein rein ersonnenes Datum beigefügt ist, wodurch manche sich haben täuschen lassen. Die Namen der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, hat der Herausgeber seltsamer Weise, als ob er nicht gern kontrollirt werden wolle, ganz weggelassen. Die vom 9. Nov. 1768, 13. Febr. 1769, 20. Febr. 1770 richtig datirten Auszüge sind aus Briefen an Oeser, Oeser's Tochter und den Buchhändler Reich nur nicht genau abgedruckt, dagegen stimmen die sechs folgenden aus Goethe's auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrten Briefen an Salzmann, von denen die vier ersten kein Datum haben, aber bei

*) Einen seltsamen Verstoß finden wir in dieser Schrift S. 59, wonach Goethe im Jahr 1775 in seinem 16. Jahre gestanden haben soll.

Döring fehlt ein solches auf das Gerathewohl ersonnenes Datum nicht. Daß aber die hier gegebenen Datirungen falsch sind, läßt sich leicht erweisen. Die vier ersten Briefauszüge, welche vom 16. April, 14. und 20. Juni, 4. Oktober 1770 datirt sind, beziehen sich auf das Verhältniß zu Sesenheim, das aber erst im Oktober 1770 angeknüpft ward und in der ersten Zeit keineswegs etwas Beunruhigendes hatte, wie es sich in allen vier Briefen ausspricht. Vergl. Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 50 ff. Der erste dieser Briefe ist geschrieben, als Goethe bereits vier Wochen in Sesenheim war; denn wenn wir bei Döring (und nach ihm in Pfeiffer's später zu besprechendem Buche) lesen: „Und dann bin ich eine Woche älter," so ist dies ein Falsum, da in dem Briefe Goethe's vier Wochen steht, nicht eine Woche. Zwischen dem ersten und zweiten dieser Briefe kann unmöglich eine Zeit von fast zwei Monaten liegen, wie hier angenommen wird. Auch scheint der zweite Brief nicht lange nach Pfingstmontag geschrieben (diese Zeitbestimmung hat Döring weggelassen), der im Jahre 1779 auf den 4. Juni fiel. Vergl. meine Abhandlung über Goethe's Friederike in den Blättern für literarische Unterhaltung. Die falschen Datirungen Döring's haben nicht bloß Freimund Pfeiffer getäuscht, sondern auch Schöll a. a. O. S. 115, während Döring selbst sie in „Goethes Leben" S. 154 ff. unbeachtet gelassen hat, wo er den argen Fehler eine Woche statt vier Wochen unverbessert beibehält. Nach den Briefen von Salzmann folgen Auszüge aus Briefen an den Consul Schönborn in Algier, die hier nach der Angabe in der Schrift „Schönborn und seine Zeit" dem Jahre 1774 zugeschrieben werden, wogegen sehr viele Erwähnungen in denselben es unzweifelhaft machen, daß sie dem folgenden Jahre angehören, in welches sie auch in Goethe's Werken Bd. 27, 474 versetzt werden. Auf wie arge Weise Goethe's Biograph, welcher den offenbaren Irrthum in der Jahresangabe übersah, auch hier die Chronologie in Verwirrung gebracht hat (S. 169 ff.), bedarf keiner weitern Ausführung. Auf den Brief an Schönborn vom 4. Juli 1773 (d. i. 1774) folgt zunächst ein Stück aus einem Briefe an Lavater, richtig vom 26. April 1774 datirt, wogegen das Datum des folgenden Briefchens an Lavater (14. Juli 1774) rein ersonnen ist, und dazu höchst unglücklich, da Goethe am 15. Juli 1774 wieder bei Lavater in Ems war,*)

*) Vergl. die Darstellung von Lavater's Reise in „Lavater's Lebensbeschreibung" von Geßner II. 126, womit Goethe's Erzählung in „Wahrheit

jenes Briefchen aber nicht kurz vor der Zusammenkunft beider geschrieben sein kann. Auf diese Briefe an Lavater folgen zwei Stücke aus Briefen an Merck, die seltsam in einen Brief verbunden und vom 18. Oktober 1774 datirt sind, während der sehr genaue Herausgeber der Briefe an Merck den ersten allgemein in den Spätherbst 1774 setzt, dem andern keine Zeitangabe beifügt. Hieran schließt sich der undatirte Brief Goethe's an Pfenninger an, den Döring hier (S. 76) und in „Goethe's Leben" (S. 187) auf den 24. Nov. 1774 verlegt, während er in der Sammlung von Goethe's Briefen (S. 3) bloß bemerkt: „Vom Jahr 1774." Der Herausgeber von Lavater's Briefen setzt mit Recht diesen und den nach Döring am 14. Juli geschriebenen Brief vor die erste Zusammenkunft Goethe's und Lavater's. S. 78 f. haben wir Stücke aus drei Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg, von denen die beiden ersten richtig datirt sind, der dritte aber nicht am 6., sondern am 7. März geschrieben ist. Von dem folgenden Briefe gehört der erste Absatz dem 19., nicht dem 25. März an. Noch unverzeihlicher ist das Versehen bei dem diesem zunächst stehenden Auszuge, wo Döring den 26. statt den 15. April gesetzt hat. S. 81 folgt ein Auszug aus einem Briefe von Lavater, den der Herausgeber von Lavater's Briefen, dem Döring in der Sammlung der Briefe (S. 4) folgt, vom Juni, Döring dagegen an unserer Stelle bestimmter vom 4. Juni datirt. Aber im Juni 1775 war Goethe nicht in Frankfurt, wo der Brief geschrieben ist, sondern auf der Reise in die Schweiz*) und der ganze Brief deutet darauf hin, daß er vom 23. September ist. Hier lesen wir: „Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vor's Bette gekommen, es ward vertraulich discurirt; ich hab meinen Thee getrunken und so ist's besser. Ich hab wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. — Es gibt der Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luisen davon tragen. — Ich bin seit 14 Tagen ganz im Schauen der großen Welt." Hiermit vergleiche man, was

und Dichtung" nicht übereinstimmt. Nach jener, die glaubwürdiger ist, reiste Lavater am 12. Juni ab und kam am 29. Juni in Ems an, von wo Goethe bald nach Frankfurt zurückkehrte. Basedow kam am 12. Juli nach Ems, Goethe zum zweiten Male am 15. Juli.

*) Wir behalten die Zeit der Schweizerreise einer spätern Besprechung vor.

Goethe am 23. September an Auguste Stolberg schreibt: „Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Altessen. Heut hab ich einen Husten.“ Am 20. September hatte er sich den Prinzen von Meiningen dargestellt. Schon am 14. September hatte er geschrieben: „Heute einen guten Nachmittag, der selten ist, mit Großen, das noch seltner ist. Ich konnte zwei Fürstinnen in einem Zimmer lieb und werth halten.“ Der folgende Auszug aus einem Briefe an Auguste Stolberg (S. 82) ist irrig vom 10. August statt vom 14. September datirt. Darauf gibt Döring einen Auszug aus einem Briefe an die Karschin vom 17. August, welcher in Mundt's „Schriften in bunter Reihe“ (1834), aber mit einigen Verschiedenheiten schon lange vorher (1817) von Helmine von Chezy mitgetheilt wurde. Den hier vom 18. August datirten Brief (S. 83 f.) schrieb Goethe am 3. August an Augusten, den vom 16. September datirten im August an Merck, was auch Döring selbst in der Sammlung der Briefe angibt. Bei den folgenden Auszügen aus den Briefen an Augusten ist die Angabe des Datums richtig. Nach den manchen seltsamen Abweichungen von den überlieferten Datirungen und den vielen rein ersonnenen Angaben der Abfassungszeit können wir hier nur eine absichtliche Täuschung annehmen, die durch Weglassung der Namen der Personen, an welche die einzelnen Briefe gerichtet sind, verdeckt werden sollte. Daher auch die ganz ungenügende Erklärung der Vorrede, daß diese Auszüge aus Goethes Briefen „keiner Erläuterung bedürfen,“ ohne Angabe, aus welchen Briefen die Auszüge genommen sind.

Eine andere eben so unzweifelhafte und noch bedenklichere Mystifikation erkennen wir in der Schrift „Goethe's Friederike; von Pfeiffer“ (1841), deren Verfasser am Anfange nur eine Darstellung des Sesenheimer Verhältnisses mit Benutzung der bekannten Quellen theils in dramatischer Form, theils in Briefen beabsichtigt zu haben und erst bei der Arbeit selbst auf den Gedanken gekommen zu sein scheint, seine Erfindungen, als ständen ihm sonst unbekannte Quellen zu Gebote, für ächt auszugeben.

S. 9—14 führt der Verfasser uns die Straßburger Societät in lebhaftem Dialoge vor, wobei er die Einzelheiten aus Goethe genommen, aber ein paar erdichtete Züge hinzugethan hat, welche beglaubigten Angaben widersprechen. S. 12 redet Lenz den jungen Goethe an: Goethe, tauf den Markulfus in deinem herrlichen Faust um, thu mir die einzige Liebe, nenn' den Bücherwurm und Pedanten Wagner!“ Aber den Namen von Faust's Famulus

hat Goethe nicht von seinem Freunde, dem keineswegs pedantischen H. Leopold Wagner, hergenommen, sondern aus der Faustsage und dem Puppenspiele beibehalten. S. 14 kündigt Goethe der Gesellschaft, in welcher Lenz eine Hauptrolle spielt, die Ankunft Herder's an, der aber längst in Straßburg und mit unserm Dichter befreundet war, ehe Lenz nach Straßburg kam. Das verlorene französische Gedicht Goethe's darf nicht als ächt angesehen werden, wie Boas, Schöll (S. 67) u. a. thun, sondern ist nach Goethe's allgemeiner Inhaltsangabe gefertigt.

S. 17—22 beehrt uns Freimund Pfeiffer mit Briefen Friederikens an eine Verwandte, Lucia, in Straßburg, welche den Charakter des Gemachten deutlich genug an sich tragen. Nach Goethe's Bericht wird hier der erste Besuch in Sesenheim auf zwei Tage beschränkt, während derselbe nach den Briefen bei Schöll S. 50 ff. mehrere Tage gedauert haben muß. Auch wird durch den dort mitgetheilten ersten Brief von Goethe an Friederiken der Satz (S. 20): „Der liebe, hübsche Goethe hat mir zwei herrliche Bücher von Straßburg zu schicken versprochen," widerlegt, der auch Goethe's eigener Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" widerspricht, wo das Versprechen, Friederiken Bücher zu schicken, in eine spätere Zeit verlegt wird. Vergl. B. 22, 11. Friederikens Voraussagung der Ankunft Goethe's wird hier S. 20 auf eine höchst nüchterne, von der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" verschiedene Weise erklärt. „Freilich konnt' ich das (prophezeihen); denn durch George erhielt ich gestern Abend einen Brief mit drei neuen Büchern von Straßburg." Nach Goethe's Erzählung ward dieser Besuch so plötzlich und unvorbereitet unternommen, daß er ihn gar nicht Friederiken voraus melden konnte, woher es ihm höchst auffallend schien, daß man sich über seinen ganz unerwarteten Besuch gar nicht wunderte. Auch diesmal war Goethe an einem Sonnabend angekommen (B. 22, 7), wie es auch hier angenommen wird. Der Brief soll am Freitage darauf geschrieben sein. S. 21 lesen wir: „In die Linde am Brunnen hat er unser beider Namen eingeschnitten," was aus einem in Friederikens Nachlasse erhaltenen Gedichte Goethe's geschöpft ist, wo es heißt:

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht.

Daß Goethe geschrieben habe, er könne in langer Zeit nicht hinauskommen (S. 21) ist insofern irrig, als er dies bei seinem letzten Besuche Friederiken bemerkt hatte.

S. 26—28 haben wir Auszüge aus Straßburger Briefen, welche wörtlich mit den falschen Datirungen aus der oben besprochenen Schrift von Heinrich Döring genommen sind. Pfeiffer leitet sie mit den Worten ein: „Einige Briefe aus den Straßburger Tagen liegen uns vor, und mögen dazu dienen, das Bild des Werdenden zu vervollständigen.“ Die Briefe an Salzmann, aus denen Döring geschöpft hat, scheint er gar nicht gekannt zu haben, da er sonst viel Bedeutenderes daraus hätte mittheilen müssen.

Die Bemerkung (S. 34), daß Goethe den Sesenheimern eine eigenhändige Uebersetzung des ganzen Ossian gegeben habe (S. 34), ist auf die Lieder Selma's zu beschränken. Stöber hat in der Schrift über den Dichter Lenz diese Uebersetzung nach Goethe's Handschrift herausgegeben.

Den seltsamsten, bei vielen noch immer spukenden Betrug, der endlich einmal mit vollster Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß, damit er in Zukunft keine Verwirrung mehr anrichten könne, hat Pfeiffer mit dem sogenannten „Sesenheimer Liederbuche“ gespielt, zu welchem er die dankenswerthen Mittheilungen von Fr. Laun (Schulz) im Morgenblatte 1840 Nr. 212 ff. mißbraucht hat, obgleich er selbst das Liederbuch in Händen gehabt haben will. „Nimm nun Friederikens Liederbuch,“ sagt er (S. 119 ff.). „O daß ich aussprechen könnte, welchen Eindruck die vergelbten Blätter auf mich machten! Das sind die Lieder und Gedichte, wie sie frisch aus Goethe'scher Feder für das muntere Riekchen auf's Papier flossen und sie mit all den tausend Ahnungen erster Liebe umwebten.“ Er selbst will aus der Hand von Friederikens Schwester Sophien das „Liederbuch mit manchen Beiträgen aus Goethe's Hand“ erhalten haben. „Des Dichters Hand,“ sagt er (S. 78 f.), ist bald nachlässig und zitterig, bald zierlich, fest und rein. Das Gedicht „Erwache“ führt die Jahrzahl 1770.“ Das ist aus Laun's Bericht genommen, der von einem „Bändchen Gedichte“ spricht, „theils von Friederikens Hand geschrieben, theils von des Dichters bald sehr zierlicher, bald nachlässiger Handschrift.“ Goethe selbst äußert sich (B. 22, 22): „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.“ Von einem eigentlichen Liederbuche zum Singen ist gar nicht die Rede. Goethe legte neue Texte einigen Melodien unter; daneben schrieb er Gedichte an Friederiken selbst, welche diese Gedichte nebst jenen zum Andenken an Goethe in einem Bändchen verbun-

den zu haben scheint. Das genannte Gedicht „Erwache, muß in das Jahr 1771 fallen.

Die Unächtheit von Pfeiffer's sogenanntem Sesenheimer Liederbuche läßt sich überzeugend nachweisen. Das Ganze besteht aus 19 Stücken, von denen vier (Nr. 10, 11, 15, 16) bekannte Volkslieder sind (vergl. Erlach's Volkslieder III. 70. IV. 66, 175, 378), sechs (Nr. 3, 5, 6, 7, 13, 17) aus dem von Laun herausgegebenen Nachlasse Friederikens stammen, vier (Nr. 8, 12, 14, 18) aus der Iris genommen sind, und zwar mit den dort erhaltenen älteren Lesarten, wodurch sich Boas täuschen ließ, eines (Nr. 19) aus Goethe's Gedichten, eines (Nr. 4) aus der ersten Bearbeitung des Götz. Hiernach blieben nur noch drei (Nr. 1, 2, 9) nachzuweisen, wenn sie nicht etwa Pfeifer's Eigenthum sind. Ein seltsames Mißgeschick ist dem Erfinder des Sesenheimer Liederbuches bei Nr. 18 begegnet, wodurch der Betrug schlagend nachgewiesen wird. Pfeiffer hat unter dies Gedicht neben die Unterschrift G. weislich ein Fragezeichen gesetzt, wogegen Boas keineswegs an der Aechtheit desselben zweifelt, da „jede Zeile das Zaubersiegel Goethe'scher Dichtweise an sich trage." Und dennoch gehört das Gedicht J. G. Jacobi! Es ist aus der Iris IV. 250 f. genommen, wo es, wie bei Jacobi's Gedichten gewöhnlich der Fall ist, ohne Namensunterschrift steht, während die Gedichte Goethe's mit P. unterzeichnet sind. In der von Joh. Georg Schlosser 1784 herausgegebenen Sammlung: „Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi," welche der Herausgeber in der Zuschrift an Pfeffel mit den Worten einleitet: „Ich schenke Dir, mein alter, würdiger Freund, hier eine Sammlung einiger theils zerstreut, theils gar nicht gedruckter Lieder, die ich von dem Verfasser zu dem Zwecke mir ausgebeten habe," steht unser Gedicht S. 55, später in Jacobi's Werken III. 61. Dieses im Jahr 1775 zuerst erschienene und ohne Zweifel nicht lange vorher geschriebene Gedicht konnte Goethe, der erst 1774 mit den Jacobi's in Verbindung trat, im Jahre 1771 unmöglich kennen und an Friederiken mittheilen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem in Goethe's Gedichte (B. 1, 64) übergegangenen Gedichte „Im Sommer," welches in der ersten Ausgabe der Gedichte (1790) sich nicht findet. Es steht in der Iris VII. 560 ohne Namensunterschrift, und als Glied eines Liederkranzes in Schlosser's Sammlung S. 46, in Jacobi's Werken III. 108. Goethe hatte es, als er zur Vervollständigung seiner Gedichte die Iris durchging, als sein Eigenthum angesprochen und wollte es auch später, als man ihn auf

den Irrthum aufmerksam machte, nicht fahren lassen, obgleich ihm das tiefe Gefühl und der glückliche Fluß seiner gleichzeitigen Gedichte (man vergl. das „Mailied“ und „Herbstgefühl“) abzugehn scheint. Jacobi dichtete es wohl gleichsam als Gegenstück zu dem obengenannten „Herbstgefühl,“ welches in der Iris IV. 249 mit der Ueberschrift „der Herbst 1775“ erschienen war*).

*) Eine arge Verläumbung ist es, wenn Freimund Pfeiffer S. 108 ff. behauptet, Merck sei es gewesen, der das Band zwischen Friederiken und Goethen getrennt habe, freilich aus Liebe zu Goethe. Dies Band war schon bei der Abreise Goethe's von Straßburg auf immer gelöst, noch ehe Goethe Merck's Bekanntschaft gemacht hatte, was nach der Rückkehr von Straßburg erfolgte (B. 22, 70), wohl nicht vor dem Jahre 1772.

H. Düntzer.

Remarks on the English grammar and language with some illustrations from Lindley Murray's English grammar.

The ancient schools of grammatical learning were; — that of the Greeks of the lower empire, commonly called the Byzantine grammarians, who taught and illustrated the works of the ancients; — the Latin, which was much respected throughout the middle ages in consequence of the wants of the church, and which, on the revival of letters, was simplified and adapted to modern use; the Masora, which preserved both the writings and theory of the ancient Hebrew, and finally the Arabian, to which alone however, we shall have no further occasion to allude.

As soon as the art of printing made it desirable to appeal to the understandings of men through their mother tongues, it was found necessary to reduce these to order, and reference was forthwith made to these ancient schools, but above all to the Latin, for principles on which grammatical rules might be based. It was much to be regretted, that English scholars did not turn to the Greek in preference, there being these points of analogy; Greek has no ablative case any more than English; it has aorists which correspond remarkably to what some of our grammarians call our past, and some our imperfect tense; and it, like English, abounds in the use of the participle instead of connective adverbs. In consequence however of the adoption of the Latin grammatical model, those languages which, like it, abounded most in terminations were the easiest to reduce to rule, but on the other hand, those which had few terminations, and were consequently easiest to learn, puzzled the grammarians most, and were worst used by them. Dr. Johnson felt this, when he was obliged to preface his large dictionary by a grammar; so having no real knowledge of Anglosaxon, the parent type of the language, all his derivations being taken from Leye, Skinner, and Junius, hedeclared English had *no syntax*, and cut down his work to the smallest possible dimensions.

Thus in England the grammar of our own language was almost universally neglected, and the learned maintained, that if a young man knew the Latin, he knew enough. And therefore, though Ben Jonson had printed a very excellent tract on the subject, it was hardly known even to the readers of his other works, and though Dr. Wallis had given some excellent hints, and Swift had directed public attention to this defect in our educa-

tion, it was not till the publication of a small book by Dr. Lowth, Bishop of London that anything was done to instruct the young, or the illiterate classes on this important point. The great value of his grammar is, that being a Hebraist, he had been led to compare English with one of the most ancient and simple languages in the world, and so if he did not discover its real rules, proposed at any rate what very much resembled them.

Meanwhile the encrease of wealth throughont the country was producing large middle schools and extending the influence of the middle class. It was found, that to be able to read the Bible, and understand the four first rules of arithmetic was no longer all that was necessary for a youth, who was not destined for the law or the church. It was doubtless to meet the demands of this class, that Sheridan wrote his pronouncing dictionary. Johnson pronounced the labour useless, the accents in his opinion being all that required marking, and this appears to be the general feeling among English scholars, so rarely is the book to be seen on their shelves. But the language had now broken loose from the fetters of Latin, and the demand for the instruction of the middle classes was becoming hourly more urgent, when in the beginning of this century Lindley Murray an American by birth, residing near York, undertook to meet it in his series of grammatical works. Two important fields lay beyond the sphere of his enquiries; — the whole period of our language lying between the accession of Henry VIII. and the Revolution, — and the common language of the people in ordinary business and daily life, all the commercial phraseology and all the works of dramatists or novelists. The common judgment of scholars in the earlier part of George the third's reign was against Shakspear's diction, which Goldsmith pronounced obsolete, and Johnson, the first who vindicated his claims as a scientific dramatist, declared to be often obscure, bombastic, and vulgar. There might be much gold here, but Murray did not dare to use it. The learned had not adopted it, and it was to him therefore but uncoined bullion. It is astonishing, however, that he had not studied Hooker, whom Goldsmith pronounces to have never used an expression, that was not the purest English even in his day, and the rythmical beauty of whose prose is admirably classical. Still more surprising that he never quotes Barrow, whom Lord Chatham, himself a purist in phrases, proposed as a model of eloquence to William Pitt. The popular idiom was left in the hands of Cobbett, who uses it most dextrously to show, how badly the classical scholars often wrote their mother tongue. His grammar would be our best were it not written in the form of letters to his son, and did it not constantly obtrude his own views of the politics and statesmen of the regency and reign of George IV. Still it is deserving of more attention than it has received, from foreign scholars.

Murray's pretensions, however, to become au authority were, that he had employed abundant leisure on a very extensive reading, and collation for his purpose, including all the standard English authors of half the 17th. and the whole of the 18th. century. When he had formed an opinion he expressed it clearly and well, and, to use a French expression, „il savait rédiger" much better than most Englishmen. This last

is an essential point for a good class or schoolbook; for a teacher has no time, and a pupil no ability, to supply what is wanting or illustrate what is obscure. On the other hand his demerits were, an utter ignorance of the original authorities in grammatical science, of Saxon, German, and all the languages and dialects cognate to the English, and but a very limited Knowledge of Latin and Greek. In addition to these, which one would certainly imagine a sufficiently long list of objections against his claim, he had evidently paid no attention to the history and antiquities of the language, and therefore had no idea, how certain forms had come to be adopted or rejected, and on what models the great writers who had adorned our native tongue had formed themselves.

But to give instances of the working of the various sorts of ignorance we have mentioned. It is a curious fact, though now not generally known, that several successive editions (we think we once saw a thirteenth) were published in which English was denied an accusative case to the noun. Now this, be it observed was not done by adopting the modern French system of subject and object; for the words Nominative and Genitive were admitted though not adopted, and then straightway the language was refused an Objective or Accusative This arose from revolting against latinizing the system of our grammar but would have been a fault impossible to a man who had any ideas of grammar as a science.

But in truth his whole theory of case is wrong. He classes My Thy. His Her. and the plurals as adjectives, though they are the real genitives of I Thou etc. We give three cases of the use of adjectives in English to show that they cannot be classed among them

We can say.	We cannot say.
This is true.	That is my.
Here are the white.	Here are the my.
The blue eyes.	The my eyes.

We hope this is conclusive; but he fell into the mistake from not understanding the word Genitive, which means, that case which unnamed the subsequent word would be unintelligible, or the begetting case; for instance „Where is my hat“ I should not think of the hat did I not first think of, and name, myself. The mischief does not stop here; but he goes clear off the track of the language, and henceforth his nouns and verbs may be English words, but English nouns or verbs they assuredly are not. For in the pronouns we have a remarkable type of what happens all through the language. My is the real genitive, Mine the objective, and Ofme the solute, or the same case in solution.

The use of the objective genitive is to limit the idea to possession, to make it a merely relative idea, and that of the solute to introduce, with ease, notions of production, connexion, affirmation and negation. And exactly correspondent is the real theory of the English verb, which first declares its meaning, then limits it to a relative continuity, and then solves it, to admit the various notions stated above Thus

My	Mine	Of me
I love	I am loving	I do love
I loved	I was loving	I did love.

This is the real system of our pronouns nouns and verbs, and not to state it thus is not to write English grammar, but rather some ideas of general grammar, which may apparently coincide with it. It is essential to foreigners, that this should be well explained, or the grammar will prove a hindrance to them in learning the language. With these remarks, which we hope hereafter to develop more thoroughly and usefully, we dismiss the consideration of Chapt. V. Section and the opening observations of Sec. 3. together with the whole Chapter on Verbs or VI.

We will now consider Murray as a critic; our examples being found principally in the exercises designed to accompany his grammar. He condemns for its grammatical structure Milton's expression „the fairest of her daughters Eve.“ Now the poets object was to call up to the eyes of the mind the daughters of Eve and place their general mother in the midst, supereminent in majesty and beauty; and the business of the grammatical critic therefore was to indicate it as an inimitable turn of phrase, unfit as such Italian structures generally are for our language. As it is, he leaves a doubt on our mind whether he understood Milton, and we are quite sure he knew nothing of Italian.

Pope wrote

„O thou my voice inspire“
„Who touch'd Isaiah's hallow'd lips wih fire.“

The analogy of the tenses here seems to require *touchedst* which Murray would adopt; — but another and a wider analogy immediately occurs to exclude it. The *ed* in the past tenses of verbs was never pronounced in English, and its use by the old poets and in the public reading of the Scriptures is no proof of the contrary. Several dialects had always prevailed in the island, and so it became necessary in grave declamation to sustain the reading against the speaking tones. And further, it was the custom of all old Churches to read the services in a species of recitative, which required the *ed* to be uttered. This custom was adopted by great popular preachers in their public discourses, and thence we have to this day the word *Cant*. In Pope's time the sound had disappeared in poetry, and the *st* ought to have disappeared with it; for without the *e* in *ed*, it is an unpronounceable compound of consonants. Here we feel the necessity of an historical study of the language.

Again, he criticises the phraseology of our received version in Matt. Chapr. XV. v. 31. „In so much that the multitude wondered, when they saw the dumb to speak etc. etc.“ saying that it ought to have been *those that had been dumb*, which is altogether altering the sense of the passage, for the wonder was, that the healing was so instantaneous as to confound the senses. Accordingly it is a just and literal translation of the Greek, and is similarly rendered in German; and no one, we imagine, will deny to Luther great skill and mastery in the use of his splendid language.

But after all our business with Murray is limited to showing, that his grammar is not a good one, and if we wanted authority for this, we should be borne out by Coleridge, who perfectly scoffs at his pretensions. Murray may rest in peace for us: — it was less his fault,

than that of good scholars, that his book became an authority. Its success probably exceeded his utmost expectations. Indeed if diligence and honest effort were all that were necessary he would demand high respect. Whatever he could do to improve and elevate the rising generation, in moral and intellectual character he did most heartily. But the mischief exhibited in his works had a deep root in the neglect of the true sources of grammatical learning; which are twofold; — those we have already indicated at the beginning of this article; — and the study of the peculiar characteristic forms of the language in its chief words, its pronouns, and its type or leading verbs, united with a careful comparison of the same, with those of the cognate dialects. To this should be added, to form a perfect grammar, a very careful historical comparison of the forms of expression throughout the whole period of our existence as a people.

This latter study would begin for English in the Saxon Chronicle, run through the Saxon poetry, the Dano-Saxon, and Norman-Saxon, all of which show how obstinately our fathers' speech resisted foreign interference, and really losing very little, swept the language of the conquerors up, and winnowed and garnered the best of it. At length, Chaucer cultivated nature into art, and wrought up into the rich web of its language, the coloured and flowery phraseology of the Troubadour and of Italy; until there came the mightier than he, though not more truly English, Shakspear and Milton, with all their satellites and built upon the same model of high literary skill. Chaucer was our Homer, the sponsor for good written English at the font of Catholic humanity, Shakspear and Milton the priests who led it to confirmation. Henceforth the language was formed, but ere this was effected Jonson of „the learned sock“ had taught it how to appear with dignity, and many a writer had followed him, nor did even Milton scorn his aid. Yet up to this time, the Italian was our literary pattern, not servilely followed, but suggesting much for phraseology, and almost all for versification and prose-rythm. And if it be granted, that Shakspear did not know Italian, it is to be observed, that he preserved more of our ancient spoken English than any other writer, and that all which had been borrowed from foreign sources was adopted and often improved by him. Hence came the form of his sonnets, and his poems. It was in that school he learned to write, and even when he became his own master we meet with many an Italian word in his plays, which we should now hardly make use of.

And now came another change. Our mother tongue having attained her majority, must be taught the airs and manners of a lady, and how to present herself to the world. This work was begun by Waller, carried on by Dryden and consummated by Pope. Since their time, there is no question, about the exact pronunciation or accentuation of any word in the language; and a well educated man has no difficulty in expressing himself neatly and pertinently, without loss of time or waste of force. Here again our language modelled itself on Boileau and Racine, and the reader of old criticism is often amused to see, both how much

and in how independent a style England drew upon France From this time the principle is distinctly marked and carefully carried out; that our native Saxon must serve for the house and the market, and be the basis of all plain speaking; but that the figurative, the scientific, the polite and the honorary shall be expressed in words of Italian and French, and consequently originally of Latin origin. Johnson saw the advantage of this as a means of giving both precision and majesty to his diction, and carrying out the principles of Dr. Browne (author of the Religio Medici etc.) wrought up his style on a latinized model with immense power, and so enabled English to grapple with abstract questions and treat them with ease. Indeed in this was his excellence, that even in common matters, he threw aside every thing that was merely incidental, and seized at once the vital question. Hence he is unjust to the lovers of forms of speech and thought, and treats roughly Gray and Milton, who were so capable of producing forms as to be indifferent to them all; whereas to him a form was nothing, if it did not become a positive formality. And thus he did wonders, by making precision a beauty, and giving the language an astonishing mechanical force, and so preparing it for the rude work of our days, when all this is requisite to produce the daily broadsheets and monthly and weekly journals

Such then is our language, and such are the reasons, why it has not hitherto been endowed with a perfect grammar.

And such too, briefly and rapidly indicated, are the courses of study and thought, by which a dialect of the ancient Teutonic, now spoken extensively in every continent of the globe, ought to be learned, to acquire a thorough knowledge of its grammar, and use it at once freely and correctly.

Wm. Odell Elwell.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

Französische Uebersetzungen deutscher Dichter. — Poésies de Goethe traduites par Henri Blaze. (Paris. Charpentier. 1843.)

Unter den literarischen Völkern Europa's eignet sich der Franzose am wenigsten zum Uebersetzen, seine abgeschlossene Nationalität und die Zimperlichkeit seiner Sprache, die stets wie eine petite maîtresse behandelt sein will, stehen ihm dabei im Wege. Letzteres geschieht besonders, wenn es sich nicht mehr um romanische Sprachen handelt, die im Prokrustesbett der französischen Eleganz schon weniger Gliederverrenkung erleiden, sondern wenn orientalische, germanische und griechische Texte wiedergegeben werden sollen. Man lese nur einige Zeilen im Aeschylus des Père Brumay oder im Homer des Akademikers Bitaubé, der zwar kühner als Madame Dacier, aber doch gewaltig zahm ist, und man wird sehen, was der goût châtié eines älteren Franzosen aus der rauhen Größe des Tragöden und aus der kindlichen Einfalt des Epikers zu machen im Stande ist. — Seit dem Auftreten der romantischen Schule hat bekanntlich auch in dieser Hinsicht ein bedeutender Umschwung statt gehabt. — Die Sprache und die Uebersetzungskunst sind der Ruthe des Maître Boileau entlaufen und fürchten selbst nicht mehr der Vierziger peinliches Halsgericht. — Man fragt jetzt nicht bloß, wie klingt das im Französischen, durch welche von der Akademie geheiligte Phrase läßt sich der Text veredelt und verständigt à peu près wiedergeben? sondern man fragt auch: wie klingt das in der Ursprache, wie kann ich die fremde Blume in mein Beet verpflanzen, ohne ihr Duft und Farbe abzustreifen? Man trägt nicht mehr den bloßen, abgezogenen Begriff herüber, indem man ihn durch Paraphrasen verwässert, sondern man sucht auch, ihm den eigenthümlichen Körper, mit dem er zur Welt kam und durch den er nur ganz er selbst ist, zu bewahren; auch durch Periodenbau, Wortstellung und Rhythmus

strebt man, das geheimnißvolle Etwas: Styl, in dem der Geist des Schriftstellers sich offenbart, wiederzugeben. — Da nun aber zugleich die kitzlichen Ohren, der zarte Geschmack der Franzosen geschont werden müssen, da in Frankreich über jeder Neuerung das Damoklesschwert des ridicule hängt, da noch immer eine starke Partei von Geschmacklegitimisten Nichts von Emancipation wissen will und stets die Aristarchenscheere in Händen führt, so macht Alles dies das Uebersetzen dort zu einer schweren verfänglichen Kunst, zumal die wort- und formarme Sprache, wie gesagt, zugleich sehr spröde und eigensinnig ist und nur wenigen Bevorzugten einige Freiheiten gestattet. Eine andere Schwierigkeit liegt für den Franzosen darin, daß es ihm außerordentlich schwer wird, in Geist und Organismus einer fremden Sprache zu dringen, sich ausländische Gefühls- und Anschauungsweisen anzueignen und dabei über die in seinem Lande so scharf abgegränzten Kategorien und Geschmacksregeln hinauszugehen. Während der kosmopolitische Deutsche sich mit seinen allseitigen Fühlfäden in jegliches Fremde leicht hineinfühlt und alles vom Ausland Herübergetragene bequem ins weite, faltenreiche Gewand seiner Muttersprache hüllt, die jeder Form sich anschmiegt, muß der Franzose das mühsam Gewonnene in sein enges habit français einschnüren, in das zum Beispiel der Götterwuchs eines griechischen Heroen und der starke Gliederbau eines alten Germanen wenig hineinpassen. Doch gerade das geschickte Ueberwinden aller dieser Schwierigkeiten macht in Frankreich, weil es neben dort sehr seltnen Sprachkenntnissen eine große geistige Gewandheit voraussetzt, das Uebersetzen zu einer ehrenvollen Kunst, die in Deutschland längst zum Handwerk herabgesunken ist. Dazu kommt, daß, während wir allen möglichen Schofel für unsere Dampf- und Wassermühlen aus Frankreich herüber holen, dort mit wenigen Ausnahmen nur das Tüchtige und Gute aus Deutschland eingeführt wird, eine Sorgfalt, über die wir uns im Interesse beider Länder freuen. Große klassische Namen haben in Frankreich überhaupt mehr Einfluß und Bedeutung als in Deutschland und halten sich auch von selbst länger über der Fluth des Neuen empor, und sogar gelungene Uebersetzungen vermögen daselbst noch immer einem Gelehrten Ruf und Ansehen zu verschaffen, was sie bei uns kaum mehr können. Wer ist Monsieur de Barante? le traducteur de Schiller, auch in England ist es noch so, wie Coleridge, the translator of Wallenstein beweist. Wie heißen aber die Uebersetzer von Eugene Sue und Alexandre Dumas? Wer frägt darnach? ihr Name

„fleußt ungenannt mit der großen Fluth.“ — Der Geschmack der Franzosen an unserer Literatur, die zuerst von Madame de Stael entdeckt wurde, und die bei der Schilderhebung der Romantiker eine große Rolle spielte, wird wahrscheinlich die hier und da schon beginnende Reaction von Seiten der klassisch Gesinnten überdauern, denn die Franzosen, die schon viele ihrer Vorurtheile gegen Deutschland überwunden haben, die sich schon seit lange zu einer Ideen-Allianz mit dem Halben hingezogen fühlen, sehen sehr gut ein, daß wir ihnen noch etwas anderes, als Hoffmann'sche Spukgestalten, Elfenkönige und Nebelbilder zu bieten haben, daß sie selbst an unsren Dichtern besser den Geist der Alten studiren können, als an ihren classiques du grand siècle, und daß überhaupt in künstlerischer, wissenschaftlicher und philosophischer Hinsicht viel bei uns zu holen ist. Jenes erste etwas alberne engouement für alles Deutsche, für lieds, sehnsucht und vergissmeinnichts, das selbst bis in die Pariser Salons gedrungen war, ist, wie sich von einer Modethorheit erwarten ließ, schon verflogen. Die schöngeistigen Herren und Damen fanden die Nuß unsrer Sprache für ihre zarten Zähne doch zu hart, die Schale für ihren leckeren Geschmack doch zu bitter und warfen sie bald wieder weg. — Das quantitativ schon abnehmende Studium des Deutschen hat qualitativ aber gewonnen und bedeutend an Intensität zugenommen. Diese Modesache ist vielen jungen Gelehrten ein geistiges Bedürfniß geworden, sie machen die deutsche Literatur zu ihrer Spezialität und reisen selbst ins Land, um Sitte und Volksgeist besser kennen zu lernen. Sollten sie mit dem so eifrig Begonnenen beharrlich fortfahren und noch ferner in so geschmackvoller Form die Resultate ihrer Forschung ihren Landsleuten mittheilen und somit die schwierige Vermittelung der französischen und deutschen Denkweise befördern, so läßt sich hoffen, daß wir in Frankreich immer besser erkannt und gewürdigt werden, verflöge dabei auch die blaue Bewunderung, die, da sie sich nicht auf eigentliche Kenntniß stützt, uns gar nicht einmal schmeichelhaft ist, gleich jenem engouement, das der Neuheit galt. Ein später zu schreibender Aufsatz über die deutsche Sprache und Literatur in Frankreich wird mir Gelegenheit geben, auf das hier nur flüchtig Berührte näher einzugehen, und die Leistungen Marmiers, Taillondiers, Thomas, Daniel Sterns und anderer Deutschliteraten, die in den beiden Revuen: indépendante und des deux mondes ein weithin wirkendes Organ finden, zu würdigen, ich kehre deßhalb zu den Uebersetzungen zurück. —

Die in Deutschland bekanntesten Dichter Schiller und Goethe sind es auch in Frankreich, ihnen ist daher auch vor Allen die Ehre des Uebersetztwerdens, die Herder, Wieland, Lessing, Jacobi, Jean Paul und andere nur theilweise genossen, schon wiederholt zu Theil geworden. Von Schiller ist mit Ausnahme eines Theils seiner lyrischen Gedichte und seiner kleineren prosaischen Schriften (doch auch von diesen gab die Revue indépendante schon Proben) schon vollständig und theilweise wiederholt übertragen. Nicht so leicht ging das mit den 60 Bänden der Werke Goethe's, dessen Name in gewissen Kreisen der ästhetischen Aristokratie übrigens noch heller als der Schiller's leuchtet. Die Vielseitigkeit unseres Dichterkönigs imponirt den Franzosen besonders an ihm, einige gehen sogar so weit, ihn mit Voltaire zu vergleichen, was wir für ein großes Kompliment zu nehmen haben. Die Peines du Jeune Werther sind übrigens schon seit sehr lange in Frankreich bekannt und haben auch dort, indem sie den Obermann von de Sénancour hervorriefen, einen gewissen Einfluß auf die Stimmung der Zeit ausgeübt; auch dort haben sie zu spaßhaften Parodieen, in denen Lalatte und Albért komisch figuriren, Veranlassung gegeben, und in neuester Zeit hat sich sogar ein Pierre Leroux an eine nochmalige Bearbeitung dieses auch in Frankreich vielbesprochenen Werkes gemacht, zu dem eine G. Sand eine Einleitung schrieb. Auch die anderen Romane Goethe's, unter denen die affinités électives besonderes Aufsehen machten, sind gleich seinen Theaterstücken öfters übersetzt worden, und allmälig beschäftigt man sich mit seinen Mémoires (Wahrheit und Dichtung) und seinen wissenschaftlichen Schriften. Der Faust, der den Romantikern vor Allem dienen konnte, wurde schon oft besprochen, analysirt und zweimal übersetzt. Das letzte Mal von H. Blaze, der recht eigentlich für Goethe schwärmt, und sogar die Kühnheit hatte, sich an den zweiten Theil des wunderbaren Werkes zu machen. Diese letztere Arbeit hat wegen ihrer außerordentlichen Vorzüge in Frankreich ein solches Aufsehen gemacht, daß sie, als wahrer tour de force, eine besondere die Gränzen dieses Aufsatzes überschreitende kritische Würdigung verlangt. Derselbe Verfasser, der mit Castil Blaze, dem Vermittler der deutschen Musik, zu den enthusiastischen Bewunderern der deutschen Poesie und besonders Goethe's gehört, hat nun auch vor einigen Jahren eine Sammlung der Goethe'schen Gedichte unter dem Titel: poésies lyriques de Goethe, die mich zu den obigen allgemein einleitenden Bemerkungen veranlaßten, herausgegeben. Es sei mir gestattet, diese Arbeit in

einer Weise, wie sie mir der Tendenz dieser Zeitschrift gemäß scheint, etwas näher zu betrachten.

Goethe's lyrische Gedichte, besonders die Balladen, von denen Madame de Stael in ihrer Allemagne einige analysirt, die Emile Deschamps, Marmier, Martin und Andere zum Theil poetisch nachbildeten, waren schon einigermaßen bekannt, aber an eine vollständige Uebersetzung hatte sich bis dahin Niemand gewagt, zumal Leute, wie Nisard, einer der Anführer der Reactionspartei, sich entschieden gegen solche Versuche aussprachen. Man höre nur, wie er schimpft:

On n'a pas senti l'absurdité d'enlever à leur vraie patrie des idées qui y trouvent pour leurs images et leur pénombre des langues sans règles absolues, ouvertes à tous venant, pour les transcrire dans une langue constituée, exclusive, sacrée en quelque sorte où l'originalité n'ost possible que dans le cercte fatal des convenances reçues. Le plus illustre de nos poétes (ich denke er meint Lamertine), a regretté publiquement que notre langue ne lui permet pas d'écrire les ballades de Goethe etc.

Wenn schon die Franzosen an der Möglichkeit, Goethe's Gedichte wiederzugeben zweifeln, so müssen wir, die wir wissen, was wir an ihnen haben, die wir ganz anders, wie sie, das Unaussprechliche, Ahnungsvolle und zugleich Körnige und Derbvolksthümliche derselben empfinden, es noch vielmehr thun, zumal wir noch mehr wie die Franzosen von der Armuth der französischen Sprache überzeugt sind. Uns, die wir, was das Wort nicht sagt, was durch keinen Gedankenausdruck vermittelt wird, am Klange ahnen und empfinden, uns muß ein solcher Versuch als ein kühner, ja als ein verwegener erscheinen. Der Verfasser hat das sehr wohl empfunden. Folgende Stelle der Einleitung bezeugt es:

C'est surtout dans les Lieds que cette science du rhythme, de l'harmonie, pour parler la langue de Beethoven, vous frappe et vous étonne. Là, chaque mot double de prix par la place qu'il occupe, la moindre syllabe, le moindre chiffre a sa valeur, à peu près comme dans l'hiéroglyphe musical; et nulle part le maitre, chez Goethe, ne vous apparait davantage que dans ces petites piéces d'un fini sans exemple, contextures profondes où le travail ne se sent pas, bulles de savon, taillées dans le cristal de roche et le diamant. Enumérer dans l'original de semblables qualités, c'est d'avance faire le procès à notre traduction. En effet, dira-t-on, qu'espérez vous d'une si hasardeuse tentative. Comment oser s'attaquer à des oeuvres de marqueterie qui n'existent la plupart du temps que par les détails et les nuances, choses fragiles, s'il en fut, et qui doivent naturellement s'altérer et perdre tout leur charme en passant d'un climat dans un autre. Quelle image froide et décolorée nous apportez-vous de ce printemps sonore, vaporeux, qui scintille et

bourdonne et frémit au soleil d'Allemagne, quel triste et stérile reflet de cette vie si généreuse et feconde, si puissante en sa concentration calculée? —

Doch ich will nur gleich meine Meinung heraussagen, mir scheint das Unternehmen geglückt, wenigstens so viel es im Französischen glücken konnte. Ich erkenne in diesem fremden Kleide die lieben, alten Goethe'schen Lieder und Balladen wieder, es haucht mich aus Rhythmus, Periodenbau und Wortstellung, aus dem Ton des ganzen selbst etwas von jener innern Musik, von jenem mystischen Zauber, von jener volksthümlichen Frische an, das mir zeigt, der Verfasser habe nicht bloß mit dem Verstande und dem Wörterbuche, sondern auch mit der Seele und einer tieferen Divinationsgabe übersetzt. Er gibt nicht blos den Sinn, er gibt auch Duft und Farbe des Wortes wieder und weiß über die meist so prosaisch und handgreiflich klare französische Sprache, wo der Text es verlangt, selbst jenen mystischen Schleier des Ahnungsvollen und Unbestimmten zu breiten.

Dies tiefere Eindringen in den Geist der Goethe'schen Dichtung hat ihn denn auch natürlich gleich fühlen lassen, daß so etwas nicht in gereimter Uebersetzung à la Delille paraphrasirt und verwässert werden darf, er hat, womit die Franzosen gleich bei der Hand sind, nicht einmal ans Verschönern und Decentermachen gedacht und cru gelassen, was cru war, ohne eine phrase de convenance darüber zu hängen, er hat in Prosa übersetzt und dabei besser die rhythmischen Bewegungen des Originals durchfühlen lassen, als es ihm im entsetzlich beschränkten französischen Verse möglich gewesen wäre. — An die bieg- und schmiegsame, wort- und formreiche deutsche Sprache macht man jetzt mit Recht die Forderung, daß sie poetische Originale im Verse wiedergebe, aber bei der französischen thäte man sehr Unrecht daran, da ist die Prosa, die jetzt durch Lamenais, Chateaubriand, G. Sand, Ballanche und Andere fähig geworden ist, selbst das Halbdunkel einer romantischen Anschauungsweise wiederzustrahlen, und die sich mit Ausdrücken für das, was in den dunkleren Tiefen der Gemüthswelt schläft, bereichert hat, geeigneter als die gebundene Sprache, die im Französischen leicht zu einer gekettelen wird und bis jetzt erst wenig befriedigende Nachbildungen lieferte. Man vergleiche nur Blaze's König von Thule mit dem von Deschamps, der sonst ein geschmackvoller Mann und geschickter Verskünstler ist, und man wird sehen, zu welchen Albernheiten und remplissages der unbarmherzige Reim den letzteren führte, während der erste die hohe

Einfachheit des Originals fast erreicht. Ich setze beide Stücke her und zeichne aus was mir bei Deschamp als besonders abgeschmackt erscheint.

Blaze.	Deschamps.
Il était un roi dans Thulé, très fidèle jusqu'au tombeau auquel, en mourant, sa maîtresse une coupe en or donna.	Il fut à Thulé, *dit l'histoire*, Un roi tendre et fidèle *encor*, La maîtresse, en mourant, *pour boire* Lui fit don d'une coupe d'or.
Rien pour lui ne valait cette coupe, il la vidait à tout gala, et ses yeux se fondaient en larmes aussi souvent qu'il y buvait.	Rien n'avoit pour lui tant de charmes, Soir et matin il s'en servait, Ses yeux se remplissaient de larmes, A chaque fois qu'il y buvait.
Et lorsqu'il se sentit mourir, il compta les villes de son royaume, donna tout à son héritier, tont, excepté la coupe. Il présidait le festin royal, ses chevaliers autour de lui, dans la haute salle de ses ancêtres, en son château sur la mer.	*Et quand l'écuyer sombre, en croupe,* *Vint le prendre* . . . à son héritier Il laissa son royaume entier, Mais non, *certes*, sa belle coupe. Il siégeait au royal gala, Dans la grande salle gothique, Dans son chateau sur la *Baltique*, Tous ses chevaliers étaient là.
Or, le vieux compagnon se lève, boit le dernier coup de la vie, et jette la coupe sacrée au sein des flots.	La *mort au coeur*, le vieux convive, *Réchauffa sa force* en buvant; Et sur la mer, loin de la *rive* Jeta sa chère coupe au *vent*.
Il la vit tomber, se remplir, s'enfoncer dans l'abîme; ses yeux alors s'appésantirent, et plus jamais il ne but une goutte.	Il la vit tomber, s'emplir, toute Et s'engloutir *en moins de rien;* Puis, fermant les yeux, dit: *C'est bien!* Et plus il ne but une goutte. —

Bei Blaze ist wohl nur an: ses yeux se fondaient en larmes, die Augen gingen ihm über, etwas auszusetzen, doch mag es unmöglich sein, die Unbestimmtheit des Ausdrucks im französischen wiederzugeben.

Hinsichtlich der Lieds genüge folgende Probe:

La convertie.

A l'éclat de la pourpre du soir, le long du bois, j'allais seulette; Damon, assis, jouait de la flûte, que les rochers à l'entour en retentissaient. Tra la la!

Et voilà qu'hélas! il m'attira près de lui, puis m'embrassa si bien, si tendrement! Moi je lui dis: „Joue encore.“ Et le bon garçon de jouer. Tra la la!

Mon repos maintenant est perdu, mon bonheur s'est évanoui, et je n'entends plus dans mes oreilles que les sons d'autrefois: Tra la leralla, ralla etc.

Die Sammlung ist ziemlich vollständig, wenn auch die Reihenfolge nicht immer beobachtet wurde, nur, deucht uns, hätte einiges der französischen Auffassung Widerstrebende weggelassen und dafür Mehreres aus den spätern Gedichten genommen werden können; auch wären erklärende Anmerkungen, deren wir ja im Deutschen bedürfen, zu wünschen gewesen. Wie sollen die Franzosen z. B. ohne dieselben Ilmenau, der deutsche Parnaß und mehrere der Epigramme verstehen? So etwas vermehrt nur noch ihr Vorurtheil von den undurchdringlichen brouillards unserer Poesie. Daß übrigens Alles, was sich mehr von der unmittelbaren Naturempfindung und der Romantik entfernt und der classischen Form zuneigt, am besten gelingen würde, ließ sich erwarten und sah auch der Verfasser voraus, wie er in der Einleitung sagt, die mit der den Franzosen eigenen Darstellungs- und Gruppirungskunst einen zusammenfassenden Ueberblick über Goethe's poetische Thätigkeit gibt und manche geistreiche Bemerkung enthält. Bei den Elegieen, besonders den Römischen, die sehr gelungen sind, fühlt man selbst im Französischen die eigentliche Mischung von antikem und modernem Geiste durch. Ich citire zum Belege gleich die erste und erlaube mir zum Behuf der Vergleichung eine von mir, vor Bekanntschaft mit Blaze, versuchte Uebersetzung daneben zu stellen.

Parlez pierres oh, répondez, palais sublimes! quartiers, dites un mot. N'est-ce pas que tu te meus ô genie! Oui, tout est animé dans tes murailles saintes, Rome éternelle.

Pour moi seul règne encore le silence. Oh! qui me souflera, à quelle fenêtre je dois voir un jour la douce créature qui va me ranimer en m'enflammant? Je ne les flaire pas encore les sentiers où mon temps précieux se consumera en allées et venues autour d'elle.

Jusqu'ici je n'ai vu qu'églises et que palais, ruines et colonnades tel qu'un voyageur prudent, jaloux, d'utiliser son voyage. Mais bientôt adieu tout cela! Un temple unique alors subsistera pour moi, le temple de l'amour, prêt à recevoir l'initié.

Parlez-moi, pierres monumentales. Vous, vastes palais, palais, et vous, rues antiques proférez un mot, Esprit de ces lieux es-tu sans mouvement?

Non, tout vit, tout est animé dans tes murs sacrés, ô Rome éternelle, mais pour moi tout reste encore silencieux.

Hélas, qui me le dit en secret? à quelle fenêtre découvrirai-je un jour l'aimable enfant qui apaisera les désirs brûlants qu'elle-même aura excités?

Ne prévois-je pas sur quels chemins je perdrai le temps précieux, à toujours aller et à venir toujours?

Je contemple encore les palais et les églises, les ruines et les colonnes, comme il convient à l'homme raisonnable qui veut profiter de son voyage.

Oui tu es un monde ô Rome! mais sans l'amour, le monde ne serait pas le monde et Rome elle-même ne serait pas Rome.

Mais bientôt cela changera; hélas alors il n'y aura plus qu'un seul temple, le temple de l'amour, et j'y serai reçu comme un initié!

Rome, il est vrai, tu es l'univers mais sans l'amour l'univers ne serait pas l'univers et Rome ne serait pas Rome.

Die Oden boten größere Schwierigkeit dar, doch auch diese ist glücklich überwunden und es ist bis zu einem gewissen Grade selbst die Kühnheit der Wortstellung, das Sprung- und Schwunghafte des Ganzen wiedergegeben. Ich setze den Prometheus her und wage auch hier einen eignen frühern Versuch daneben zu stellen.

Blaze.

Couvre ton ciel, ô Jésus! des vapeurs des nuages, et semblable à l'enfant qui abat les têtes des chardons, exerce loi contre les chênes et les montagnes. Il faudra bien cependant que tu me laisses ma terre, à moi, et ma hutte que tu n'as point bâtie, et mon foyer dont tu m'envies la flamme.

Je ne sais rien sous le soleil de plus misérable que vous autres dieux! Votre majesté se nourrit péniblement d'offrandes, de victimes, de fumée, de prières, et dépérirait s'il n'y avait là des enfants et des mendiants, pauvres tous qui se bercent d'espérances.

Quand j'étais enfant, que je ne savais que devenir, je tournais mon oeil égaré vers le soleil comme s'il y avait eu par derrière une oreille pour entendre ma plainte, un coeur comme le mien pour prendre en pitié les opprimés

Qui m'est venu en aide contre l'arrogance des titans? Qui m'a sauvé de la mort, de l'esclavage? N'as-tu pas tout accompli toi-même, o coeur saintement embrasé! et, dupe que tu étais, ne brûlais-tu pas d'un jeune et naif sentiment de roconnaissance pour le dormeur là-haut?

Oh Jupiter! couvre ton ciel d'un voile de nuages, exerce ta force contre les chênes et les sommets des montagnes, sembable à l'enfant qui abat la tête des chardons, il te faut bien laisser debout cette terre qui est la mienne, et ma hutte que tu n'as pas bâtie, et mon foyer dont tu m'envies les flammes.

Je ne connais rien de plus misérable sous le soleil que vous dieux, vous nourrissez pauvrement votre majesté du tribut des offrandes et du souffle et vous mourriez de faim. s'il n'y avait ici des enfants, des mendiants et des fous pleins de vaines espérances.

Lorsque j'étais enfant et que je ne savais de quel côté me tourner, je dirigeais mais regards vers le soleil, comme s'il y avait là une oreille pour entendre mes plaintes, un coeur semblable au mien pour sympathiser avec mes souffrances.

Qui m'a aidé contre l'insolence des titans? qui m'a sauvé de la mort, de l'esclavage? n'as-tu pas seul tout fait, mon âme, remplie d'une sainte ardeur? et jeune et bonne, comme tu l'es, tu te laisserais tromper et tu offrirais des remerciments à celui qui dort là-haut?

Moi t'adorer, et pourquoi? As-tu jamais adouci les douleurs de l'opprimé, as-tu jamais essuyé les larmes de celui qui souffre? L'éternité toute-puissante et l'éternel destin, mes maîtres comme les tiens, ne m'ont-ils pas forgé homme?	**Jupiter.** Moi t'honorer, pourquoi? as-tu jamais apaisé mes douleurs, quand j'étais chargé de chagrins as-tu jamais séché mes larmes, quand j'étais tourmenté, le temps tout puissant et la destinée éternelle, mes maîtres et les tiens, ne m'ont-ils pas fait devenir homme, comme le fer se durcit sans les coups du marteau?
Croirais-tu par hasard que je doive haïr la vie et fuir au desert, parce que toutes les fleurs de mes rêves n'ont pas donné!?	Crois-tu peutêtre, que je haïrai la vie, que je me retirerai dans les deserts, parce que tous mes rêves fleuris ne se sont pas réalisés?
Ici je reste à fabriquer des hommes à mon image, une race qui me ressemble pour souffrir et pleurer, et te dédaigner, toi, comme je fais!	Je suis ici, je forme des hommes à mon image, une race qui me ressemble pour souffrir, pour pleurer, pour s'égayer et pour jouir sans faire cas plus que moi de toi.

Besonders schwierig war es, die Kraft einzelner concentrirter Ausdrücke, Wortzusammensetzungen und gehäufter Beiwörter wieder zu geben, doch das gelingt dem Verfasser recht gut z. B. in Ma déesse: Couronnée de vases, une branche de lys à la main soit qu'elle foule la valée épanouie, commande aux papillons et suce sur les fleurs, de ses lèvres d'abeille, la vasée, nourriture étrangère; ou que, les cheveux dénoués, le regard sombre, elle gronde avec le vent autour des rochers et sous mille couleurs comme l'aurore et le soir, toujours changeante, comme les rayons de la lune, elle apparaisse aux mortels etc.

Den Schluß hat Herr Blaze aber nicht verstanden, er übersetzt: et dire hélas! qu'avec le flambeau de la vie elle se détourne de moi, elle, cette noble motrice, consolatrice, l'Espérance. Im dire hélas liegt eine Klage, daß sie schon mit dem Tode ihn verläßt, im Text liegt aber der Wunsch, sie möge es erst dann thun, klar durch: O daß u. s. w. ausgedrückt. Herrn Blaze, der meistens richtig fühlt und dann vortrefflich übersetzt, entschlüpft mitunter der genaue Wortsinn und da begegnen ihm Irrthümer, auf die ein deutscher, beide Sprachen kennender Freund ihn leicht hätte aufmerksam machen können. Uebrigens sind seine Böcklein meistens nur klein und unschuldig und können sich durchaus nicht mit den großen Böcken, die Herr Lerminier, Herr Marmier und Andere auf dem Jagdrevier der Deutschlitteratur schießen, verglichen werden. Ich will hier Einiges von dem mir Aufgestoßenen anführen, weil ich das Betrachten solcher Irrthümer in sprachlicher

Hinsicht für anregend halte und zugleich gern beweisen möchte, daß sich das reichlich von mir gespendete Lob, das diese Ausstellungen nicht schmälern sollen, auf eine genauere Durchsicht des Buches gründet. Ich finde in der sonst gut übersetzten Ode: Das Göttliche: le bonheur, lui aussi tâtonne dans la foule, tantôt il ceint de l'enfant la chevelure bouclée, tantôt le crâne chauve du coupable. Das Glück ist hier, denke ich, für ein Verbum zu nehmen und könnte durch: le sort oder la fortune, wie auch das eine durchaus schiefe Auffassung verrathende ceint durch saisit ersetzt werden. So ist auch das spätere: Er allein darf durch sait nicht gut gegeben. Il lui est permis scheint mir entsprechender zu sein. Man sieht nicht recht ein, weshalb im Schatzgräber pag. 63 die Blumenkrone durch la couronne du bois wieder gegeben worden. Pag. 75 in der Braut von Corinth heißt es: laisse, que nous voyons combien les dieux nous sont propices, sehen wie froh die Götter sind heißt aber so viel als connaître les jouissances des immortels. Pag. 196 in Alexis und Dora ist das: rudert am Segel durch: s'appuie contre la voile und das steht rückwärts gewendet am Mast durch tournant tristement le dos au mât verkehrt wiedergegeben. Pag. 197 zeugt la décence für: deiner Bewegungen Maaß von falscher Auffassung, es handelt sich ja nicht um Decenz sondern um den anmuthigen Rhythmus: *la grace mélodieuse?* des mouvements. Pag. 43 mußte in dem: *vanitas vanitatum vanitas:* die beste war nicht feil durch so etwas wie: ne se donnait pas und nicht durch n'était pas à vendre gegeben werden; denn sie soll ja nicht ver- sondern gekauft werden. Was das gleich darauf folgende: nous entrâmes sur les terres étrangères, à quoi l'ennemi ne gagnait pas grand' chose heißen soll, begreife ich nicht, doch entschlüpft mir auch, aufrichtig gesagt, der Sinn des Textes: Dem Freunde sollt's nicht besser sein. Pag. 35 in dem schönen Liede: An den Mond, aus dem selbst im Französischen die Innigkeit des Originals herausklingt, ist der Schluß mißverstanden worden. Blaze übersetzt nämlich: heureux, qui se ferme au monde sans haine et garde à son sein un ami et, jouissant avec lui des biens que l'homme ignore ou ne soit pas apprecier chemine dans la nuit à travers le labyrinthe du coeur. Es handelt sich aber um das Was, das durch das Labyrinth der Brust wandelt, und nicht um den Menschen. Im Fischer pag. 56 wo das Kühl bis ans Herz hinan, auf das ich gespannt war, durch calme dans le fond du coeur

mir gut umschrieben, wenn auch nicht übersetzt zu sein scheint, hat Blaze bei der Stelle: Lockt dich der tiefe Himmel nicht, das feucht verklärte Blau nicht gesehen, daß der zweite Satz eine Apposition des ersten ist, denn er schreibt das Dich zum Dativ machend: le ciel profond ne l'attire-t-il pas la transparence humide? Hans Sachsens Sendung ist, wie sich im Voraus bei der volksthümlichen, veralteten Sprache erwarten ließ, reich an Mißverständnissen. Pag. 132 ist wie er die Frühlingsonne spürt wörtlich, aber falsch durch épier wiedergegeben, denn es bedeutet hier ja nicht nachspüren, sondern verspüren (sentir); auch fremdartige Einschiebungen wie: mine pleine de gentilesse hinter oeil doux, et avisé sind zu tadeln. Sans se tortiller le moins du monde; ni lancer de folles oeillades für: Ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen und mit den Augen herum zu schorlenzen ist jedenfalls matt. Doch war es wohl schwer die Derbheit des Originals ohne Gemeinheit wiederzugeben. Wenn andre bärmlich sich beklagen, sollst deine Sache schwankweis fürtragen, hat Blaze durch tenir dans équilibre übersetzt, ohne zu merken, daß schwankweis hier vom Substantiv: Schwank (la force) und nicht vom Verbum: schwanken herkommt. Mit diesem größten Schnitzer will ich mein Sündenregister, das ich leicht noch weiter ausdehnen könnte, schließen.

Ich hoffe, es wird aus dem Vorhergehenden klar geworden sein, daß die Franzosen, denen wir nur noch eine gründlichere Kenntniß der deutschen Sprache wünschen, jetzt mit ihrem Uebersetzungssystem auf rechtem Wege sind, in dem sie nicht mehr verschönern und verbessern, sondern Geist, Ton und Farbe des Originals wiederzugeben suchen. Blaze ist nämlich nicht der einzige, auch Marmier, der Hermann und Dorothea und Schiller's und Goethe's Theater in Prosa übersetzte, Taillandier, Madame de Corlowitz und Andere verfahren in diesem Sinne. —

Man erlaube mir zum Schluß noch eine gelegentliche pädagogische Bemerkung: Solche Uebersetzungen, wie die vorliegende, können bei vorgeschritteneren Schülern mit großem Nutzen angewendet werden; denn an ihnen läßt sich Geist und Verschiedenheit beider Sprachen vortrefflich studiren, und an ihnen kann man sich im Auffinden der mannigfachen Hülfsquellen, die trotz ihrer Armuth auch die französische dem recht Suchenden bietet, üben.

Man gebe den Schülern ein Goethisches Gedicht schriftlich zu übersetzen und dictire ihnen hinterher die Uebersetzung Blaze's.

Es wird sie das zu höchst interessanten und belehrenden Vergleichungen führen und hilft ihnen tiefer in den Geist beider Sprachen eindringen.

Bremen.

Dr. Ad. Laun.

Geschichte der deutschen National-Literatur mit Proben von Ulfila bis Gottsched nebst einem Glossar für Gymnasien und höhere Lehranstalten von Bernhard Hüppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. — Coesfeld 1846.

Der Verfasser hat ganz richtig erkannt, daß bei dem weiten Gebiete der deutschen Literatur hauptsächlich die Uebersicht erleichtert werden muß. Demgemäß muß auf eine in der Natur der geistigen Richtungen begründete Eintheilung in Perioden gesehen werden. Diese Richtungen müssen voraus charakterisirt, ihr Zusammenhang mit den früheren auseinandergesetzt werden; dann treten erst als Träger der Richtungen die einzelnen Persönlichkeiten hervor. Bei diesen kommt es daher weniger auf das äußere Leben als auf ihre Werke und deren Inhalt an. An diese sind die minder bedeutenden Schriftsteller anzureihen, so aber, daß sie nur in dem Gefolge der Hauptpersonen erscheinen. Zur Charakterisirung der Hauptpersonen oder Richtungen ist aber eine Mittheilung von Proben unerläßlich.

Das jetzt schon ziemlich genau bekannte Gebiet recht überschaulich für die Schüler darzustellen, ist die Hauptaufgabe des Schulbuches, und von dem vorliegenden Lehrbuche müssen wir gestehen, daß es dieselbe auf eine treffliche Weise gelöst hat. Es kann nicht fehlen, daß der Schüler durch den Gebrauch desselben, namentlich unter Anleitung des Lehrers, ein treues Bild von der Geschichte unserer Literatur erhält, und wer da weiß, wie viele Lehrbücher trotz vieler Vorzüge dem Schüler die Uebersichtlichkeit noch schwer machen, wird darum dem Verf. für sein Buch danken. Dabei ist es als ein besonderer Vorzug hervorzuheben, daß hier Proben von der ältesten Zeit bis auf Gottsched nebst einem Glossar mitgetheilt sind; denn die eigene Anschauung nützt natürlich mehr als die Mittheilung blos durch den Mund des Lehrers, und an billigen Anthologieen werden wir noch so lange Mangel haben, als das Alt- und Mittelhochdeutsche noch nicht Gegenstand des Schulunterrichtes geworden ist. Die Auswahl der Proben ist

sehr zweckmäßig, so wie es auch eine lobenswerthe Einrichtung ist, daß bei denen aus der ältesten Zeit die Uebersetzung beigefügt ist. Daß die Mittheilung der Proben seit Gottsched unterblieben ist, wird Jedermann billigen.

Es erscheint somit das Buch sehr empfehlenswerth und es ist nicht zu zweifeln, daß es in vielen Schulen werde eingeführt werden. Um aber die Pflicht der Kritik zu erfüllen, will Referent auf einige Punkte aufmerksam machen, die er gern anders behandelt gesehen hätte oder in denen kleine Versehen sich finden.

Das Ganze ist in zwei Haupttheile getheilt: Aeltere und neuere Literatur. Jene rechnet der Verfasser bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, wo die Literatur den gelehrten Charakter annimmt. Die Nachbildung des Alterthums ist aber bei de schlesischen Dichtern nicht so einflußreich gewesen, daß sie würdig wäre, einen solchen Hauptabschnitt zu bilden; der erste Haupttheil konnte bis 1740 ausgedehnt werden.

Im 1. Theil ist der erste Zeitraum bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts gerechnet und in demselben sind die einzelnen Erscheinungen sehr übersichtlich geordnet. Der Inhalt des alten Hildebrandliedes (§. 6.) geht nicht so weit, wie der Verfasser hier anzudeuten scheint. Die Zeit der Ottonen ist in der politischen Geschichte so ruhmvoll, daß wir über die literarische Bildung der Zeit etwas mehr zu hören wünschen als der Verf. §. 9. bietet. Ebenso ist in sprachlicher Hinsicht Ulfila zu wichtig, um so kurz abgemacht zu werden (§. 10.), und bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß auf die vorzüglichsten Ausgaben nicht bloß, sondern namentlich auch Handschriften der ältesten und bedeutendsten Schriftwerke der Schüler wol aufmerksam gemacht werden kann, so beim Ulfila, dem Nibelungenliede u. s. w.

Der zweite Zeitraum ist gerechnet bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, und die Bearbeitung ist eben so zu loben, wie die des ersten. Ueber Heinrich Glichesäre (§. 14.) ist zu vergleichen J. Grimm's Sendschreiben an Lachmann: Ueber Reinhard Fuchs 1840, wonach einzelne Blätter einer alten Handschrift aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts erhalten sind. — Daß weiterhin (§. 16.) der Inhalt des Parzival mitgetheilt ist, finden wir bei der Schwierigkeit des Gedichts sehr angemessen. Eben dort konnten aber auch die trefflichen Bearbeitungen und Fortsetzungen des Tristan von Immermann und Kurtz angeführt werden. Bei Flecke's Flore und Blanscheflur fehlt die Ausgabe von Sommer 1846. Die beiden Ausgaben des Nibelungenliedes

von Lachmann sind von 1826 und 1841, die von Vollmer 1843. — Die Proben, welche am Schluß dieses Zeitraums für die erste und zweite Periode gegeben sind, sind nach der Versicherung des Verfassers nach den besten Texten; Referent hat diese nicht überall zur Hand; vom Hildebrandsliede z. B. nur die Ausgabe von Lachmann und in der ersten Ausgabe von Wackernagel's Lesebuche, von deren beider Texte weicht der Verf. freilich mehrfach ab.

Den dritten Zeitraum rechnet der Verfasser von der Mitte des 14. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. Hier bildet aber sicher der Eintritt des Neuhochdeutschen einen zu bedeutenden Abschnitt, als daß nicht besser der Zeitraum bis auf Luther gerechnet wäre. Darüber scheint ein Zweifel kaum möglich, und auch der Verfasser würde keine andere Scheidung wahrscheinlich getroffen haben, wenn er nicht seinem Buche einen gewissen konfessionellen Charakter hätte geben wollen. Es ist das ein Punkt, der gerade keinen erfreulichen Eindruck macht; ableugnen läßt er sich nicht, denn nicht blos finden sich, wo von der Kanzelberedtsamkeit die Rede ist, in der doch ohne Zweifel die protestantische Kirche ihre Schwesterkirche weit überragt, neben einigen protestantischen Rednern eine große Anzahl wenig bedeutender katholischer Redner aufgeführt (vergl. S. 209, 249), sondern es sind auch alle aus dem Protestantismus hervorgehenden oder damit zusammenhängenden geschichtlichen Erscheinungen mit einer gewissen Bitterkeit besprochen. So ist (S. 91) das protestantische Kirchenlied zu wenig gewürdigt. S. 98 führt der Verf. zwar Grimm's schöne Worte über Luther's Bibelübersetzung an, findet es aber nöthig, dies Lob durch die Bemerkung, daß keineswegs Luther eine durchaus neue Bahn gebrochen, daß es früher schon deutsche Bibelübersetzungen gegeben, einzuschränken, als ob diese in Betracht kommen könnten. Weiterhin knüpft der Verfasser an die Person Nicolai's ein unedles Bild der protestantischen Kanzelberedtsamkeit (S. 205): Man predigte in den Kanzeln nicht mehr von Christus, sondern von Sparsamkeit, Runkelrüben und Kartoffeln. Die katholisirende Richtung der Romantiker wird mit großer Vorliebe behandelt, als ein unvergleichlicher Geist Fr. Schlegel aufgefaßt, und von Zach. Werner heißt es, daß er zwar zur katholischen Kirche zuletzt übergetreten sei, zuvor aber doch manche Irrwege durchwandelt habe. In einem Schulbuche sind immer solche konfessionelle Andeutungen zu vermeiden.

Dadurch aber, daß dieser dritte Zeitraum so weit ausgedehnt ist, wird die Uebersichtlichkeit gestört. Denn da der Verfasser auch

noch fortwährend die Scheidung nach den einzelnen Gattungen der Poesie und Prosa festhält, wodurch außerdem die Uebersichtlichkeit häufig erschwert ist, wie denn namentlich in der neueren Zeit die Thätigkeit der Schriftsteller sich nach diesen Kategorien kaum bestimmen läßt, so rücken nun unmittelbar an den Untergang der höfischen Dichtung Dichter des 17. Jahrhunderts, wie Rollenhagen. Dieser Abschnitt müßte demnach in zwei Theile gesondert werden.

Im 2. Hauptheil rechnet der Verfasser den ersten Abschnitt bis 1740, den zweiten bis 1770, den dritten bis 1796 (Schiller's und Goethe's Vereinigung), den vierten von da bis 1830. Ein Anhang nennt die Dichter und Romanschriftsteller seit 1830 (unter denen aber manche, die vor 1830 aufgetreten sind). Daß hier die Abschnitte im Gegentheil so kurz angenommen sind, erscheint vollkommen angemessen; auch die Charakteristiken der Priester sind zweckmäßig, nur ist die romantische Schule mit zu großer Ausführlichkeit behandelt im Vergleich zu den Dichtern der zweiten und dritten Periode.

Bei der Erwähnung von Haller und Hagedorn (§. 53.) konnte deren Wichtigkeit bestimmter angegeben werden, darin nämlich bestehend, daß sie wirkliche Gefühlsdichter waren. Die Bedeutung der Schweizerischen Streitigkeiten ist ebenfalls nicht genug gewürdigt, namentlich auch der Einfluß, den die Schweizer durch ihre Hinneigung zur englischen Literatur ausübten. — Gisefe (S. 162) war nicht in Günz, sondern in Csoba in Niederungarn geboren. — Im Leben Lessing's (S. 172) muß es heißen: Er verließ 1748 Leipzig, ging im Frühjahr 1751 nach Wittenberg und blieb da bis Ende 1752; Sara Sampson ist in Potsdam gedichtet; — Winckelmann (S. 177) verdiente seine Stelle unter den Kunstkritikern. — Bürger's (S. 186) Geburtsort heißt nicht aus Siegen, sondern aus dem Dorfe Grund im ehemaligen Fürstenthum Siegen. Dieser Mann ist zu wenig gewürdigt, es genüge auf Gelzer deßhalb zu verweisen. — Bei den Freiheitsdichtern mußte nothwendig vor Allen Rückert erwähnt werden. Heine (S. 241) ist von Chamisso und Müller zu verschieden, als daß er mit ihnen zusammengestellt werden könnte. Bei Marheinecke (S. 247), Otf. Müller (S. 248), Mich. Beer fehlt das Todesjahr. —

Herford.

Hölscher.

Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau; gesammelt und herausgegeben von Eduard Fiedler. Dessau bei J. Fritsche. 1847. kl. 8. 202.

Der Verfasser der vorliegenden anmuthigen Arbeit hat die Vorsicht, gleich in der Vorrede den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er hier nicht etwa nur ursprünglich Anhalt-Dessauisches zu erwarten habe, sondern vielmehr Reime und Lieder wie sie dem Volke in Anhalt-Dessau geläufig sind. Das Land ist kein durch natürliche Grenzen abgeschlossenes oder durch Gleichmäßigkeit seiner Bewohner zusammengehaltenes Ganze. „In fünf Theile gestückelt, sagt Herr F., hat es fast eben so viel verschiedenartige Bevölkerungen. Die Bewohner des Zerbster Theiles und die von Groß-Alsleben sprechen Niederdeutsch, jene ähnlich dem Märkischen, diese dem Braunschweigischen. In den übrigen Landestheilen wird Oberdeutsch aber auch mit mannigfachen Verschiedenheiten gesprochen." Man muß zugeben, daß die Grenzen, welche sich der Verfasser gesteckt hat, indem er nur Volksdichtungen aus Anhalt-Dessau sammelte, etwas willkührlich sind, und die Sache findet nur darin ihre Entschuldigung, daß Herr F. es vorzog aus einem kleinen Kreise etwas Vollständiges, als Unvollständiges aus größerem zu liefern.

Das Ganze zerfällt, wie es schon der Titel andeutet, in die beiden Theile 1) Volksreime; 2) Volkslieder. In der Einleitung des ersten Abschnittes sucht der Verfasser den Werth der Volksreime im Allgemeinen zu begründen, indem er darauf aufmerksam macht, daß sie unsere Begleiter in den Kinderspielen und unsere erste geistige Nahrung gewesen seien, daß sie ferner ein mit dem Gemüthsleben des Volkes eng zusammenhängendes und daraus hervorgegangenes Gewächs seien, und es zeige sich in ihnen „der Grundton echt deutschen Haus- und Familienlebens, phantasievolle Gemüthlichkeit und Innerlichkeit, aber zu Heiterkeit geneigt." Ein besonderer Werth wird den Volksreimen mit vollem Rechte auch noch deshalb beigelegt, weil sehr viele von ihnen schon eines überaus hohen Alters sich erfreuen und Hr. F. hat sich in dieser Hinsicht ein ganz besonderes Verdienst erworben, indem er die beiden Sammlungen englischer und schottischer Volksreime von J. O. Halliwell und Robert Chambers zur Anstellung interessanter Vergleiche höchst vorsichtig benutzte. Was die Grundsätze betrifft, welche den Verfasser bei seiner Auswahl leiteten, so bemerken wir, daß er nur wirklich Volksthümliches aufnahm, alles Rohe und Gemeine fern hielt ohne jedoch mit Ziererei jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen. Da der größte Theil der Volksreime

für Kinder ursprünglich bestimmt ist, so nahm sich der Verfasser bei der Anordnung die Entwickelung des Kindes zum Muster und gab: 1) Wiegenlieder; 2) Spiele zur Unterhaltung kleiner Kinder; 3) Reime zur Uebung des Gedächtnisses und Verstandes kl. K.; 4) Spiele; 5) Die Natur. An der Schwelle des Jünglingsalters fängt das Kind an, auf die Gegenstände und Geschöpfe der umgebenden Natur genauer zu achten und die auf diese Periode bezüglichen Lieder faßte der Verfasser unter der Bezeichnung „Natur" zusammen. Es springt in die Augen, daß die Abgrenzung für diesen Abschnitt besondere Schwierigkeiten darbot; nichtsdestoweniger können wir es nicht billigen, daß sich Hr. F. nicht rein an dem Kindermäßigen hielt, sondern vielmehr schon in diesen Abschnitt viele Reime aufnahm, von denen er selbst gestehen muß, daß sie nicht aus dem Kindermunde kamen. Dem Jünglingsalter vindicirt der Verfasser vorzugsweise die Volkslieder und widmet die beiden folgenden Abschnitte seiner Sammlung besonders dem reiferen Alter: 6) Erfahrungs- und Klugheitssätze; 7) Spottlieder. Das Ganze beschließt eine besondere Abtheilung für 8) Vermischte Reime, welche sich ohne große Willkühr in die anderen Abschnitte nicht gut aufnehmen ließen.

In Rücksicht der Behandlungsweise der Volksreime bemerken wir noch, daß sie der Herausgeber möglichst treu nach Form und Sprache wiederzugeben suchte. „Viele der mir zugesandten Reime, sagt Herr F., waren von den Einsendern in eine hochdeutsche Form gebracht worden, und diese ihrer mundartlichen Form zurückzugeben, war selbst wenn ich alle die kleinen Abänderungen in den Mundarten der verschiedenen Dörfer kännte, schon um deswillen eine schwierige Aufgabe, da eine große Anzahl Volksreime nie in reiner Mundart, sondern in einem Gemisch von Mundart und Hochdeutsch gehört werden." Aus diesem Grunde finden wir die Reime in der Gestalt wiedergegeben, in welcher sie dem Herausgeber überliefert worden, d. h. in einer Mittelform zwischen Mundart und Hochdeutsch. Wir können uns hierbei der Ansicht des Hrn. F. nicht ganz anschließen und glauben vielmehr, daß die Sammlung einen noch weit höheren Werth haben würde, wenn die Reime stets genau in der Redeweise des Ortes aufgezeichnet wären, dessen Namen am Fuße zu finden ist. Wir müssen freilich zugeben, daß Hr. F. sehr häufig die Form und Sprache des betreffenden Ortes — so viel wir darüber zu urtheilen im Stande sind — treu wiederzugeben bemüht war, aber Ref. hätte

diesem Grundsatze eine mehr ausgedehnte und consequente Durchführung gewünscht. — Außer den bereits oben erwähnten höchst dankeswerthen Vergleichungen findet sich auch ein Reichthum von verschiedenen Lesarten, und Hr. F. würde auch dafür Anerkennung gefunden haben, wenn er bei seiner umfassenden Kenntniß des Gegenstandes einzelne Erklärungen oder auch wohl Conjecturen gegeben hätte, deren er sich absichtlich völlig enthalten hat.

In dem zweiten Theile der Sammlung II. Volkslieder bespricht der Verfasser zuvörderst die verschiedenartige Anwendung, welche sich das Wort „Volkslied" hat müssen gefallen lassen. Abgesehen von den verschiedenartigen Liedersammlungen in welchen abusive Lieder aller Art aufgenommen sind, wenn sie nur einigermaßen beliebt waren, muß man hierbei auch der Jahrmarktsbücher erwähnen, welche die sogenannten Neuen Lieder bringen, deren Zahl Legion, deren Werth aber äußerst gering ist. Der eigentlichen Volkslieder, „welche aus dem Volke selbst hervorgegangen, das wahre Eigenthum des Volkes" sind, gibt es nur wenige und die Zeit ihrer Entstehung fällt größtentheils in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert. Die Volksdichtung ist noch nicht erstorben (wofür auch in unserer Sammlung zur Beweisführung schöne Proben gegeben werden) aber Hr. F. bemerkt mit Recht, daß sie die langdauernde Lebenskraft nicht in sich tragen, welche die alten deutschen Volkslieder besitzen. „Der dichterische Sinn, der das Volk antrieb, seine Liebesabenteuer, seine von der Natur empfangenen Eindrücke, seine Freude, sein Leid und seinen Stolz poetisch auszudrücken, der sichere Takt, mit dem dies geschah, sie sind von unserem Volke mehr und mehr gewichen. Es ist zu viel Ueberlegung, zu viel Berechnung eingetreten, der Volksdichter hat selbst zu viel gelesen, zu viele alte und neue Lieder gehört, und dadurch ist ihm der sichere Takt genommen, der früher die Volksdichter leitete." Man wird dieser Ansicht des Hrn. F. gewiß beistimmen und außerdem zugeben müssen, daß die neue Volksdichtung nicht mehr eine Dichtung aus dem Volke heraus, sondern eine Kunstdichtung fürs Volk, ins Volk hinein sein kann. Hr. F. hielt sich vorzüglich an den älteren Volksliedern und stellte sie aus den verschiedenen Ueberlieferungen mit großer Sorgfalt zusammen, wobei er natürlich auch ältere Sammlungen gehörig berücksichtigte und demnach wie auch durch seine ganze Arbeit seine Leser zur Anerkennung verpflichtet hat.

Hg.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 4r Band. Leipzig, Göschen'sche Buchhandlung, 1843 — 1845.

Ueber dieses ganze, sehr dankenswerthe literarische Unternehmen überhaupt, und die beiden ersten Bände insbesondere, hat sich schon ein Referent in dem Archive für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft 4, S. 178 ff.) ausgesprochen. Dann wurde weiter in dem ersten Hefte dieses neuen Archivs (S. 201 ff.) über den fünften Band ausführlich berichtet. Die gegenwärtige Anzeige möchte die Lücke zwischen diesen beiden Referaten einigermaßen ausfüllen.

Der dritte Band der werthvollen Sammlung bringt uns Baarlam und Josaphat von Rudolf von Ems, herausg. von Franz Pfeiffer. Es ist diese Dichtung freilich nicht von ferne mit dem Nibelungenliede, dem Tristan, Gudrun u. s. w. zu vergleichen; geniale Erfindung, kunstreiche Composition, glühende Phantasie, hochpoetische Diction sind hier nicht zu finden; dennoch verdient das Werk, sowohl was den Inhalt, als die Darstellung betrifft, in weitern Kreisen bekannt zu werden, wie es denn auch zu den beliebtesten Büchern des Mittelalters gehört hat. Es erzählt die Bekehrung des indischen Königssohnes Josaphat durch den Eremiten Baarlam in klarer, wohlklingender, ausgebildeter Sprache und kann, wie Vilmar urtheilt, als Muster der ausführlichern Legendenerzählung der bessern Zeit betrachtet werden. Ein von dem Herausgeber beigegebenes Vorwort verbreitet sich nicht blos über das Gedicht selbst, die wahrscheinliche Grundquelle des Stoffes und zwei andere Bearbeitungen desselben, sondern bespricht auch die übrigen Werke Rudolfs der Reihe nach. Am Schlusse wird über die verschiedenen Handschriften berichtet und daraus eine reiche Sammlung variirender Lesarten mitgetheilt, so daß die Schrift auch für den, der sie zum Gegenstande ernsterer Studien machen will, einen großen Werth besitzt.

Der vierte Band der Sammlung führt ein Werkchen aufs Neue bei uns ein, das nicht bloß von der Zeit seiner Entstehung an zwei Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt geblieben ist, sondern auch eine Reihe berühmter Männer der neuern Zeit, wie Bodmer, Breitinger, Lessing, Oberlin, Eschenburg, Benecke zu literarischen Arbeiten anregte, wodurch sie es dem lesenden Publikum ihres Jahrhunderts näher zu rücken suchten, — Boner's Edelstein. Wir besaßen zwar schon seit 1816 eine vollständige Ausgabe des alten Textes von G. Fr. Benecke, mit trefflichen Erläuterungen und einem muster-

haft ausgearbeiteten Wörterbuche, die zur Weckung des Sinnes für die ältere deutsche Literatur kräftig mitgewirkt hat. Nichts destoweniger war eine neue Ausgabe, wie die gegenwärtige von Pfeiffer besorgte, ein wahres Bedürfniß. Es ist seitdem erst eine deutsche Grammatik entstanden, deren Resultate auch dieser Dichtung für die Herstellung eines echten Textes zu gut kommen, und es haben sich speziell für den Edelstein Quellen erschlossen, aus denen Benecke noch nicht schöpfen konnte.

Da das ganze Unternehmen auch mit darauf berechnet ist, die Mehrzahl der Gebildeten, die bisher mehr vom Hörensagen, als aus eigener Anschauung von den Dichtungen des Mittelalters redete, auf eine gründlichere Weise in dieselben einzuführen: so müssen wir es sehr billigen, daß der Edelstein zu den ersten gehört, welche uns die Sammlung bringt. Denn er möchte, da er aus einer großen Zahl kleinerer, leicht zu bewältigender Theile besteht, die, jeder für sich, ein Ganzes bilden, ganz besonders sich dazu eignen, die erste Bekanntschaft mit der Poesie jener Zeit zu vermitteln, und daher auch für den Gebrauch beim Unterricht zu empfehlen sein. Weiter haben wir nun noch, nach dem ursprünglich entworfenen Plane, die folgende Reihe von Dichtungen zu erwarten: Des Strickers Beispiele und Schwänke, durch Maßmann; die Eneit von Heinrich von Veldeke, durch Ettmüller; die Minnesänger (in Auswahl), durch Pfeiffer; Graf Mai und Beleflor, durch Vollmer; den Parzival und Titurel von Wolfram von Eschenbach; den Wigalois von Wirnt von Gravenberg; das Rolandslied vom Pfaffen Konrad; und eine Sammlung von Erzählungen und Schwänken. Besonders gespannt sind wir auf die zum Schlusse in Aussicht gestellte Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter von Albert Schott, und auf das Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Maßmann und Vollmer, wodurch erst die ganze Sammlung ihre volle Brauchbarkeit gewinnen wird. — Möge eine rege Theilnahme des Lesepublikums die Verlagshandlung in Stand setzen, das Unternehmen glücklich zu seinem Ziele hinauszuführen!

B.

Schulwörterbuch der französischen Sprache, etymologisch bearbeitet nach Wurzel-Stamm- und Sproßformen von Franz. Eb. Busch, Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Geschichte. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer, 1846.

Etymologische Wörterbücher der französischen Sprache gehören zur Zeit noch zu den Seltenheiten unter den Erscheinungen auf dem Gebiet der französischen Sprachwissenschaft, und zwar aus zwei guten Gründen, einmal weil ungeachtet der gediegenen Forschungen eines Ménage, de Brosses, Champollion-Figéac, Roquefort, Boiste, Diez, Weinhart u. A. noch lange nicht Alles im Klaren ist, sodann aber auch hauptsächlich, weil etymologische Wörterbücher nur das Ergebniß jahrelanger Studien und Beschäftigungen mit diesem Zweige der Literatur sein sollen. Läßt sich Jemand nur durch den äußerlichen Reiz, den der Gegenstand gewährt, bestechen und zur Abfassung eines etymologischen Wörterbuchs verführen, so läuft er Gefahr, einen Eimer Wasser ins Meer zu tragen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Zeit gekommen ist, auch an den Unterricht in der französischen Sprache die gleichen Anforderungen zu stellen, wie an den lateinischen, daß also das etymologische Element auch mit in denselben aufgenommen werde; doch waren bisher die Verhältnisse noch nicht der Sache günstig. Das Bedürfniß hat sich indessen gezeigt, und es sind in den letzten Jahren mehrere desfallsige Versuche ans Licht getreten, die jedoch, zu unserm großen Erstaunen, der Verfasser des vorliegenden Buches gar nicht zu kennen scheint. Er nennt in der Vorrede unter den neuern Werken, die er benutzt, nur Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, ein aus diesem Werk zusammengestelltes etymologisches Wörterbuch von Hauschild, und das Dictionnaire étymologique par B. de Roquefort. Es sind indessen weiter erschienen: C. F. Deyhle, vollständig französisch-deutsches Wörterbuch in etymologischer Ordnung, Stuttgart 1832, an welchem Herr Busch viel hätte lernen können, nämlich wie man ein etymologisches Wörterbuch nicht abfassen muß, das nichts destoweniger, wenn ich nicht irre, kürzlich eine zweite Auflage erlebt hat, sodann: Kleines etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache von Dr. Julius Risch, Leipzig 1840, das ungeachtet mancher Fehler und Lücken sich recht gut zu einem Schulbuche eignet; endlich eines kleinen Büchleins von dem Unterzeichneten nicht zu gedenken, das 1840 erschienen ist.*) Nun läßt sich aber doch annehmen,

*) Der Titel heißt: Kleines Wörterbuch der französischen Stammwörter nach ihrer lateinischen Etymologie von Dr Emil Otto. Karlsruhe 1840.

daß bei Bearbeitung irgend eines Werkes der Bearbeiter die Absicht hat, das vorher auf diesem Felde Geleistete zu verbessern, zu ergänzen oder zu übertreffen, was aber nicht möglich ist, wenn man die vorher erschienenen Werke nicht berücksichtigt. Indessen ist die Arbeit und Mühe, die zur Ausführung eines solchen Werkes erfordert wird, zu groß, als daß sie nicht eine volle Anerkennung verdiente, und wir stehen keinen Augenblick an, dem Verfasser hierin volle Anerkennung widerfahren zu lassen. Wir können dieses um so eher thun, als wir selbst schon seit längeren Jahren mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt sind. Doch kommen wir nun näher zu dem Inhalte des Buches. Herr Busch gibt zuerst auf zwei Seiten, in der Absicht, den Schüler zu orientiren, eine historische Uebersicht über den Entwickelungsgang der französischen Sprache, die freilich mit dem Einzug der Phokäer in Gallien ums Jahr 560 vor Chr. etwas weit ausholt; dann folgen noch einige Bemerkungen für Lehrer und eventualiter für die Kritik, woraus unter Anderm angeführt ist, daß die dem Latein entstammenden Wortfamilien nach Kärcher's etymologischem Wörterbuch der lateinischen Sprache geordnet sind, woran allerdings der Verfasser sehr wohl gethan hat; wenn gleich auch hier etwas mehr Selbständigkeit zu wünschen ist. Nur ist es nicht ganz leicht, einen scharf gezeichneten Plan dabei zu erkennen. So finden wir z. B. im Buchstaben A, gleich auf der ersten Seite, noch zwei mit a beginnende lateinische Wurzeln der Wurzel Dico eingereiht, die man unter D erwartet, weil keine Stammformen, sondern nur Sproßformen davon übrig sind, so durch das ganze Buch, was etwas störend ist. Es scheint hiernach, daß die Stamm- oder Sproßformen, da wo keine französischen Wurzelwörter vorhanden sind, die Reihenfolge bestimmen; dann hätte dieß aber jedenfalls durch den Druck so hervortreten müssen, daß die fremden Wurzeln in kleiner Schrift gedruckt würden, dagegen die Stamm- oder Sproßformen besser in die Augen fielen. Wir finden indessen, daß der Verfasser öfter als nöthig ist zur fremden Wurzel seine Zuflucht nimmt; die ganze Reihe von Cumulus abgeleiteten Formen erwartet man im C, weil ja die Stammform cumuler, die der Herr Verfasser nicht zu kennen scheint, nicht nur überhaupt noch existirt, sondern auch öfters gebraucht wird. Nach dem obigen Grundsatz sucht man absorber im A, es ist aber weder im A noch im S zu finden. Ebenso fehlen noch viele der bekanntesten Stämme, z. B. aus dem Buchstaben A adulateur, arlequin, alezan, albâtre, âcre; aus B bourse etc.; aus C comme, cécité etc.; aus S souvent; mit ihren abgeleiteten Sproßformen,

wo solche existiren. Es versteht sich von selbst, daß wir nur von den gebräuchlichen Wörtern reden.

Was die etymologische Ableitung betrifft, so sind auch manche Unrichtigkeiten unterlaufen; z. B. abri wird wohl eher vom mitteld. alberga kommen, als vom ahd. rihan; noch wahrscheinlicher aber vom lat. operior; fauve eher von fulvus (d. falb) als von flavus, wenn gleich beide nahe verwandt sind; arracher eher von eradicare, als von rapio und ravir; archal kommt nicht von arcus, wohl aber von aurichalcum (orichalcum); sale, schmutzig vom lat. squalidus; cracher vom lat. screare, égarer von evagari; lécher von linguere. Sourdre scheint wohl von surgere gebildet zu sein, wie plaindre von plangere; da indessen aus surgere die Form surgir (welches Wort im Wörterbuch fehlt) entstanden ist, so müssen wir uns vielleicht nach einer anderen Wurzel umsehen und etwa scaturire dafür annehmen. Epaule ist wohl eher abzuleiten von scabulae als von spatula; ètoffe und ètoupe mögen wohl verwandt sein mit dem ahd. stopfôn, stopfen, kommen aber zunächst vom lat. stupa oder stuppa (griechisch στύπη oder στύππη) her u. s. w.

Wünschenswerth wäre es gewiß, daß außer der Wurzel auch bei den Stammformen die fremde Form angegeben sein möchte; so z. B. bei caillou von calculus, cellier von cellarium, maître von magister, ailleurs von aliorsum, siége von sedes; aigre und aigu stehen zwar unter der Wurzel acuo; allein der Schüler soll doch auch lernen, daß die beiden französischen Wörter nur mittelbar von jener Wurzel, unmittelbar aber von acer und acutus gebildet sind. Wir halten dies keineswegs für überflüssig.

Was nun die Vollständigkeit betrifft, in Bezug auf die Ableitung der Sproßformen, so sind wir ganz mit dem Verfasser einverstanden, daß nur das Wichtigere und Gebräuchlichere in ein Schulwörterbuch aufgenommen werden soll. Alles übrige ist ein unnützer, störender Ballast. Wir wollen einmal einen beliebigen Buchstaben, z. B. F hier besprechen. Wir vermissen unter andern folgende Wörter: faïence, falsifier, fausser mit fausseur und fausset; faisceau, fariner mit enfarines und farinière, fastidiotus; fau und fouteau, faîne von fagina, fagotage, fagoteur; fasciner von fascinare, gr. βασκαίνω, se défacher, défaveur, transfigurer, transfiguration, effigie u. s. w. Wie faible unter flebilis kommt, ist mir nicht recht begreiflich; eher ließe sich eine Verkürzung aus faillible erkennen; wahrscheinlicher aber ist es zusammengezogen aus fatigable; fange ist weit natürlicher auf das

italienische fango zurückzuführen, als auf das gothische fani und ahd. fenni farce, die Posse ꝛc. kann nicht dasselbe Wort sein wie farce das Füllsel, so wenig wie das lat. limus der Schwamm eins ist mit limus, Adj. quer; es muß daher doppelt aufgefaßt werden. Der Nachtrag enthält vieles Nothwendige, was ausgeblieben war, doch ist auch Manches aufgenommen, was füglich hätte wegbleiben können, z. B. foison, chiche, chômer. Daß poltron vom ahd. polstar, unserm Polster herkommen soll, erinnert an die bekannte Anecdote von der Ableitung des Wortes Emmethaler Käse von Mehemed Ali. Poltron hat vielmehr eine historische und archäologisch gesicherte Etymologie und kömmt von pollex. Römische Schriftsteller erzählen uns, daß junge Leute durch Abhauen des Daumens sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchten aus Feigheit, qui pollicem truncabant, somit pollice trunci (verstümmelt) waren. Man vgl. hierüber Sueton Aug. 24. Val. Max. VI. 23. u. A.

Diese Andeutungen mögen genügen, um dem Verfasser zu zeigen, daß das Buch allerdings — wie er auch in der Vorrede gerne zugibt — viele „Mängel und Gebrechen enthält und daß es beim Gebrauch einer sorgfältigen Beobachtung bedarf, damit es mit der Zeit jenen Grad von Vollkommenheit erhalte, den man von jedem Schulbuch verlangen kann und verlangen muß.“ Uebrigens wiederholen wir, daß die Ausdauer und der unermüdliche Fleiß, der zur Abfassung eines solchen Buches gehört, volle Anerkennung verdient.

Mannheim.

Dr. E. Otto.

Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache, von Joseph Kehrein, Professor ꝛc. Wiesbaden, 1847.

Der fleißige Verfasser dieser Schrift empfing die Anregung zu derselben durch Mager's deutsches Sprachbuch, namentlich durch den onomatischen Abschnitt. In diesem hat Mager den mitgetheilten Wörtern keine Erläuterungen beigegeben, indem er sie dem mündlichen Unterricht überlassen zu können glaubte. Nun fanden aber, wie uns Herr Kehrein berichtet, „einige wackere Lehrer an höhern Schulanstalten“ Schwierigkeiten in der Behandlung jenes onomatischen Abschnitts, und wandten sich daher an ihn mit dem Ersuchen, die von Mager absichtlich gelassene Lücke auszufüllen. So entschloß sich Herr Kehrein zur Anfertigung eines onomatischen Wörterbuches, das er nach den Formen des Ablauts, mit Beachtung des auf den Wurzelvocal folgenden Consonanten,

ordnete. Bei der Ausarbeitung zog er die Werke von Grimm, Graff, Schmeller, Wackernagel, Ziemann, Diefenbach, Weigand u. A. zu Rathe, suchte aber seinem Werke einen besondern Werth dadurch zu geben, daß er die einzelnen Wortbildungen nach Bedeutung und Form durch zahlreiche Beispiele aus unsern classischen Schriftstellern erhärtete. Die Schrift soll sich indeß auf die starken Verba, in deren Ablaut sich die lebendigste Kraft der deutschen Sprache zeigt, mit den dazu gehörigen Bildungen und Synonymen beschränken.

Bis jetzt liegt nur das erste Heft vor, welches die neuhochdeutschen Verba des Ablautes e (ä), a (o), o enthält: Be-, empfehlen; hehlen; stehlen; nehmen; kommen; gebären; bersten; treffen; brechen; sprechen; stechen; stecken. Es zeugt von großem Fleiße, geht überall auf die älteren Sprachformen zurück und behandelt auch die Synonymen mit Sorgfalt. Nur möchten bei manchen Wörtern wohl die Belegstellen einen ungebührlich großen Raum einnehmen. Wozu einen allgemein bekannten und durchaus feststehenden Sprachgebrauch noch durch Beispiele aus Classikern erhärten? Mir scheint es vollkommen auszureichen, wenn seltner vorkommende Ausdrücke, Wörter von schwankender Bedeutung und die Synonyma durch Belege aus unsern besten Schriftstellern erörtert werden.

Am Schlusse des Werkes soll ein Verzeichniß der darin aufgeführten und größtentheils erklärten Wortformen beigegeben werden. — Die äußere Ausstattung ist beifallswürdig.

C. H. E.

Jahrbuch für Poesie und Prosa, herausgegeben von H. Pröhle. Merseburg, L. Garcke. 1847.

Dieses mit trefflichen poetischen Beiträgen von Mörike, den beiden Kerner, Geibel, Kinkel, Prutz, K. Beck u. A ausgestattete Jahrbuch nimmt das Interesse des Archivs vorzüglich durch seinen Anhang, das „Feuilleton" in Anspruch. Es enthält eine Vorlesung über die Leiden und die Liebe des Castellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten von O. L. B. Wolff. Der Gegenstand ist anziehend behandelt und hat noch ein besonderes Interesse durch seine Beziehung zu einem der schönsten Gedichte von Uhland. Wir wünschen dem Jahrbuche ein glückliches Gedeihen und möchten auch fernerhin einen Theil seines Raumes von Beiträgen eingenommen sehen, worin die Ausbeute der modernen Philologie, soweit sie sich für ein größeres Publicum eignet, diesem in einer lebhaften und fesselnden Darstellung überliefert würde.

X.

Lesebücher.

1) Choix du théâtre français à l'usage des écoles. II. Ed. (Leipsic chez H. Fritsche). 3 Hefte in 1 Bde. 1847.

2) Französisches Lesebuch (mit Erklärungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben) von H. Berneaud. Stettin bei Weiß, 1846. 1r. Thl. 123 S. 2r. Thl. 297 S.

3) Englisches Lesebuch für die höheren Classen der Real- und Handelsschulen von Dr. C. Schütz. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1847. 480 S.

Obige Sammlungen gehören zu der Zahl der besseren Handbücher, welche in der letzteren Zeit erschienen sind, und verdienen deßhalb Beachtung. Nr. 1 liefert in guter Ausstattung und für einen sehr mäßigen Preis die Stücke: L'avare, le Cid, le bourgeois gentilhomme und Racine's Phèdre, mit welchen jeder Freund der französischen Sprache bekannt sein sollte. Der Druck ist correct und das Ganze der Empfehlung würdig. Der Herausgeber von Nr. 2. wünschte seinen Schülern ein Buch in die Hände geben zu können, welches Alles enthielte, was zur häuslichen Vorbereitung auf die Lectüre nöthig wäre, und an welches sich eine Geschichte der französischen Literatur nach ihren Hauptumrissen anschließen könnte; und dieses veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner Sammlung. Wenngleich nun Referent keineswegs die Ansicht theilen kann, daß es in Deutschland an dergleichen Handbüchern fehle, so muß er doch zugestehen, daß Herr Verneaud mit vielem Geschmacke und Sorgfalt ausgewählt, und mit großer Vorsicht (besonders in dem 1sten Theile) Alles fortgelassen hat, was durch die Schwierigkeit seines Inhaltes dem Schüler zu schwer fallen würde, der mit der Ueberwindung der Form schon hinlänglich beschäftigt ist. Die Lesestücke bilden zugleich stets ein abgerundetes Ganze und finden sich, mit wenigen Ausnahmen, in keiner ähnlichen Sammlung bereits abgedruckt. Weniger einverstanden können wir uns mit der Vertheilung des Stoffes erklären; Herr V. hat eine chronologische Reihefolge beobachtet, was uns besonders für den elementaren Theil nicht recht passend zu sein scheint, wo eine Stufenfolge von dem Leichteren zum Schwereren wohl besser hätte berücksichtigt werden sollen. Außerdem begreift man nicht recht, weshalb einige Stücke des 2ten Theiles, z. B. die Fabeln von Florian und Lafontaine, nicht neben denen stehen, welche von denselben Verfassern im 1sten Theile aufgeführt sind; sie sind der Form und dem Inhalte nach jedenfalls leichter als manche andere Stücke des ersten Theiles. Als eine besondere Zugabe bringt der zweite Theil noch eine gute Zusammenstellung von Proverbes und Gallicismes; das am Schluß folgende Wörterverzeichniß konnte füglich fehlen, da man Schülern, welche den 2ten Theil gebrauchen, am besten ein gutes Lexicon in die Hand gibt. Druck und Papier verdienen Lob.

Mit Freude begrüßen wir endlich das Werk des bekannten Verfassers von Nr. 3 als ein höchst praktisches Handbuch. Herr Schütz wollte nur solche Stücke aufnehmen, „die durch ihren anziehenden Gegenstand im Stande wären, den jugendlichen Geist zu fesseln und zum Weiterlesen anzureizen; sodann sollte dieser Inhalt nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend sein.“ Wir finden diesen Grundsatz im Buche selbst aufs Strengste befolgt, und Herr Schütz lieferte deshalb unter Anderen anziehende Auszüge aus den besten Reisebeschreibungen. In dem poetischen Theile wollte er nur Stücke geben, „die der Jugend völlig angemessen, doch so beschaffen sind, daß auch der gereifte Mann mit Freude zu ihnen zurückkehrt,“ und wir müssen bekennen, daß die Sammlung nur Vortreffliches gibt, was sich großentheils auch zum Memoriren sehr gut eignet. Herr Schütz hat es verschmäht, die Sammlung so einzurichten, daß sie bei Behandlung der englischen Literaturgeschichte als Anhaltpunkt dienen könnte, da er sich in seiner Auswahl nur auf wenige Schriftsteller beschränkte. Wir können

dies nur bedauern, da wir überzeugt sind, daß er bei seiner großen Belesenheit diesen Punkt leicht hätte mit berücksichtigen können, ohne seinen oben ausgesprochenen wohlbegründeten Ansichten Eintrag zu thun. Der Inhalt und die äußere Ausstattung, wie auch der außerordentlich niedrig gestellte Preis sichern diesem Buche eine weite Verbreitung. **H.**

Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts in seiner geschichtlich organischen Entwickelung. Vorlesungen von Dr. Wolfgang Robert Griepenkerl *). Erster Band. Leipzig, 1846.

In der trüben Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege folgte, waren Kunst und Literatur in Deutschland so gut wie ganz verloren gegangen. Die schöpferische Kraft schien versiegt zu sein, Nachahmung des Fremden trat an die Stelle des eigenen nationalen Schaffens, man schien sogar die eigene Sprache in einer unerhörten Sprachmengerei vergessen zu wollen, und Alle, welche noch über die trockene Gelehrsamkeit der Fachwissenschaften hinausgehende geistige Bedürfnisse hatten, sahen sich auf das Ausland und namentlich auf Frankreich verwiesen, wo sich damals eine reiche und werthvolle Literatur entfaltete. So tief indeß die Erniedrigung war, so rasch und kräftig war auch die Erhebung. Es sind jetzt etwa hundert Jahre verflossen, seit man begann, mit dem Ausländischen zu ringen, seit man die eigene Sprache wiedersuchte und wiederfand und es unternahm, eine völlig neue und an keinen historisch überlieferten Stoff anknüpfende Literatur zu schaffen. Schon jetzt aber, nach Ablauf einer im Verhältniß zu der vollführten Arbeit kurzen Zeit, schon jetzt dürfen wir uns rühmen, einen ächt nationalen Literaturschatz und in ihm ein Element der Civilisation und des vernünftigen Fortschrittes zu besitzen, der von ähnlichen Errungenschaften anderer Nationen kaum erreicht, geschweige denn übertroffen wird. So ist denn die in der Literatur uns gewordene Aufgabe erfüllt und die Arbeit, welche gethan werden mußte, ist vollbracht. Auf die ursprüngliche Arbeit folgt dann die zweite, die des Verarbeitens des Errungenen. Die gewonnene Bildung dringt tiefer in die Schichten der Gesellschaft ein, sie verallgemeint sich, Mehrere nehmen sie an, Mehrere arbeiten an ihrer Verbreitung. Sie verliert dabei an Gehalt und Tiefe eben so viel, als sie an Ausdehnung gewinnt. Das Erzeugen und Verzehren steht hier in Wechselwirkung. Wir haben unendlich viele Schriftsteller, aber kaum noch Einzelne, die wirklich als Begründer unsers geistigen Reichthums, oder als diesen Begründern ebenbürtig bezeichnet werden könnten, und jenen großen und mächtigen Sternen am literarischen Himmel ist eine Unzahl kleiner Lichter und Irrlichter gefolgt, die wohl überall und selbst in die bisher finster gebliebenen Winkel und Abgründe hinleuchten, aber doch nur in ihrer Massenhaftigkeit Bedeutung gewinnen und einzeln betrachtet meist sehr wenig Werth haben. Ebenso ist es mit dem Publikum. Vormals machten die ästhetisch Gebildeten eine gar nicht zahlreiche Aristokratie aus, die durch bessere Erziehung und strengere literarische Diät den werthvollen Leistungen der klassischen deutschen Schriftsteller zuge-

---

*) Siehe das Braunschw. Magazin. 30. Stück. 1846.

wendet wurde. Heute hat sich dieser Kreis erweitert, ist aber dafür auch ganz in anderer Weise gegen die Literatur empfänglich als früher. Der erstere, strengere Schriftsteller findet wenig Beachtung, und wenn sich darüber Klage führen läßt, daß so viele Schriftsteller ohne Originalität und Gehalt die Literatur verseichtigen und verderben, so läßt sich die Schuld davon dem Publikum zuschieben, das sich mehr von dem Leichten, blos Unterhaltenden, angezogen fühlt, sich der Autorität des Klassischen in der Literatur nicht mehr gläubig unterwirft und ohne Fähigkeit zu einem eigenen, an die Stelle jener Autorität tretenden Urtheile, einer Richtung folgt, in welcher Sinn und Geschmack für Ernstes und Werthvolles völlig verloren gehen. Dieser Abweg, der am Ende den heilsamen Einfluß der Literatur gefährdet, findet dann in der Lösung einer Aufgabe sein Gegenmittel, welche durch den heutigen Stand der Literatur gegeben ist. Ist der geistige Schatz angesammelt, so kommt es darauf an, das Erworbene zu ordnen, zu überschauen, seinen Werth zu prüfen und seinen Einfluß zu erkennen. Dieses leisten die Literaturgeschichte und die Kunstkritik; zwei erst in der neuesten Zeit begründete Wissenschaften. Die Literaturgeschichte kann weniger durch Darstellung der Einzelheiten das Selbststudium ersetzen, als vielmehr nur zu diesem anleiten, und den engen Zusammenhang der Literatur mit allen übrigen Gesellschaftselementen, mit religiösem, politischem und geistigem Leben überhaupt, so wie selbst mit der materiellen Seite des socialen Zustandes nachweisen. Seit Schlosser's und Gervinus Arbeiten bezweifelt Niemand, daß sich die Geschichte ohne Berücksichtigung dieses Zusammenhangs gar nicht mehr den heutigen Anforderungen gemäß lehren und lernen läßt. Eben so wichtig wird dann die eigentliche Kunstkritik, die nicht blos einzelne Mängel sucht, sondern die Kunstwerke in ihrem wahren Sinne begreifen lehrt, und dabei nicht von den vagen Eindrücken des Gefallens und Schönfindens, sondern von einer wissenschaftlichen ästhetischen Grundlage ausgeht. Nun liefert uns aber die wissenschaftliche Aesthetik keinen Schematismus von Regeln, den man nur anzulegen brauchte, um ein Kunsturtheil zu haben, und ist am allerwenigsten eine — wohl Manchem erwünschte — kurzgefaßte und leichte Anweisung, in wenigen Tagen ein Kunstrichter zu werden. Sie zeigt vielmehr — und dieses tritt gerade in der hohen Ausbildung, die sie durch Hegel bekommen hat, hervor — das Schöne im Erscheinen des Geistigen im Sinnlichen, und kann so, da das sinnlich Erscheinende historisch wechselt und sich modificirt, weniger ein absolutes, für alle Zeiten gültiges Kunstideal aufstellen, als eben nur den Sinn und Character der in der Geschichte sich folgenden Kunstepochen, als die Bethätigung des Geistigen auf dieser oder jener welthistorischen Stufe und somit in dieser oder jener ihm entsprechenden Erscheinungsform darlegen. Wir sehen so, wie die jetzige Stufe sich aus der vorhergehenden entfaltet, und nehmen statt zusammenhangloser Einzelheiten ein Ganzes wahr, in welchem das Einzelne seine bedeutungsvolle Stelle einnimmt und in seinem Verhalten zu der der Zeit gegebenen Aufgabe beurtheilt werden kann.

Zu einer Beurtheilung der Literatur Deutschlands in diesem Sinne liefert die vorliegende Schrift eine nach unserer Ansicht sehr werthvolle Vorarbeit. Der Verf. gibt keine umständliche Literaturgeschichte, und setzt doch auch das Material einer solchen aus Gervinus und andern Historikern nicht geradezu voraus. Seine Behandlungsweise ist vielmehr eine von den bisherigen verschiedene, und scheint uns speziell für einen bestimmten Zeitabschnitt und einen

bestimmten Theil der Kunst das leisten zu sollen, was Hegel in seiner großartig historischen Darstellung der Aesthetik überhaupt in weiteren und allgemeineren Umrissen für das Ganze leisten wollte. Der Verf. hat es versucht, die allgemeinste und höchste Idee, welche sich in der Entwickelung der schönen Literatur seit 1740 auffinden läßt, darzulegen, und historisch durch ein reiches Detail zu verfolgen, so daß die spekulative Entwickelung mit der historischen Darstellung Hand in Hand geht, und diese durch jene einen Grad von Zusammenhang und Klarheit gewinnt, welcher bei einer bloßen Zusammenstellung des Materials vermißt wird, jene aber durch diese überall ihre faktische Bestätigung in dem historisch Ausgemachten findet. Ist also die letzte Idee gefunden und hiermit ein Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Einzelnen festgestellt, so ist auch der Weg zu einer sichern Erforschung der mannigfachen Zusammenhänge der Literatur mit allen übrigen Gesellschafts- und Lebenselementen leichter und offener gemacht. Diese weitere Erforschung mußte freilich der Verfasser seinem ganzen Plane nach der allgemeinen Geschichte überlassen.

Von entschiedener Wichtigkeit für das Ganze sind zunächst die beiden ersten Vorlesungen, welche den kunstphilosophischen Standpunkt des Verfassers darlegen. Als das Prinzip des jetzigen Zeitalters erkennt derselbe das ächt christliche Prinzip der Durchdringung des Allgemeinen und des Individuellen, die Wahrheit, daß das Einzelne, das Individuum, mit seinem Wollen und Erkennen nicht den allgemeinen sittlichen und geistigen Mächten getrennt und entfernt gegenüberstehe, sondern daß diese Mächte im Einzelnen, unbeschadet der individuellen Freiheit, ihren Ausdruck gewinnen. Für die Frage, wie sich das Wesen der Kunst zu diesen Prinzipien verhalte, ist die Antwort aus einem nähern Eingehen in den Begriff der Schönheit zu entnehmen. Hierin folgt der Verf. alsdann der Hegel'schen Aesthetik und der von Vischer in einem einzelnen Punkte versuchten Ergänzung derselben. Dieses Anschließen an Hegel ist in der That für jetzt ein nothwendiges. Wer auch, wie eben der Ref., kein Anhänger der Hegel'schen Schule ist, muß doch zugestehen, daß gerade die Aesthetik von Hegel so tief begründet und durch die glücklichste Verbindung des Spekulativen mit dem Historischen zu einer solchen wissenschaftlichen Höhe gebracht ist, daß für jetzt wohl in einzelnen Punkten daran gebessert und vervollständigt, etwas wesentlich Neues aber nicht vorgebracht werden kann. Die Lehren Hegel's hier mitzutheilen, gebricht es an Raum: Wir wünschen, daß die Leser des Verfassers, durch dessen Darstellung dieser Lehren bestimmt werden mögen, sich mit Hegel's Aesthetik selbst — die außerdem in Ansehung der Form eines der bedeutendsten Kunstwerke unserer Literatur ist — zu beschäftigen. Mit der dritten Vorlesung beginnt dann die historische Erörterung selbst. Die Schönheit war als die Einheit der beiden Momente der Idee und der Erscheinung erkannt. Diese Momente sind — nur je nach der Stellung einer verschieden Sprache in anderer Färbung — auch die Grundbegriffe des oben angedeuteten Prinzips der modernen Welt. Was hier das Allgemeine, ist dort die Idee, was hier das Besondere, Einzelne, ist dort die individuelle, sinnliche Erscheinung. Jede von diesen beiden Seiten muß aber historisch erst in ihrer Schroffheit und Einseitigkeit hervortreten, ehe durch die geistige Arbeit eine harmonische Verbindung beider erreicht wird. Dies ist nun der Ansatz, den die Geschichte der Entwickelung der Kunstliteratur in

Deutschland seit etwa hundert Jahren wirklich gemacht hat. Es ergeben sich sofort zwei Reihen der Kunstthätigkeit: die eine Reihe, deren Tendenz mehr auf die ideale Weltanschauung gerichtet ist, die andere Reihe, deren Tendenz mehr auf die reale Weltanschauung geht. Beide liegen Anfangs getrennt aus einander und suchen sich in der organischen Fortentwickelung der Literatur immer mehr zu begegnen. Daß aber das an die Spitze gestellte Prinzip mit dieser Entwickelung der Kunstidee zusammengeht, zeigt sich darin, daß die Dichter von idealer Färbung, ein jeder immer in höherer Weise als der frühere, an allgemeinere Interessen der Menschheit, an den allgemeinen, idealen Weltzustand sich hingeben, während die Dichter von vorwiegend realer Färbung mehr das Einzelne, das Individuelle, das Subjektive als solches zum Boden ihrer künstlerischen Anschauungen wählen. Nach dieser Verschiedenheit ordnet sich dann das Einzelne. Zuerst treten sich Gottsched und Bodmer gegenüber, und alsdann folgen auf der Seite des Realismus auf Gottsched, Hagedorn, Wieland, Lessing und Goethe, auf der Seite des Idealismus aber auf Bodmer, Haller, Klopstock, Herder und Schiller. Wir können leider dem Vrf. hier nicht in die Einzelnheiten seiner Erörterungen und Beurtheilungen folgen, und müssen uns darauf beschränken, der geistvollen Gewandtheit, mit welcher derselbe theils seine ästhetischen Ansichten (z. B. über das Wesen der lyrischen, epischen und dramatischen Poesie, des Erhabenen und des Komischen) darlegt, theils die leitenden Ideen in dem von ihm mitgetheilten historischen Material nachweiset, unsere volle Anerkennung zu zollen. Ein noch größeres Interesse werden indeß die folgenden Vorlesungen, 7—12, erregen, in welchen die letzten großen Vertreter jener Richtungen, Schiller und Goethe, ausführlich characterisirt werden. In diesen Vorlesungen ist gewiß für die Kunstgeschichte und Kunstkritik etwas höchst Anerkennenswerthes geleistet, und schwerlich wird man die Lectüre derselben ohne das Gefühl einer geistigen Befriedigung beendigen. Auch hier müssen wir uns indeß eine auszugsweise Mittheilung versagen, und uns auf Einzelnes beschränken. Goethe's vorherrschend realistische Richtung wird in Verbindung mit seinen Lebensschicksalen treffend geschildert, und eben so Schiller's Idealismus. Schiller ist mit ganz besonderer Vorliebe behandelt. Namentlich heben wir hier die neunte Vorlesung hervor, wo beide Dichter einander unter scharfer Charakteristik ihrer Eigenthümlichkeiten entgegengesetzt werden. Es ist das Treffendste, was wir über diesen soviel besprochenen Gegenstand uns erinnern gelesen zu haben. „Diese „poetische Weltanschauung Goethe's — sagt der Vrf. — das Leben in seiner „Wahrheit zu ergreifen; die schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und „des Wirkens, wie den Helden dieser Worte, im Zusammenspiel interessanter „Verwickelungen zu zeigen; die Wirklichkeit zu gestatten, wie sie vor unsern „Augen eben steigt und fällt, für den einen so, für den Andern anders sich „gestaltet — diese in Willkür und Zufälligkeit sich sättigende poetische Welt„ansicht, diese ist es, die unsern Dichter nicht selten den Faden verlieren läßt, „der sicher durch das Labyrinth des Endlichen hindurchführt. Dieser Faden ist „aber kein anderer, als das Unterpfand des Waltens einer sittlichen Weltordnung „der durch alle Conflikte, durch alle Dissonanzen der Endlichkeit hindurch„klingende Grundton von der objectiven Macht ewig giltiger Gesetze, die der „Mensch nicht gemacht hat in seinem Wahn. Nun kann man zwar nicht sagen, „daß bei Goethe das Walten einer sittlichen Weltordnung verschwinde; aber

„es zeigt sich, wo es sich zeigt, in anderer Weise, als in rein künstlerischer. „Wir wissen es bereits aus dem Früheren, daß es das Wesen der Kunst ist, „die Idee ganz in die Erscheinung über und in ihr aufgehen zu lassen. Goethe, „der Realist, fällt nach dieser Seite hin in's Extrem, in einseitigen, so zu „sagen, philosophischen Idealismus. Das Göttliche ist nicht in der Erschei„nung, sondern steht jenseits derselben. Die ewigen, absoluten, idealen Mächte „sind nicht die Lebenspunkte des Kunstwerkes, wie es doch einzig und allein „dem Wesen der Kunst entspricht. Daher kommt es bei Goethe nicht, wie „bei Shakspeare, zu jenem Wetterleuchten der göttlichen Gerechtigkeit mitten „in der tragischen Nacht, wie selten diese Schlaglichter objectiver Wahrheit, „die den Wahn der Menschen durchblitzen; — wo in seinen Werken, aus den „innersten Zellen des Kunstprodukts selbst heraus dieser Posaunenstoß des Ge„richts, der da niederwirft die Bösen und aufrichtet die Gerechten, — wie „selten in seinen Werken kommt es wie bei dem englischen Dichter und bei „unserm Schiller zu dem vollen und unzweifelhaften Siege der Idee, da alles „übereinanderstürzt und die Brandstätte dieser Endlichkeit vor uns raucht, und „alles Zeug der Geschichte, was auf Thronen saß und in Hütten kroch, durch„einander liegt in der furchtbaren Gleichheit der Buße und des Todes." Wir halten dieses Urtheil des Vrfrs. über Goethe nicht für zu hart. Goethe's Kraft lag in der Formgebung, in der genialsten Fähigkeit der Idee die entsprechendste äußere Erscheinung zu geben, also immer mehr auf der Seite des Realen, als des Idealen. Letzteres hat hierunter zu leiden. Goethe's berühmteste Gedichte: der Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth, sind von plastischer Vollendung, aber die Form verschleiert einen Kern, den man in seiner nackten Einfachheit kaum nennen kann. Eben so vollendet sind seine Romane, aber der ideelle Gehalt beschränkt sich so rein auf kleine Privatinteressen und Privattugenden und zeichnet ein so treues Bild der ganzen Misere des Bewußtseinszustandes einer Epoche, wo man für größere Ideen kein Herz hatte, daß jene Romane wohl historischen Werth, aber Kunstwerth nur hinsichtlich der Form haben. Die Helden legen ihr Pathos in Komödiespielen und Gartenanlagenmachen, und, wie am Schlusse des zweiten Theils vom Faust, macht sich in den Wahlverwandtschaften die schlechteste Realität in einer Situation geltend, die wir nicht füglich anders bezeichnen können, als durch Hinweisung auf die rhetorische Figur der decussatio und die Geschichte von gewissen bunten Stäben. In der 10ten, 11ten und 12ten Vorlesung gibt der Vrf. eine Exposition des Goethe'schen Faust. Die Grundidee des Faust ist ihm die Idee der Freiheit, die sich zunächst in der abstract geistigen Sphäre, dann in der abstract sinnlichen, weltlichen Sphäre (Auerbachs Keller, Brockennacht), und endlich in der Sphäre der Einheit des Sinnlichen und Geistigen, in der Liebe zu Gretchen, zeigt, aber zu keinem wahrhaft tragischen Ende kommt, da Faust als ein gewöhnlicher Verführer davon geht, auf's Neue lustig lebt und zuletzt behaglich stirbt. Die Bezeichnung: Idee der Freiheit halten wir freilich für etwas zu unbestimmt. Es ist überhaupt der Abfall des Einzelnen von den allgemeinen Mächten, von Gott, der im Faust dargestellt wird. Aber leider müssen wir, bei allen Schönheiten, die dieses Gedicht als ein einziges und unübertroffenes auszeichnen, leider müssen wir über die Durchführung dieser Idee schwere Klage führen. Im Prolog zu Faust ist es unumwunden ausgesprochen, daß am Ende das Böse gegen das göttliche Prinzip doch ohnmächtig

bleibe. Faust fällt von diesem Prinzip geistig und sinnlich ab, und das Scheitern in dem Verhältnisse zu Gretchen mußte zu seinem Untergange führen. Die Versöhnung lag nur darin, daß in dem Untergange die Fesseln der Endlichkeit und Sinnlichkeit fielen und der Schmerz über die durch eigene Schuld zerstörten irdischen Verhältnisse Trost für das Jenseits verhieß. Solchen Schmerz über irdische, der Idee nicht gemäße und verunstaltete Zustände kennt aber Goethe nicht. Er accommodirt und acceptirt die schlechteste Endlichkeit. Faust geht wie ein gewöhnlicher Wüstling davon, lebt befriedigt und ruhig weiter, und wirft sich zuletzt in materielle Interessen und verständig-praktische Tugenden, um als guter alter Mann zu sterben. Das Böse hat somit wirklich gesiegt, und die ewige Idee ist um so bitterer verhöhnt, als der Dichter sich mit ihr dadurch abgefunden zu haben glaubt, daß der Teufel Faust's Seele doch nicht bekommt, aber nur nicht bekommt, weil der Dichter einen ewig unverzeihlichen Cynismus einzuflechten nicht Scheu trug. Daß der in dem Prolog angekündigte Sieg des Guten blos darin besteht, daß der Teufel um eine Seele, auf die er ein Recht hatte, wie in der Puppencomödie, betrogen wird, ist der schwächste Abschluß, der sich irgend finden ließ. Wir können also das Wort des Vrfrs. „die höchste Bewunderung der dichterischen Gestaltungsfähigkeit Goethe's! die höchste Mißbilligung der Hintansetzung des Idealen, ja um so entschiedener Mißbilligung, je größer die Macht der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit ist!“ nur aus voller Ueberzeugung wiederholen.

Wir müssen uns von dem reichen Inhalte dieser Erörterungen über Goethe und Schiller trennen, um noch die beiden letzten Vorlesungen zu berühren, die für die wissenschaftliche Aesthetik von großer Bedeutung sind. Die vorletzte Vorlesung prüft die Idee des Tragischen, wie sie durch Schiller und Goethe gewonnen ist, und zeigt, wie die moderne Wissenschaft, namentlich durch Hegel und Vischer, der Hegel's Ideen weiter fortgeführt hat, hier die treffendsten und bündigsten Aufklärungen über das Tragische gibt. Nach Vischer entsteht das Erhabene, wenn die ideale Seite, das Komische, wenn die reale Seite überwiegt. Eine der Stufen des Erhabenen ist das Tragische. Hatte man bisher das Tragische schlechthin im Sinne des classischen Alterthums gefaßt, so zeigt sich nun durch Hegel's und Vischer's Erörterungen, daß dasselbe sich historisch nach den verschiedenen Stufen der Weltanschauungen auch in verschiedener Weise offenbart. Im Tragischen sinkt das Individuum vor der absoluten Macht zusammen. Auf der ersten Stufe ist das Absolute blos der dunkele Grund der unendlichen Naturmacht, dem das Subject nicht wegen seiner Schuld, sondern überhaupt, weil es als endliche Existenz dem Allgemeinen nicht adäquat ist, als Opfer fällt. Das Schicksal erscheint hier als Nivelliren. Auf der zweiten Stufe, z. B. in Sophocles Oedipus, herrscht das Schicksal als Geist, aber nur als geistige Macht in einem sittlichen Kreise, als Gerechtigkeit. Das Individuum fällt durch seine Schuld, und sein Fall ist Strafe. Erst auf der dritten Stufe werden beide Elemente des Tragischen in ihre ganze Tiefe verfolgt. Das Eine derselben, der absolute Geist, erscheint jetzt als rein geistige Einheit aller sittlichen Wahrheiten und Gesetze. Das andere erscheint als ein Subject, das eine dieser sittlichen Wahrheiten zu seinem Pathos gemacht hat und mit energischem Eifer verfolgt. Dieses Subject hat Recht, weil es eine Wahrheit will, Unrecht, weil es nur eine Wahrheit will. Daher steht ihm in einem andern Subjecte das andere sittliche Gesetz mit der-

selben Kraft des Pathos gegenüber, und dieses andere Subject hat aus dem nämlichen Grunde in seinem Rechte Unrecht. Diese einseitigen Rechte treten nun in einen Kampf, dessen Resultat ist, daß beide ihre Einseitigkeiten im Feuer des Leidens abstreifen, und so, indem jedes dem andern das Zugeständniß seines Unrechts im Rechte macht, die höhere Einheit derselben im absoluten Geiste klar hervortritt. Dieses ist die reinste und höchste Stufe des Tragischen, weil hier nicht nur die Schranken des menschlichen Strebens in dem Grade klarer einleuchten, in welchem sie grade dem Trefflichen und in sich Berechtigten anhängen, sondern auch weil der ganze Verlauf klarer, als auf den andern Stufen, in dem Gebiete selbstbewußter Sittlichkeit vorgeht, welche bestimmt weiß, was sie will. Der Vrf. weiset diese Stufen des Tragischen an einigen Kunstwerken nach, und kommt dann auf Goethe und Schiller zurück, in denen sich freilich die Pole des Idealen und Realen nahe rücken, aber das Hauptgewicht noch immer auf die eine oder die andere Seite fällt. Worin kann hier der Fortschritt liegen? Nach dem Vrf. darin, daß sich beide Seiten, das Reale, dessen Aufspreizen in seiner Nichtigkeit und Endlichkeit der Idee gegenüber das Komische, und das Ideale, dessen Ueberwiegen über die Endlichkeit das Erhabene ergibt, daß sich also Erhabenes und Komisches vermitteln; und diese Vermittlung erfolgt im Humor. Zu dieser folgenden Stufe sind in Jean Paul und vielen neuern Kunsterzeugnissen der Gegenwart Uebergänge vorhanden, aber eben nur Uebergänge. Die wahre Vermittlung der zu verbindenden Elemente fehlt noch, und es kommt nur zu einer schroffen Entgegenstellung der Gegensätze, zu einem Herumjagen in Extremen. Diese Auffassung des Humors ist auf jeden Fall neu und originell. Bisher stellte man den Humor neben Laune und Witz zum Komischen. In Vischer's vortrefflicher Erörterung ist das Komische dem Erhabenen parallelisirt, als sinnliches, verständiges und vernünftiges. Das vernünftige Komische ist dann der Humor, in welchem die Ingredienzien des Komischen, etwas Erhabenes auf der einen, und eine ungereimte Einzelheit auf der andern Seite in absoluter Bedeutung auftreten. Das ideale Moment ist nicht blos eine relative Erhabenheit, sondern das absolut Erhabene, das Höchste und Heiligste selbst. Der Humor entspricht der dritten Stufe des Erhabenen, dem Tragischen. Im Tragischen, sagt Vischer, sinkt die ganze Welt vor Gott zusammen, im Humor ist der ganze Olymp entvölkert, die Erscheinung absorbirt alles Göttliche und weiß es als ihre eigene Macht.

Man sieht, wie sehr hier die Auffassung des Vrfrs. abweicht. Ihm ist der Humor keine Stufe des Komischen oder des Erhabenen, sondern die höchste und letzte Verbindung beider. Unstreitig hat der Vrf. gerade hier einen überzeugenden Beweis von seiner tiefen Einsicht in die höchsten Fragen der Aesthetik, und eben in diejenigen, aus deren Lösung ein Urtheil über die Fortentwickelung des Kunstgenius in der Gegenwart folgt, gegeben. Und wäre auch die Lösung unvollständig, so bliebe doch das Verdienst, jene Fragen erkannt, und sie durch Andeutung des Punkts, auf dem eben die Lösung erfolgen muß, dieser näher gebracht zu haben. Um aber zu beurtheilen, ob dieses der Fall sei, rufen wir uns die Resultate, an welche angeknüpft wird, zurück. Das Schöne hatte zwei Seiten, eine reale, sinnliche, und eine ideale. Bis auf Goethe und Schiller theilt sich die ganze Kunstthätigkeit in zwei Reihen, in deren einer das Ideale und in deren anderer das Reale überwiegt. Nun sahen wir auch, daß das

einfach Schöne durch eine Art von ästhetischer Disharmonie sich zum Erhabenen und zum Komischen sondert, je nachdem die sinnliche, endliche Seite, oder je nachdem die ideale Seite prävalirt und die andere übermeistert. Diese Sonderung fällt aber nicht schlechthin mit der Trennung einer idealistischen und realistischen Richtung zusammen: denn für diese kommt es darauf an, daß in einem Kunstwerke schlechthin die Richtung auf das eine oder andere prävalirt; für das Erhabene und Komische handelt es sich aber darum, daß das Ideale und Sinnliche gegen einander eine bestimmte Stellung annehmen. Goethe hat, ungeachtet seiner realistischen Richtung doch keine Komik. Kommt es also auf die höhere Stufe an, auf welcher sich der Idealismus und Realismus einigen sollen, so ist diese keine Einheit und Vermittlung von Erhabenem und Komischem, sondern nur eine Vermittlung und Ausgleichung der sinnlichen und materiellen Tendenz mit der idealen. Diese Ausgleichung wird aber nicht in der Zeit und Menschheit, nicht in einer bestimmten Kunstepoche, sondern nur in den Individuen eintreten. Von diesen wird jedes bald die eine, bald die andere Tendenz repräsentiren, und so in der Kunstliteratur die Mannigfaltigkeit des Erhabenen und Komischen auf deren verschiedenen Stufen mit darstellen helfen können, die Vermittlung beider Tendenzen, die Erreichung der Aristotelischen Mitte, aber dabei zu seinem individuellen Lebensberufe haben. Kommt es dagegen auf eine höhere, über dem Erhabenen und Komischen hinausliegende Stufe an, so wäre auch noch zu zweifeln, ob diese die vom Vrf. angegebene sein könnte. Im Erhabenen überwiegt das ideale, im Komischen überwiegt das reale Moment. Beide beruhen auf einer ästhetischen Disharmonie. Die rechte Vermittlung könnte nur in einem adäquaten, gleichmäßigen Verhalten beider Momente bestehen, woraus sich alsdann kein Humor, sondern die reine einfache Schönheit ergeben müßte. Die Combination des Erhabenen und Komischen, wie sie sich in den vom Vrf. beigebrachten Stellen aus Shakspeare findet, scheint uns so zu sagen eine binäre Verbindung zu sein, die sich aber doch als eines von beiden, als ein Erhabenes oder Komisches ausweiset, so daß man vielleicht am Besten thut, die Bezeichnung des (tragischen oder komischen) Humors geradezu auf die letzten Stufen des Erhabenen sowohl als des Komischen anzuwenden. Freilich müssen wir bekennen, daß in der für die Kunstkritik so äußerst wichtigen Vorrede Victor Hugo's zum Cromwell ganz auf gleiche Weise eine Combination des Komischen und Erhabenen als das eigentliche Ziel der dramatischen Poesie hingestellt wird, und wir versagen es uns ungern, in eine nähere Vergleichung der mehrfachen Berührungspunkte, die wir in dieser Vorrede mit den Ansichten des Vrfrs. wahrzunehmen glauben, einzugehen. Vieles versprechen wir uns hier noch von dem zu erwartenden zweiten Bande des vorliegenden Werks. **L.**

Erklärung in Sachen Philippi's.

Meine Behauptung, daß Herr Viehoff in seinem Commentar zu Goethe's Gedichten die Untersuchungen über Goethe's Geliebten ganz von der Hand gewiesen habe, muß ich auch jetzt wahr halten und die gegentheilige Versicherung des Herrn Philippi (vergl. Archiv II. 1, 236 f.) für eine Unwahrheit erklären. Zusammenstellungen aus nahe liegenden, zum Theil schon gesammelten Quellen

sind keine Untersuchungen. Wie viele eigentliche Untersuchungen über Goethe's Geliebten noch zu führen, wie manche Schwierigkeiten und Widersprüche hier noch zu lösen sind, gedenken wir nächstens in mehreren einzelnen Abhandlungen nachzuweisen. Wie gern wir auch zugestehn, daß diese Untersuchungen in extenso im Viehoffischen Buche nicht gegeben werden konnten, so mußte der Erklärer doch über die streitigen Punkte ins Klare gekommen sein, wonach sich vieles, auch in der Erkärung selbst, anders gestaltet haben würde. Uebrigens können wir die Beurtheilung unserer Kritik getrost dem kundigen Leser überlassen, indem wir eine Vergleichung mit Herrn Philippi's Antikritik und der freundlichen Anzeige des auch von uns hochgeschätzten Legationsrathes Varnhagen von Ense (womit man seine Ergänzungen im zweiten Hefte dieses Archivs verbinde), nicht zu scheuen brauchen.

Köln. **H. Düntzer.**

Erwiederung.

Ein Referent der Berliner „Literärischen Zeitung" stellt sub Nr. 104. p. 1678, bei der Veranlassung der Ankündigung der Abeille du Parnasse français v. Barbieux (Wiesbaden: Schellenberg; Frankfurt: Andreä) die Doppelfrage an den Verfasser: a) „warum er nicht auch ein paar Schiller'sche Gedichte hinzugefügt, und b) warum er die Namen der französischen Uebersetzer der mitgetheilten Gedichte verschwiegen habe." Ad a) ist zu erwiedern, daß die Schiller'schen Balladen bereits so vielfältig paraphrasirt und in französischen Alexandrinern breit getreten wurden, daß er es nicht für angemessen hielt, dem Publikum neue Uebersetzungsversuche dieser Meisterwerke zu bieten, welche nur schwach ausfallen können; die in einem bescheidenen Anhange zu jener Anthologie gebotenen Uebersetzungen waren daher hauptsächlich nach ihrem metrischen Gehalte zu beurtheilen. Ad b) ist zu bedauern, daß der Herr Ref. die Worte der Vorrede: „mes *propres* Traductions" übersehen hat. Uebrigens dürfte man sich bei Durchlesung des Inhaltes dieser poetischen Anthologie leicht überzeugen, daß die meisten Stücke keineswegs „für Kinder," sondern für Erwachsene berechnet sind. Schließlich hätte bemerkt werden können, daß die Correctheit dieses schön ausgestatteten Schulbuches demselben einen relativen Werth verleiht, welcher, des Schulzweckes wegen, nicht zu übersehen ist.

Hadamar. **Barbieux.**

III. Programmenschau.

Ueber Goethe's Novelle: Das Kind mit dem Löwen. Von dem Director Dr. Lehmann. Programm des Gymnasiums zu Marienwerder. 1846.

Der Verfasser dieser Abhandlung, von dem uns noch eine frühere treffliche Programmschrift: „Ueber Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840“ wohl im Andenken ist, hat hier den Versuch gemacht, in einer der spätesten, aber sicher nicht der schwächsten Dichtungen Goethe's den innern Zusammenhang nachzuweisen. Aus den Gesprächen mit Eckermann, worin der Dichter sich ziemlich ausführlich über diese Produktion ausläßt, geht hervor, daß die Aufgabe, die er sich in der Novelle gestellt, keine andere ist, als „zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde.“ Aber mit Recht fragt der Verfasser: „Wie hängt denn das stille Ende mit dem lauten Anfange zusammen? Warum die scheinbar weit ausgedehnte Vorbereitung? Warum die vielen Personen und ihre Verhältnisse, da die einfache Erzählung vom Feuer, von dem entsprungenen und wieder eingefangenen Löwen für die Pointe des Endes, wenn sie die Pointe der ganzen Novelle sein soll, hingereicht hätte? Für diese Fragen, glaubt der Verf., liege die Lösung in der Annahme: „Die unbändige Leidenschaft des Honorio's ist die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Frömmigkeit bezähmt und läutert.“ Allerdings würde sich, wenn dieser Satz erwiesen wäre, der Aufwand von Erzählungen und Schilderungen, welcher der Katastrophe vorangeht, erklären und rechtfertigen. Allein Referent bezweifelt die Bündigkeit des gegebenen Beweises. Daß Honorio, der schöne Jüngling, die schöne Fürstin liebt, hat der Verf. durch eine Reihe von Belegen hinreichend ins Licht gestellt; aber es geht keineswegs daraus hervor, daß diese Liebe eine unbändige Leidenschaft gewesen wäre, die sich schicklich durch den Löwen hätte versinnbildlichen lassen. Dann ist auch gerade auf die Frömmigkeit der Fürstin vom Dichter kein Accent gelegt worden; und jedenfalls träfe ihn, wenn er die vom Verf. ihm beigelegte Absicht gehabt hätte, der Vorwurf, daß er die Umwandlung Honorio's durch die kindliche Seelenreinheit der Fürstin zu schwach angedeutet. Nun kommt aber noch dazu, daß Goethe, der sich in den Gesprächen mit Eckermann in ausführliche

Gespräche über die Novelle, namentlich auch über „das Ideelle" derselben eingelassen, der Liebe Honorio's gar nicht erwähnt, und noch viel weniger auf einen Parallelismus zwischen der Bezähmung seiner Leidenschaft durch die Fürstin und der Bezähmung des Löwen durch das Kind hindeutet.

Wenn hiernach der Hauptgedanke, den der Verfasser in seiner Abhandlung entwickelt, trotz der feinen und gewandten Beweisführung, immerhin noch als eine gewagte Hypothese erscheint, so wird doch nicht leicht Jemand die Arbeit ohne Genuß und Gewinn für seine Einsicht in dieses interessante Geisteswerk Goethes lesen. Ueber die Entstehung der Novelle ist Alles, was sich ermitteln ließ, sorgfältig zusammengestellt, ihr Inhalt bündig wiedergegeben, manches Einzelne treffend erörtert, und der Dichter mit Wärme gegen die, welche ihn der Irreligiosität und Unchristlichkeit beschuldigen, in Schutz genommen.

X.

Zur Theorie des Casus. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Idioms. Vom Director C. F. A. Dewischeit. Programm des Progymnasiums in Hohenstein. 1846.

Nach einer einleitenden Bemerkung darüber, warum er diesen Stoff gewählt, die in etwas polemisirender und übertreibender Weise Dinge enthält, die sich theils ganz von selbst verstehen, theils noch lange nicht von selbst verstehen, also beide an diesem Orte überflüssig sind, geht der Verf. zunächst auf eine Stelle der Grimm'schen Grammatik (IV. p. 646) über, um seine in dem Programm zum Theil abgehandelte Aufgabe „Construktion mit dem Genitiv" näher zu bezeichnen. Die Grimm'sche Stelle lautet: „Geringere Objectivisirung liegt im Genitiv (nämlich: als im Accus.); die thätige Kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft." — „Der Acc. drückt reine, sichere Wirkungen aus, der Gen. gehemmte, modificirte. In den jüngeren Sprachen hat sich die Rection des Acc. größtentheils erhalten, die des Gen. meistens verloren und ist einer präpositionalen gewichen. Dem Acc. sagen transitiva, dem Gen. intransitiva (oder transitiva mit sich) zu." Diese Stelle glossirt der Verf. nun auf S. 6—10 in einer Weise, die für den Gymnasialschüler wohl Nützliches enthalten kann, aber eben die Wissenschaft der Grammatik nicht sehr bereichert; so wenn er S. 6 zu dem Resultat gelangt, daß in dem Grimm'schen „geringere Objectivisirung" der Hauptsache nach nichts anderes enthalten sei, als die größere Weite der Beziehung, in welcher der Gen. zum verbo stehe. Aehnlicher Art ist, was S. 8 und 9 über Erklärung von in der historischen Entwickelung liegenden Veränderungen solcher sprachlichen Eigenthümlichkeiten gesagt wird; und was der Verf. S. 9 behufs analoger Erklärung aus den Alten (Homer, Xenophon, Plato — Plautus, Cicero) bemerkt, möchte selbst für den reiferen Gymnasialschüler prinzipieller zu fassen, und dabei auf eine Durchführung des Grundsatzes, daß, und zwar überall, in den frühesten Entwickelungsperioden der Sprache, wo der Formenreichthum beschränkter, das einzelne Wort an Umfang der Bedeutung reicher sei, und daß nach und nach im weiteren Entwickelungsgange das Verhältniß als ein umgekehrtes sich herausstelle, hinzudeuten gewesen sein. S. 10 geht der Verf. auf die Betrachtung der Genitivconstructionen im Einzelnen,

und zwar zunächst auf das über, was Grimm (IV. 887) absolute Genitive mit adverbialer Natur, und der Verf., „weil sie nicht äußerlich abhängen," unabhängige Genitivformen nennt. Ehe wir diese anführen, sei hier nur im Vorbeigehen gesagt, daß sich mit gutem Grunde mit dem Verf. rechten lasse, wenn er in den Verbindungen, „er ging unverrichteter Sache," „ich eile stehenden Fußes," causale Genitive sieht. Als unabhängige Genitive gelten dem Verf. nun 1) der Ortsgenitiv (S. 10—15); 2) der Genitiv der Zeit (S. 15—20). Hier (S. 16 von dem Genitiv auf die Frage: wie lange?) hat er gewiß Grimm gegenüber Recht, wenn er tages alt von *junc der jare* der grammatischen Verbindung nach unterscheidet, aber eben so unrichtig ist es, wenn er in „brannte ganzer acht Jahre." „So will ich meiner Lebtage mit den Gänsen trinken" seine Zuflucht zur Ellipsenreiterei nimmt. — 3) der Genitiv der Beschaffenheit. Hier folgt der Verf. mit einigen Abweichungen der Eintheilung von Grimm (III 88; III. 127; mit Hinzufügung von IV. 679) und zwar a) adjectivisch-genitivische Adverbia; b) substantivisch-genitivische Adverbia, wo der Verf. zu dem bei Grimm (III. 127) gegebenen, besonders in Betreff des Mittelhochdeutschen, reichen Verzeichniß noch einige derartige Adv. hinzufügt; c) der abhängige *genitivus qualitatis*, dessen Abhängigkeit sich zunächst auf ein dabei stehendes Nomen erstreckt und daher nach des Verfassers genommener Eintheilung (I. unabhängige Genitivformen, die hier nur abgehandelt werden sollen) hierher gar nicht gehört. Wenn er annimmt, daß Goethe mit dieser Redeform (z. B. Vorstädte anmuthigen Styles; ein Mann vornehmen Umgangs; der Jüngling edeln Gefühles) vorangeschritten sei; so möchte dies nicht ganz richtig sein, denn einmal sind die angegebenen Beispiele alle aus Goethe's späterer, etwas steif gezierter Stylperiode, und dann lassen sich solche Verbindungen besser auf Joh. H. Voß in seinen Uebersetzungen und seinen formal diesen nahe gehaltenen eigenen Produktionen zurückführen; d) der *genitivus praedicativus* (des Todes, des Henkers, Willens sein), wo der Verf. wiederum) und zwar noch mit Hindeutung auf das lat. res, officium) auf die Ellipsenreiterei kommt.

Dieser Stoff ist von S. 10—25 mit Klarheit in seinen verschiedenen Nüancirungen entwickelt und durch gut gewählte, reiche Beispielsammlungen in chronologischer Ordnung erläutert. Als verdienstlich ist hier noch hervorzuheben, daß er auch unsere neuesten Schriftsteller von Bedeutung von Immermann bis auf Gutzkow berücksichtigt.

Hierbei ist es indessen auffallend, daß neben und vor diesen Schriftstellern nicht Lessing, Klopstock und Schiller, abgesehen von Herder u. A., berücksichtigt wurden, die, und namentlich Lessing, für die Entwicklung der Sprache viel wichtiger sind, um so mehr als wir bei ihnen ein tieferes Bewußtsein des Sprachgeistes voraussetzen müssen. Uebrigens darf man es nicht, wie es der Verf. thut, für einen Mißgriff halten, daß J. Grimm auf die Sprache der Gegenwart so wenig Rücksicht genommen hat. Ist die Sprache jetzt nicht mehr in lebendiger Entwicklung, so konnte es in des Grammatikers Aufgabe nicht liegen, auf eigenthümliche Spracherscheinungen, die nur in der Willkür oder dem Unverstand ihren Grund haben, Rücksicht zu nehmen. Er wollte die Geschichte der Sprache nur so weit verfolgen, als die organische Entwicklung ersichtlich ist; wo diese nicht mehr erkennbar, ist sein Ziel. Was der Verf.

von der Grammatik Grimm's fordert, gehört mehr in das Wörterbuch, und seine Wünsche werden durch das lange vorbereitete große deutsche Wörterbuch befriedigt werden.

Dr. Belß.

Die nordische Sage von den Völsungen und Giukungen. Vom Rector Dr. J. K. G. Schütt. Programm der Gelehrtenschule zu Husum. 1845.

In diesem beabsichtigt der Verf. den Schülern der ersten Klasse, mit denen er im nächsten Jahre das Nibelungenlied oder richtiger aus demselben die zwanzig Nibelungenlieder lesen werde, als Einleitung die Sage in der ältesten Gestalt zu geben, in der wir sie besitzen. Daß er aber in den sich daran knüpfenden Bemerkungen (S. 10—31) mitunter diesen Gesichtspunkt aus den Augen verlor und weiter ging, glaubt der Verfasser, habe, wie es von selbst kam, auch hoffentlich in sich selbst seine Entschuldigung.

Diesem seinem Zwecke gemäß gibt der Verf. S. 3 und 4 die Quellen an: 1) die Edda, und zwar unter Anführung des Inhaltes der einzelnen Lieder im zweiten hierher gehörigen Bande; 2) die Völsunga Saga; 3) die Snorra Edda. S. 5—7 wird unter der Ueberschrift „Sigurds Ahnen" die Abstammung des Haupthelden von Völsung, Odins Urenkel, dargelegt und weiterhin von S. 7—18 die Geschichten bis zu seinem und der Giukungen Untergang und Svanhilds, der Tochter Gudruns, Beziehungen zu dem Gothenkönig Jörmunrek und deren Ende. Dieser nach den Quellen geordneten Darstellung sind zahlreiche Anmerkungen untergelegt, die theils Mythologisches erklären, theils sachlich-kritischer Art sind, in passender Weise das Verständniß fördern und die weiter unten folgenden Bemerkungen des Verf. vorbereiten. Ehe er zu diesen übergeht, gibt er noch S. 18 und 19 die Hauptpunkte an, in denen sich die deutsche Sage im Nibelungenliede, die er mit den meisten unserer Forscher für die ursprüngliche hält (s. Gervinus I. S. 46 ff.), von der nordischen unterscheidet.

Die Bemerkungen selbst zerfallen in 4 Abschnitte. Der erste bespricht den Unterschied zwischen dem Charakter der nordischen und deutschen Dichtung, das Verhältniß der epischen zur lyrischen Poesie, die Einwirkung des Geschichtlichen auf das Mythische und die Art, wie das Erstere das Zweite überwindet und umbildet in der Dichtung. Wenn am Schlusse der Verf. aus dem Vorhergehenden folgernd von einer größeren Vollkommenheit des zweiten Theiles des Nibelungenliedes vor dem ersten spricht, so kann ihm Ref. nicht recht geben und möchte den Unterschied dahin feststellen, daß der erste Theil episch, der zweite vorherrschend dramatisch, d. h. tragisch in seiner einem jähen Sturze vergleichbaren raschen Entwicklung ist. Der Abschnitt II befaßt sich mit geographischen Angaben in der Sage, besonders die Namen Hunaland, Valland, Rhein, Danmörk und Goththiod. Der erste ist dem Verfasser zunächst uralter mythischer Stammname für Deutschland. Atli in der Sage ist aus Valland, d. i. ein Fremder (aus dem Süden); bei dem Bekanntwerden des Namens der Hunnen tritt eine Uebertragung des Namens Hunen auf die Hunnen ein und Atli wird eben so gut König von Hunaland genannt, als Gunnar von seinem (am Rhein gelegenen) Hof der Hunen zu Atli

sich geleiten läßt. War nun so Atli zu einem Hunen, d. i. Deutschen geworden, so konnte Valland, d. i. Fremdland, nicht mehr sein Vaterland sein, welcher Name daher auch nicht mehr in der Sage vorkommt. Rhein (althd. rin) ist unser deutscher Strom in der nordischen Sage und der Verf. leitet das Wort mit J. Grimm nicht von rinnan (fluere), sondern von hrinan (*tangere*, auch mugire) ab. Danmörk ist nach J. Grimm Jütland und Goththiod, welches sowohl Jörmunreks (Ermanarichs) Land bezeichnet, als das Gunnars, der gotna thiodan heißt, ist Deutschland im Allgemeinen und besonders das Reich der Gothen. In den beiden letzten Abschnitten bespricht der Verfasser das Geschichtliche der Sage und hebt (in III.) die Ansichten W. Grimm's und besonders Lachmann's in Betreff Sigurd's, Atli's und Diederich's von Bern hervor, ohne daß er sich auf diesem schlüpfrigen Gebiete einem dieser Forscher entschieden anschlösse, oder eine durchgeführte eigene Ansicht darlegte. Endlich (IV.) kommt er auf die Ansicht von Gervinus (I. 49 ff.), der bei verständigen, nüchternen Völkern, wie Griechen und Deutschen, zur epischen Dichtung eine gewisse Wirklichkeit, eine gewisse historische Grundlage verlangt. So sehr nun hier der Verf. andere Forscher für sich haben mag, so kann ihm doch Ref. in der Art seiner Polemik gegen Gervinus nicht beistimmen. Denn wenn er sagt: „In ihrem (der Griechen) Epos ist allerdings das Mythische das Hineingetragene (nämlich in das, was als historische Grundlage vorhanden war). Anders die Germanen, die die ganze Zeit hindurch vor ihrer Berührung mit den Römern Nichts hatten, als eben ihre Ideen; sie personificirten diese Ideen; und so entstand die Siegfriedsage, und sie war rein mythisch;" so heißt das doch die Sache etwas übers Knie brechen. Wir halten es mit der Ansicht von Gervinus und werden auch durch die weitere Ausführung des Verf. (p. 27—31) nicht anders überzeugt.

Dr. Beltz.

Les langues synthétiques et analytiques sous le rapport phonétique. Von Dr. Winkler. Programm des Gymnasiums zu Oppeln. 1846.

Der Verf. geht von dem Gedanken aus, daß die Sprache nicht ein Kind des Zufalls, sondern vielmehr aus der Organisation des menschlichen Körpers hervorgegangen ist: „elle est production organique et par conséquent nécessaire à l'homme normalement formé." Sobald der Mensch zu denken anfing, redete er auch und der Geist des Menschen steht mit den Sprachorganen in der genauesten Beziehung. — Nach einer weiteren Ausführung und Begründung dieser Ansicht schreitet der Verf. zu dem Gedanken fort, daß man nur die Spuren der Entwickelung des Geistes zu verfolgen brauche, um die Entwickelung der Sprache genau kennen zu lernen. Er verfolgt demnach die Bildung des Kindes durch verschiedene Stufen und zeigt dabei, daß die Formation der Sprache mit den Vocalen anfing, und daß die schwach articulirten Klänge, welche indessen mannigfaltig in phonetischer Hinsicht individualisirt werden können, je nachdem die Ideen verschieden sind, als die eigentlichen Wurzeln betrachtet werden müssen, die man nur für Embryonen und nicht etwa schon für eigentliche Wörter zu halten habe. Durch die Fortentwickelung derselben entstanden erst die Bezeichnungen für die mehr oder weniger entwickelten

Begriffe; der Mensch fuhr fort immer mehr zu individualisiren und die Logik der Sprache hielt mit den phonetischen Formen gleichen Schritt — es entstanden die sogenannten synthetischen Sprachen.

Nach dieser Einleitung bespricht der Verf. im ersten Theile seiner Abhandlung die Physiologie der Vocale und Consonanten in den synthetischen Sprachen. Hierbei wird bemerkt, daß die Vocale sämmtlich primitiv sind und eben so auch ein großer Theil der Consonanten, wenn gleich ein anderer Theil derselben späteren Ursprunges ist. Es wird der ausführliche Beweis geliefert, daß die Bildung und Fortentwickelung der synthetischen Sprachen sich nach dem Principe der Consolidirung der Laute richtet und daß der Individualisirung der Begriffe zufolge die Repräsentanten derselben, nämlich die Wörter, sich mehr oder weniger nach ihrem Klange unterscheiden. In dem zweiten Theile der Abhandlung behandelt der Verf. die analytischen Sprachen, welche aus einer Auflösung der synthetischen Sprache hervorgegangen natürlicher Weise einem ganz entgegengesetzten Principe folgen. Die verschiedenen analytischen Sprachen, welche aus dem Lateinischen entstanden sind, geben zu einer interessanten Vergleichung Veranlaßung und zeigen das Gesetz der phonetischen Bildung für die analytischen Sprachen.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche der Gegenstand für die Form der Darstellung, müßen wir letztere wegen ihrer Einfachheit und Leichtigkeit rühmen und ein Jeder wird diesen schätzbaren Beitrag zur Physiologie der Sprache mit Befriedigung lesen, wie sehr er auch hier und da von den Ansichten des Verf. abweichen möge. Einzelne Druckfehler wie z. B. jettés (p. 3), mentionés (p. 3), du (statt dù p. 4), sons (statt sans p. 4) und andere hätten wohl vermieden werden können.

H.

Ueber die Nachahmung der italienischen und spanischen Versmaße in unserer Muttersprache, von Dr. F. A. Gotthold. Programmenschrift des Königl. Friedrichs-Collegiums zu Königsberg. 1846.

Die Abhandlung gibt mehr, als ihr Titel verspricht. Nach einer Uebersicht über die Entwickelung unserer Verskunst von dem schwäbischen Zeitraum an geht der Verf. zu seiner eigentlichen Aufgabe über, das Gesetz einer absichtlichen und kunstgemäßen Abweichung von dem einförmigen Verstakte reiner Jamben und Trochäen aufzustellen. Reime, Jamben und Trochäen, ohne Einmischung stellvertretender Füße, will er nur in den für den Gesang bestimmten Gedichten, aber in diesen auch mit größerer Strenge und Sorgfalt angewandt haben, als ihnen unsere Dichter meistens angedeihen lassen; von den übrigen verlangt er einen mannigfaltigern Rhythmus, einen angenehmen und ausdrucksvollen Wechsel verschiedener Füße; und besonders erklärt er reintrochäische und reinjambische Uebersetzungen südeuropäischer Dichter für unstatthaft. Sodann prüft er vier Auswege, die sich darbieten, um der mißfälligen Monorhythmie ungemischter Jamben und Trochäen zu entgehen. Es sind folgende: Entweder mischt man dreisylbige Füße statt der zweisylbigen ein; oder man zählt die erforderliche Sylbenzahl ohne alles Metrum ab; oder man folgt den Regeln der Spanier und Italiäner, die in

ihrem eilfsylbigen Verse (Endecasillabo) außer der zehnten oder Reimsylbe noch in der Mitte des Verses Einer oder zweien der graden Sylben den Wortton geben; oder endlich man mischt in die reinen Jamben und Trochäen andere zweisylbige Füße nach bestimmten Regeln, doch so, daß überall der ursprüngliche Rhythmus vernehmbar bleibt.

Hier tritt nun bei dem Leser der Abhandlung nothwendig das Bedenken ein, ob damit auch alle möglichen Auswege um jener Monorhythmie auszuweichen, angegeben seien. So kann man z. B. fragen, warum nicht auf die Verskunst der Hohenstaufenzeit Rücksicht genommen worden, nach welcher der Vers keine bestimmte Anzahl von Sylben, sondern von Hebungen erforderte. Davon abgesehen scheint es uns auch, als würden die drei ersten jener vier Auswege, namentlich der allererste, zu rasch beseitigt. Uns will bedünken, daß die Art, wie Wieland in manchen seiner Dichtungen dreisylbige Füße statt der zweisylbigen einmischt, häufig den Wohlklang und die Malerei des Metrums außerordentlich fördert, und in vielen Fällen den Vorzug vor dem hier empfohlenen Verfahren verdient. Dieses besteht aber eben in jenem vierten Auswege, demzufolge jeder Versart die ihr eigenthümliche Sylbenzahl unverändert bleibt, aber zur Erreichung einer mannigfachen Gestaltung des Verses folgende zwei Mittel zur Anwendung kommen: Erstens werden statt Kürzen Längen gesetzt, — oder was hier dasselbe sagt — Spondeen statt der Jamben und Trochäen; und zweitens läßt man Längen und Kürzen in verschiedener Ordnung auf einander folgen.

Auf eine allgemeine Entscheidung a priori, wie weit man hierin gehen dürfe, läßt sich der Verf. nicht ein, sondern will dies dem Ohr überlassen haben. Hierauf prüft er insbesondere den eilfsylbigen Jambus (resp. zehnsylbigen, bei männlichem Schluß) und findet bei demselben den Spondeus statt des Jambus in allen Füßen statthaft, mit Ausnahme des fünften Fußes, in welchem er jedoch den steigenden Spondeus noch für erträglich hält. Mit diesem Resultate kann sich Referent nicht durchweg einverstanden erklären. Schon im vierten Fuße beleidigt der Spondeus, z. B. in dem vom Verf. gegebenen Verse:

So wild entstürzt ja kein Waldstrom dem Felsen.

Noch viel mehr stört er den leichten Fluß des Verses im fünften Fuße, selbst wenn er ein steigender Spondeus ist:

Wo ist der Feind, der deinem Arm darf trotzen?

Es nicht zu übersehen, daß, so wie der einzelne Jambus steigend, emporstrebend ist, so auch innerhalb des ganzen jambischen Verses ein Aufsteigen stattfinden soll, so daß jede folgende Hebung die vorhergehende an Nachdruck übertrifft. Wir können daher als Regeln annehmen, daß in den Hendekasyllaben mit jedem Fuße weiter die Vertretung des Jambus durch einen Spondeus immer weniger zulässig wird, und dem vorletzten, und vollends im letzten Fuße, wo der Vers kräftig emporschnellen und seinen Character ganz kundgeben soll, durchaus unzulässig ist.

Was nun weiter die Frage betrifft, wie viele spondeische Verse der hendekasyllabische Vers, sowohl steigende als sinkende, neben einander vertrage, so erregt die vom Verf. aufgestellte Regel noch mehr Bedenken, als das Frühere. Er behauptet, daß in jenem Verse allenthalben zwei, drei, vier, ja fünf Spon-

deen, sinkende und steigende, und zwar durcheinander, erlaubt seien, und glaubt diese Regel durch Verse, wie folgende, belegen zu können:

Fühllos würgt, Unmensch, voll Wuth deine Horde.
Rings Nacht! Sturmwind heult hohl, grauenvoll kracht Donner!

Ref. hält diese Verse gerade für recht kräftige Belege gegen die aufgestellte Regel. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß man, zum Zwecke rhythmischer Malerei, in seltenen Fällen einmal durch mehrere neben einander gestellte Spondeen den rhythmischen Gang des jambischen Verses absichtlich schwerfällig machen dürfe; aber das sind eben nur Ausnahmfälle, wie der Dichter auch andere Gesetze, z. B. Gesetze des sprachlichen Wohlklangs, zur Erreichung eines gewissen Zweckes, zuweilen verletzen darf, ohne daß darum Euphonie aufhörte, im Allgemeinen ein Gesetz für Dichter zu sein.

Auch da, wo der Verf. von der Vertretung des Jambus durch den Trochäus handelt, findet sich Ref. mit ihm an mehreren Stellen in Widerspruch. Statthaft erscheint mir der Trochäus bloß im ersten Fuße, gleichsam einer Hermannischen Basis oder einem Bothischen Locus mobilis, in allen übrigen aber unerlaubt. Für mein Ohr wenigstens klingen folgende Verse nicht mehr wie jambische Quinare:

Nicht Gold, Tugend erflehn von den Göttern.
Wie bald erblaßt, Rose, dein Purpurschimmer!

Der Verf. geht so weit, sogar zwei Trochäen neben einander in den Hendekasyllaben für zulässig zu erklären, wenn nur eine Mittelzeit in Einem Trochäus vorkommt, und billigt daher Verse der folgenden Art:

Trau du nimmer dem Glück; am Ende täuscht es
Voll Grimm sprengten All' in des Feindes Schaaren.

So weit war die Abhandlung schon vor sechszehn Jahren geschrieben; später jedoch fügte der Verfasser noch einen Abschnitt über die vierfüßigen Trochäen hinzu, worin die Gesetze besprochen werden, nach denen der Trochäus durch einen Spondeus und Jambus vertreten werden kann. Hier möchte man was über die Vertretung durch den Spondeus gesagt ist, ganz unterschreiben können; aber schwer wird es, den Jambus überall da gelten zu lassen, wo ihn der Verf. statthaft findet. Schon im ersten Fuße ist er sehr störend:

Vorbei sprengen Reiterschaaren.

An andern Stellen zerstört er vollends den trochäischen Rhythmus:

Wenn sie vorbei sprengen werden.
Aber gewiß bleibt die Sache.

Ref. hat offen gestanden, welche Bedenken ihn bei der Lectüre dieser Abhandlung angewandelt, fühlt sich nun aber auch gedrungen zu bekennen, daß ihm viele andere, vom Verf. gezogene Resultate durchaus beifallswürdig erscheinen; namentlich enthält auch ein weiterer Zusatz über die Schleifung zweier Vocale in deutschen Versen sehr viel Anregendes und Neues; und so verdient die Arbeit nicht blos, wie der Titel könnte glauben lassen, den Uebersetzern italiänischer und spanischer Poesien, sondern auch unsern Original-Dichtern und Metrikern zu ernster Beachtung empfohlen zu werden.

B.

Ueber deutsche Lectüre und schriftliche Production in den höhern Classen der Gymnasien, von Dr. Chr. Jeep. Im Braunschweigischen Magazin, 1847, Stück 5—12.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dem Archiv es sein Raum gestatte, von den in sein Gebiet einschlagenden Programmabhandlungen recht ausführliche und ins Detail gehende Inhaltsangaben und Auszüge zu liefern, indem es zu Manchen seinen Weg findet, denen jene Abhandlungen nicht zugänglich sind. Da das Letztere in noch höherem Grade bei der vorliegenden Abhandlung stattfindet, welche in einem wohl nur wenig verbreiteten, und jedenfalls nicht besonders für die Schulwelt bestimmten Wochenblatt erschienen ist: so möchten wir für dieselbe ausnahmsweise einen größern Raum in Anspruch nehmen, und um so mehr, als diese gediegene Arbeit es vollkommen verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wir fassen uns jedoch in dem Bericht über die drei ersten Viertel des Aufsatzes möglichst kurz, um den Schluß, der für die Lehrer des Deutschen in höheren Gymnasial- und Realschulklassen ein besonderes praktisches Interesse hat, desto unverkürzter mittheilen zu können.

Der Verf., ein eifriger Verehrer der kassischen Studien, verhehlt sich doch nicht, daß auch eine andere Bildungsweise denkbar ist, die vorzugsweise auf deutschem Grunde ruhte und durch deutsche Elemente vermittelt würde. Er entwickelt das reiche und schöne Material, an welchem und durch welches der Geist und das Gemüth des deutschen Knaben und Jünglings geübt und gebildet werden könnte: eine herrliche Literatur, mit einer ältern und neuern Blüthezeit, eine gediegene Wissenschaft, eine vielbewegte, charactervolle Geschichte, und eine eben so bildsame wie gebildete Sprache, deren Grammatik vollkommener dargelegt ist, als die irgend einer anderen Sprache. Eine auf solchem Grunde ruhende Bildungsweise würde offenbar einen nationalen Character haben; aber daraus folgt noch nicht ihr absoluter Werth und Vorzug vor der altklassischen; es fragt sich, ob diese nationale Bildungsweise jene immer von Neuem anregende und befruchtende Kraft besitze, womit die klassischen Studien einst den erstorbenen Geist der Menschheit zu neuem Leben riefen, und von da an die Cultur im Ganzen und Großen immer weiter und weiter führen. Darüber, meint der Verf., könne die Erfahrung entscheiden; und um eine solche machen zu können, müsse man dem Deutschen auf den Gymnasien, zumal in den obern Klassen, mehr Raum gewähren. Hiergegen läßt sich, wie uns däucht, Zweierlei erinnern. Wir sollten denken, es ließe sich, auch ohne eine Erfahrung von Jahrzehnten und Jahrhunderten, a priori sagen, daß nachdem einmal der Geist unserer Nation durch die klassischen Studien aus tiefem Schlafe geweckt, sich zu einem neuen kräftigen Leben ermannt und herrliche Schätze der Kunst und Wissenschaft aus sich geboren hat, nun auch die Zeit gekommen sei, wo die große Masse des Volkes, die gebildeten Stände mitbegriffen, sich aus sich selbst weiter entwickeln müsse; wenn gleich es immer rathsam bleibt, daß die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum als ein secondaires Studium, dem der vaterländischen Literatur und Sprache zur Seite gehe, um für etwaige weitere Verirrungen als fortwährendes Correctiv zu dienen. Soll aber zweitens über jene Frage nur eine lange und gründliche Erfahrung entscheiden dürfen, so könnte diese nicht in Gymnasien gewonnen werden, wenn dort auch dem deutschen Unterricht eine weit größere Stundenzahl eingeräumt würde; denn ihre Zöglinge würden sich dann unter dem Einfluß einer doppelten Bil-

bungsweise entwickeln und keine reinen Resultate gewähren. Offenbar eignen sich dazu weit mehr die Realschulen; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gehören diese Anstalten zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Culturgeschichte.

Um die Klage zu rechtfertigen, daß dem Deutschen in obern Klassen zu wenig Raum gegönnt werde, entwirft nun der Verf. im Folgenden ein schönes und reiches Bild des viel verzweigten deutschen Unterrichtes, und verweilt dann, wie es die Ueberschrift der Abhandlung ankündigte, besonders bei der Lectüre und der schriftlichen Production. Wir können hier unmöglich dem Verf. in das Detail seiner treffenden Erörterungen folgen, und bemerken nur, daß auch er, wie Hiecke, die Aufgaben zu den deutschen Stylübungen besonders gern aus der deutschen Lectüre entnommen wissen möchte, und diese für die fruchtbarste Quelle wahrhaft zweckmäßiger Themata hält. Um seinen Gedanken durch ein Beispiel zu erläutern und zu bewähren, wählt er Schiller's Tell und deutet eine Fülle von Aufgaben an, die sich theils auf die Sprache und dichterische Form des Schauspiels, theils auf den Inhalt, auf die dargestellten Gedanken beziehen. Von diesen sind aber die aus dem Inhalt geschöpften bei weitem die reichsten, angemessensten und interessantesten, weshalb wir bei ihnen besonders verweilen, und den Verf. selbst reden lassen:

„Wie bei der Lectüre von der Betrachtung und Erklärung des Einzelnen ausgegangen, so werden die einzelnen Gedanken an sich und in ihrem nächsten Zusammenhange, dann kleinere zusammengehörende und zusammenliegende Gedankenkreise der nächste Stoff sein, an welchem die schriftliche Production geübt werden muß. In dieser Hinsicht geben die alten Schriftsteller häufig Gelegenheit, das Urtheil und den Scharfsinn der Jugend zu üben; denn ihr Verständniß ist an sich schon schwierig; dazu sind sie reich an dunkeln, nach mehreren Seiten hin schwankenden Stellen. Diesen zufälligen, und an sich immer zweideutigen Vorzug theilt die deutsche Literatur, namentlich die neuere, nicht in dem Grade, schon deshalb nicht, weil ihre Werke in unserer Muttersprache abgefaßt, die Worte durch den Druck fester gebunden sind und die Gedanken selbst den Ideenkreis und die geistige Atmosphäre, in welcher wir leben, näher berühren. Allein auch ihr geht dies Bildungsmittel nicht ganz ab. Häufig ist es schon der Ausdruck, welcher eine verschiedene Auffassung zuläßt; öfters die Tiefe des dichtenden Geistes, welche so ursprüngliche und großartige Gedanken erzeugt hat, daß die Interpretation von verschiedenen Seiten sie angreifen muß und vielleicht erst allmählig durch den Kampf einzelner Erklärungen unter einander zu dem einzig richtigen Verständnisse hingelangen kann; endlich kann auch die verschiedene Verstandes- und Geschmacksbildung der Lesenden eine Verschiedenheit der Ansichten über die Auffassung und Erklärung einzelner Stellen herbeiführen. Aufgabe der Lectüre sowohl wie der schriftlichen Production nach den oben angegebenen Modificationen ist es hier, den wahren Sinn des Dichters, welcher nur einer sein kann, zu ermitteln und zu begründen. Hierher möchten, außer vielen anderen Thematen, welche sich aus unserem Stücke entnehmen lassen, folgende*) gehören:

*) Bei den folgenden Dispositionen sind die trefflichen Schriften Weber's, Meyer's, Hofmeister's über unser Stück benutzt und ihrer Erklärung und Auffassung einzelner Punkte ist hie und da, wo sie abweicht, die

1. Erklärung der Worte Geßler's: „Jetzt, Retter, hilf Dir selbst — Du rettest Alle!" —
   1. Angabe des Zusammenhangs.
   2. Erklärungsversuche:
      a. „Der höhnende Tyrann denkt, der Schuß soll mißlingen, und „dann, allen Versuchen der Landleute, seinen Anordnungen je „wieder einigen Trotz entgegenzusetzen, auf immer ein Ende zu „machen. Sollte es anders ausfallen, welche Möglichkeit er in „seinen Gedanken gar nicht aufkommen läßt, so verheißt er mit „jener Aeußerung, seine Pläne aufzugeben und in den Wald„stätten Alles zu lassen oder herzustellen, wie es den Bauern gut „dünkt" — diese Erklärung gibt den Worten 1) eine Beziehung, die mit dem Schusse Tell's, um den sich das Ganze dreht, wie mit seinem daran geknüpften Schicksal in keinem nothwendigen Zusammenhange steht, und welche 2) schwerlich Einer der Anwesenden aus den Worten hätte entnehmen können.
      b. Wie im kurz — Vorhergehenden auf Tell's Fertigkeit im Schießen, so legt hier der Tyrann den ganzen Accent seines Hohns auf seine Bereitwilligkeit, überall dem Bedrängten zu helfen, wie neulich dem flüchtigen Baumgarten. „Du kannst Alles; Dich schreckt Nichts, wenn's zu retten gilt; jetzt, Retter, hilf Dir selbst, — Du rettest Alle!" d. h. an Deiner Errettung hängt die Aller, welche, wenn sie Rettung bedürfen, nur bei Dir sie finden können, die also verloren gehn müssen, wenn Du, ihr einziger Retter, nicht mehr bist. Was so der Tyrann höhnend in mehr allgemeiner Beziehung spricht, erkennt Tell in Beziehung auf sich als wahr: es ist für ihn, sein Kind, seine Familie, für Alle keine andere Rettung, als durch den Schuß. Daher entschließt er sich dazu mit den Worten: „Es muß *)!" —

2. Warum kann dem Liede des Fischers (I. 1.) nicht der Mythus vom Hylas unterliegen?

Einleitung: Wie bei Goethe's „Fischer," so wird man bei diesem Liede unwillkührlich an den Mythus vom schönen Knaben Hylas erinnert. — Erzählung des Mythus. — Allein dennoch hat dies nicht in der Absicht des Dichters gelegen; denn

   1. trotz der allgemeinen Aehnlichkeit beider Stücke findet unter ihnen zu große Verschiedenheit im Einzelnen statt. Der Mythus ist in den

---

eigene beigefügt. Um als Belege für die Sache dienen zu können, haben sie zum Theil mehr Farbe und größere Ausführlichkeit erhalten, als sie, für den Schulgebrauch bestimmt, haben sollten. Schüler, welche das Stück unter Leitung des Lehrers nicht gelesen haben, werden sie auch in dieser Form nicht bearbeiten können; diejenigen aber, bei denen dies der Fall ist, ihrer nicht bedürfen, wenn der Lehrer schon bei der Lectüre auf die Punkte, welche einmal schriftlich bearbeitet werden sollen, das für einen jeden geeignetste Licht geworfen hat.

*) S. die 11. Aufgabe 2. Band.

bestimmtesten, einzelnen Zügen ausgeprägt; dagegen unser Lied ganz allgemein gehalten.

2. Schiller konnte nicht an jenen Mythus denken; denn
   a. Anspielungen aus der alten Mythologie passen überhaupt weder für die Zeit, in welche die Handlung unsers Stücks fällt, noch für die darin auftretenden Naturmenschen: sie setzen Kenntniß des Alterthums, höhere Bildung voraus. Darum finden sich im ganzen Tell nur folgende drei: „Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden (III, 2.); — Wohin die Rachegeister sie geführt (V., 2.);" — „Bei diesem Feuer, das hier gastlich lodert (V. 2.)," — von denen die erste der Bertha von Bruneck, die beiden andern dem Johann von Schwaben, also höher gebildeten Personen, in den Mund gelegt werden;
   b. unpassend wäre sie insbesondere 1) für den niedern Bildungsstand des Fischers, und 2) für den Character eines Liedes, welches der Natur- oder Volkspoësie angehören muß; diesen liegen gemeiniglich Ideen des Volksmythus, örtliche Sagen u. dgl. unter.

Schluß. So ist es auch hier wirklich. Der Dichter hat das Lied auf eine Sage *) von einem kleinen See im Samser-Gebiete gegründet, von dem es heißt: „Es hat dieser See die Eigenschaft, daß er die Menschen, so babey schlaffen, an sich ziehe. Es sind noch mehr Leute im Leben, welche auch bey diesem See eingeschlaffen, und da sie erwachen schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen."

3. Wie ist Rösselmann's Rath an die Rütli-Verschworenen, sich an Oestreich zu ergeben, aufzufassen? (II., 2.).

Einleitung: Der Geschichte nach war die Schweizerische Geistlichkeit für den Anschluß an Oestreich: ohne National-Interesse neigte sie sich nach der Seite hin, von welcher ihr besonderes Interesse am besten gefördert werden konnte. Demnach konnte man Rösselmann's Rath an die Verschworenen: „Trennt euch vom Reich, erkennet Oestreich's Hoheit" — als seine Ueberzeugung ansehn.

Allein dieser Annahme widersprechen folgende Punkte:

1. Der vorsichtige Walther Fürst würde nicht einen Mann, dessen Einfluß bedeutend war, zu der Versammlung mitgebracht haben, wenn er seiner Gesinnung nicht völlig versichert gewesen wäre.
2. In Rösselmann selbst würde der plötzliche Wechsel seiner Ansicht an sich unnatürlich sein, und seinem Character, wie er ihn späterhin bewährt, nicht entsprechen; denn ein Mann, welcher in der Scene des Apfelschusses ohne alle Furcht den Tyrannen auf die Rechenschaft hinweiset, die er im Himmel von seinen Thaten werde geben müssen, und der ihm, als er den Tell nach Küßnacht abführen will, mit den Worten entgegentritt: „Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiser nicht!" — kann sich durch die Entrüstung der Verschworenen unmöglich so bald umstimmen lassen.
3. Nachdem Rösselmann es veranlaßt hatte, daß die Verschworenen sich als Landesgemeine constituirten, war das Nächste, der Zuverläs-

*) Vergl. Meyer i. d. angeführten Schrift S. 21.

sigkeit derer, mit denen er in eine so gefährliche Verbindung treten will, und überhaupt des davon abhängenden, wahrscheinlichen Erfolges gewiß zu werden; in dieser Absicht räth er, sich an Oestreich zu ergeben. Die allgemeine Entrüstung, wie das dadurch hervorgerufene Gesetz über die Aechtung des Verräthers, geben ihm diese Gewißheit; daher die im freudigen Gefühle gesprochenen Worte: „Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz!" Nun nimmt er zuletzt noch seinen Mitverschworenen den Eid des neuen Bundes ab, und erfüllt so, was Klugheit und sein Stand von ihm forderte.

Darauf beschränken sich indeß die schriftlichen Uebungen dieser Art noch nicht; es können die Schüler weiter angeleitet werden, die in der Dichtung zerstreuten Züge zu Bildern des Schweizerlandes zusammen zu stellen; man kann ihnen eine Schilderung des Schweizervolkes, wie es uns Schiller in seinem Tell vorführt, zur Aufgabe machen; man kann von ihnen verlangen, daß sie das Leben der drei Hauptstände desselben, der Fischer, Jäger und Hirten, nach den speziellen Zügen, welche das Stück an verschiedenen Stellen enthält, darstellen; man kann von ihnen Characteristiken einzelner Personen des Drama's fordern. Zu einer Aufgabe der letzten Art gibt uns der Verf. folgende Disposition:

4. Tell, der Mann der That.

Der Dichter wendet verschiedene Mittel an, um seinen Helden als den thatkräftigen Mann darzustellen:

I. äußere:

a. das allgemeine Urtheil seiner nähern Umgebung wie des Volks überhaupt über ihn. — Ruodi: „Wohl beſſ're Menschen thun's dem Tell nicht nach; Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge." — Hedwig (III.; 1.) meint, sie würden ihn da hinstellen, wo die meiste Gefahr sein würde. — Geßler sagt (III., 1.): „Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte," weil er ihn für den Gefährlichsten hält. — Als Tell gefangen genommen ist, ruft Stauffacher: „O nun ist Alles, Alles hin! Mit euch sind wir gefesselt Alle und gebunden!" und die Landleute fallen ein: „Mit euch geht unser letzter Trost dahin!" — Der Fischer (IV, 1.): Der Tell gefangen und der Freiherr todt! Erheb die freche Stirne, Tyrannei! — — Der Arm, der retten konnte, ist gefesselt. — Stauffacher verspricht (IV., 2.), seinen Kerker aufzuthun; dagegen Hedwig: „Was könnt ihr schaffen ohne ihn? — Euch Alle rettete der Tell!" —

b. der Contrast und Vergleich

a. in der ersten Scene mit dem Fischer Ruodi, dem bloßen Wortmenschen,

b. weiterhin mit den Rütli-Verschworenen, welche, obwohl sie anfänglich große Hoffnungen erregen, doch in dem Grade in den Hintergrund treten, als Tell kühner und kräftiger hervortritt.

c. seine isolirte Stellung: weder mit seinen nächsten Verwandten, noch mit den Verschworenen ist er zu gemeinsamen Handeln verbunden.

2. Tell besitzt alle Eigenschaften des Thatkräftigen:
   a. Er liebt weder langes Ueberlegen, noch breites Reden. Seine Sprache ist kurz, körnig, sententiös, voll Kraft. — Sein Grundsatz ist: „Wer zu viel bedenkt, wird wenig leisten." — Er ist ohne Reflexion: „Doch was ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath; Ich kann nicht lange prüfen oder wählen." — Was jedesmal noth ist, das thut er auf's Beste: „Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell: Es soll an mir nicht fehlen!"
   b. Bei dem Bewußtsein seiner Kraft überhebt er sich derselben nicht. — „In Gottes Namen denn! — Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen." Und: „Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch, Aus Sturmesnöthen muß ein Andrer helfen. — Dem Apfelschusse geht ein langer, innerer Kampf vorher; nur die Ueberzeugung: „Es muß!" treibt ihn dazu.
   c. Nur in rastlos erneuter Thätigkeit findet er den wahren Genuß des Lebens: „Dann erst genieß ich meines Lebens recht, Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu erbeute: (III., 1.)." —
3. Beweise seiner Thatkraft selbst.
   a. Schon dadurch, daß seine Thaten auf der Scene, vor unsern Augen vorgehn, während die der Uebrigen nur erzählt werden, treten sie in ein helleres Licht.
   b. Mit dem characteristischen Worte tritt er zuerst auf: „Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht? (I., 1.)" und stellt sich uns als der, welcher er ist, sofort dar durch das, was er thut.
   c. In den vier ersten Scenen ist er die allein handelnde Person im Stücke: Rettung Baumgartens; — Apfelschuß; — Tödtung Geßler's.

Dann gibt der Verfasser weiter noch eine Reihe Aufgaben, zu deren Lösung mehr das ästhetische und kritische Urtheil in Anspruch genommen wird. Dahin gehören:

5. Sind Melchthal's Worte über den Werth des Gesichts für die lebenden Wesen (I., 4.) seinem Bildungsstande und seiner Situation angemessen?

Einleitung: Jeder nicht ganz Gefühllose wird die Schönheit dieser Stelle sowohl was die Gedanken, als den Glanz des Ausdrucks betrifft, erkennen. — Kurze Erläuterung derselben. — Dennoch sind

1. mancherlei Ausstellungen, hergenommen von dem Bildungsstande und der Situation Melchthal's, daran gemacht:
   a. „Ein einfacher, junger Landmann aus dem Mittelalter rede hier, „keineswegs ein speculativer, zur Verallgemeinerung seiner Vor„stellungen gebildeter Geist" — Allein ein Jeder hat wol schon an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß ein gewaltiger Affect, welcher ihn ergriffen hat, ihn so sehr in seinen Empfindungen und Worten über sich emporheben kann, daß er nach zurückgekehrtem ruhigem Zustande fühlt und glaubt, er sei in jener Aufregung ein ganz anderer gewesen. Schon das fremde Leid, wenn wir nur davon hören, kann unser Gefühl in einen solchen Zustand höherer Erregung versetzen, in welchem wir alle, welche das Unglück nicht

berührt hat, in einer fast poetischen Form der Darstellung glücklich preisen. Dazu ist Melchthal ein Jüngling, feurig und voll tiefen Gefühls, und schon durch seine Stellung neben Stauffacher und Walther Fürst als zu dem gebildeteren Theile seiner Landsleute gehörig bezeichnet.

b. „Ein durch seine Schuld mit so ungeheurem Unglück plötzlich „überraschter Sohn, wenn er dasselbe wirklich tief empfinde, werde „entweder auf das Unheil, wie durch Baseliskenblick gebannt, hin„starrend stumm bleiben, höchstens in abgebrochenen, kurzen Aus„rufungen seinen Schmerz äußern, oder wild und leidenschaftlich „zur Rache stürmen." — Was den ersten Punkt betrifft, so überwältigt freilich der heftigste Schmerz das Gefühl, macht starr, ist wie thränenlos, so lautlos; allein der Dichter, wie überhaupt der Künstler, stellt nicht die reine Natürlichkeit dar; ein schreiender Melchthal würde widerwärtig sein, ein stummer für den dramatischen Dichter nicht brauchbar; seine Personen müssen ihre Gefühle in Worten äußern und auch das Ungeheure zu fassen und zu tragen im Stande sein. Der zweite Einwurf fällt aber von selbst weg, wenn

2. die Stelle in ihrem Zusammenhange gefaßt wird. Unser Dichter läßt den gewaltigen Seelenschmerz Melchthal's gleichsam dramatisch vor unsern Augen sich entwickeln. In der Seele des liebevollsten Sohnes, des leidenschaftlichen Jünglings kann er sich nicht nach einer Seite hin äußern; auf verschiedene Weise, immer mit gesteigerter Heftigkeit fällt er ihn an; verschieden, aber furchtbar und wahr ist sein Ausdruck.

Kaum hat Melchthal im Nebenzimmer das gräßliche Wort Stauffacher's gehört, so stürzt er hervor. Er weiß nicht, hat er recht gehört? Er glaubt es nicht, kann's nicht glauben, weil es zu schrecklich ist. Daher die mehrmalige Frage: „In die Augen? — In „seine beiden Augen? — Wirklich blind und ganz geblendet?" — Erst mit dem: „Niemals, niemals wieder!" hat er die furchtbare Gewißheit. —

Er drückt die Hand vor die Augen, fühlt gleichsam des Vaters Schmerz ganz durch und durch: der edelsten Himmelsgabe, durch welche alles Lebende seines Daseins froh wird, ist er verlustig, verlustig durch ihn, der sie ihm nicht ersetzen kann.

Da entdeckt ihm Stauffacher noch das Letzte: „Dem Vater ist Alles geraubt; nackt und blind muß er von Thür zu Thüre wandern." — Darüber tritt der Schmerz in das letzte Stadium als Sorge für den grenzenlos Elenden und als Gefühl der Rache an dem Tyrannen.

Schluß: So gehört die fragliche Stelle nothwendig zum Ganzen, dies Ganze aber ist von Bedeutung für Melchthal's Charakter. Er ist der einzige, der sich erst im Verlaufe des Stückes entwickelt und vollendet. Dieser Schmerz ist gleichsam das Läuterungsfeuer, durch welches er aus einem leidenschaftlichen Jünglinge zum gesetzten, thatkräftigen Manne wird.

6. Wie lassen sich die Widersprüche in Tell's Character erklären?

Einleitung: Zwei Punkte sind es hauptsächlich, welche mit Tell's Character nicht ganz im Einklange zu sein scheinen: der Monolog (IV., 3.) und die Scene mit Johann von Schwaben (V., 2.).

I. Entwicklung des Widerspruchs.

1. Im Monologe faßt Tell nicht den Entschluß, den Landvogt zu tödten, sondern er rechtfertigt ihn vor sich selbst: Nothwehr; — Erfüllung seines Schwures bei'm Apfelschusse; — Gott straft durch ihn den Tyrannen. Allein

a. dies Zerlegen der That, dies ängstliche, fast scrupulöse Abwägen der Motive paßt nicht zu seinem sonstigen Character: er ist der Mann der That; seiner selbst gewiß thut er, ohne lange zu überlegen und zu prüfen, was der Augenblick erfordert.*)

b. Auch rücksichtlich des Ausdrucks, so schön er an sich ist, ist Tell ein Anderer: sonst kurz, sentiös, nur das Nothwendige sprechend; hier wortreich-bald elegisch-sentimental, bald pathetisch.

2. Die Scene mit Johann von Schwaben ist noch weniger in Tell's Character begründet.

a. Der einfache, bescheidene, anspruchlose, vor dem Höheren selbst demüthige und unterwürfige Landmann überhebt sich seiner That, prahlt und brüstet sich mit ihr.

b. Der Tell, welcher, voll tiefen Mitgefühls, rettet, hilft, wo er kann, der selbst „das verlorne Lamm vom Abgrund holt," kann über den unglücklichen, in seinem Gewissen gerichteten und zerknirschten Verbrecher nicht ein so grausames Strafgericht halten, wie er besonders in den Worten thut: „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, Verfluche Dich und Deine That?" —

II. Erklärung dieser Widersprüche. Beide Stellen haben ihren Grund in dem Streben des Dichters, Tell's That als eine durchaus sittliche darzustellen, im Monologe vor der That durch ruhige Reflexion aber dieselbe, in der zweiten Scene nach derselben durch die Zusammenstellung mit Johannes Parricida. Vgl. den oben angeführten Spruch Börne's.

7. Ist der Fischer (IV., 1.) mit dem Fischer Ruodi (I., 1.) identisch? Diese Frage ist

I. aus folgenden Gründen verneint:

1. „Es löse sich dann der Widerspruch, in welchen der Dichter sonst „geriethe, indem er die I., 1. erwähnte Fischerhütte an das entgegen„gesetzte (östliche) Ufer des See's verlege." — Allein dieser läßt sich auch ohne diese Annahme heben: entweder kann der Fischer, nachdem die Landenberger Reiter die alte Hütte (I., 1.) zerstört haben, die neue aus irgend einem Grunde an diesem östlichen Ufer erbaut haben, oder die hier gelegene ist gar nicht sein Eigenthum. Eben so wie Kunz von Gersau kann auch er vor dem nahenden Sturme hier Schutz gesucht haben.

2. „Daß Schiller im Personenverzeichnisse diesen Fischer nicht beson„ders aufführe, sei kein Grund gegen diese Annahme, da er eben so „wenig den Hirten und den Alpenjäger dort besonders namhaft mache."

*) S. die 4te Aufg. 2, a.

Ganz recht, weil auch der Hirt und der Alpenjäger mit dem Hirten Kuoni und dem Jäger Werni dieselben Personen sind. Bei dem Namen des Jägers Werni steht der ausdrückliche Zusatz: „steigt" — nachdem er nämlich sein Lied beendigt hat, — „vom Felsen herab," und der Hirt, welcher eben den Matten sein Lebewohl gesungen hat, antwortet auf die Frage: „Treibt ihr jetzt heim?" dem Ruodi: „Die Alp ist abgeweidet," worauf Werni ihm eine glückliche Heimkehr wünscht. Hierdurch lös't sich der

3te Einwurf, „daß Schiller den Ruodi immer mit seinem Eigennamen bezeichne," von selbst.

II. Für die Identität Beider sprechen folgende positive Gründe:

1. ein äußerer. Der Fischer (IV., 1.) gesteht dem Tell auf seine Frage, daß er im Rütli mitgeschworen habe. Dort wird aber unter den von Uri kommenden Landleuten der Fischer Ruodi namentlich, aber kein zweiter Fischer genannt.
2. innere:
   a. Es wäre unpassend, wenn der Dichter ein und denselben Charakter und zwar aus der untersten Volksklasse durch zwei Personen dargestellt hätte. Daß ihr Charakter aber
   b. nur einer ist, ergibt sich aus einer Zusammenstellung.

   Der Fischer Ruodi kann durch kein Flehn bewogen werden, Baumgarten zu retten; Ausflüchte hat er genug: den Sturm, seine Familie, seinen Aberglauben. Ueber den Vorwurf des Hirten tröstet er sich leicht mit Tell's Trefflichkeit. Bei dem Unfuge der Landenberger ringt er die Hände und macht seinem patriotischen Schmerze in einem Stoßgebete Luft. Sein Wort Patriotismus culminirt V., 1.: Dem Stier von Uri gibt er Befehl, Lärm zu blasen; dem ehrwürdigen Walther Fürst, der zur Vorsicht räth, entgegnet er wenig geziemend; bei'm Niederreißen der Veste Zwing-Uri zeigt er sich als Held, und jetzt, wo er noch nicht zu befürchten hat, bei'm Worte genommen zu werden, verheißt er, Heldenthaten zu verrichten. Schön geredet hat er vom Anfang bis zu Ende, aber nicht eine nennenswerthe That vollbracht.

   An unserer Stelle (IV., 1.) dieselbe Redseligkeit, dasselbe zur Schau tragen seines patriotischen Schmerzes, dasselbe Beklagen und Bejammern der auf der See Treibenden, ohne auch nur einen Schritt zur Hülfe zu thun, ohne Muth, Energie und Thatkraft dasselbe Pathos. Ja, er übertrifft sich hier selbst, indem er Sturm und Wetter überschreit: „Erheb' die freche Stirn ꝛc." Diese Stelle, eine bewußte oder unbewußte Nachahmung der Stelle im König Lear (III, 2.), läßt, so gewaltig sie an sich ist, vor dem Vorwurfe der Ueberschwenglichkeit und Unnatürlichkeit nur dadurch sich schützen, daß sie als aus der Seele eines im Pathos sich überbietenden Wortheldes stammend angesehen wird.

Endlich können sich auch die aus dem Inhalte des Stücks entnommenen Aufgaben auf größere zusammenhängende Theile oder auf das Ganze des Stücks selbst beziehen. Themata dieser Art sind:

8. Welches ist der Zweck des lyrischen Anfangs (I., 1.)?

Einleitung. Zweck des Stücks ist, zu zeigen, wie das harmlose Volk der Schweizer, aus dem glücklichen Naturzustande durch fremde Willkühr herausgerissen, sich durch eigene Kraft wieder in den Besitz seines geraubten Gutes setzt. Die Zeit der Handlung liegt vor der feineren Civilisation, hat einen idyllischen Character, wie der Ort. Der lyrische Anfang leitet demnach ein:

I. in diesen Character des Orts und veranschaulicht ihn der Phantasie

1. durch Angabe der Scenerie: die romantische Umgegend des Vierwaldstätter-See's.
2. Durch die Staffage, wodurch er eigenthümliches Leben und characteristische Bestimmtheit erhält: auf dem See der Fischer; von den Matten zurückkehrend der Hirt mit seiner Heerde; der Gemsjäger auf dem Felsen.
3. Durch die Lieder, welche hier die lieblichsten, dort die furchtbarsten Züge von der Eigenthümlichkeit des Orts enthalten.

II. in das Volksthümliche. Das Volk wird uns

1. seinen Hauptbestandtheilen nach vorgeführt. Es ist ein Naturvolk; durch die Natur ist seine Lebensweise und Beschäftigung bedingt: der Hirt, der Fischer und Jäger vertreten als die hauptsächlichsten und eigenthümlichsten Stände das Volk selbst.
2. Durch die Lieder wird das Characteristische dieser Stände treffend angedeutet.
   a. Sie drücken die einem jeden eigenthümlichen Gefühle aus:
      a. das des Fischers das Gefühl höchster Lust neben der größten Gefahr. Das Wohlbehagen, welches das Baden im See gewährt, das Anziehende, Lockende, aber auch Betäubende, was die Geheimnisse der Tiefe und das Weben auf der weiten, bald ruhigen, hellen, bald bewegten oder mit Nebel bedeckten Oberfläche für die Phantasie haben, so wie das Gefährliche und Tückische des Wassers ist durch poetische Behandlung einer örtlichen Sage dargestellt *).
      b. Das Lied des Hirten den Frieden und die süße Ruhe auf den Matten. Er führt, auf sich beschränkt, fern von dem Beistande der Menschen, aber auch von ihren Leidenschaften ein einförmiges, aber glückliches Leben, daher die Wehmuth, mit der er scheidet, und die Freude bei dem Gedanken der freudigen Wiederkehr.
      c. Das Lied des Jägers das Gefühl der Unerschrockenheit und Todesverachtung. Durch den Kampf mit Gefahren, die ihn überall umringen, gewinnt er jene Selbstständigkeit und Freiheit, wodurch allein das Leben Reiz für ihn hat.
   b. Demnach stimmen die drei Stände in folgenden characteristischen Eigenthümlichkeiten überein:
      a. in gleich inniger Liebe zu dem Lande, das ihnen ihre Subsistenz und die erhebendsten Freuden gibt;
      b. im Vertrauen auf eigene Kraft und in einem Muthe, der durch Gefahren geübt und bewährt ist;

*) Vergl. d. 2. Aufg.

c. im Gefühle der Unabhängigkeit und höchster Freiheit.

Schluß. So tragen der Ort der Handlung so wie die Menschen selbst den idyllischen Character, der dem Zwecke des Stücks entspricht. Für Beide ist im Voraus unser höchstes Interesse gewonnen: Wie werden auf diesem Schauplatze solche Menschen handeln, zumal im Momente höchster Aufregung und im Kampfe für ihre heiligsten Interessen? —

9. Welchen Eindruck macht der erste Aufzug auf das Gefühl?

Einleitung. Jede Erscheinung im Leben wie in der Kunst ergreift unmittelbar das Gemüth. Dieser Eindruck wird desto bestimmter, je klarer und deutlicher die Erscheinung dem Geiste wird. Daher ist, um sich des Eindrucks, welchen der erste Aufzug unseres Stücks auf das Gefühl macht, bestimmt bewußt zu werden,

I. nothwendig, in den Zweck und die dadurch bedingte Anlage näher einzugehn.
 1. Zweck desselben ist, die Exposition des Stücks zu geben, insoweit sie das Volk angeht, während die erste Scene des zweiten Aufzugs sie mit dem abschließt, was den Adel betrifft.
 2. Demnach zerfällt er seiner Anlage nach in drei Hauptstücke:
  . den lyrischen Anfang als Einleitung in das ganze Stück*), insbesondere den Contrast zu den folgg. Gräuelscenen bildend.
  b. In die Darstellung
   a. des Jochs der Tyrannei: 1) Buhlerei des Wolfenschießen; Gewaltthätigkeiten der Landenbergischen Reiter (I., 1.) — 2) Klagen der Luzerner, die österreisch geworden sind (I., 2.) — 3) Bedrohung Stauffacher's durch Geßler (I., 2.) — 4) Bau der Veste in Altdorf (I, 3.) — 5) Aufstellung des Huts. — 6) Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Landenbergers gegen Melchthal den Sohn und den Vater (I., 4.) —
   b. Des sich verkündenden Freiheitssinnes der Unterdrückten: Ruodi: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?" — Patriotische Gesinnung Gertrud's; — Stauffacher's Entschluß; Grimm und Hohn der Bauleute (I., 2.) — Tell's und Stauffacher's gegenseitige Erklärungen. —
  c. Der Bund der drei Männer (I., 4.).

II. Durch diese Anlage des Aufzugs wird sein Eindruck auf das Gemüth bestimmt.
 1. Der lyrische Anfang versetzt in eine idyllische Stimmung. Aus dieser wird
 2. das Gemüth aufgeschreckt durch das mit jeder Scene mehr anwachsende Scheusal der Tyrannei und mit innigem Mitgefühle für das ohne seine Schuld unglückliche Volk erfüllt.
 3. Jedoch die allgemeine Entrüstung desselben, welche in gleichem Maße wie die Tyrannei steigt, der immer mächtiger sich aussprechende Freiheitssinn, endlich und vornehmlich der Bund der drei Ehrenmänner — alles Dies mildert und löst die Beklommenheit und macht der Hoffnung Raum, daß der Tag der Freiheit dem Lande kommen werde.

*) Vgl. d. Aufg.

10. Warum läßt der Dichter seinen Tell an der Verschwörung nicht Theil nehmen?

Einleitung. Nach Tschudi ist Tell einer der Verschworenen. Daß der Dichter in diesem Punkte von ihm abgewichen ist, hat

I. für das Stück die Uebelstände herbeigeführt, daß eine unerklärliche Lücke in den Beschlüssen der Landleute und reiner Zufall die Haupthandlung vermitteln und tragen.

1. Die Verschworenen fassen auf dem Rütli über Geßler keinen Beschluß. Stauffacher bezeichnet ihn zwar als den gefährlichsten; Baumgarten wünscht in Bezug darauf dahin gestellt zu werden, „wo's halsgefährlich ist." Reding aber schiebt die Sache sofort bei Seite: „Die Zeit bringt Rath, man müsse dem Augenblicke auch etwas vertrauen." — Mag nun ein Naturvolk im Beschließen ungeübt und mangelhaft sein, so zeigen sich namentlich die Häupter der Verschworenen doch sonst nicht darin ungeschickt: deshalb ist es unwahrscheinlich, daß sie das Wichtigste übergehen, während sie minder Wichtiges erledigen. Diese Lücke ist deshalb in ihren Berathungen gelassen, damit

2. Tell und zwar rein zufällig sie ausfülle. Zufällig begegnet er dem Landvogte im Gebirge; zufällig kommt er an den See und rettet Baumgarten; zufällig geht er vor dem Hute vorbei; zufällig — durch den Sturm — wird er aus des Vogts Gewalt befreit: die Tödtung Geßler's ist also das Resultat von lauter Zufällen.

II. Was bewog trotzdem dem Dichter, seinen Helden an der Verschwörung nicht Theil nehmen zu lassen?

1. Tell ist eine selbstständige Natur. Göthe: Ich war zufrieden, daß Schiller den Hauptbegriff eines selbstständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell's benutzte" — Tell's Grundsatz ist: „Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst. — Der Starke ist am mächtigsten allein (I., 3.)." —

2. Berathend Beschließen ist nicht seine Sache*).

3. Er ist kein politischer Held. Er scheut die Obrigkeit, will sich gegen die Söldner nicht selbst helfen. Seine That ist Nothwehr: Weib und Kind muß er beschützen vor der Wuth des Vogts. Als solche erscheint sie nur, wenn er allein steht, nicht mit anderen conspirirt. Nicht den Unterdrücker des Landes tödtet er; — „Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden; — Sie werden endlich doch von selbst ermüden, Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn" — sondern den „Todfeind, der ihn will verderben." —

Schluß. Auch hier überwog also die Rücksicht auf den Character, insbesondere auf den sittlichen Character seines Helden die Rücksicht auf die genaue und streng motivirte Verbindung des Stücks.

11. Inwiefern ist der Dichter in der Scene des Apfelschusses (III., 3.) von der Erzählung Tschudi's abgewichen?

Einleitung. Auch in dieser Scene ist der Dichter dem Chronisten gefolgt, jedoch mit den Abweichungen, welche die dramatische Abhandlung nothwendig machte.

*) Vgl. d. 4. Aufg. 2, a.

1. Tschudi's Erzählung *).
2. Abweichungen davon
   a. in Rücksicht auf Geßler. Bei Tschudi verhört Geßler den Tell erst am Tage darauf, als er sein Gebot verletzt hatte; dann erst läßt er Tell's Kinder holen und befiehlt den Schuß. Der dramatische Dichter mußte einmal diese Begebenheiten in einen Moment zusammenfassen und sodann es motiviren, wie Geßler gerade auf den Apfelschuß verfiel und hartnäckig darauf bestand. — Tell entschuldigte sich mit Unbedachtsamkeit und Einfalt: „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell." (Einfältige.) — Verhielt es sich mit ihm wirklich, wie er sagte, so war er dem Landvogte nicht furchtbar. Dieser will ihn daher prüfen, wie Palamedes den Ulysses **), und gerade durch die Waffe, vor der er im Schächenthal gezittert hatte (III., 1.) und welche er nur ungern in Tell's Händen sah. (Vgl. III., 3.: „Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen u. s. w.") Dies steht in dem Augenblicke bei ihm fest, da er zu Tell sagt: „Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell." Auf die besondere Art der Prüfung wird er aber durch die Worte des vorlauten Knaben geführt, daß sein Vater einen Apfel auf hundert Schritte treffe. — Tell tiefergriffen weigert sich. Der Landvogt erkennt daraus die Unwahrheit seiner frühern Entschuldigung. Höhnend weiset er ihn darauf hin: „Ei, Tell, Du bist ja plötzlich so „besonnen?" Nun muß er ihn, weil er von ihm das Aeußerste zu befürchten hat, unschädlich machen, und in diesem Entschlusse müssen ihn die Fürbitten, die Bewegung im Volke, das kühne Auftreten von Rudenz bestärken.
   b. In Rücksicht auf Tell. Schiller gibt ihm das innigste Gefühl väterlicher Liebe. Dies ist an sich nicht zu tadeln; denn dies Gefühl, in jedem Naturmenschen gegründet, muß sich hier im Tell so lebendig aussprechen, da es auf die furchtbarste Weise angeregt ist. Allein läßt dies Gefühl es zu, daß er den Schuß wagt? Tschudi's Tell zeigt es nicht in dem Grade; auch stärkt er sich durch Gottvertrauen zur That. Anfänglich will der dramatische Tell lieber sterben, als schießen. Nicht der Hohn des Tyrannen, nicht daß er seinen Ehrgeiz anstachelt, nicht das Vertrauen, was Tell selbst in seine Kunst setzen mag und der furchtlose Knabe in ihn setzt, bewegt ihn, sondern die Nothwendigkeit. Schießt er nicht, so ist er mit seinem Kinde verloren; eben so, wenn er gleich den von seinen Reisigen umringten Landvogt niederschösse. Mit den Worten: „Es muß!" wählt er den Ausweg, wo einzig noch Rettung möglich war.

*) In Meyer's angeführter Schrift ist der Abschnitt der Chronik, welcher unser Stück betrifft, abgedruckt.

**) Alle Erklärer stimmen in dieser Annahme überein; läugnen jedoch läßt es sich nicht, daß der Dichter seine Meinung nur dunkel und unbestimmt angedeutet hat. Und unerklärlich bleibt dabei der Ausruf des Landvogts nach geschehenem Schusse: „Er hat geschossen? — Wie? der Rasende!" —

c Die übrigen Personen kommen bei Tschudi nicht vor. Wie finden sich die Rütli-Verschworenen auf einmal hier zusammen? Stauffacher hat auf dem Rütli den weisen Rath gegeben, daß Jeder still zu Hause seine Geschäfte treiben soll bis zur bestimmten Zeit; — nun ist er selbst ohne bestimmmten Grund von Schwyz nach Uri gekommen. — Melchthal, der nach Walther Fürst's Ausspruche „nicht sicher in Uri, weil die Tyrannen sich die Hände reichen, weil Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken (I., 4.)," der auf den einsamsten Pfaden in seine Heimath zieht (II., 2.), der so viel Selbstbeherrschung beweiset, daß er verkleidet seinen Todfeind sieht, ohne ihn zu tödten, widersetzt sich hier dem Trabanten des Vogts, stellt sich seinen eigenen, argwöhnischen Blicken dar, ruft die wehrlosen Landleute zur Gewalt auf. Dies letzte ist wieder eine Zuthat aus des Dichters Herzen. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß alle passend in die Handlung eingreifen, sie beleben und befördern; aber erklärt ist dadurch ihr plötzliches Erscheinen nicht.

IV. Miscellen.

Die Percy Society, welche sich schon durch die Herausgabe mehrerer höchst werthvoller archäologischer Schriften verdient gemacht, hat so eben ein neues Werk veröffentlicht The lord Mayor's Pageants, (der Verfasser ist Frederik W. Fairholt) welches für die Geschichte der älteren dramatischen Literatur von großer Wichtigkeit ist. Die Schilderungen geben ein sehr lebhaftes Bild von den mittelalterlichen Festen, es sind zugleich sehr interessante Vergleichungen mit Belgien und Frankreich angestellt, und man gedenkt unwillkührlich der Melodramen des großen Sängerkönigs der alten Provence, der Fête Dieux d'Aix und der Jeux de Tarasque an den Rhône-Ufern. Die letzteren sind im vorigen Jahre wieder mit dem größten Glanze gefeiert worden und da uns über dieselben gerade der Bericht eines Mannes vorliegt, welcher als Antiquar und Dichter mysteriöse Bedeutung gefunden, so wird eine Mittheilung hierüber unseren Lesern um so anziehender sein, weil die Tarasque de sainte Marthe im „Drachen des Heiligen Georg" die beste Analogie findet.

Les jeux populaires du moyen âge avaient une gaieté qui convient à la place publique et qui se passait de l'élégance des idées et du bon goût des moyens. Pour animer les masses, le rire est le ressort le plus sûr. Les finesses de l'esprit ne sont appréciées que de quelques intelligences d'élite auxquelles il faut bien se garder de sacrifier les plaisirs du grand nombre. Le mieux, en pareil cas, consistait à revêtir d'une forme joviale une pensée utile.

Les divertissements de la Pentecôte à Tarascon appartiennent à cette catégorie. Ils sont à la fois un spectacle bouffon et l'expression d'une verité religieuse.

Les jeux de la tarasque *) cachent un drame religieux dont le premier acte commence le lendemain de la Pentecôte, et qui se dénoue à quelques semaines de là, le 29 juillet, jour de la procession de sainte Marthe.

A la Pentecôte, la tarasque, symbole du paganisme, se montre ardente et furieuse. Elle se rue sur la foule, renverse, blesse les hommes, s'environne de feux et d'une épaisse fumée comme pour mieux dissimuler ses attaques et porter plus sûrement ses coups. C'est l'image du désordre moral qui obscurcit l'esprit humain, fausse sa direction, l'agite et le porte aux violences.

*) Es hat die Gestalt eines Krokodills.

A quelques mois d'intervalle, la tarasque a été subjuguée par la verité religieuse.

Nouvelle convertie, elle figure aux cérémonies de la procession de sainte Marthe; toutes ses fureurs sont éteintes. Le christianisme, sous la forme d'une jeune fille, la tient enchaînée par un simple lien de ruban, la dirige, et si quelques rugissements lui échappent, si elle laisse entrevoir quelque indice de son ancien caractère, Marthe l'asperge aussitôt avec quelques gouttes d'eau bénite qui suffisent pour la ramener à la docilité. C'est avec ces alternatives de soumission et de résistance qu'elle suit la procession du 29 juillet, à laquelle assistent le clergé, les corps de métier, tous les notables de la ville; et quand le peuple et le clergé sont entrés dans l'église, quand le prêtre élève l'ostensoir pour bénir, un triple tressaillement agite le monstre qui témoigne par là que la bénédictio est arrivée jusqu'à lui et que le triomphe du christianisme est définitif et complet.

Telle est la forme, tel est l'esprit de cette fête imaginée en 1474 par le bon roi René, dans le but de divertir son épouse malade et de se distraire lui-même de la perte de ses Etats.

Le lendemain de la Pentecôte des jeunes hommes revêtus d'un riche costume de dentelle et de soie, portant, suspendue à un large ruban rouge jeté en sautoir, l'image de la tarasque, se rendent à l'église de Sainte-Marthe, et au sortir de l'office divin parcourent processionnellement les rues de la ville pour annoncer que la fête commence. Cette promenade connue sous le nom de *bravade*, est elle-même un spectacle. Un corps nombreux de musique, jouant des airs composés pour la fête, ouvre le cortège. Les chevaliers de la tarasque marchent en tête; après eux viennent les agriculteurs, les jardiniers, les bergers, les marins, chaque compagnie ayant une bannière, ses registres, et les signes caractéristiques de son industrie. La marche est fermée par des joueurs de fifre et de tambour, toujours joyeux enfants de l'ancienne Provence.

Un dîner de corps suit la bravade.

A une heure, la tarasque, escortée de ses chevaliers, arrive à la place de l'hôtel de ville, théâtre traditionnel de ses violences. Une foule immense s'y est déjà rendue, bruyante et frémissant de joie, appelant le spectacle de ses cris, ne comptant pour rien le soleil du midi dont l'ardeur tombe d'aplomb à cette heure du jour. Le soleil est un excitant de plus.

Lagadigadeau! la tarasque! la tarasque!
Lagadigadeau! la tarasque! le château!

Ce refrain, paroles et musique du bon roi, est l'accompagnement obligé des courses et des jeux. Cependant toutes les croisées sont occupées par des dames et par ceux que la prudence écarte de la lice. Les maisons sont remplies jusqu'aux combles; il y a des curieux même sur les toits; enfin, pour multiplier les points de vue, des tréteaux, gradués en retraite des fenêtres, donnent place à des milliers de spectateurs.

Et maintenant, vienne la fête! . . . la voici:

Une pièce d'artifice, partie des naseaux de la tarasque, annonce qu'elle va courir. Aussitôt elle se rue sur la foule, qui fuit avec pré-

cipitation. Mue par de hommes cachés sous son énorme carapace, escortée par ses chevaliers, elle s'élance avec l'ardeur d'un crocodile. Ses naseaux vomissent des flammes et de la fumée; elle va, vient, s'arrête ou s'élance subitement, tourne sur elle-même, et, dans ses brusques évolutions, la poutre inflexible qui forme sa queue balaye à droite et à gauche les imprudents qui se trouvent dans le cercle qu'elle décrit. Dieu sait le nombre de contusions reçues en quelques minutes!

C'est la première course; allons à un autre épisode.

Voici les jeux des corps de métier.

La foule que la tarasque a poursuivie, haletante de fatigue et de soif, voit arriver à elle de bons paysans, à l'air naïf et hospitalier. Ils sont porteurs d'énormes calebasses remplies d'un vin généreux. Vous êtes fatigués, rafraîchissez-vous, buvez, vous disent ces excellents hommes. . . Ah! gardez-vous de boire: rachetez plutôt votre soif par une offrande faite au tronc que portent les suivants de la calebasse; car si vous vous laissez aller à l'invitation, à peine aurez-vous approché la courge de vos lèvres qu'un filet de vin parti d'un robinet secret vous inondera de ses flots, et votre mésaventure excitera la gaieté de tous les spectateurs.

Une seconde course vient de renouveler les divertissements de la première; à celle-ci succède la plantation de la vigne.

Des vignerons, armés de bêches, ayant des ceps à la main et traînant après eux une longue et grosse corde, sont devenus les maîtres de la lice. Ils fouillent la terre, plantent les ceps, se meuvent, se fatiguent en tout sens. Provoquée par cette manœuvre, la foule se presse bientôt autour d'eux. Alors deux vignerons, jeunes et alertes, saisissant chacun un bout de la corde, la déploient et s'élancent sur les spectateurs, qui fuient à leur approche. Manquer d'agilité, c'est être renversé par la corde, qui rampe avec la force et la rapidité d'un serpent. Les culbutes sont sans nombre; une chute en entraîne dix; en un clin d'œil la place est couverte de maladroits roulant les uns sur les autres. Les spectateurs rient, la corde a passé; chacun se relève; le plus froissé est souvent celui qui témoigne le plus d'allégresse.

Dans l'ordre des choses, l'ivresse succède à la plantation de la vigne. Quatre portefaix, en costume, arrivent portant un tonneau suspendu à des crochets. C'est la *boute ambriagou* — le tonneau, qui grise. Cette fois les barres font l'office de la corde. Encore des culbutes, encore des amas d'hommes et d'enfants renversés pêle-mêle, des éclats de rire, des transports de gaieté.

Cependant au milieu de la cohue, et comme pour y mettre fin, s'avance gravement une bannière d'église dont les couleurs éclatantes attirent l'attention, et que surmonte une croix d'or. La fête prend aussitôt un caractère imposant et religieux.

A la suite de la bannière marche un portefaix aux formes athlétiques, portant un jeune enfant sur ses épaules. C'est saint Christophe et l'enfant Jésus. Le saint a les jambes et les pieds nus; son vêtement de soie, jadis fort riche, mais à présent un peu usé, est fixé par une ceinture qui lui serre les reins. L'enfant est habillé avec élégance, ses

cheveux sont beaux, son air est gracieux et satisfait; de ses petites mains il donne des bénédictions que le peuple recherche avec empressement. Un dais cramoisi le met à l'abri des rayons du soleil.

Cette fois, vous pouvez satisfaire la curiosité qui vous porte à voir de près ce groupe et le regarder à votre aise. Vous n'avez rien à craindre. Il n'en était pas ainsi autrefois, car saint Christophe tenait à la main un balai fait de plantes d'ortie, et gare aux jambes qui n'avaient que le bas de laine ou de soie pour défense. Le balai, sans cesse agité, les piquait en tout sens; mais à présent que, dans notre costume, le pantalon a remplacé la culotte courte, les orties de saint Christophe ont perdu l'efficacité de leurs pointes. Le balai ne sert qu'à soulever la poussière de la rue et à témoigner de l'instabilité des modes, qui par leurs changements ont déjoué une des bonnes malices du roi de Chypre et de Jérusalem.

Les vignerons, les portefaix ont eu le tour. C'est à présent celui des pâtres, gens fins et malicieux, eux aussi cachant leurs ruses sous un appareil de religion.

De jolis enfants, aux joues fraîches et vermeilles, richement vêtus, sont assis sur un trône à baldaquin que porte une ânesse *au pas paisible et lent*. Une troupe de jeunes bergers, ayant des houlettes garnies de rubans, forme le cortége: savez-vous un moyen de refuser votre attention aux reflets de cette soie si brillante, de ces drapeaux si bien disposés, et surtout de ces jolis enfants qui vous sourient d'un air si candide et si attrayant? Cependant n'oubliez pas que la fête tout entière se compose de surprises faites à la bonne foi. Pendant que vos regards sont fixés sur se spectacle, un malin berger profite de cette inadvertance et vous passe, pardonnez-moi ce détail, entre la bouche et le nez une baguette enduite d'huile de cade, huile visqueuse, tenace, puante, résistant à des ablutions multioliées, qui vous rendra insupportable à vous-même pendant plusieurs heures, et vous mettra dans la nécessité de fuir momentanément toute société. Telle est la fête, telle est la malice de Notre-Dame des Pâtres.

Enfin la tarasque fournit une troisième et dernière course.

On peut se faire une idée de ces divers jeux; mais ce qu'on ne saurait imaginer sans l'avoir vu, ce sont les transports de joie, les trépignements, le bonheur de la population tarasconnaise. Quel admirable accord entre ces hommes d'âge, de conditions, d'habitudes diverses, qui ce jour-là n'ont qu'une idée, qu'un sentiment unique! Riches et pauvres, magistrats et justiciables, tous vivent d'une vie commune. Les couleurs de la tarasque, représentées par un nœud de ruban rouge porté à la boutonnière et attaché par un petit lisère bleu, sont la parure de tous; les femmes, mêmes les enfants à la mamelle, portent la cocarde; ne serait ni de Terascon ni de la famille celui qui ne l'aurait pas. Les étrangers ont part à cette distinction, et, croyez-le bien, l'entrain des Tarasconnais se communique à tous les spectateurs. Les applaudissements, les cris, les témoignages d'approbation partent de toutes les mains, de toutes les bouches, de tous les cœurs. Le plaisir de la fête est là, bien plus que dans la diversité des jeux. Les poussées, les ondulations, les

acclamtions de cette foule, riant, chantant, gambadant, s'agitant de toutes les manières, animent le tableau d'une vie si active, si complète, si pittoresque, q'on ne se lasse pas de le voir et de s'y intéresser. Personne ne reste inactif. Là ce sont des rondes joyeuses, se formant, se résolvant en un clin d'œil; ici une farandole qui, au son des tambourins, se déploie, grandit, resserre ou allonge ses anneaux, se glisse à travers la foule qui la salue de la voix et du geste, ou qui, mieux encore, se joint à elle jusqu'à ce qu'un nouveau divertissement mette fin à celui-ci, car les jeux ne sont pas finis.

Noé a planté la vigne; il a subi les effets du raisin; voici le troisième acte de la trilogie.

Un char attelé de huit mules richement harnachées arrive au grand galop sur la place. Il est couvert d'arcs de verdure, de colonnes, de dômes de feuillage et de fleurs disposées avec goût. Des hommes sont assis sous cette feuillée fraîche et odorante. On cherche le sens caché de ce nouveau spectacle, quand tout à coup des jets d'eau partent de tous les points du char; ils inondent les spectateurs répandus dans les rues et ceux qui, placés aux fenêtres, sont en retard de fermer leurs volets. C'est une image du déluge universel qui atteignit il y a bientôt cinq mille ans, les plus hautes montagnes, et qui à Tarascon arrive aux étages les plus élevés des maisons.

L'esturgeon, jeu nautique qui suit le char des jardiniers et jette aussi des eaux abondantes, achève de répandre la fraîcheur dans l'air et dans les rues.

Je ne sais si le célèbre cri des Romains de l'empire, *panem et circenses*, se faisait entendre au temps du roi René. Les bourgeois de la ville, marchant deux à deux, parcourent les rues, portant au bout d'une baguette d'osier un morceau de pain du plus pur froment. C'est la promenade de St. Sébastien. La musique précède le cortège, la population le suit avec des cris de joie, et par là se réalise la dévise du bon roi, *concordia felix*." Der übrige Theil der Beschreibung schildert Bälle, Illuminationen u. s. w. und die Größe der Kosten, welche eine solche Festlichkeit veranlaßt.

Old Scratch.

In dem bekannten Werke Brands Popular Antiquities, welches, eine rudis indigestaque moles, dem englischen Studenten ein förmliches Lehrbuch aller burschicosen Ausdrücke und Wendungen liefert, ist vielleicht kein Abschnitt so ungenügend, als derjenige, welcher betitelt ist: Popular notions concerning the apparition of the devil. Nach einer kurzen Anführung der Namen: „Old Nick, old Harry, old Scratch und the old one (wir fügen noch den gebräuchlichen Ausdruck „the old gentleman" hinzu) bemerkt der Verfasser: The epithet „*old*" to so many of his titles seems to favour the common opinion, that the Devil can only appear in the shape of an old man." Es läßt sich gegen diese Ansicht indessen anführen, ob nicht vielmehr die Bezeichnung „*old*" von den alten lateinischen patres entnommen ist, die sich sehr häufig des Ausdrucks „Antiquus hostis" bedienten. Ganz in derselben

Weise redete auch der angelsächsische Dichter Caedmon vom se calda deofol, dem alten Teufel, und se elda, dem Alten; und auch in Nordfriesland findet sich noch die Bezeichnung de ual duivel. Die Dänen nannten ihn Gammel Erik, der alte Erik, welches wahrscheinlich der Ursprung des old Harry ist.

Was den Ausdruck „Scratch" betrifft, der in England gegenwärtig nur dem Teufel vindicirt wird, so darf man nicht vergessen, daß dies ursprünglich durchaus nicht der Fall war. Im Althochdeutschen finden wir „Scrat" oder „Scrato" zur Bezeichnung eines niederen Geistes (die lateinischen Schriftsteller übersetzen das Wort durch Pilosus); ferner auch Waltschrate so viel als Satyrus. In dem Vocabutarius von 1482 finden wir Schretlin als penates, Nacht-schrettele als Ephialtes; das angelsächsische Schritia ist Hermaphroditus und das Old Norse Skratii ist malus genius, gigas — sämmtlich Bezeichnungen, welche diesen Geistern beigelegt werden.

Nach Grimm's Erklärung ist der Schrat dem lateinischen Faunus und dem griechischen Satyr ähnlich, erscheint nie in weiblicher Gestalt und nicht in Haufen, wie die Elfen, sondern stets allein.

Es ergibt sich aus allem diesem, daß Old Scratch nur eine unpassende Vermehrung der Nomenclatur des Teufels ist.

Zur Behandlung der Aventures de Télémaque.

Welchen Werth Fénélon's Werk auch für unsere deutsche Jugend habe, ist bereits durch Klopstock in so genügender Weise nachgewiesen, daß dadurch allein die Lectüre dieses trefflichen Epos in unseren Schulen hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Die drei ersten Bücher sind es aber, welche sich der Form und dem Inhalte nach ganz vornehmlich zum Schulgebrauche eignen, und auch dort, wo der Télémaque nicht auf dem Lectionsplane steht, sollte man die vorgerückteren Schüler damit bekannt machen und das Werk als ein Muster des Styls bei der Ausarbeitung der freien Aufsätze tüchtig benutzen. Es gewährt sowohl durch die darin enthaltenen Principes moraux Stoff zu kleineren Abhandlungen und gibt auch eine vortreffliche Anleitung zu Beschreibungen, Erzählungen, Reden, Characterschilderungen u. s. w. Wir theilen das Folgende als eine kleine Probe mit, wobei eben nur die drei ersten Bücher berücksichtigt sind.

Unter die Sommaires der einzelnen Bücher könnte man noch folgende Principes Moraux zur weiteren Benutzung aufstellen.

I.

On voit dans ce livre qu'un homme sage ne doit attacher aucun prix aux parures recherchées; que la jeunesse, pour n'être pas trompée, a besoin de conseils; que le langage le plus flatteur n'est pas celui qu'il faut croire; que les périls doivent être prévus d'avance et combattus favec couvage quand ils se présentent; et que la Providence peut nous aire passer promptement d'une grande infortune à une grande prospérité.

II.

Une âme généreuse ne se laisse pas abattre par le malheur. On peut se faire de l'étude un délassement. Ne donnons jamais notre con-

fiance aux méchants. L'adversité nous est une source d'instructions utiles pour notre conduite envers les autres hommes.

Elle adoucit par l'étude et le travail. Une vie simple et innocente dédommage des infidélités de la fortune. Il y a peu de ressources dans un homme qui n'a pas honte de la mollesse et de l'ignorance. La jeunesse doit souvent sa perte à une mauvaise éducation.

III.

On voit dans ce livre que la candeur et la simplicité inspirent la confiance; que la discrétion et la fidélité à garder un secret nous élèvent justement à nos propres yeux; qu'il n'est pas permis de se faire justice à soi-même; que l'avarice rend malheureux celui qui s'y livre, et que la vertu seule peut nous donner le véritable bonheur avec la paix de l'âme. Télémaque profite de ses voyages pour s'instruire, il remarque que l'ordre et le travail sont les principales causes de la prospérité; il préfère de mourir que de sauver sa vie par un mensonge; il en est recompensé.

Déscriptions: La grotte de Calypso (I.). La ville de Tyr (III).

Narrations: Mentor pendant une navigation délivre Télémaque du danger d'être pris par les Troyens (I.). Arrivée de Télémaque en Egypte (II.). Apollon civilise les bergers de la Thessalie (II.). Combat de Télémaque et d'un lion (II.). Télémaque raconte comment son père lui inspira dès l'enfance la prudence et la discrétion (III.).

Discours: Calypso veut persuader à T. de rester dans son île (I.). Mentor à Aceste pour le dissuader de le faire mourir, lui et T. (I.).

Portraits et Caractères: Thermosiris (II.). Bocchoris, roi d'Egypte (II). Pygmalion, roi de Tyr (III.).

Philosophie pratique: Le mensonge n'est jamais permis (III.).

Es ist nicht zu verwundern, daß kein Gebiet der älteren Literatur ein so allgemeines Interesse erregt hat, als die provençalische Literatur, und jeder neue und gründliche Beitrag zur Geschichte derselben erregt die Aufmerksamkeit mit vollem Rechte. Ungeachtet der rühmlichen Leistungen Raynouards auf diesem Gebiete hat sich das kürzlich erschienene Werk M. Fauriel's, welches erst nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: Histoire de la poésie provençale (Paris. Labitte.) herausgekommen ist, bereits viele Freunde erworben. M. Fauriel war schon lange durch seine rühmlichen historischen Leistungen wohl bekannt, und das opus posthumum ist eine Sammlung von Vorlesungen, welche der Verfasser in früher Zeit als Professor an der Pariser Universität öffentlich gehalten hat. In den ersten Kapiteln zeigt F. den Einfluß, welchen die griechische Civilisation auf den südlichen Theil von Gallien ausübte, in meisterhafter Weise und schildert dann Südfrankreich unter den Barbaren mit demselben Glücke. Es wird gezeigt, wie entschieden das griechische

Element im südlichen Gallien zur Zeit der Unterwerfung durch die Römer vorgeherrscht habe, wie gering der Einfluß des Christenthums und das Eindringen der Barbaren darauf gewesen und mit welcher Treue ferner das eigentliche Volk manchen heidnischen Brauch noch bis vor ein Paar Jahrhunderten bewahrt habe. Im andern Kapitel erklärt der Verfasser die provençalische Sprache für einen Nachkömmling der lateinischen, mit einer bedeutenden Vermischung von Wörtern, die einer unbekannten Sprache entlehnt seien, welche, seiner Ansicht nach, die Ursprache Galliens gewesen sein mag. Mit großer Sorgfalt sind die übrigen Kapitel gearbeitet und liefern zugleich eine geschmackvolle Auswahl von Beispielen aus den verschiedenen Epochen. Am wenigsten befriedigend ist die Schilderung der „Poésie-genre populaire," welche Vieles zu wünschen übrig läßt. Höchst werthvoll ist noch eine im Anhange befindliche Abhandlung über die metrische Chronik des Kreuzzuges gegen die Albigenser.

Unter den Ausgaben der französischen Chronisten ist keine, die von den Freunden der älteren Literatur so freudig begrüßt zu werden verdient, als die von J. Yanosky herausgegebene, welche bei Didot unter dem Titel erschien: Collection de Chroniques: Memoires, et autres documents pour servir à l'histoire de France, depuis le commencement du 13me siècle jusqu'à la mort de Louis XIV. Der erste Theil enthält die besten Stücke von Froissart mit etwas modernisirter Orthographie nebst einleitenden Bemerkungen, welche zugleich ein Fragment mit dem anderen verbinden und das Fehlende ergänzen. Alle Ermüdung des Lesers ist deshalb ausgeschlossen, und die getroffene Auswahl nebst den Anmerkungen zeugen von Geschmack und Sorgfalt, Scharfsinn und Gelehrsamkeit.

Das bekannte Abécédaire français p. Eberhard (Leipzig bei Fritsche), oder „Erster Unterricht in der französischen Sprache" ist so eben in einer neuen Auflage erschienen, welche sich durch die vielfachen wesentlichen Verbesserungen noch vortheilhaft von den früheren Ausgaben unterscheiden und dem Werkchen seinen alten Ruhm erhalten wird. Ueber die Regeln der Aussprache findet sich eine neue höchst practische Zugabe, die neuere Orthographie ist gehörig berücksichtigt und vieles Unpassende weggelassen, welches sich in den früheren Ausgaben vorfand, so daß das Büchlein für den Elementarunterricht sehr geeignet erscheint. Die Ausstattung ist gut und der Druck, wenige Kleinigkeiten abgerechnet (z. B. p. 58 Les dix commendemens de la lois de Dieu) äußerst correct.

Nach dem so eben erschienenen Werke The Druidical Temples of the County of Wilts von E. Duke hat man vielfache Nachgrabungen in den celtischen Tumuli der Wiltshire Downs angestellt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nebst Stonehenge und Abury schon in den Zeiten Cäsars zu den Alterthümern der Urzeit gerechnet wurden. Als interessante Resultate der Forschungen stellt sich heraus, daß die in den Gräbern aufgefundenen Gebeine die mittlere Größe des jetzigen Menschengeschlechts nicht übersteigen, daß ferner die Tempel

der Druiden, nicht wie die Tradition sagt, in Höhlen und Grotten, sondern vielmehr im offenen, freien Felde waren. Der Verf. ist der Ansicht, daß die Druiden phönicischer Abstammung gewesen und keineswegs jene Thaten wilder Grausamkeit vollbracht hätten, deren die Römer sie beschuldigten.

Der rühmlichst bekannte J. Payne Collier, welcher sich bereits um die Geschichte Shakspeare's und des englischen Dramas überhaupt so viele Verdienste erworben, hat bei seinem unermüdlichen Fleiße durch die Veröffentlichung der Memoirs of the Principal Actors in the plays of Shakspeare wiederum einen interessanten Beitrag zur Literatur des britischen Dichters geliefert. Die bekannte Ausgabe „Mr. William Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies edited by Heminge & Condell 1623" enthält nämlich auf einem besonderen Blatte ein Verzeichniß von den Namen der vorzüglichsten Schauspieler, welche in Shakspeare's Dichtungen aufgetreten sind, und Collier hat nun in vorliegendem Werke Alles zusammengestellt, was sich über diese Schauspieler hier und da zerstreut vorfand und durch eigne und neue Forschungen das Ganze bereichert. Die englischen Kritiker spechen sich mit großer Anerkennung über diese Leistung aus, und wir empfehlen das Werk schon deshalb als ein höchst werthvolles, da es über jeden einzelnen Namen neue interessante Thatsachen liefert und zugleich begründet.

In dem Bereiche der leichteren Unterhaltungs-Literatur ist so eben ein Werk unter dem Titel: „Pen-and-Ink Sketches of Poets, Preachers and Politicians" erschienen, welches in mehrfacher Hinsicht der Beachtung werth ist. Es schildert viele interessante Persönlichkeiten, und manche von ihnen mit großer Schärfe und Gewandtheit, und wenn gleich das Buch wenig eigentliche Reflexion bietet, so besitzt es doch andrerseits einen großen Reichthum feiner Beobachtung, eine gewisse Anmuth der Darstellung und innere Wahrheit. Einzelne Bilder, z. B. das der Mrs. Hemans, sind völlig verzeichnet, andere dagegen z. B. von Charles Lamb und seiner Schwester, Mr. Hazlitt, und Lord Byron wahrhaft bewunderungswürdig.

In einem alten Rechenbuche aus dem siebenzehnten Jahrhunderte fand man kürzlich die Bezeichnung Dick Dandiprat für three halfpence, Tom Trip-and-go für threepence, Goodman Groat für fourpence und Tester für sixpence. Ueber den eigentlichen Ursprung dieser Namen hat man bis jetzt vergebliche Nachforschungen angestellt.

Eine so eben in England unter dem Titel: „Mr. Conran's National Music of Ireland — containing the History of the national melodies, the harp and other musical instruments of Erin" erschienenes Werk, hat weit mehr literarischen als musicalischen Werth. Das Ganze ist eine Sammlung von höchst interessanten Vorlesungen, welche der Herausgeber im Mechanics Institution

zu Manchester gehalten hat, und theils belehrt er durch seine gründliche Kenntniß der Vorzeit, theils ergötzt er durch den Reichthum von Anecdoten und Specialitäten über die Harpers.

Das englische Theater hat in seiner Armuth und Armseligkeit schon seit mehreren Jahren viele seiner alten Traditionen wieder aufgenommen; dahin gehört unter andern der merkwürdige Gebrauch, in der Zeit des Weihnachts- und Osterfestes Feenspiele und Parodien zur Aufführung zu bringen. Man erfreute sich bei dieser Gelegenheit oft wahrhaft humoristischer Darstellungen, aber auch hierin sind die Leistungen mit jedem Jahre schwächer und die Anforderungen größer geworden. Eine besonders gute Aufnahme erhielt das in Haymarket aufgeführte Stück: „Der Bettler zu Pferde," welches nach einer poetischen Erzählung Crabbe's das Leben eines gesinnungslosen Emporkömmlings mit einigem Witze schildert. Hätte nicht Webster durch sein unübertreffliches Spiel in die Hauptperson erst eigentlich einen Charakter gelegt und hörte die sogenannte gute Gesellschaft nicht so gern über den Bourgeois gentilhomme spotten, so wäre der Beifall, den das Stück in so außerordentlichem Maße erntete, ganz unerklärlich, da sein eigentliches Hauptverdienst doch wohl nur darin besteht, daß es keine Uebersetzung aus dem Französischen oder Deutschen ist, ein Verdienst, welches heutzutage in England zu den seltenen gehört.

Die Herausgabe sämmtlicher Werke von Walter Savage Landor (The Collected Writings of W. S. L. 2 vols Lond. 1846.) ist ziemlich allgemein in England freudig begrüßt worden, und es gibt gewiß sehr wenige Schriftsteller der heutigen Zeit, welche eine so sichere Aussicht auf literarische Unsterblichkeit und Nachruhm haben, als gerade Landor. Wir finden in dieser ersten vollständigen Ausgabe seine Gedichte (Engl. und Lat.), Tragödien und dramatische Fragmente, nebst einem neuen fünfaktigen Stücke: The Siege of Ancona (welche der Verf. höchst bescheiden „Acts and Scenes betitelt); außerdem findet sich die Examination of Shakespeare das Pentameron nebst Pericles and Aspasia vor, welche sämmtlich ganz neu bearbeitet sind und außerordentlich gewonnen haben. Einen ganz besondern Schmuck für das Werk machen aber die berühmten Dialoge aus, welche bereits vor 23 Jahren unter dem Titel „Imaginary Conversations" erschienen Sie verbreiten sich in 125 Abtheilungen über die verschiedenartigsten Gegenstände der Literatur und Geschichte und zeichnen sich aus durch reiche Gelehrsamkeit und einen reinen und glänzenden Styl, durch eine Fülle von Phantasie, Witz und Humor und eine außerordentliche Kühnheit der Spekulation.

J. H. Burton hat vor Kurzem The Life and correspondance of David Hume herausgegeben, welches schon deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil man hier zum ersten Male eine vollständige Zusammenstellung aller Dokumente findet, welche auf den philosophischen Historiker Bezug haben.

Das englische Theater hat jetzt einen zweiten Jeremy Collier gefunden. Ein gewisser M. G. Abbot a Becket, irgend ein literarischer Bouffon des Punch,

gibt gegenwärtig eine Mystification heraus und parodirt die bedeutendsten Dramatiker, die Hauptstellen ihrer besten Stücke und liefert zugleich einzelne höchst komische Skizzen der vornehmsten Theaterbeamten.

Außer der Reiseliteratur ist die englische Presse in der letzteren Zeit sehr fruchtbar für Bibliographie und Archäologie gewesen und wir nennen in dieser Beziehung als besonders bemerkenswerth die Autographen (Briefe) von Königen und Staatsmännern, welche Sir H. Ellis, der Curator der Bibliothek des British Museum, veröffentlicht. Die so eben herausgegebene dritte Abtheilung reicht bis auf Wilhelm den Eroberer, von welchem sich ein sehr interessanter Brief vorfindet, der an Gregor VII. gerichtet ist. Die wichtigen Bemerkungen des gelehrten Herausgebers verleihen dem Werke noch einen ganz besonderen Werth.

Zu den Curiositäten der neueren englischen Literatur gehört ein in dieser Zeit erschienenes Werk: „The Zoology of the English Poets, corrected by the writings of modern Naturalists," in welchem theils zoologische Unrichtigkeiten bei den bedeutendsten Dichtern nachgewiesen, theils Berichtigungen in Vorschlag gebracht werden. Wir liefern zur Characterisirung des Ganzen folgenden Auszug über die Ameise.

The natural history of Ants has been involved in much error. The accounts of the ancients are more fabulous than true; and those even of some modern naturalists are not entirely to be depended upon. Ants were long, and generally supposed to subsist on corn, and celebrated for their industry in collecting it — an error occasioned by the resemblance of their pupae, on a cursory view, to grains of wheat, and by their care in removing them to greater or smaller elevations, according to the state of the atmosphere. They were also anciently believed to bite the germ of the corn which they collected, in order to stop its vegetation, and to store it up for winter provision. Our poets, drawing their information from these fabulous sources, or sheltering themselves under classical authority, have followed each other in the self-same track of error, and by the introduction of these faults have disfigured many of their beautiful descriptions and illustrations of industry, sagacity, and foresight.

„First crept
„The parsimonious emmet, provident
„Of future, in small room large heart inclos'd;
„Pattern of just equality perhaps
„Hereafter, join'd in her popular tribes
„Of commonalty."

Milton. Par. Lost, b. VII. l. 484.

„Tell me, why the ant
„In summer's plenty thinks of winter's want?
„By constant journey careful to prepare
„Her stores, and bringing home the corny ear."

Die Poesie soll allerdings nicht dazu beitragen falsche Ansichten über Naturgegenstände und dergl. zu verbreiten; daß indessen das Aussprechen einer irrthümlichen Volksansicht oder die ungenaue Darstellung einer Thatsache, wie wir dieselbe mit unserer jetzigen Kenntniß zu kritisiren berechtigt sind, der Poesie, als solcher, Eintrag thue, möchten wir in Abrede stellen. Die Poesie stellt die Gefühle und Ansichten der Zeit dar, in welcher sie entstand, und schildert wie die Geschichte die Wahrheiten und Irrthümer ihrer Zeit. Unser Gefühl sträubt sich deshalb dagegen, die schönsten Stellen der Dichter darum geändert zu sehen, weil sie mit unserer heutigen Wissenschaft nicht ganz im Einklange stehen.

Unter den Auspicien der Royal Society of Literature erscheint die „Biographia Britannica Literaria," herausgegeben von Thomas Wright, welche überall mit dem größten Beifalle aufgenommen wird, und sich außerordentlich von den bis jetzt vorhandenen Vorarbeiten rühmlich auszeichnet. Ganz besonderer Fleiß ist auf die Anglo-Normannischen Dichter verwendet und viele Irrthümer sind gründlich berichtigt, die noch bei dem Abbé de la Rue und in anderen Werken über diesen Gegenstand sich vorfinden. Der Artikel Geoffrey of Monmouth, Alfred of Beverly, Guiscard oder Guichard de Beaulieu, Lanfranc, Anselm — um nur Beispiels halber Einiges herauszuheben — sind ganz vortrefflich und liefern neue, interessante Resultate.

Mrs. Cowden Clarke hat vor kurzer Zeit ein höchst merkwürdiges Buch herausgegeben, wofür sie 16 Jahre gesammelt; es ist dies eine Concordanz zu Shakspeare's Werken, in welcher man bei jedem Worte die ganze Stelle aufgezeichnet findet, in der es vorkommt. In der Vorrede sagt die Verf., daß sie bei ihrem Werke auf bedeutungslose Wörter keine Rücksicht genommen z. B. auf das Wort let, so oft es als Hülfsverb vorkomme (nach ihrer Angabe 2184 Male); als actives Verbum und Substantiv (17 Male) ist es dagegen mit den betreffenden Stellen citirt.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

J. Heußi, Schulfragen unserer Zeit. Nr. 1. (Wenn man den Sprachunterricht auf Schulen als bloß formales Bildungsmittel auffaßt, eignet sich dann hierzu mehr eine alte oder eine neue Sprache?) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Der Sprachkampf und seine Bedeutung in Siebenbürgen. 15 Sgr.

Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. 10 Sgr.

H. Leo, Ferienschriften. Vermischte abhandlungen zur geschichte der deutschen und englischen sprache. 5. Heft. 1 Thlr. 9 Sgr.

Girard. The Mother-Tongue; or methodical instruction in the mother-tongue in schools and families. transl. and ed. by Viscount Ebrington. 5 s.

Lexicographie.

J. Kehrein, Onomatisches Wörterbuch. 1. Heft 10 Sgr.

La découverte de l'origine et de l'étymologie de tous les mots composant la langue française par L. N. H. L.

E. Gachet, Glossaire roman-latin du 15 siècle. 1 fr. 15 c.

Universal Pronouncing and critical french-english dictionary: to which is added a dictionary of french and english sea-terms and phrases by N. G. Dufief. 12 s.

A. P. Pihan, Glossaire des mots français tirés de l'arabe, du persan et du turc, contenant leur étymologie etc. 7 fr. 50 c.

H. Fox Talbot. English Etymologies. 12 s.

A technological Dictionary: explaining the terms of the arts, literature, professions and trade by W. M. Buchanan. 3 s.

Literatur.

Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausgegeben von H. Kurz und P. Weißenbach. 1. Bd. 2. Heft. 27 Sgr.

C. T. L. Lucas, Ueber den dichterischen Plan von Goethe's Faust. 2. Aufl. 10 Sgr.

Schiller's und Fichte's Briefwechsel. Herausgeg. von J. H. Fichte. 12 Sgr.

Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Fiedler. 15 Sgr.

R. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. 2 Thlr. 10 Sgr.
F. van Bemmel. De la langue et de la poésie provençales 1 Thlr. 10 Sgr.
Portraits contemporains par C. A. Sainte Beuve. 2 vols. 7 fr.
Etudes critiques sur le feuilleton-Roman p. Alfred Nettement. 6 fr.
Etudes sur Pascal par l'abbé Flotte. 3 fr. 50 c.
Abrégé de l'histoire de la lit. fr. depuis le XIII. siècle jusqu' à la fin du XVIII. siècle par C. Schnabel. 1 Thlr. 10 Sgr.
Poésies du roi François I., de Louise de Savoie, duchesse d' Angoulême, de Marguérite, reine de Navarre; et correspondance intime du roi avec Diane de Poitiers et plusieurs autres dames de la cour rec. p. *M. Aimé Champollion-Figeac.* 30 fr.
Frank Curzon. Lays and legends of the West: a series of original papers on some of the less known of our numerous local traditions. 5 s.
A book of Highland Minstrelsy. Poems and Ballads, with prose introductions descriptive of the manners and superstitions of the scottish Highlander by Mrs. D. Ogilvey. 21 s.
Book of scottish song. 11 s.
Lockhart's life of Robert Burns. 5 th. ed. 3 s.
A Book of Roxburghe ballads by J. Payne Collier. 21 s.
Irish Diamonds; by J. Smith. 5 s.
Montgomery's Specimens of the Poetry of Ireland. 2 s. 6 d.
Duffy's library of Ireland. — The Poets and Dramatists of Ireland by D. F. M.' Carthy. With an introduction on the early religion and literature of the irish people. vol. I. 1 s.
Original Cornish ballads, with introductory essay by Mrs. Miles. 2 s. 6 d.
G. H. Francis Orators of the age; comprising portraits critical, biographical and descriptive. 10 s. 6 d.

Grammatik.

A. Zeising, Grammatik der deutschen Sprache. 15 Sgr.
Davidson's Difficulties of English grammar removed. 1 s. 6 d.
A guide to the Anglo-Saxon tongue: a grammar after Erasmus Rask, Extracts in Prose and Verse, with notes etc. by E. J. Vernon. 5 s. 6 d.

Hülfsbücher.

Altdeutsches Lesebuch vom IV. bis zum XV. Jahrh. von G. K. Frommann. 2 Thlr.
Lesebuch der poetischen Nationalliteratur vom 16. bis zum 19. Jahrhundert von L. Häußer. 1 Thlr. 15 Sgr.
Geschichte der deutschen Nationalliteratur mit Proben von Ulfila bis Gottsched, nebst einem Glossar von B. Hüppe.
Gûdrûnlieder. Herausg. von Ettmüller. Schulausgabe. 22½ Sgr.
Aufschlager grammaire allemande. 15 Sgr.
Louis Simon, franz.-engl.-deutsche Gespräche nebst einer Sammlung von Sprichwörtern. 15 Sgr.
Cours historique et dramatique de style épistolaire. 4 fr. 50 c.
L. Tafel, Analytisches Lehrbuch der französischen Sprache. 15 Sgr.

H. Berneaud, Französisches Lesebuch (prosaische und poetische Lesestücke mit Erklärungen und Wörterverzeichnissen). 2 Thle.

Choix du théatre français (cont. l'Avare, le Cid, le Bourgeois gentilhomme, Phèdre) Ed. Fritsche. 20 Sgr.

Abécédaire français p. Eberhard. (3. Aufl.) 7½ Sgr.

K. Hölting, Lehrbuch der französischen Sprache I. Lehrstufe. 2. vollständig umgearbeitete Aufl. 22½ Sgr.

W. F. Eisenmann, franz. Lesebuch in 3 Abth. 24 Sgr.

C. Otto, Ausgewählte französische Theaterstücke. 9 Sgr.

Halevy, Histoire et modèles de la littérature française. 2 vol. 15 Sgr.

C. Schütz, Englisches Lesebuch für die höheren Klassen der Real- und Handelsschulen. 1 Thlr.

H. A. Manitius, Lehrbuch der englischen Sprache. 1 Thlr.

Gedruckt bei Sam. Lucas
in Elberfeld.

Für die Lehrer der englischen Sprache!

Inhalts-Verzeichniß.

Literarischer Anzeiger
für die
Literatur der neueren Sprachen.

Bei Hermann Fritzsche in Leipzig erschien so eben:

Erster Unterricht im Französischen.

Dritte verm. u. gänzlich umgearbeitete Ausgabe
des
Abécédaire français
par
G. A. Eberhard.
8. Geb. 7½ Sgr.

☞ Eine zweckmäßige Anleitung zur richtigen Aussprache des Französischen und passende Leseübungen, von geeigneter Hand ganz neu bearbeitet, machen dieses Büchelchen als erstes Unterrichtsbuch im Französischen für den Schul- und Hausgebrauch sehr empfehlenswerth.

In der Verlagshandlung von Paul Neff in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grammaire française à l'usage des Allemands

par
E. Borel.
Dritte Auflage.
Preis 1 fl. 36 kr. oder 20 gGr. 25 Sgr.

In der Verlagshandlung von C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klio.

Historisch-comparative Darstellung
der
allgemeinen Verhältnisse des Erdkörpers
und der
Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten
bis auf die Gegenwart
in tabellarischer Uebersicht.
Von
Dr. Karl Friedrich Merleker.
Gross Quer-Quart. geh. in Umschl. 2 Thlr od. 3 fl. 36 kr.